KULTURGESCHICHTE: WERDEN UND VERGEHEN IM VÖLKERLEBEN

Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld





KULTURGESCHICHTE.

WERDEN UND VERGEHEN IM VÖLKERLEBEN.

ZWEITER BAND.

KULTURGESCHICHTE

WERDEN UND VERGEHEN IM VÖLKERLEBEN

VON

AMAND FREIHERR v. SCHWEIGER-LERCHENFELD.

ZWEITER BAND.

MIT 20 TAFELN UND 306 ABBILDUNGEN IM TEXTE.



WIEN UND LEIPZIG.
A. HARTLEBEN'S VERLAG.
1907.

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

ERSTES BUCH.

ROM.



Etruskisches Wandgemälde aus Corneto.

Erstes Kapitel.

Italiker — Etrusker — Veneter.

Indem wir jenen Boden betreten, in welchem bei Beginn unserer Schilderungen die Keime eines Weltreiches sich entwickelten, das für die Menschengeschichte von außergewöhnlicher Bedeutung werden sollte, werfen wir noch einmal einen Blick nach Osten. Das synchronistische Moment, das wir festhalten, ist der Höhepunkt der mykenischen Kultur. In den Königsburgen hinter den gigantischen Wallmauern spinnen die uralten Sagen des Morgenlandes ihre glitzernden Fäden und verhüllen eine Welt, die ohnedies traumhaft verschwommen genug ist. Die Gestalten des Lebens aber schreiten in goldenen Diademen einher, ihre Panzer sind lauteres Edelmetall. In den Frauengemächern spinnen emsige Hände die Purpurwolle des Phönikers, oder sie gleiten über allerlei ehernes Hausgerät, an welchen die Fabeltiere des Ostens uralte Sagen oder mystisch-kosmogonische Vorstellungen neugierigen Augen vermitteln.

Dritthalb Jahrtausende waren verstrichen, seitdem die Einbildungskraft chaldäischer Priester diese seltsamen Dinge aus dem Nichts hervorgezaubert hatte. Und während die mykenischen Königstöchter den Spuren Alkmenes folgen, die dort am Iphitos bei Tiryns den Herakles geboren — nachdem er geraume Zeit zuvor als »Melkarth« den phönikischen Strand verlassen hatte, um die Länder des Westens zu erobern — taucht dieses farbenreiche Bild mit all seinem bunten morgenländischen Flitter wie eine lockende Vision in den goldenen Nebel zurück.

Wir überschauen ein anderes Land, das um dieselbe Zeit, da im Bereiche der tiryntischen Kyklopenmauern Zeus in Amphitryons Gestalt »verruchte Liebespfade« wandelte, noch alle Züge wilder Ursprünglichkeit aufweist. Es ist Italien, aber nicht jenes sonnig-heitere, klassisch veredelte Land mit seinen Lusthainen und Weihern, seinen üppigen Gärten und Volièren, Marmortempeln und zierlichen Villen, um deren Portiken und Hallen die Reben sich schlingen und die Fruchtfülle des Südens aus immergrünem Laub hervorquillt.

Es ist die Zeit um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Allenthalben bedeckt der nordische sommergrüne Wald die Gebirge und größtenteils auch die große Ebene zwischen Alpen und Apennin, nur schmale Streifen Weidelandes freilassend. In den dichten Forsten von Nadelhölzern und Eichen jagt der Ligurer, mit Pfeil und Bogen und der Lanze mit steinerner Spitze den Hirsch und den Eber, den Wolf und vielfach auch noch den Höhlenbären, den Zeitgenossen einer noch älteren, paläolithischen Bevölkerung, die längst vom Schauplatze verschwunden ist. Aber auch für den neolithischen Ligurer sind die Tage seines ungestörten Verweilens in diesen schattigen Jagdgründen gezählt. Vom Norden und Nordosten drängt durch die Täler, welche die Wasser der Alpenhöhen dem dichtbewachsenen Tieflande zuwälzen, ein Volk anderer Rasse. Es sind die Italiker. Daß sie lange unterwegs waren, nachdem sie sich vom urgermanischen Grundstocke losgelöst, ist nicht zu bezweifeln. Um jene Zeit lebten sie noch in brüderlicher Gemeinschaft mit einem anderen Stamme, den nachmaligen Hellenen, wie tief im Norden Germanen und Slawen als friedliche Nachbarn ihr Dasein fristeten.

Eine naheliegende Hypothese läßt Italiker und Griechen noch kurz vor ihrer Trennung an den südlichen Gehängen der Ostalpen beisammen weilen. Die Wege ihres weiteren Zuges waren von der Natur vorgezeichnet: im Westen die apenninische Halbinsel, im Osten die peninsulare Welt des Hämussystems. Die Besiedelung des ersteren Gebietes durch die arischen Italiker, welche die nicht-arischen Ligurer im Norden und die Sikaner im Süden vor sich hertrieben oder vernichteten, muß mehrere Jahrhunderte angedauert haben. Die neuen Ansiedler waren noch durchaus ein Steinzeitvolk. Als aber um die Wende des ersten vorchristlichen Jahrtausends ein zweiter Strom aus den Alpentälern hervorbricht, sind die Wälder der Tiefebene des Po so weit gelichtet, daß zahllose Niederlassungen in Form von Pfahlwerken entstehen und ausgedehnte Flächen in der heutigen Lombardei und Emilia — also zu beiden Seiten des genannten Stromes, zwischen Alpen und Apennin und der Ostküste der Adria — der Bodenkultur unterworfen werden.

Hiermit treten wir in die älteste genauer bekannte Kulturperiode der Italiker ein. Man nennt sie bezeichnenderweise die »Terramarekultur«. Die Niederlassungen, deren Spuren man noch heute allenthalben begegnet, waren regelrechte Pfahldörfer, jedoch auf trockenem Boden gelegen, meist an Bächen und Flüssen. Da sie des natürlichen Schutzes, den die isolierte Lage den See-Pfahlbauten bietet, entbehrten, erhielten diese Ansiedelungen Wall und Graben, vielfach auch einen starken Gurt von Pallisaden. In friedliche Verhältnisse werden sonach

diese neuen Ansiedler schwerlich getreten sein; es fragt sich nur, von welcher Seite die Gefahr drohte. Vielleicht hatten sich im Laufe eines halben Jahrtausends die beiden Bruderstämme derart entfremdet, daß seitens der neu Angekommenen solche Vorsorge geboten war, vielleicht hausten noch allenthalben wilde Ligurer in den Gebirgen des Südens. Offenbar war auch den benachbarten wilden Illyrern nicht zu trauen.

Die neuen Einwanderer waren ein Bronzevolk. Dieser Sachverhalt genügt, um sie scharf von ihren stammverwandten neolithischen Vorfahren zu trennen. Zwar die Bronzekultur, welche die Italiker des zweiten Zuges mitbrachten, war eine primitive, unentwickelte. Man kannte nur den Guß, nicht aber das Schmieden. Da man unter den Fundstücken der Terramareschichten Gußformen gefunden hat, ist die eigene Erzeugung erwiesen und Importware ausgeschlossen. Man goß Palstäbe, Sicheln, Feilen, Messer und Pfriemen, ferner Kämme, Rasiermesser, Zierstücke, Dolchmesser, Pfeil- und Lanzenspitzen. Merkwürdigerweise trifft man die Fibel selten an; desgleichen fehlen alle Objekte einer entwickelteren Bronzekultur, wie Arm- und Halsreifen, Finger- und Ohrringe, Gürtelschnallen und Gürtelbeschläge, ferner das Edelmetall, das Eisen und das Glas. Dagegen lief neben der Bronze noch vielfach das alte Steingerät einher, das sichere Zeugnis einer Übergangsperiode. Selbstverständlich fehlen die Gebrauchsgegenstände aus Horn und Bein nicht.

Über die Art der Niederlassungen ist man nicht im Zweifel. Die Hütten der Terramarebauten wichen von den bekannten Pfahlbauten in ihrer Anordnung nicht ab. Der Pfahlrost bestand aus 2 bis 3 Meter hohen Ulmenstämmen, welche eine Balkenlage, den eigentlichen Boden — eine mit Sand oder Erde überschichtete Bohlendecke — zu tragen hatten. Die Hütten selbst waren aus Reisig und Stroh hergerichtet. Da alle Küchenabfälle und Gebrauchsgegenstände sowie Unrat aller Art innerhalb des Pfahlrostes gefunden wurden, muß die gleiche Einrichtung wie bei den See-Pfahlbauten — eine Falltüre in der Mitte der Hütte — bestanden haben. Aus dem Inhalte dieser »Kulturschichten« ergibt sich, daß die Terramare-Leute Ackerbau betrieben, aber auch mit den Früchten des Waldes Vorlieb nahmen. Außerdem züchteten sie Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine. Die Jagd scheint gleichfalls eine wichtige Nahrungsquelle gewesen zu sein (auf Hirsche, Rehe, Wildschweine, Bären), nicht aber der Fischfang, von dem jede Spur fehlt.

Das Gesamtbild, welches wir von dem Leben und Treiben dieser Ansiedler gewinnen, kennzeichnet sich in erster Linie in dem zähen Festhalten an den Siedelungsstätten, was darauf hinweist, daß die Bodenkultur, die zudem mit der noch immer üppig wuchernden Waldvegetation zu kämpfen hatte, entschieden überwog. Wir haben es also hier mit einem Bauernvolke zu tun, im Gegensatze zu seinen Vorfahren, die auf demselben Boden vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich als Jäger und Nomaden herumstreiften. Mit der Seßhaftigkeit müssen Ordnung und Gesetz Hand in Hand gegangen sein. Nüchternheit, praktischer Sinn, Angewöhnung an harte Arbeit, womit offenbar auch eine strenge Familienzucht zusammenhing: das Alles zeigt uns

in verwischten Umrissen das bäuerliche Wesen des späteren Latiners und Römers. In den Terramaren Oberitaliens liegen die Wurzeln jenes stolzen, harten Römertums, das sich in rund einem Jahrtausend zu der größten Weltmacht, welche die Geschichte kennt, entwickeln sollte. Und noch ein vergleichendes Moment: ungefähr zu derselben Zeit, als die Terramare-Leute in die Poebene einbrachen, kam der Dorersturm über das mykenische Reich.

Damit werden wir daran erinnert, daß auch die Italiker sich später in zwei Hauptgruppen teilten, in eine westliche und in eine östliche, deren ethnisches Verhältnis zueinander unwillkürlich an jenes mahnt, das zwischen Joniern und Dorern bestand. Das Hauptvolk der westlichen Gruppe war das lateinische, darunter die Latiner derjenige Stamm, der, als ein tüchtiges Bauernvolk, der Kern eines winzigen Staatengebildes wurde mit Rom als nationalem Mittelpunkte. Die anderen westlichen Stämme machten eine merkwürdige Wandlung durch. Die Ausoner in Campanien, die Italer im »Rinderlande« (Italia, später Bruttium) sowie der Stamm, welcher bis Lucanien vorgedrungen war, unterlagen frühzeitig auswärtigen Kultureinflüssen, vorzugsweise den seit dem 8. vorchristlichen Jahrhundert einströmenden griechischen (dorischen) Elementen, so daß sie bereits ethnisch umgebildet waren, als die jüngeren Glieder der östlichen Gruppe im südlichen Teile der Halbinsel erschienen.

Diese östlichen Stämme faßt man in der Regel unter der Bezeichnung der umbrisch-sabellischen zusammen. Das Muttervolk sind die Umbrer, die, wie es scheint, am längsten in den nördlichen Ebenen zurückblieben, da sie aus denselben durch die Etrusker (siehe weiter unten) gegen Südosten hin, also in den Landstrich zwischen dem Apennin und der Adria, abgedrängt wurden und der seinen uralten Namen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Als das Muttervolk des südlichen Zweiges der Ostitaliker gelten die Sabiner, deren Verbreitungsgebiet südwärts an das der Umbrer anschloß. Aber nicht diese Sabiner, sondern die kraftvollen und kriegerischen Samniter, welche im Hochlande südlich von den Abruzzen hausten, wurden das führende Volk der sabellischen Gruppe. Zu ihnen gehörten die Stämme der Marser und Herniker. Sie und die den Umbrern verwandten Volsker waren die ersten Bedränger Latiums.[1])

* * *

[1]) Die rasche und energische Ausdehnung der Völker sabinischer Abkunft wurde wesentlich durch eine bei ihnen besonders in Blüte stehende Institution gefördert. Man kennt sie unter der Bezeichnung Ver sacrum. Das Fest des »heiligen Lenzes« bestand darin, daß aus Anlaß irgend einer Bedrängnis, sei es Krieg oder Seuchennot, den zürnenden »unterirdischen« Göttern ein Gelübde in feierlicher Weise abgelegt wurde. Kraft dieses Gelübdes war alles im nächstfolgenden Frühling Geborene, Menschen und Vieh, der Gottheit geweiht. Letztere wurden geopfert, die neugeborenen Menschen aber hatten nach Ablauf von zwanzig Jahren die Verpflichtung, »einem Bienenschwarm gleich« ihr Heimatland zu verlassen und sich neue Wohnsitze zu gründen. Dieser Auszug der Jünglinge und Jungfrauen erfolgte in feierlichem Prozessionszuge, angeführt durch eines der »heiligen Tiere« des Mars (Stier, Wolf, Specht). Dies ist der Ursprung der vielen kleinen sabellischen Stämme, die sich im weiten Umkreise um das Stammland der Sabiner gruppierten und sich vornehmlich durch ihren kriegerischen Geist hervortaten.

Die Etrusker.

Das »etruskische Problem« ist eines der hartnäckigsten, das sich der paläoethnologischen Forschung entgegenstellt. Während bei anderen Völkern, deren Ursprung oder Herkommen Schwierigkeiten bieten, räumliche Beziehungen die Grundlage zu den Untersuchungen abgeben, hängt das Rätsel der Etrusker sozusagen in der Luft. Im Lichte der Dämmerung, die alles vorgeschichtliche Geschehen verschleiert, tritt dieses Volk vor das geistige Auge des Forschers, der mit einer gegebenen Tatsache zu rechnen hat, die so viel des Eigenartigen aufweist, daß sich mehr der »stummen Fragen« an sie heften, als die klare Folgerichtigkeit kulturgeschichtlicher Evolutionen verträgt.

Bei so unsicherer Basis hat die Spekulation freies Spiel. Kein Wunder also, daß die Ansichten über die Herkunft der Etrusker weit auseinandergehen und im Widerstreite dieser Hypothesen sich eine Kultur abspiegelt, die bald als eine ursprüngliche, bald als eine durch überseeische Beziehungen entlehnte oder infolge anderer Vorgänge sozusagen eingesickerte angesehen wird. Für alle diese Meinungen gibt es Anhaltspunkte, welche sie stützen, ohne die vorhandenen Widersprüche auszugleichen. Wenn vollends ein Gelehrter von der Bedeutung eines Mommsen die ganze etruskische Frage vom ethnologischen Standpunkt als irrelevant erklärt, so will uns bedünken, daß durch eine solche Abweisung erst recht die gegebene Schwierigkeit im Sinne ihrer ersprießlichen Lösung vor Augen tritt.

Die Nachrichten der Alten gehen in Kürze dahin, daß die Italiker, nachdem sie sich in Oberitalien ausgebreitet hatten und langsam nach Süden vorgedrungen waren, durch die hereinbrechenden Etrusker aus ihren Siedelungen verdrängt wurden, wobei »dreihundert Städte« in der Poebene von den fremden Eindringlingen vernichtet wurden. Diese »Städte« waren offenbar nichts anderes als die geschilderten Pfahldörfer. Auffallend ist, daß die Italiker, welche diesem Drucke auszuweichen hatten, nicht gleichmäßig nach dem Westen, Süden und Osten sich ausbreiteten, sondern einseitig nach Süden und Osten, beziehungsweise längs den Küsten der Adria. Von einer Besitzergreifung des eigentlichen Etrurien, als der westlichen Seite der Halbinsel, verlautet nichts. Die Ligurer, die diesen Strich etwa um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends inne hatten, sollen von dem so bezeichneten »ersten Schub« der Italiker aus ihren Heimsitzen verdrängt worden sein. Hiernach wären Italiker in dem später als »Etrurien« bezeichneten Landgebiete bereits ansässig gewesen, bevor noch die »Terramare«-Kultur in der Poebene platzgriff, welche, wie wir gehört haben, allgemein in das erste vorchristliche Jahrtausend als so bezeichneter »zweiter Schub« verlegt wird.

Der springende Punkt ist also der: brachen die Etrusker aus dem Lande hervor, in welchem sie mit Eintritt der historischen Zeit bereits eine bedeutsame und ganz eigenartige Zivilisation aufweisen, oder kamen sie von anderswo her, um erst später jenes Land (Etrurien) zu besiedeln, und wenn letzteres zu gelten hat: von welcher Seite und unter welchen ethnischen Voraussetzungen ... In dieser Frage ruhen nun die drei



Etruskische Nekropolis zu Orvieto.

Hypothesen, die das gegebene Problem derart verwirrt haben, daß eine befriedigende Lösung kaum jemals zu erwarten ist. Wir wollen nun diesen Hypothesen nähertreten.

Die älteste derselben erkennt in den Etruskern ein morgenländisches Volk, das zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkte an der Westküste des nördlichen Teiles der italischen Halbinsel sich angesiedelt hätte. Herodot läßt Etrurien durch die Phokäer entdeckt werden, nachdem derselbe Herodot eine lydische Kolonie aus der nächsten Nachbarschaft der Phokäer schon viele Jahrhunderte früher eben dahin geleitet hat. Der Anlaß zu dieser Wanderung soll eine achtzehnjährige Hungersnot gewesen sein. Da das lydische Reich erst während des Aufkommens der Jonier erstarkte, muß sonach jener Exodus in eine Zeit fallen, die sich ungefähr mit jener deckt, die zwischen den vorher erwähnten beiden »Schüben« der Italiker liegt. Es fragt sich nur, um wie vieles früher die Auswanderung vor dem Erscheinen der Jonier in Vorder-Kleinasien erfolgte.

Das etruskische Leben bietet in der Tat der Vergleichungspunkte genug mit dem vorderen wie mit dem tieferen Morgenland. Die Etrusker hatten eine Kosmogonie, welche die Welt in sechs Perioden und in ähnlicher Ordnung wie die hebräisch-babylonische erschaffen läßt. Sie kennen den Kampf der guten und der bösen Geister, den sie unzählige Male genau wie die Phöniker und Babylonier darstellen und zuweilen ausdrücklich als Kampf um die Menschenseele fassen. Die etruskische Wissenschaft der Zeichendeutung ist uralt asiatisch. Die Etrusker weissagten aus dem Vogelflug und dem Blitz (wie Phryger und Karer). Von

Lydien selbst leitete man die Purpurtracht der etruskischen Großen und die nachherige Toga der Römer ab. Denselben Weg aus Asien hat das etruskisch-römische Feldzeichen, der Adler, gemacht. An Lydien erinnert schließlich die ausgelassene Freiheit, welche das weibliche Geschlecht in Etrurien, genau so wie in Lydien, genoß.

Gehen wir weiter. In dem flachen Küstenstrich zwischen Civitavecchia und Rom — eben dort, wo die Lyder gelandet haben sollen — sieht man eine Gruppe hoher Grabhügel, unter welchen sich niedrige Grundmauern bis zu 250 Meter im Umfange vorfanden, mit labyrinthischen Gängen, also genau so wie im Alyattesgrab bei Sardes. Berühmt in seiner Art ist das Grab von Cäre (bei Palo, in der Nachbarschaft), das bis zur Aufdeckung der mykenischen Königsgräber den reichsten Inhalt goldener Schätze bewahrte, den man bis dahin kannte. Die vordere Abteilung des langen Ganggrabes war die Ruhestätte eines Kriegers. Hier fand sich eine bronzene Bahre und an der Wand lehnte eine Reihe bronzener Schilde, mit Verzierungen ganz im Stile jener Prachtfassade von »Atreus Schatzhaus« zu Mykenä. Die rückwärtige Abteilung war ein Priestergrab mit all dem barbarischen Goldprunk des Orients. Besonders bemerkenswert ist eine goldene Brustplatte mit zahlreichen Reihen kleiner Fabeltiere, menschlicher Flügelwesen, Chimären usw. Da waren auch Goldfransen, und zwar in solcher Fülle, daß anzunehmen ist, der beigesetzte Priester (oder Priesterfürst) müsse ein ganzes goldenes Gewand getragen haben, ähnlich wie jener taurische König in Kul-Obo (I. Band, S. 344) und die Lyder selbst.



Der »Pozzo di S. Patrizio« zu Orvieto. (Brunnenartiges etruskisches Grab.)

Cäre gegenüber, jenseits einer tiefen Schlucht, befand sich die eigentliche Totenstadt. Dort sind zahllose Felsgräber, in Straßen und Plätze abgeteilt, unansehnlich von außen, aber mit geräumigen Grabkammern, aus dem Felsen gehauenen Lehnstühlen, alles nach asiatischem Vorbilde ... Merkwürdig ist auch die »Cucumella« im Totenfeld von Vulci, ein ungeheurer Grabhügel, 70 Meter im Durchmesser, 15 Meter hoch, einst an seinem Fuße von einer kreisrunden Mauer umgürtet. Steinerne Sphinxe standen am Eingang. Bruchstücke von Bronze und Goldplättchen, die Überreste früherer Plünderungen, wurden noch vorgefunden. Das fabelhafte Grab des Porsena zu Clusium (Chiusi) bestand aus einem viereckigen Unterbau mit aufgesetzten Pyramiden oder Kegelformen, war also eine Nachbildung der asiatischen Grabtürme. Eine hervorragende etruskische Kulturstätte ist ferner jene des heutigen Orvieto mit seiner Nekropolis.

Plinius berichtet, daß eine »pelasgische« Bewegung aus Epirus, das infolge der thessalischen Katastrophe überfüllt war, sich nach Italien wandte und dort die Ebene an der Pomündung besiedelt hätte. Ihre Anwesenheit erhielt sich noch spät durch den Namen der »philistinischen Gräben«, womit wohl Wasserwerke gemeint sind, durch welche ein herrenlos gebliebenes Sumpfland urbar gemacht wurde. Diese Einwanderer aber zogen landeinwärts und nahmen Cortona mitten in Umbrien. Der Name ist bedeutungsvoll. Er erinnert nicht nur an »Gortys«, der steil gelegenen arkadischen Stadt in der Nähe des pelasgischen Lykaion, sondern auch an »Gortyna« auf Kreta, jener Hauptetappe aller kanaanitisch-philistäischen Wanderungen (Band I, S. 497). Woher hatte Cortona seine gewaltigen Kyklopenmauern, wenn nicht von einem aus Asien eingewanderten Volke?

Alle diese bedeutungsvollen Anhaltspunkte, welche für die asiatische Abstammung der Etrusker sprechen, werden durch eine andere Hypothese von der Tafel weggewischt. Nach ihr sollen die historischen Etrusker (Tusker, Tyrsener, Tyrrhener) ein Mischvolk sein. Die Grundmasse habe ein italischer Stamm der Terramare-Periode gebildet, jene »Rasener«, die, von Osten her über den Apennin herabsteigend, allmählich die Flußtäler von der Marca bis Aro besetzt und sich in der Bronzezeit zu höherer Kultur entwickelt hätten. Um 645 v. Chr. begann der große Aufschwung der etruskischen Macht. Hier beginnt die »Überschichtung«. Weil ein selbständig sich entwickelndes etruskisches Volk nicht bequem ist, läßt man die »Rasenae« (Rasener) durch — tyrrhenische Einwanderer zivilisieren. Diese »Tyrrhener«, welche um 900 v. Chr. eine bemerkenswerte Seeherrschaft (Piraterie?) ausübten, wurden die Lehrmeister der Rasener und diese gingen schließlich in jenen auf. Wenn man schon ein Mischvolk nötig hat, muß man mindestens ein asiatisches Element in die Retorte werfen, da anderenfalls die ganze nach asiatischem Vorbilde ausgestattete etruskische Zivilisation keine Begründung fände.

Aber auch auf anderem Wege war ein Kompromiß möglich. Und das ist die dritte Hypothese. Gleich den Ligurern und Italikern wären auch die nachmaligen Etrusker von Norden oder Nordosten her aus dem Alpenlande in Oberitalien eingedrungen, um zunächst die Poebene zu besie-

deln und sodann, den nordwestlichen Apennin überschreitend, jenes Landgebiet dauernd zu beherrschen, das nach ihnen den Namen erhielt. Da aber ein aus dem barbarischen Norden kommendes Volk unmöglich eine Kultur mitbringen konnte, die sowohl im geistigen als im materiellen Sinne die gleiche Prägung hat wie die altasiatische, muß ein zweites Volk die Vermittlerrolle übernehmen.

Selbstverständlich sind es die Phöniker. Ihr Einfluß muß stark genug gewesen sein, da schließlich aus dem Volke der Etrusker eine Art Phöniker wurde; denn abgesehen von den geistigen Faktoren schlugen auch gewerbliche Künste und nicht zuletzt das Leben selbst, das die Phöniker ihren unkultivierten Schützlingen übermittelten, so tiefe Wurzeln, daß von dem alten Barbarenvolke nichts mehr übrig blieb. Unter anderem hatten die Phöniker den Gebrauch metallener (beziehungsweise tönerner) Totenmasken eingebürgert. Da aber in ältester Zeit die Etrusker ihre Toten verbrannten, fand man sich damit ab, die Aschenurnen mit Porträtmasken zu versehen, welche zu Beginn sehr primitiv ausgeführt waren, in der Folge aber zu einem höchst beachtenswerten Zweige der Plastik sich ausgestalteten. Das war ungefähr zwischen dem 5. und 6. Jahrhundert v. Chr. Jetzt waren es keine Aschenkrüge mehr, sondern Sarkophage mit den Gestalten der Toten, die in ihnen ruhten. Als schließlich (im 3. und 2. vorchristlichen Jahrhundert) abermals der Leichenbrand Eingang fand, »verschmolzen Sarkophage und Urnen zur letzten Evolution der Totenmasken«. Es



Gräberfunde von Corneto-Tarquinii, $^1/_8$ n. Gr.

kamen die »Aschenkisten« auf, mit dem Porträt des Toten auf dem Deckel.

Die phönikischen Kultureinflüsse, welche mit der Gründung der Stadt Tarquinii ihren Ausgang nehmen, wurden späterhin nicht unerheblich durch die Nachbarschaft der Griechen in Unteritalien (Cumä) beeinflußt. Dies bezeugen die Gräberfunde von Tarquinii, von welchen beispielsweise die bemalten griechischen Tongefäße einer jüngeren Gruppe angehören, während in den älteren Teilen dieser Nekropole der phönikische Einfluß ohne Konkurrenz dasteht. Erst vom Ende des 6. Jahrhunderts ab bleibt der griechische Einfluß dauernd und schwindet der phönikische immer mehr und mehr. Aber innige Beziehungen Etruriens zu Karthago bestehen noch durch längere Zeit, was bei dem lebhaften Seeverkehr, welchen die Etrusker unterhielten, nicht befremden kann. Man braucht hierbei gar nicht ethnische Berührungspunkte vor Augen zu haben. Ebenso innig aber gestalteten sich die Beziehungen zu den Griechen, nachdem die Etrusker auf ihrem Kolonisationszuge bis nach Campanien kamen, an welchem sich auch die Falisker, ein Volk, das sich von seinen Heimsitzen aus (zwischen dem Tiber und dem Cimischen Bergwalde) lange und hartnäckig gegen die Römer verteidigte, beteiligten. Hauptorte der Falisker waren Fescenium und Falerii (ager Falernus, vinum Falernum). Volturnum (Capua), Urina (Nola), Surrentum (Sorrent) sind etruskische Gründungen.

Die Zeit dieser kolonisatorischen Bewegung wird in das 8. vorchristliche Jahrhundert verlegt. Sie griff auch auf das Pogebiet über, wo einige Niederlassungen — Felsina (Bologna), Mantua, Melpum (Mailand) — zu wichtigen Kulturmittelpunkten sich auswuchsen. Im 7. und 6. Jahrhundert beherrschten die Etrusker auch Latium. Dann aber ging es mit ihrer Macht allmählich zurück. Fast zu gleicher Zeit, um 500 v. Chr., unterlagen sie dem Ansturme der Gallier im Norden und dem der Samniten im Süden, schließlich auch dem der Latiner, bald nach dem Untergange der Tarquinier (510 v. Chr.). Um 400 v. Chr. fiel Veji in die Gewalt der Römer und das nun folgende Jahrhundert war ununterbrochen mit Kämpfen zwischen Etruskern und Römern ausgefüllt, welch letzteren es schließlich gelang, die einst so starke Gegnerschaft zu brechen und das Land zu romanisieren. Wie sehr alles Kraftgefühl unter den Etruskern geschwunden war, bezeugt der Umstand, daß Hannibals Sieg am trasimenischen See das Volk nicht mehr aufzurütteln vermochte. Völlig erstickt wurde der Rest des etruskischen Lebens durch die großartigen Landzuweisungen Sullas an seine Veteranen. Was noch erübrigte, zerstörten der Untergang des Catilina und die Gewalttaten des Clodius.

Das staatliche Leben in Etrurien ermangelte eines festen politischen Zusammenschlusses. Die Zersplitterung ging so weit, daß zur Zeit der größten räumlichen Ausbreitung drei Gruppen von Föderationen platzgegriffen hatten, deren jede zwölf Städte umfaßte. Hier hat unverkennbar Jonien das Vorbild abgegeben. Die drei Konföderationen waren das padanische mit Felsina als Mittelpunkt, das campanische mit Volturnum (Capua) und das eigentliche Etrurien, welches eines staatlichen Mittelpunktes entbehrte, da zwischen den führenden Städten — Tarquinii,



Orvieto.

Clusium und Volsinii — große Rivalität bestand. Nur die Religion hielt das Ganze einigermaßen zusammen. Als religiöser Mittelpunkt des Städtebundes erscheint der Tempel der Voltumna, wo alljährlich die religiösen Bundesfeste begangen wurden und zugleich die Ratsversammlungen der Vertreter des Volkes, der Städte und der Kasten statthatten. Als eine Art staatliches Oberhaupt tritt der »Bundespriester« auf. Eine andere gemeinsame Autorität gab es nicht. »Bundesfeldherrn« traten nur für den Fall in Aktion, wenn eben ein Bundeskrieg im Zuge war, doch gehörten solche gemeinsame Unternehmungen zu den Seltenheiten.

Überhaupt waren die Etrusker keine kriegerische Rasse. Das Selbstgefühl der Massen war durch knechtischen Druck erstickt, in späterer Zeit schuf der zunehmende Luxus der Vornehmen und die drückende Lage der Beherrschten Zustände, welche einer kräftig-männlichen, kriegerischen Entwicklung entgegenstanden. Das Volk war im großen und ganzen nur der Kitt, welcher den Zusammenhang mit den Städten herstellte. Aber auch in diesen herrschten schroffe gesellschaftliche Verhältnisse. Einen »Demos« im attischen Sinne oder eine freie »Plebs« nach latinischer Weise gab es in Etrurien wohl nicht. Es herrschte strenge Geschlechterherrschaft, neben welcher die Priesterkaste die staatliche (oder richtiger die städtische) Autorität vertrat. Einzelne Könige, welche in der Geschichte Etruriens auftraten, dürften kaum eine weitgehende Macht besessen haben. Im allgemeinen tritt aus der etruskischen Staatengeschichte auffällig das Bestreben hervor, die königliche Gewalt — die sicher niemals ein Erbkönigtum war — zu be-

seitigen und an ihre Stelle die Machtbefugnisse der Magistrate zu setzen, welche von den einzelnen Staaten (oder Gemeinden) von Jahr zu Jahr berufen wurden.

Merkwürdig ist, daß ein ethnischer Einfluß seitens der Etrusker auf die Römer sich niemals geltend gemacht hat. Von um so größerer Bedeutung war der zivilisatorische Einfluß. Es erklärt sich dies ganz ungezwungen aus dem nüchternen, bäuerlichen Wesen der Latiner in ältester Zeit und ihren politischen, sozialen und kriegerischen Machenschaften in späterer Zeit, welche einer mehr selbständigen Entfaltung kulturellen Lebens nicht förderlich waren. Auch äußerlich war die Machtstellung der Etrusker eine solche, welche auf die Latiner nicht ohne Rückwirkung bleiben konnte. Alles, was auf dem Gebiete der Kunst, des Kunstgewerbes, der Industrie und der Technik in Latium im Laufe der Zeit Sitten und Lebensverhältnisse beeinflußte, kam aus Etrurien. Pomp und Prunk, feierliche Aufzüge, Abzeichen fürstlicher Sonderstellung, ja sogar die Fechterspiele und zahlreiche Äußerlichkeiten von symbolischer Bedeutung fanden von Etrurien aus in Rom Eingang. Hierzu gehören: das goldene Diadem, die mit Gold gestickte



Etruskischer Bronzewagen. Gefunden 1903 in einem Grabe zu Norica (Nurisa). Angekauft für das Metropolitan-Museum of Art zu New York um 250.000 Francs.

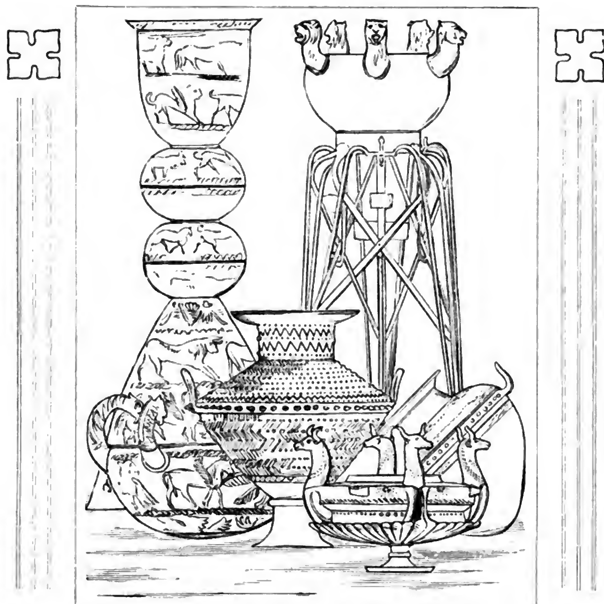

Etruskische Bronzeschale.

»Tunica Palmata« und die rotgeränderte »Toga Praetexta«, der elfenbeinerne »curulische Stuhl«, die Liktoren, der elfenbeinerne Szepter mit dem Adler auf der Spitze usw.

Das etruskische Leben wird uns durch die reichen Zeugnisse auf kunstgewerblichem Gebiete, durch bildliche Darstellungen, die großartigen Städteanlagen und aus späterer Zeit auch durch historische Überlieferungen vermittelt. Gleich den Ägyptern können wir den Spuren dieses Lebens zum Teile in den Grabgemälden folgen. Es sind schwelgerische Trinkgelage, pomphafte Festlichkeiten, glänzende Wettspiele und andere Vergnügungen. Das Volk, welches an all dem nur geringen oder gar keinen Anteil hatte, war nüchtern, ernst veranlagt und arbeitsfreudig, wie der hohe Stand des Landbaues und der Industrie in der Blütezeit dartun. Die Haupterzeugnisse der Bodenkultur waren Getreide und Flachs, der Viehzucht Pferde, Rinder, Schweine, des Bergbaues Kupfer, Eisen und Silber. Allerdings liegen Zeugnisse vor, welche für das werktätige Eingreifen der Griechen auf dem einen oder anderen wirtschaftlichen Gebiete sprechen. Vornehmlich am Bergbau hatten sich die Griechen lebhaft beteiligt.

Eine hervorragende Rolle spielte die Pferdezucht. Man trainierte Rennpferde, und es hat den Anschein, daß (neben den Fechterspielen) die Vorliebe für Wettrennen von den Etruskern auf die Römer überging. Außerdem liebten die Etrusker die Jagd, wie sie denn auch der Fischerei sehr ergeben waren. Schiffbauholz wurde in reichlicher Menge aus Korsika bezogen. Auf dem Gebiete der Technik waren die Etrusker in mancher Beziehung die Lehrmeister der Römer, welche wenig technisches Geschick an den Tag legten, trotz ihrer Virtuosität im Straßenbau und der nachmaligen großartigen Entfaltung der Architektur. Vorbildlich waren die Etrusker namentlich in der Anlage von Dämmen und Entwässerungsanlagen (Stollen) und in der Anwendung von Gewölbekonstruktionen.

Die etruskische Architektur trägt ein durchwegs eigenartiges Gepräge. Im Städtebau tritt die eigentümliche Erscheinung hervor, daß diese vielfach sehr weitläufigen Anlagen auf hochragende Berggipfel verlegt wurden, weithin alles Land beherrschend, zum Teile natürliche Bollwerke, überdies aber von gewaltigen Mauern im »Kyklopenstil« umgürtet. Diese mächtigen Bauten aus Blöcken von mitunter außergewöhnlichen Abmessungen erinnern unwillkürlich an die gleichen Anlagen zu Mykenä und Tiryns, beziehungsweise an den Ursprung der etrus-



Etruskische Gefäße.

kischen Kultur — um nicht Volkes zu sagen — auf welche andeutungsweise bereits hingewiesen wurde. Was aber die etruskischen Bauten von den mykenischen unterscheidet, sind die kunstgerecht gewölbten Torbauten, von welchen das Tor zu Volaterrä uns noch heute ein vorzügliches Beispiel abgibt.

Je nach dem Standpunkte, den man zum »etruskischen Problem« einnimmt, wird man die künstlerische Veranlagung dieses Volkes als primär oder als nachempfunden erklären. Der zweite Standpunkt überwiegt und demgemäß spricht man den Etruskern eine nationale Kunst ab und vindiziert ihnen anstatt dessen ein »starkes Geschick«, fremde Formen sich anzueignen und eigenartig umzuprägen... Nüchtern und poesielos soll dieses Volk gewesen sein. Bedürfnis nach Luxus, Prunkliebe, Neigung zu Schwelgerei und Vergnügungen, wie das alles uns aus dem etruskischen Leben vor Augen tritt, stimmen indes schlecht

zu jener Anschauung. Allerdings waren die Etrusker mehr Meister der Technik als solche der Kunst, aber sie haben auch auf letzterem Gebiete Nennenswertes geleistet. Ob auf Grund ursprünglicher Veranlagung oder vermöge des Nachahmungsgeschickes, wer will darüber rechten?

Vor allem hoch entwickelt war die Bronzetechnik. Im Jahre 1877 hat man zu Bologna eine Bronzewerkstätte mit 1500 *kg* Kupfer und 18.000 Gegenständen, sowie mit Gußformen aller Art aufgefunden. Aus Volsinii sollen die Römer 2000 eherne Standbilder geraubt haben. Etruskische Erzbildchen (Sigilla Tyrrhena) überschwemmten Rom und waren über das ganze römische Reich verbreitet. Hervorragendes leistete der etruskische Bronzeguß in der Herstellung von dekorativen Gegenständen: Prachtwagen, Kronen, Waffenstücken, Kandelabern, Schildern, Schalen, Spiegeln, letztere mit figural gestaltetem Fuße und gravierter Rückseite. Unter den Bronzegefäßen ist besonders berühmt die »Ficoroni-Cista«, ein runder Schmuckkasten, der sich im Museum Kircherianum zu Rom befindet, ferner der »Mars von Todi«, »Der Knabe mit der Gans« (Leyden) und die »Rhetorenstatue« (Florenz). Die berühmte »Wölfin vom Kapitol« hingegen, die bislang als etruskisches Werk galt, wird jetzt mit Recht als griechische Originalarbeit angesprochen.

Hand in Hand geht mit dem Erzguß die Steinskulptur, obwohl sie weniger reich entwickelt ist wie erstere. Zeugen derselben sind die Sarkophage mit den Gestalten der Verstorbenen auf dem Deckel und Reliefs an den Seitenflächen. Ein schönes Stück dieser Art ist der Florentiner Alabaster-Sarkophag mit der Darstellung der Amazonenschlacht, der 1869 südlich von Corneto (auf der Stätte von Tarquinii) gefunden wurde und einem in griechischer Schule herangebildeten etruskischen Meister aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert zugeschrieben wird.

Bezüglich der etruskischen Malerei erhalten wir Anhaltspunkte in den Darstellungen, mit welchen die Wände der Grabkammern geschmückt sind, z. B. jene zu Tarquinii, Corneto, Vulci. Die meisten derselben geben Szenen aus dem Totenkulte wieder, doch sieht man auch andere Darstellungen. Die Technik ist wenig entwickelt, die Farben sind ohne Nuancierungen aufgetragen, der koloristische Gesamteffekt entbehrt der Naturwahrheit. Schönheitssinn und idealistische Auffassung wird man an diesen Wandgemälden vergeblich suchen. Auch die Gefäßmalerei leidet an diesem Mangel und man wird sonach der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man annimmt, daß die besseren oder tadellos ausgeführten Arbeiten Importware, die minderwertigen oder ganz plumpen einheimisches Fabrikat sind.

Etruskisches Geistesleben ist der Nachwelt nicht übermittelt worden. Man kennt zahlreiche Inschriften, aber ihr Sinn ist nicht zu enträtseln. Fremdartige Wörter, die sich in keine der bekannten Sprachen einreihen lassen, begegnen uns, wie: *Meale, Utuze, Elchseatre* usw. Die religiösen Anschauungen der Etrusker haben keine Berührungspunkte mit den hellenischen aufzuweisen und sie weichen auch wesentlich von den italischen ab. Der Grundzug scheint eine düstere Mystik zu sein, deren Wurzeln wohl im Oriente zu suchen sind. Wir haben schon erwähnt, daß das etruskische kosmogonische System auf Asien

weist. Ein oberster Gott »Tina« steht an der Spitze einer Göttergemeinschaft, der »Consentes«, welche aus zwölf Untergöttern zusammengesetzt ist. Aber über diesen stehen die »Aesar« — die »Verhüllten« —, welche hoch im Norden thronen und von welchen sich in schwierigen Fällen Tina Rat holt. Da alles Geschaffene dem Untergange geweiht ist, erscheinen die Götter als zerstörende Mächte. Die »bösen« Götter liegen mit den guten im Hader — eine uralte asiatische Vorstellung.

Das religiöse System war keineswegs ein lediglich spekulatives, sondern war innig mit allen Angelegenheiten des Staates und des Lebens verknüpft und alle hierauf bezugnehmenden rituellen Vorschriften waren in eigenen Büchern niedergelegt. Astrologisches Zahlenspiel, Zeichendeuterei, Vorhersage aus den Eingeweiden der Tiere, die Schrecken einer phantastisch ausgeschmückten Hölle, Opferung von Kriegsgefangenen u. dgl. m. geben das düstere Kolorit zu diesem System, das durchaus nach asiatischem Zuschnitt ist. Förmlich wissenschaftlich ausgebildet war die Lehre von den Blitzen, von deren Deutung und Sühnung (»Haruspicin«). Ob die römischen Auguren ihre Weisheit den etruskischen Priestern verdanken oder von Haus aus damit begnadet waren, ist nicht entschieden.

* * *

Die Veneter.

Wir haben früher einmal erwähnt[1]), daß die thrako-illyrische Völkergruppe ihren westlichsten Ausläufer bis über das Nordende der Adria hinaus vorgeschoben hatte, also in die Tiefebene zwischen Meer, Po und Alpen. Es sind dies die Veneter, ein Stamm, der nach alten Zeugnissen seine Herkunft von Paphlagonien herleitete. Ihre Zugehörigkeit zu den Thrako-Illyrern geht schon daraus hervor, daß die Veneter am Timavus, also im innersten Winkel der nördlichen Adria, ein Nationalheiligtum besaßen, daß dem thrakischen Diomedes geweiht war. Im Lichte der Kulturgeschichte zeigen sich uns die Veneter als echte Illyrer, also als »Hallstattvolk par excellence«.

Die Veneter waren sonach bei ihrem Auftreten in jenem Gebiete, das bis auf den Tag nach ihnen den Namen behalten hat, gegenüber den Italikern das kulturell vorgeschrittenere Volk; denn die letzteren gehörten — wie wir gesehen haben — in der Zeit, da es die Poebene innehatte, noch ganz der Bronzekultur an. So wie die Italiker das neolithische Volk der Ligurer verdrängt hatten, so verdrängten die höher entwickelten Veneter die Italiker. Nach Livius hätten die Veneter bei ihrem Erscheinen in Italien das Volk der Euganeer vorgefunden und vertrieben. Welche Bewandtnis es mit diesen hat, ist unaufgeklärt. Die antiken Berichterstatter gefallen sich bekanntlich darin, alles, was die älteste Besiedelung von Italien anbetrifft, mit dem trojanischen Kriege in Beziehung zu bringen. Wie Äneas aus der fernen Troas nach dem Tiber verschlagen wurde, so der troische Held Antenor in die Gegend zwischen Meer und Alpen im Bereiche des Padus.

[1]) Siehe Bd. I, S. 431.

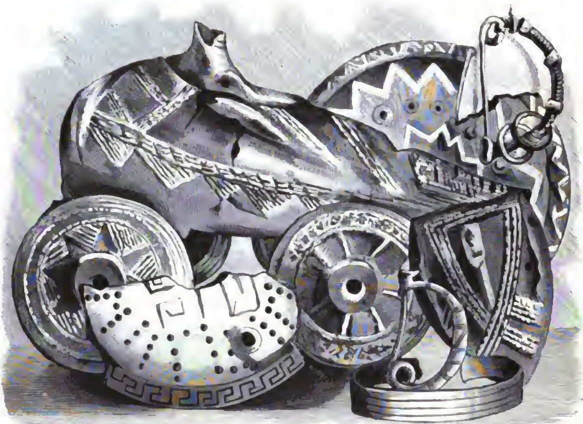


Situla, Deckel und Dolchscheide mit Figuren aus Este.

Andere Fabeln, zum Teile mythologischen Ursprunges, erzählen von Phaäton, der unberufenerweise den Sonnenwagen lenkt und, nachdem sein kühnes Abenteuer allerlei Unheil angerichtet hatte, durch den Blitzstrahl des Zeus entseelt in den Eridanos geschleudert wird, wobei der Sonnenwagen in tausend Stücke zerschellt. Schon Strabo sagt, daß dieser Eridanos »nirgends zu finden ist«. Man hat ihn mit dem Padus (Po) identifiziert. An seinen Ufern suchen die Schwestern Phaätons (die Heliaden) lange die Leiche des geliebten Bruders, bis sie in Pappeln verwandelt werden. Aber auch in dieser Verwandlung noch vergießen die Unglücklichen Tränen des Schmerzes, die, an der Sonne gehärtet, als Bernstein von den Zweigen niederträufeln.

Diese Fassung der Sage gibt uns einen Anhaltspunkt bezüglich der Handelstätigkeit der Veneter. Denn daß der Bernstein nicht von den Ufern des fabelhaften Eridanos bezogen wurde, sondern von weit her, von seinem Ursprungsort am Baltischen Meere, liegt auf der Hand. Von der Bedeutung des Handels der Veneter zeugt der Umstand, daß noch zu Strabos Zeit die Hauptstadt Patavium (Padua) durch Größe und Reichtum sich auszeichnete und als Handelsplatz in hohem Ansehen stand. Eine ähnliche Bedeutung dürfte dem späteren römischen Aquileja zuzuschreiben sein, eingedenk seiner ausgezeichneten geographischen Lage zwischen der östlichen und westlichen Halbinsel, der italischen und illyrischen.

Eine andere wichtige Stadt der Veneter — der ursprünglich »rossetummelnden« — war das Ateste der römischen Schriftsteller, heute Este, südwestlich von Padua, dessen vorgeschichtliche Gräber vornehmlich deshalb von Interesse sind, weil sie drei übereinander gelagerte



Funde aus der ältesten Gräberschicht von Este.

Kulturschichten aufweisen, zu unterst die alt-italische der sogenannten »Villanovastufe«, darüber die venetische, zu oberst eine keltische — also nacheinander reine Bronzezeit, Hallstattperiode und La Tène-Zeit. Die venetischen Artefakten gehören der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends an und sind ausgezeichnet durch ihre Mannigfaltigkeit und ihre gefälligen Formen, was vornehmlich von den keramischen Objekten gilt, wenn auch die Dekorationskunst über ein primitives Können noch nicht hinaus ist. Die vorgefundenen figural verzierten Bronzeeimer enthielten meist Aschengefäße oder Leichenbrand. Die typische Grabanlage aber war die »Steinkiste«, wie eine solche auf dem Grundstücke Nazari gefunden wurde. Nebenher fanden sich Aschenurnen, welche in ein einfaches Erdloch eingesenkt wurden, und Gräber, bei welchen ein großes Tongefäß die Steinkiste vertrat.

Das Volk der Veneter ist sonach für uns deshalb von Interesse, weil es den illyrischen Kulturkreis mit dem italischen verknüpft und überdies als vermittelndes Glied zwischen Nord und Süd auftritt. Die venetische Kultur setzt dort ein (9. bis 10. Jahrhundert v. Chr.), wo sich der Übergang der Kultur der Italiker von der Bronzezeit zur ersten Eisenzeit geltend macht, also in jener Periode, welche von den italienischen Paläoethnologen als »Villanovastufe« bezeichnet wird, das Entwicklungsstadium nach der Terramarekultur.



Tanz der Salier (Marspriester) im alten Rom am 1. Tage des März.

Zweites Kapitel.

Die Römer.

Geschichtlicher Überblick. — Das Königtum.

Mit den ethnischen Umrißlinien, welche die altitalischen Stämme unter sich und mit den Nachbarvölkern in ein einigermaßen befriedigendes Gefüge bringen, ist die Basis für die weitere geschichtliche und kulturelle Entwicklung der ersteren gegeben. Hier aber versagen zuverlässige Quellen und die Sage, die es so vortrefflich versteht, mit geschäftiger Hand die Lücken mit den Feenschleiern der Dichtung zu überspannen und verschwommenen Überlieferungen die fehlende Plastik zu verleihen, wird vielfach dort unsere Führerin, wo wir den sicheren Schritt des historisch Bezeugten wünschten. Die Kindheit aller Kulturvölker bewegt sich in diesem Falle auf der gleichen Linie. Genealogisch genommen ist nichts lästiger als eine dunkle Ahnengeschichte. Daher die Vorliebe für fabelhafte Stammbäume und die wundersamen Taten von Vorfahren, welche die nachdichtende Phantasie aufstellt, um die Vergangenheit eines Volkes zu adeln.

Daß bei einem solchen Vorgange die Ethnologie zu kurz kommen muß, liegt auf der Hand. So wissen denn auch die Schöpfer nationaler Heroengestalten nichts von dem, was in einer unendlich späteren Zeit der von jahrhundertelanger schwerer Forscherarbeit befruchtete Geist zusammenknüpfte, um in Raum und Zeit Getrenntes in Wechselbeziehung zu bringen. Was wäre den stolzen Römern ein Ahne von heroischem Zuschnitte gewesen, der, in den Wildnissen der Ostalpen geboren, oder

aus einem der Pfahldörfer der Emilia stammend, zu dem Ruhme emporgestiegen wäre, einem Bauernvolke von primitivster Gesittung von vorneherein einen Adelstitel zu schenken, in welchem seine nachmalige Größe sich spiegeln könnte? . . .

Da die alten Römer keine Prähistoriker waren, mußten sie Dichter werden . . . Unter dem in der Landschaft Latium (am Meere zwischen Tiber und Volturno) seßhaften Volke der Latiner, erscheint nach langen Irrfahrten der trojanische Königssohn Aeneas, um sich in ihrer Mitte häuslich niederzulassen. Woher dieser Königssproß eigentlich stammte, ob es eine geschichtliche Persönlichkeit oder eine Mythengestalt sei, darüber brauchten sich die nationalen Fabeldichter weiter nicht die Köpfe zu zerbrechen. Steht eine solche Gestalt in der Überlieferung einmal auf festem Boden, so ist alles weitere Kinderspiel. Des Aeneas Sohn Ascanius gründet die Stadt Albalonga. Da Märchen an keine bestimmte Zeit gebunden sind, läßt man gleich mehrere Jahrhunderte bis zum Auftreten eines Königs Numitor verstreichen. Nun setzt ein Familienzwist ein: Numitor wird von dessen Bruder Amulius vom Throne gestoßen und die Kinder der Tochter des ersteren — Rhea Silvia — auf Befehl des Usurpators ausgesetzt.

Rhea Silvia ist eine Priesterin der Vesta, welche, trotz des Keuschheitsgelübdes, sich mit dem Kriegsgotte Mars vereinigt. Die Frucht dieser Verbindung sind die beiden ausgesetzten Kinder, die von einer Wölfin gesäugt und später von dem Hirten Faustulus aufgezogen werden. Groß geworden setzen sie ihren Großvater Numitor wieder auf den Thron und erhalten zum Danke das Recht, dort, wo man die Säuglinge den Wellen des Tiber übergeben hatte, eine Niederlassung zu



Romulus und Remus. Skulptur, gefunden auf der Stätte von Virunum (Kärnten).

gründen. Das ist der »palatinische« Berg, wo das römische Zwillingspaar Romulus und Remus in nicht sehr standesgemäßer Gesellschaft (Flüchtlingen, Geächteten und entlaufenen Sklaven) die ersten Hütten der künftigen Weltstadt aufführen läßt. Im Streite, welchen Namen die Gründung erhalten soll, erschlägt Romulus seinen Bruder und in feierlicher Weise erhält die Niederlassung den Namen Roma.[1])

Den praktischen Römern war es nicht viel darum zu tun, die sagengeschichtlichen Elemente ihres alten Gemeinwesens weiter auszuspinnen. Sie setzen sofort mit allgemein menschlichen Dingen ein. Da dem zusammengelaufenen Haufen, aus welchem die älteste Bevölkerung Romas bestand, die Bedingung zur Gründung eines tüchtigen Bürgertums fehlte, mußte sich Romulus um eine passende Gattin umsehen. Aber alle Werbungen schlugen fehl. Da lud der König benachbartes Volk zu einem großen Festspiele, bei welchem Anlasse auf ein gegebenes Zeichen die Römer auf die anwesenden Jungfrauen stürzten und sie heimschleppten. Nun gab es allerdings Krieg, und den Sabinern — welche durch jenen Raub besonders stark in Mitleidenschaft gezogen waren — gelang es durch den Verrat der Römerin Tarpeja, sich in den Besitz der Veste auf dem kapitolinischen Berge zu setzen. In dieser Bedrängnis siegte das Ewig-Weibliche, d. h. die geraubten Jungfrauen verziehen ihren Entführern, zur großen Freude der Häupter der beiden Kriegführenden, welche nun gemeinsam das Königsamt (auf Seite der Sabiner war es Titus Tatius) ausübten. Jeder Römer sollte Bürger sein, die Gesamtheit des Volkes aber die »Quiriten« heißen, nach Cures, der bisherigen Hauptstadt der Sabiner. Nach dem Tode des Sabinerkönigs errichtete Romulus als Alleinherrscher der Quiriten eine Art berittene Garde (Celeres), er organisierte das Kriegswesen und führte auch einen Feldzug gegen die benachbarten Etrusker von Veji glücklich durch, worauf er gelegentlich einer Sonnenfinsternis, die von einem heftigen Unwetter begleitet war, vor den Augen des Volkes entrückt wurde. Von da ab genoß er unter dem Namen »Quirinus« als Heros göttliche Verehrung.

Wir hätten diese sattsam bekannte Geschichte nicht mit breiter Behaglichkeit geschildert, wenn es uns nicht darum zu tun wäre, diese Sage auf ihren wahrscheinlichen Ursprung zu prüfen. Die Benennung eines ganzen Volkes nach einem zu den Göttern entrückten Heros (und Sohn eines Gottes), ist gewiß eine schöne Sache. Der Name »Quirinus« rührt aber gar nicht vom sabinischen »Cures« als Stadt her, sondern von der Bedeutung dieses Namens. Man übersehe nicht, daß Mars (der ursprünglich offenbar mit Romulus-Quirinus Eins war) zu Rom in Gestalt einer Lanze verehrt wurde. Eine Lanze, als Bild seiner selbst, stellte nach hellenischer Sage der Lapithe Kaineos auf dem Markte auf, mit dem Befehl, sie göttlich zu verehren. Kaineos wieder ist Eins mit Kain, dessen Name gleichfalls »Lanze« bedeutet. Beide waren unverwundbar. Dazu kommt, daß sowohl Kain als Romulus Brudermörder, und beide

[1]) Als Gründungstag wurde von den Römern der 21. April gefeiert. Als Gründungsjahr wird bald das Jahr 752, bald das Jahr 753 angegeben. Auf diese Gründung (ab urbe condita, abgekürzt a. u. c.) stützt sich die römische Zeitrechnung.



Opfer (Consualia) des »Conso« (Gottes des Samenkornes) im alten Rom.

Städtegründer sind.[1]) Nach einer abweichenden Form der Sage von der Herkunft des Romulus soll dieser als Knabe nach dem Tiber gekommen sein, wo alle Schiffe in dem angeschwollenen Flusse untergingen, bis auf jenes, welches den Romulus trug. Die Sage von der Gründung Roms sowie jene von dem durch eine Wölfin gesäugten Zwillingspaar scheint sonach asiatischen Ursprunges zu sein.

Romulus war auch der Gründer eines »Asyls« auf dem capitolinischen Berge. Darunter ist selbstverständlich ein Tempel zu verstehen, der Verfolgten Schutz bot, eine Einrichtung, die nach asiatischem Vorbilde stets auf einen vermeintlichen Urkönig und Stadtgründer zurückgeführt wird, in Wahrheit aber mit jenen Göttern der Weltordnung zusammenhängt, die als höhere Richter, denn die irdischen, gelten durften. Das Asyl ist nicht identisch mit dem späteren Reichstempel des capitolinischen Jupiter. Dieser lag auf dem einen der beiden Hügelplatten; auf dem anderen erhob sich die Burg, die Vertiefung dazwischen ist der Ort des »Asyls«. Der ältere capitolinische Tempel wurde übrigens erst von Tarquinius Priscus, dem fünften König von Rom, erbaut. Er fiel in Sullas Zeit einem Brande, dessen Anlaß man nicht kennt, zum Opfer. Sulla war auch der Erbauer des neuen Reichstempels, wozu er unter anderem Säulen aus dem großen Tempel des olympischen Zeus zu Athen (vermutlich des unvollendeten Innern) herbeiführen ließ. An der Außenseite des capitolinischen Hügels und zugleich an der Außenseite der ältesten Stadt Rom erhob sich die Wand jenes Felsens der Tarpeja, der bis

[1]) . . . »So ging denn Kain fort vom Angesichte Jehovas und wohnte im Lande Nod (d. i. Verbannung) östlich von Eden . . . Und Kain erkannte sein Weib und sie ward gesegnet und gebar den Henoch. Und er (Kain) baute eine Stadt; und er nannte den Namen der Stadt nach dem Namen seines Sohnes Henoch« (Mose I, 4; 16, 17). Vgl. auch J. Braun, »Naturgeschichte der Sage«, I, 355 ff.

auf den Tag eine symbolische Bedeutung bewahrt hat. Von jener Höhe stürzte man die Staatsverbrecher in die Tiefe. Es hieß: »Vom capitolinischen Jupiter bis zum tarpejischen Fels ist nur ein Schritt«, was allerdings auch im übertragenen Sinne gemeint sein kann.

Der capitolinische und der quirinalische Hügel waren zur Zeit des Romulus und Titus Tatius den Sabinern zur Besiedelung überlassen. Als sich einige Zeit hierauf Etrusker auf dem cölinischen Hügel niederließen, bildeten diese drei Stämme ebensoviele »Tribus«, welche in je zehn Kurien zerfielen. Es war dies der erste Anlauf zu einer staatlichen Organisation. Dem Wesen nach war es eine kriegerische Bauerngemeinde, in welcher die Grundbesitzer allein das Volk bildeten. Nach den Kurien wurde in allen Staatsangelegenheiten abgestimmt, das will so viel sagen, daß nur ihre Mitglieder alle bürgerlichen Befugnisse genossen und Anteil an den Feldern des Staates (ager romanus) hatten. Diese letzteren ließen sie durch ihre Klienten (Schutzbefohlene, Freie, aber nicht vollberechtigte Bürger) bebauen. Aus den drei Tribus wählte sich der König die hundert Mitglieder des Senats.

In den ältesten römischen Staatseinrichtungen waltet ein ganz anderer Geist als in den gleichen Institutionen der ältesten Attiker. Es ist jener, man möchte sagen, angeborene Instinkt für staatliche Disziplin, die vornehmste Gabe, die das Geschick einem für große Dinge bestimmten Volke auf seinem Lebenswege zuteilen kann. Die griechische Zerfahrenheit war — von jener abgesehen, welche durch soziale Übelstände hervorgerufen wurde — den alten Römern, das mit einem lebendigen Empfinden für gesetzliche Ordnung bedacht war, fremd. Mögen die Machthaber am Tiber immerhin mit allen Mitteln einer dominie-



Szene aus einer Saturnalia.



Der Schwur der Horatier. Gemälde von David (Louvre).

renden Autorität ausgerüstet gewesen sein: das Volk war jederzeit bereit, diese Machtbefugnisse zu zertrümmern und den Gehorsam zu verweigern, wenn jene in den Augen der herrschenden Volksgemeinde nicht mehr das Recht auf ihrer Seite hatten.

Der Nachfolger des Romulus — Numa Pompilius — scheint an der Stelle der kriegerischen Tugenden seines Vorgängers die eines braven Hausvaters gepflegt zu haben Länderteilungen fanden im großen Umfange statt und mit menschenfreundlicher Milde ging viel frommes Getue Hand in Hand. Der zweite römische König ist unter anderem der Erfinder des Grenzgottes »Terminus« und der vestalischen Jungfrauen, der Auguren und der Fetialen. Damit kam etwas Abwechslung in das bäuerliche Werktagsleben: Opfer und Feste, alles zu Ehren von Göttern, bei deren Schöpfung weder künstlerisches Bedürfnis noch gestaltenschaffender Geist, sondern praktische Nüchternheit zu Gevatter stand. Die Opfer galten dem Jupiter und dem Mars, aber auch der Erdgöttin (Tellus), der Getreidegöttin (Ceres) und der Herdengöttin (Pallas). Mit einem Gemisch kaufmännischer Pünktlichkeit und bäuerischer Furcht brachte man dem Gotte das Opfer, wobei die Möglichkeit, ihn zu überlisten, mit naiver Schlauheit wahrgenommen wurde. Die wichtigsten Feste waren: das Fest der Aussaat (Saturnalien), das Grenzsteinfest (Terminalien), das Wolfsfest (Lupercalien) und andere Feiertage desselben Charakters.

Ein neuerer Geschichtsschreiber spricht treffend von einer halb ehrwürdigen, halb lächerlichen Schlichtheit der römischen Theologie. Anders wohl dachten die Zeitgenossen, die selbst ihren König nicht

für einen Ausbund solcher Weisheit halten mochten, und dieselben den Eingebungen der Nymphe Egeria zuschrieben... Ein »Mehrer« des Reiches« war der nächste König, Tullus Hostilius, der Albalonga unterwarf und die Albaner nach Rom abführen ließ, wo sie ein neues Bevölkerungselement, die Plebejer, bildeten. Damit war der Gegensatz zu jener Klasse geschaffen, welche sich aus den Mitgliedern der alten drei Tribus zusammensetzte und den Adel oder die Patrizier repräsentierte.



Lucretia. Gemälde von Leandro Bassano (Venedig, Akademie).

Der vierte König, Ancus Martius, vergrößerte das Gebiet Roms durch etrurische und latinische Ländereien, deren Bewohner auf dem aventinischen Hügel der Stadt angesiedelt wurden. Sie trugen wesentlich zur Vermehrung der »Plebs« bei. Unter diesem König wurde die Hafenstadt Roms, Ostia, ins Leben gerufen und der Hügel Janiculus mit Befestigungen versehen.

Mit dem fünften König, Tarquinius Priscus, der kein Römer, sondern ein Etrusker, und zwar von griechischer (korinthischer) Abstammung war, kommt etwas mehr Regsamkeit in das öffentliche Leben. Ein Wunder in seiner Art war zu jener Zeit der Circus Maximus, der eine Zuschauermenge von 150.000 Menschen fassen konnte und das Interesse für öffentliche Spiele außerordentlich steigerte. Daß dieser König der Schöpfer des älteren capitolinischen Tempels war, ist bereits erwähnt worden. Glückliche Kriege mit den benachbarten Stämmen und das Bestreben, die merklich sich erweiternde Kluft zwischen Plebejern und Patriziern zu überbrücken, sowie die Vermehrung des Senats, der bis dahin bereits 200 Mitglieder zählte, um weitere hundert, konnten nicht verhindern, daß der hochbetagte König unter Meuchlerdolchen sein Leben beschloß. Die Mörder waren die Söhne des Ancus, welche durch Tarquinius von der Thronfolge ausgeschlossen wurden.

Durch die List der Tanaquil, der Witwe des Ermordeten, welche den Tod ihres Gatten so lange verheimlichte, bis der einstweilen zum Reichsverweser eingesetzte Servius Tullius seine Macht hinlänglich befestigt hatte, gelangte dieser auf den Thron. Als Sohn einer Sklavin wußte Servius, wo der wunde Punkt in dem kleinen Staatswesen lag. Um den Plebejern mehr politische Rechte zu verschaffen, beseitigte er die alte Kurialeinteilung, um an ihre Stelle eine neue staatliche Gliederung zu setzen. Das Reich war jetzt in 30 Tribus eingeteilt, dar-

unter 26 ländliche und 4 städtische, wobei nicht die Abstammung, sondern die räumlichen Verhältnisse die Basis bildeten. Des weiteren fand eine Einteilung des gesamten Volkes in fünf Vermögensklassen mit 193 Zenturien statt. Die letztere Maßregel hatte den Zweck: erstlich, das Vermögen über die Geburt zu stellen und von dem reicheren Bürger gegen höhere politische Rechte auch größere Leistungen, besonders im Kriegsdienste, zu erwirken; zweitens, jedem Bürger nach Maßgabe seines Vermögens eine gewisse Stimmberechtigung zu geben. An das Begnadigungsrecht, welches das Volk — wenn der König es gestattete — gegen das Urteil der römischen Beamten ausübte, knüpft sich die bekannte Tat der »Horatier« im Streite Roms gegen Albalonga. Daß mit der neuen Zenturialeinteilung das Kriegswesen schon im Frieden ein festes Gerüst erhielt, war ein weiterer Gewinn.

Servius war auch der Begründer des latinischen Bundes unter der Hegemonie Roms, der erste tatkräftige Organisator des Heeres und Schöpfer von Befestigungen, welche die Hauptstadt schützten. Mitten in voller Schaffensfreude erreichte ihn der Meuchlerdolch seines Schwiegersohnes Tarquinius (Sohnes des Priscus), nicht ohne wirksame Unterstützung seitens der eigenen Tochter des Königs, Tullia, in deren Adern bereits das heiße Blut der Römerinnen pulste, die nachmals häufig genug verhängnisvoll in das staatliche und politische Leben eingriffen. Der neue König, seines Hochmutes wegen »Superbus« genannt, fand zunächst ein seinen bösen Charaktereigenschaften bestens entsprechendes Tätigkeitsfeld, indem er sich mit allen staatlichen Faktoren mutwilligerweise in Konflikt brachte. Der Senat, die Volksversammlungen, der latinische Bund wurden durch ihn fortgesetzt brüskiert. Die böse Stimmung im Volke, die auch durch die glücklichen Kriege gegen die Volsker und Latiner sich nicht änderte, schlug endlich in helle Empörung um, als sich der übermütige Sohn des Königs, Sextus Tarquinius, an Lucretia, der Tochter des Patriziers Collatinus, vergriffen hatte. Der Selbstmord der beleidigten Lucretia, die ihre Schmach nicht überleben mochte, gab den Anstoß zu der Katastrophe. Durch das Eingreifen des Junius Brutus ward das Königtum abgeschafft, der tarquinische Stamm auf ewige Zeiten geächtet (509 v. Chr.).

* * *

Die Republik.

Wenn die Vorzeit des römischen Königtums allenthalben von Mythen und Sagen durchrankt ist, gilt dies nicht minder von der älteren Periode der römischen Republik. Es sei vorgreifend daran erinnert, daß im Jahre 390 v. Chr., also hundertundneunzehn Jahre nach dem Sturze der Tarquinier, der Keltensturm Rom in Asche gelegt hatte. Damals ging der größte Teil jener Urkunden zugrunde, welche den Nachkommen als Grundlage für eine beglaubigte Geschichte des Staates hätten dienen können. Was der Nachwelt erhalten blieb, entsprang zum Teile der getrübten Quelle solcher Erinnerungen, welche von Zeitgenossen überliefert worden waren, oder in den offenbar nicht sehr objektiven Aufzeichnungen der Hauschroniken einzelner hervorragender Geschlechter.

Als dritte Quelle hat die pontifikale Stadtchronik zu gelten, deren Ursprung wahrscheinlich in die erste Hälfte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts zurückreicht.

Daß die Verfasser — die Pontifices — auch in diesem ehrwürdigen, vorzugsweise sozialen Dokumente vom Rankenwerk der Sage und Legende sich nicht losgerungen haben, liegt auf der Hand. Überhaupt scheint dem alten Römer, und dabei braucht man gerade nicht die Vorzeit vor Augen zu haben, die Wahrheitsliebe weniger ans Herz gewachsen gewesen zu sein, als das Bestreben, auf dem Glanz seiner Vergangenheit keinen dunklen Fleck zu belassen. Niederlagen zu beschönigen, einzelnen Zwischenfällen den Schein außergewöhnlicher Ereignisse zu verleihen, sagenhaft ausstaffierte Persönlichkeiten zum Mittelpunkte nationaler Großtaten zu gestalten, schwere Katastrophen in das Licht von Schicksalsfügungen zu rücken, denen selbst das glänzendste Heroentum nicht gewachsen war: in solchen und ähnlichen Korrekturen der nackten Tatsachen fand der römische Stolz seine Befriedigung.

Daß die Geschichte bei solchem Verfahren Abbruch erleiden mußte, ist klar. Aber die Nachkommen bedurften der pflicht- und wahrheitsgemäß konzipierten geschichtlichen Tatsachen gar nicht; sie hatten sich an dem Feuer einer romantisch verklärten, in ihren Motiven veredelten nationalen Überlieferung zu erwärmen, um die Größe ihres Volkes stets vor Augen zu haben und der ruhmreichen Vorfahren eingedenk zu sein, wenn es galt, Ehre und Leben für den Staat einzusetzen.

Mit diesem ethisch-psychologischen Moment haben wir zu rechnen, wenn wir uns ein richtiges Urteil über die weitere staatliche Entwicklung Roms bilden wollen... Die Tyrannei der Tarquinier war gestürzt. Was nun? Es heißt, daß an diesem bedeutungsvollen Wendepunkte die Römer bestimmten, daß an die Stelle der königlichen Gewalt die des patrizisch gebildeten Senates zu treten hätte. Als Organe der Exekutive wurden zwei Konsuln mit einjähriger Amtsdauer dem Senate zur Seite gestellt. Die Wahrheit indes wird die sein, daß die Adelsgeschlechter die Herrschaft einfach an sich rissen. Denn die kaum ein Dutzend Jahre nach dem Untergange des Königtums zu einer staatlichen Misère sich ausgestaltenden Reibereien zwischen Plebejern und Patriziern bezeugen, wie man es im Senat mit der großen Masse des Volkes hielt.

Um diese Schatten etwas aufzuhellen, muß von etlichen heroischen Zwischenfällen das erforderliche Licht erbracht werden. Im Kampfe gegen den halb mythischen Etruskerkönig Porsena vor Clusium hält Horatius Cocles an der Tiberbrücke — ein Mann gegen Tausende — dem Ansturme des Feindes stand, bis die Römer sich in die Stadt gerettet. Damit nicht genug, schleicht sich Mucius Scävola mit der Absicht, den Porsena zu töten, in dessen Zelt, doch trifft die Mordwaffe nicht den König, sondern dessen Schreiber. Nun setzt die Legende ein. Da der Attentäter dem König versichert, daß 300 Jünglinge gleich ihm verschworen seien, daß der Römer Tod und Schmerz nicht scheue und zum Beweise dessen seinen rechten Arm in die Flammen des Opferherdes hält, zieht der Etrusker, überwältigt von solchem Heldensinn,

ohne Kampf ab. Porsena taucht aber bald darauf vor Cumä, also in Campanien, auf. Offenbar hat er Rom besetzt und ist dann weiter nach Süden gezogen. Erst nach einer Schlappe des Königs bei der genannten Stadt konnten die Römer die etrurische Oberhoheit abschütteln.

Gleichwohl: die Nachgeborenen wußten, was sie von Heroen, gleich den vorgenannten, zu halten hatten. Die Erinnerung an sie schmeichelte noch Jahrhunderte dem unbeugsamen Stolze der Römer. Aber mit Kraftproben dieser Art organisiert man keinen Staat. Bald prallen die Gegensätze — Patrizier und Plebejer — aufeinander. Letztere, unter Schulden seufzend und von harten Gläubigern schwer bedrängt, verweigern den Kriegsdienst. Es werden Zugeständnisse gemacht, aber nicht eingehalten und so erfolgt jener denkwürdige Auszug der Plebejer auf den »heiligen Berg« (495 v. Chr.), wo sie sich verschanzen und nicht eher in die Stadt zurückkehren, bis der Senat einen Vergleich mit ihnen schließt. Dem Volke wird das Recht zugesprochen, jährlich eine Magistratsperson — *tribuni plebis* — behufs Vertretung seiner Interessen zu wählen. Diese Volksanwälte (anfangs zwei, später fünf, zuletzt zehn) sollten zwar keine positive, wohl aber eine große negative legislatorische Gewalt haben, indem sie durch das eine Wort *Veto* (»ich verbiete«) jeden Senatsbeschluß vereiteln konnten.

Aber nicht nur die äußere Geschichte Roms, auch die innere bedarf der sagenhaften oder volkstümlich ausgestalteten Persönlichkeiten, um den nackten Tatsachen ein buntes Kleid umzuhängen. Man kennt die Geschichte von dem stolzen Senator Curjus Marcius, genannt »Coriolanus«. Er will gelegentlich einer Hungersnot das dem Staate zugeführte Getreide dem Volke nur gegen Aufopferung seiner neuen Rechte zum Einkaufspreise überlassen. Da versammelt sich das erbitterte Volk in den Tribunalcomitien und schickt den Frevler in die Verbannung. Er geht zu den Volskern und führt diese gegen Rom, die Güter der Plebejer verwüstend. Und wieder soll gezeigt werden, was römischer »Hochsinn« vermag: eine Abordnung römischer Frauen, darunter Coriolans Mutter (Veturia), Gattin (Volumnia) und Schwester, verfügten sich in das Lager der Volsker und erwirkten durch Bitten und »patriotische« Vorstellungen den Abzug des Feindes und seines Feldherrn.

Nun verlangen die Plebejer einen gewissen Anteil von jenen Staatsländereien (ager publicus), welche als Eroberungen auch mit ihrem Blute waren erkauft worden. Der ihnen geneigte Konsul Sp. Cassius schafft die *agraria lex*, welche der verlangten Landaufteilung gerecht wird. Kaum aber ist sein Amt abgelaufen, läßt ihn der Senat vom tarpejischen Felsen herabstürzen. Die Patrizier haben also noch immer das Heft in der Hand. Um zu zeigen, was sie vermögen, muß ein berühmt gewordener Zwischenfall einsetzen, der Heldentod der Fabier gegen die Vejenter. Damit nicht genug, verjagen die Patrizier mit ihren Klienten die Plebejer und den Tribun C. Terentius Arsa, der die Vermessenheit hat, mit der »Rogation« (Bill) hervorzutreten (462), mittels geschriebener Gesetze der Konsulargewalt Schranken zu setzen, durch Waffengewalt vom Markte.

Nun arbeitet wieder die Legende, die vielberufene Helferin in gefahrdrohenden Zeiten. Der Senator L. Quinctius Cincinnatus wird,

da dessen Sohn jene Frevler angeführt hat, auf die von den Tribunen erhobene Anklage hin zu einer so hohen Geldbuße verurteilt, daß er, gänzlich verarmt, nur ein kleines Gütchen erübrigt. Man kennt jene rührende Geschichte, wie gelegentlich der Bedrängnis Roms durch die siegreichen Aequer eine Abordnung des Senates sich zu Cincinnatus begibt und ihn vom Pflug weg nach Rom führt. Er wird zum Diktator gewählt, rettet binnen 16 Tagen das bedrohte römische Heer und legt hierauf die Diktatur nieder, um zum Pfluge zurückzukehren.

Auch in der Folgezeit ist es die Gegnerschaft der Plebejer, welche die Lebenskraft des römischen Staates anspannt. Der starke Arm der ersteren in den vielfältigen Kriegen bringt es mit sich, daß der terentilische Vorschlag vom Jahre 462 Gesetzeskraft erhält. Drei Patrizier werden nach Griechenland geschickt, um die Gesetze der dortigen Staaten zu studieren (im Perikleischen Zeitalter), und nach ihrer Rückkehr (451) zehn Männer — die Decemvirn[1]) — berufen, die neuen Gesetze auszuarbeiten.

Da setzt das alte Spiel ein. Binnen Jahresfrist sind zehn von den zwölf Gesetzestafeln fertig, aber zur Ausarbeitung der zwei fehlenden verlangt Appius Claudius, das Haupt der Zehn, ein weiteres Jahr. Die neuen Decemvirn sind durchwegs seine Kreaturen, Senat und Volk werden nicht um ihre Meinung befragt. Es ereignet sich in Rom der erste Fall ausgesprochener Gewaltwirtschaft seitens eines Einzelnen. Auch nach Beendigung des Zwölftafelgesetzes verharren die Decemvirn auf ihren Posten. Der eherne Kodex verhütet weder Rechtsverletzungen noch Akte der Willkür. Selbst Unschuldige verfallen dem Richtschwerte, so jener Siccius Dentatus, der in 120 Gefechten sich 45 Wunden geholt hat. Appius hat bereits etwas von den späteren Cäsaren in seiner Brust. Es gelüstet ihm nach dem Besitze der schönen Tochter eines plebejischen Obersten. Das Weitere ist bekannt: jene dramatisch bewegte Szene, in welcher Virginius vor den Augen des Volkes sein Kind tötet, worauf das Volk in einem wilden Grimme zu den Waffen greift und die Tyrannengewalt bricht.

Wie sechsundfünfzig Jahre vorher verläßt das gesamte Volk den Schauplatz all dieser Ruchlosigkeiten und der ratlose Senat sieht sich gezwungen, wie damals, gelegentlich des Auszuges auf den heiligen Berg, mit den Demonstranten in Unterhandlungen sich einzulassen. Es wird versichert, daß die Decemvirn entsetzt und die früheren Magistrate hergestellt werden; die Tribunen und die plebejischen Ädilen (Bau- und Polizeibeamte) sollen unverletzlich, das Zwölftafelgesetz unantastbar sein, außerdem die Beschlüsse in den Comitien der Tribus (»Plebiscite«) die Geltung von Gesetzesvorschlägen erhalten. Gegen richterliche Urteile der Magistrate sollte die Appellation an das Volk gestattet sein (449 v. Chr.).

Die römischen Verfassungskämpfe vor und nach dem Decemvirat, welche so rege politische Bewegung in das Staatsleben brachten, sind ihrem Charakter nach wesentlich verschieden. Dort handelte es sich um offenen Kampf des Plebs gegen den Populus, behufs Untergrabung der

---

[1]) Decemviri consulari imperio legibus scribundis.

Gewalt der adeligen Großbeamten, nach dem Decemvirat hingegen um die Festigung der politischen und sozialen Stellung der Plebejer im Rahmen des Gesamtstaates. Dadurch ward dem Kampfe seine ursprüngliche Schroffheit benommen, der Klassenhaß, der in diesem Bauernstaate gar keine Berechtigung hatte, allmählich abgeschwächt und ein neues, kernhaftes, sittlich gesundes, soldatisch schlichtes Element der staatlichen Leitung zugeführt.

Es ist bemerkenswert, wie bei diesem praktischen Volke stets der patriotische Gesichtspunkt die Richtschnur gab. Wenn die Plebs in noch so hartem Kampfe mit ihren Gegnern rang: im Augenblicke der äußeren Gefahr verstummte der Hader. Anderseits zeigt die Geschichte des altrömischen Verfassungsstreites, daß die Hartnäckigkeit, mit welcher die Altbürger ihre Machtstellung verteidigten, in dem Augenblicke wich, wenn jene in der Wahrnehmung des staatlichen Interesses durch bessere Einsicht oder unter dem Zwange der Notwendigkeit — keineswegs aber durch die Macht des politischen Gegners dazu gedrängt — die Hand zum Frieden boten.

Auf diesen Sachverhalt gründet sich der konservative Zug dieser Kämpfe. Der aristokratische Charakter verblieb diesem Staatswesen bis in die späteste Zeit der Republik, desgleichen die Abneigung, mit politischen Doktrinen auf Kosten eines auf so nüchternen Grundlagen fußenden Gemeinwesens zu experimentieren. Dieselbe Zähigkeit, welche die ringenden Parteien an den Tag gelegt hatten, bleibt bezeichnend für das ganze folgende römische Staatsleben; unberührt von allen gewaltsamen Umwandlungen verharrte es starr in seinen Formen, die noch in einer Zeit zu Recht bestanden, in der sie längst inhaltslos geworden waren.

Die Hinüberleitung der altrömischen Zustände in gut geordnete Verhältnisse vollzog sich unter der Amtsleitung der Konsuln Horatius und Valerius, und seitens der Plebs vornehmlich unter der Führung des ebenso besonnenen als energischen Tribuns M. Duilius. Zu jener Zeit entstand eine Reihe von Gesetzen, die seitdem gleichsam als die *Magna charta* der Plebs gelten konnten. Man kann sehen, daß durch die in den *leges Valeriae Horatiae* getroffene Bestimmung, *ut quod tributim plebs iussisset populum teneret,* die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in die römische Verfassung stattfand, zum mindesten dessen Gleichstellung mit dem Klassenwahlsystem der *Comitia centuriata.* Zum Ausdrucke kam diese Wandlung, daß die restaurierten Tribuscomitien als zweite Nationalversammlung den Centurien staatsrechtlich völlig gleichgestellt wurden. Denn die valerisch-horazische Gesetzgebung hatte bestimmt, daß, was die Plebs in Tribuscomitien beschließe, für das gesamte Volk bindend sein sollte.

Die weiteren politischen Errungenschaften der Plebs lassen sich in Kürze dahin zusammenfassen, daß durch den energischen Vorstoß des Tribuns Gajus Canulejus gegen die noch immer übermächtige Aristokratie durch die *Lex Canuleia de conubio* das Ehehindernis zwischen Patriziern und Plebejern beseitigt wurde (445 v. Chr.). Ein Jahr später drang der Vorschlag durch, daß fortan anstatt der Konsuln auch Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt *(tribuni militum consulari potestate)*

für die Leitung des Staates durch die Centurien sollten gewählt werden können, also eine neue, auch der Plebs zugängliche Magistratur. Aber der Adelspartei gelang es, alle diese Neuerungen wieder zu durchkreuzen, so daß mehrere Jahrzehnte hindurch (bis 401) nur Altbürger mit dem Konsulartribunat bekleidet wurden.

Äußere Ereignisse von großer Tragweite, welche um die Wende des 4. Jahrhunderts ansetzten, rührten auch das Parteileben wieder mächtig auf. Zunächst fiel nach langjähriger schwerer Belagerung (406—396) Veji, die dem Gebiete von Rom naheliegende Hauptstadt eines der etruskischen Stämme, durch den Diktator M. Furius Camillus. Damit betrat Rom den Weg außerlatinischer Eroberungen, wodurch es gezwungen wurde, das bisherige Milizsystem aufzugeben und zur Organisation eines Berufsheeres überzugehen.

Mitten in diesen ersten Kraftäußerungen Latiums nach außen bricht der Keltensturm herein. Im Verein mit den Etruskern ziehen die wilden Horden, welche noch während der Belagerung von Veji aus Gallien und Oberitalien eingedrungen waren, gegen Rom, zersprengen zunächst das schwache Heer der Latiner in der Schlacht am Bache Allia (390) und hausen dann furchtbar in Rom selbst, woselbst nur der capitolinische Berg dem Ansturme trotzt. Damals fiel das weltgeschichtliche Wort aus dem Munde des Heerkönigs (Brennus) der Kelten: »*Vae victis!*« Sein Schwert in die Wagschale werfend, höhnt der übermütige Sieger die Römer, die den Abzug des Barbarenheeres mit schwerem Gelde erkaufen müssen. Damit nicht genug, erheben sich die bisher unterlegenen Nachbarn des verwüsteten und geschwächten Rom, bis Camillus die Abtrünnigen wieder bändigt.

Auch im Parteileben Roms machte sich ein fühlbarer Rückschlag geltend. Wieder entbrennt der alte Ständekampf, bis endlich 367 durch die Annahme der Gesetzvorschläge des Tribunen G. Lucinius Stolo die schroffen Gegensätze sich abzuschleifen beginnen. Vom Jahre 368 werden von den patrizischen Ämtern der Plebs zugänglich: *magister equitum* (368), Diktatur (356), Zensur (350). Die Stelle eines Zensors galt nachmals als der höchste Preis römischen Ehrgeizes. Die durch keinerlei Verantwortung eingeschränkte Macht des Zensors bestand in der scharfen Kontrolle der Senatoren bezüglich guter Sitte und Zucht. Ein mit einer Rüge (»zensorischen Note«) bestrafter Senator verlor seinen Sitz im großen Rate Roms, und war er ein Ritter, so mußte er dem vornehmen Dienste zu Roß entsagen ... Die weiteren Errungenschaften der Plebs waren: Zugänglichkeit der Prätur (337), des Pontifikats und Augurats (300), womit die Parteikämpfe so ziemlich abgeschlossen erscheinen.

In diesem Zeitraume und darüber hinaus konsolidierte sich das römische Staatswesen auch nach außen durch erfolgreiche Kriege, unter welchen die drei Samniterkriege (343—341, 326—304, 298—290), der Krieg gegen die Latiner (341—338), jener gegen die italische Koalition (285—282) und gegen Tarent (282—272) die wichtigsten sind. Es waren die ersten Anläufe Roms zur nachmaligen Weltherrschaft. Und schon bei diesen kriegerischen Anlässen zeigt sich jener Geist, der zum Träger aller späteren weltumfassenden Erfolge wurde. Durch Kolonisation und Straßenbau sichern sich die Römer das Errungene, beide Tätigkeiten

gestalten sich nach und nach zu wahren Herrschaftsattributen aus und sie erweisen sich als die wirksamsten Eroberungsmittel.

Aber den Römern stand noch ein anderes an der Wiege: das Glück. Die Blätter der Geschichte des republikanischen Rom zeigen, daß niemals alle seine zahlreichen Gegner gemeinsame Sache machten und daß somit die aufstrebende Macht Latiums sich in der gleichen vorteilhaften Lage befand wie der Feldherr, dem es beschieden ist, die feindlichen Armeen einzeln zu schlagen, ehe sie mit vereinigter Kraft sich auf den Gegner werfen. Anderseits aber darf nicht verkannt werden, welch bedeutendes Verdienst den derart vom Glücke begünstigten Römern zukommt: jenes zielbewußte, kraftvolle Handeln, die Unbeugsamkeit im Unglück, die Opferwilligkeit des ganzen Volkes, wenn das mächtige Feuer des Patriotismus es entflammte, und die stramme Mannszucht im Heere, die sicherste Gewähr militärischer Überlegenheit, zumal in einer Periode, in der die gleiche Vorbedingung unter den Gegnern der Römer fehlte.

Zwei Ereignisse erhärten diesen Sachverhalt: die Kriege gegen Tarent und gegen Karthago. Dort fiel das letzte Wort — trotz der Intervention eines Pyrrhus — zur Besiegelung der Einheit Italiens, auf den Trümmern von Karthago entschied sich das Schicksal der Mittelmeerwelt zugunsten Roms. Das punische Drama hat Europa vor der Semitisierung bewahrt; in dem Triumphe Roms über die asiatisch-afrikanische Pseudozivilisation liegt die sittliche Grundlage seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Wenn man sieht, mit welcher Zähigkeit und Unbeugsamkeit das Römertum den furchtbaren Schlägen eines Hannibal trotzt, wie es die Niederlage von Cannä mit dem Siege am Metaurus wettmacht und schließlich nach mehr als hundertjährigem Ringen die punische Weltstadt in Feuer aufgehen läßt, möchte man an den Eingriff der Vorsehung glauben.

Es ist merkwürdig, wie sich alle weiteren Ereignisse nach einem unabwendbaren Kausalgesetze abspielen. Zunächst berührten die Verhältnisse der hellenischen Welt unmittelbar die Interessen Roms. Das den Römern während der hannibalischen Gefahr so feindlich gewesene Makedonien erhält den ersten Stoß. Er wirkt, und da nun die Interessen der Sieger mit jenen der Griechen zusammenfallen, spinnen sich die Verwicklungen weiter nach Osten aus. Syrien weigert sich nämlich, auf Kleinasien sich beschränken zu lassen; es muß also dazu gezwungen werden. Es unterliegt, und nun ist Rom unbestrittene Vormacht im östlichen Mittelmeerbecken (190). Nicht ganz ein halbes Jahrhundert später (146) fällt Karthago, womit Roms Herrschaft auch im westlichen Mittelmeerbecken zur Tatsache wird.[1])

[1]) Die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Ereignisses führt auf die Gestalt Hannibals zurück, der kraftvollen und genialen Persönlichkeit, die zwar das Ende des Dramas nicht mehr erlebte (Hannibal hatte, wie man weiß, 37 Jahre vorher am Hofe des Königs Prusias von Bithynien durch freiwilligen Gifttod geendet), aber als die Verkörperung des punischen Hasses gegen Rom die tragische Figur in diesem verzweifelten Ringen der beiden mächtigen Republiken ist. Mit Alexander von Makedonien verglichen, entbehrt die Gestalt Hannibals jener vielen persönlichen Züge, welche den Charakter des Eroberers Asiens uns so durchsichtig vor Augen rücken. Die »Literaten« in Hannibals Lager — Silenus der Sizilier und Sosilus der Lake-



Hannibal stößt auf seinem Alpenübergange mit einem gallischen Bergvolke zusammen.
(Nach dem Gemälde von Gustave Surand.)

Mit diesem Hinübergreifen Roms auf asiatisches Gebiet beginnt im römischen Wesen allmählich eine Wandlung sich zu vollziehen, die von einschneidender kulturgeschichtlicher Bedeutung ist. Zunächst mochte der durch asiatischen Einfluß in der Entartung bereits weit fortgeschrittene hellenische Geist Schuld an der beginnenden Zersetzung aller sittlichen Zustände sein. Der um diese Zeit in Italien rasch um sich greifende bacchische Geheimdienst mit all den abscheulichen und vielfach verbrecherischen Ausschreitungen seiner wilden Feste (»Bacchanalien«) weist auf diesen Sachverhalt hin. In den vornehmen Kreisen neigte man mehr und mehr zu äußerlichem Glanze, Schwelgereien, Prunksucht, unsittlichen Ausschreitungen. Die alten vielgerühmten republikanischen Tugenden begannen zu schwinden, der »civis Romanus« war kein Bauer mehr, sondern Großstädter, der Ansprüche an ein verfeinertes Leben stellte; neben den alten Patriziergeschlechtern gelangte eine neue Nobilität, die Geldaristokratie, zu Macht und Ansehen, und das Cliquen- und Sippschaftswesen wurde dem römischen Nationalcharakter zum Verderben.

Eines ist gewiß: hätte die herrschende Aristokratie bald nach dem Untergange von Karthago durch ein tüchtiges nationales Königtum gebändigt werden können, so wäre das Römertum vielleicht von den Scheußlichkeiten des späteren Cäsarenwahnsinnes verschont geblieben. Aber dazu konnte es nicht kommen; eine solche Möglichkeit widersprach der Natur des Römertums, und sie wäre auch nicht eingetreten, wenn sich irgendein Geist von weltgeschichtlicher Bedeutung gefunden hätte, die Macht an sich zu reißen. Der Glanz der Scipionen reichte dazu nicht aus.

Dafür versagte ein anderer Glanz seine Wirkung nicht. Die uralte Zauberkraft des Orients war zu neuem Leben erwacht. Wenn man indes

---

dämonier — halten sich fern von allem lobhudelnden Aufputz der Siegestaten des punischen Heerführers und werden ihm lediglich in seiner schlichten Größe als Feldherrn gerecht, sehr im Gegensatz zu den Chronisten des Alexanderzuges. Der Einbildungskraft bietet sonach Hannibal nichts. Er ist kein achilleischer Heldenjüngling, keine phantastisch angelegte Erobérergestalt, die auszieht, um zwei Welten ineinander zu verschmelzen und auf einem ungeheueren Erdraume eine geschichtliche Wandlung zu vollziehen, die zugleich ein kulturgeschichtliches Ereignis ist, unter deren Einfluß die ganze spätere Entwicklung der mittelländischen Menschheit stand. Hannibal ist nichts anderes als Soldat, der General eines Staatswesens, in dessen Dienst er mit glühendstem Patriotismus seine Talente als Feldherr stellt, um den verhaßten Gegner zu überwinden. Aber die Tragik, welche Hannibal in dieser Rolle vertritt und durch welche letztere erst ihre weltgeschichtliche Bedeutung erhält, liegt in dem Wandel eines Geschickes, dessen Träger zweier Ursachen wegen mit dem punischen Drama auf das engste verwachsen erscheint: einmal, weil die Hauptaufgabe, welche Hannibal zu erfüllen hatte, die Niederwerfung Roms, nicht nur unerfüllt blieb, sondern gerade das Entgegengesetzte bewirkte, und zweitens, weil an der erschütternden Schicksalswendung ihres großen Sohnes die karthagische Gesellschaft selbst die Hauptschuld trug. In dem dramatisch bewegten Leben Hannibals, in seinem vergeblichen Ringen gegen eine unabwendbare Fügung, seinem Herabsinken von Stufe zu Stufe und tragischen Ende, spiegelt sich ein weltgeschichtliches Ereignis wider, das entscheidend für die künftige Zivilisation des ganzen Abendlandes wurde. Während dem Untergange des Achämenidenreiches kaum mehr als die Bedeutung eines Glückseffektes des persönlichen Tatendranges Alexanders zubemessen werden kann, gibt sich das brennende und ausgemordete Karthago als der ergreifende Abschluß der tausendjährigen Vorherrschaft des semitischen Elementes in der Mittelmeerwelt.

den Römern vorwirft, daß sie sich nur allzu rasch den verderblichen Einflüssen Asiens hingaben, darf man ihre weltgeschichtliche Stellung nicht übersehen. Das Römerreich an sich war ja im Grunde nichts anderes als ein einziges Heerlager, der Krieg der eigentliche Staatszweck, die Niederhaltung der aller Freiheiten beraubten Völker Anfang und Ende aller politischen Weisheit. Wenn also Rom seine Rolle als Vermittler einer einheitlichen Kultur im Bereiche der gesamten Mittelmeerwelt mit Nutzen vertreten sollte, mußte es eben das alte Kulturmaterial in sich aufnehmen und weiter gestalten, denn selbstschöpferisch war es in dieser Beziehung nicht sonderlich hoch veranlagt. Man verachtete die Völker, achtete aber ihre Gesittung:

Graecia capta ferum victorem cepit et artes.
Intulit agresti Latio.

In solchen Zeiten, in welchen die nationalen Tugenden Schiffbruch zu leiden drohen, treten kernhafte Naturen auf die Schaubühne, um das Verhängnis zu bannen. Auch im Römerreich des 2. vorchristlichen Jahrhunderts fehlte es nicht an solchen. Vor allem ist die Gestalt des M. Porcius Cato, der eifrig für die altrömische Sittenstrenge eintritt, die Abschaffung der Bacchanalien durchsetzt und die Ausweisung der griechischen Philosophen und Rhetoren aus Rom erwirkt. Dann der Volkstribun Villius, der ein Gesetz gegen die Ämterjagd einbringt. Dennoch: waren auch die Griechen unbedingt die an Kultur Höherstehenden, so ist doch die mindere Kultur der Römer die dauernd wirksamere geblieben, dank ihrer staatlichen Geschlossenheit und Macht.

Mitten in den widerlichen Szenen einer neuen Ära der Bürgerkämpfe sammeln sich an der Nordgrenze des Römerreiches schwere Gewitterwolken. Und mit elementarer Gewalt bricht aus dem geheimnisvollen Nordlande ein Völkersturm hervor, mächtig genug, um selbst die Beherrscher dreier Weltteile mit Schrecken zu erfüllen. Zwei germanische Stämme — die Kimbern und Teutonen — vernichten bei Noreja ein römisches Heer, schwenken dann nach Gallien ab, von wo sie dann getrennt in Italien einbrechen. Der den Germanensturm abweist, ist Marius, der erste weltgeschichtlich große Mann Roms, ein Bauernsohn, aber mit den rühmlichen Eigenschaften des kernigen Altrömers reichlich ausgestattet, von brutalem Machtbewußtsein und unbeugsamer Willenskraft.

Das war der Mann, der dazu berufen schien, den unterwühlten römischen Staat zu reformieren. Im Jahre 100 wurde Marius zum sechsten Male zum Konsul gewählt, etwas noch nie Dagewesenes. Es lag in seiner Hand, den Bauernstand, aus dem er selbst hervorgegangen war, wieder heben und stärken zu können, sich an demselben eine starke Stütze zu schaffen, im übrigen aber, über den Parteien stehend, ein strammes Regiment zu führen. Aber Marius war in erster Linie Soldat und so entglitten ihm die Zügel des Staatswagens und der Lenker selbst wurde in den Parteischmutz hinabgerissen. Statt die Bürgerkriege zu verhindern, wie es in seiner Macht lag, bricht eine gewaltige Erhebung unter den Italikern — der sogenannte Bundesgenossenkrieg — aus und damit ist zugleich der Soldatenherrschaft Bahn gebrochen.

War Marius seiner Herkunft und Parteistellung wegen der Abgott der niederen Stände Roms, so wurde anderseits sein ehemaliger Untergeneral im Kampfe gegen die Kimbern — Sulla — zum Abgotte seiner Soldaten. Römische Machthaber waren niemals darüber verlegen, welche Mittel sie anzuwenden hatten, um ihre Herrschaft zu behaupten. Hatte Marius in der Zeit seines Aufsteigens es nicht verschmäht, mit Kreaturen vom Schlage der Demagogen Glaucia und Saturninus sich zu verbinden, um die stolze Aristokratie niederzuhalten, so fand er nachmals, als Sullas Stern im Aufsteigen begriffen war, in dem ruchlosen Volkstribun P. Sulpicius Rufus einen Helfershelfer in seinen ehrgeizigen Plänen, die Herrschaft in Rom während der Abwesenheit seines Rivalen zur Geltung zu bringen.

Noch mißlang für diesmal der Anschlag. Sulla führte sechs Legionen gegen Rom und so entbrannte der erste Bürgerkrieg. Es wurde blutig Ordnung gemacht. Marius und sein engerer Anhang mußten fliehen. Aber auch Sulla war seines Lebens nicht sicher, und als er Rom verlassen hatte, griff der in das Konsulat berufene Parteigänger des Marius, L. Cornelius Cinna, auf die Gesetzvorschläge des Sulpicius wieder zurück, was zur Folge hatte, daß es zu neuerlichen Kämpfen in den Straßen Roms kam. Bei 20.000 Menschen wurden erschlagen. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. Der zu seinem Heere in Campanien entflohene Cinna vereinigte sich mit Marius und marschierte nun mit diesem auf Rom. Nach mehreren blutigen Gefechten sah sich der Senat veranlaßt, auf anständige Bedingungen zu kapitulieren. Kaum aber waren Cinna und Marius Herren der Stadt, so ließen sie ihren Rachegelüsten gegen die Optimaten freien Lauf. Es war eine Schreckensherrschaft, wie sie Rom bis dahin nicht erlebt hatte.

Marius, hochbetagt, trat nun zum siebenten Male die Konsulatswürde an. Aber bald hierauf segnete er das Zeitliche (86) und mit seinem Heimgange verlor seine Partei jeden Halt. Die durch die Greueltaten der letzten Zeit aufs äußerste erbitterten Aristokraten richteten jetzt sehnsüchtig ihre Blicke nach dem fernen Osten, wo Sulla seinen Kriegsruhm durch frischgepflückte Lorbeeren vermehrte (im mithridatischen Kriege). Es war vorauszusehen, was der heimkehrende Sieger bringen würde. Das Schwert Hannibals hatte Italien entvölkert, der Bundesgenossenkrieg Hunderttausende Menschenleben gekostet. Nun eröffnete Sulla (sein Gegner Cinna war von seinen eigenen Soldaten kurz vorher erschlagen worden) einen wütenden Kampf in ganz Italien.

Nach Niederwerfung seiner Gegner Herr in Rom, zeigte Sulla alsbald, wie er es mit dem Volke zu halten gedachte. Zunächst geschah das Unerhörte: er ließ Proskriptionslisten anschlagen, in welchen jedem, der einen Geächteten tötete, eine Belohnung von zwei Talenten zugesagt wurde. Von da ab war niemand seines Lebens sicher, der auch nur im Verdachte stand, der Partei des Marius anzugehören. Der gesetzlich anerkannte Mord, der übrigens nicht nur politisch, sondern auch für Privatzwecke weidlich ausgenützt wurde, kostete 40.000 Menschen das Leben. Nichts Geringeres als die völlige Ausrottung der demokratischen Partei war bezweckt. Der Optimatenmord des Marius hatte seine furchtbare Sühne gefunden. Sulla selbst, der sich mit einer Schutz-

wache von 10.000 Klienten umgab, ließ sich auf unbestimmte Zeit zum Diktator ernennen, doch legte er, ohnmächtig, durch organisatorische Anläufe Ordnung in das Chaos zu bringen, schon nach zwei Jahren seine Stelle nieder. Seinen Ausschweifungen maßlos ergeben, starb der große Mann eines ruhmlosen Todes (78).

Die nächste Zeit brachte ein neues Schauspiel. Dem stolzen Römertum, das im patriotischen Kraftbewußtsein selbst in den Perioden der schlimmsten Parteikämpfe niemals dem Gedanken an fremde Einmischung nachhing, erstand nun der Mann, der diesem nationalen Grundzuge ein Schnippchen zu schlagen gedachte. An diese Schmach knüpft sich der Name L. Sergius Catilina. Ein genialer Schurke, ausgestattet mit allen Eigenschaften des echten Römers alten Schlages — energisch, ausdauernd, unbeugsam — und des zeitgenössischen Dekadententums — habgierig, verschwenderisch, bestechlich, genußsüchtig — hatte Catilina nur eines vor Augen: Zertrümmerung der Verfassung und der Vaterstadt, um durch diese verbrecherischen Mittel seine ungeheure Schuldenlast abzuschütteln. Die Erhöhung zum Konsul sollte das Werk erleichtern: Aufgebot eines großen Rebellenheeres in Verbindung mit barbarischen Stämmen behufs Niederbrennung und Plünderung Roms und Ermordung aller Patrioten.

Die Frechheit Catilinas, sich um das Konsulat zu bewerben, schlug fehl; der berühmte Redner M. Tullius Cicero, einer der wenigen rechtlichen Männer seiner Zeit, wurde ihm vorgezogen. Es gelang Cicero, durch eifrige Nachforschungen den ganzen Knäuel der weitverzweigten Verschwörung, an welcher überraschender Weise eine große Zahl von Männern der höchsten Stände und Ämter aktiven Anteil hatten, bloßzulegen. Da schritt der Senat ein. Im Konkordiatempel, der zu Füßen der Kapitolwand gegen das Forum zu stand, faßte der Senat gegen Catilina und dessen Mitverschworene Beschluß. Gleich daneben, im untersten Hang der Aracelihöhe, verbergen sich heute noch zwei uralte Gewölbe, eines über dem anderen. Es ist der mamertinische Kerker, in welchem jene Mitverschworenen erdrosselt wurden, während der Konsul Cicero vor dem Eingang blieb, um dann der lautlos harrenden Menge den Vollzug des Urteils zu verkünden. Catilina selber hatte vorgezogen, seinen Untergang außerhalb der Stadt zu suchen, und fand ihn in der Schlacht vor Pistoja. Die römische Anarchistenpartei war vernichtet.

Im Prozesse gegen die Verschwörung des Catilina tritt uns eine neue römische Größe entgegen: Julius Cäsar. Der berühmte nachmalige Feldherr und Alleinherrscher war damals Prätor und stimmte auffallender Weise gegen die Aburteilung der Verschwörer. Das ist in Berücksichtigung der Charaktereigenschaften Cäsars leicht erklärlich. Er hatte früh erkannt, daß nur zwei Mittel die höchste Gewalt in Rom verschaffen konnten: Kriegsruhm und Volksgunst. So stieg er von seiner Höhe als Angehöriger des höchsten Standes — des uralten adeligen Geschlechtes der Julier — in die Arena der Demagogen herab. Er und der geldmächtige Crassus waren Führer der Volkspartei. Als Gegner stand im Hintergrunde die machtvolle Persönlichkeit des Pompejus, des ruhmgekrönten Feldherrn. — Eigenartig

war das Verhältnis dieses Dreigestirns zueinander. Julius Cäsar hatte lebemännische Ambitionen, die ihn tief verschuldeten. Crassus, eine knickerische Natur, würde dem jungen, anspruchsvollen Genossen schwerlich mit dem Inhalte seines Geldsackes beigesprungen sein, hätte er in seinem hochbegabten Schützling nicht ein nützliches Werkzeug für Partei- und eigene Zwecke erkannt. Cäsar verstand es in der Tat vortrefflich, die Interessen der Volkspartei zu fördern, indem er einerseits enge Fühlung mit dem gewaltigen Pompejus unterhielt, anderseits aber auch den Strebungen der Anarchisten so weit förderlich war, als dies geschehen durfte, ohne sich und seine Partei bloßzustellen. Seine Parteinahme für Catilina ging so weit, daß es ihm auf ein Haar geglückt wäre, eine der berühmten »catilinarischen Reden« Ciceros unwirksam zu machen, als es Portius Cato (ein Enkel des großen Karthagofeindes) gelang, durch eine kraftvolle Emanation seines altrömischen Zwingbürgerwesens die Entscheidung auf die Seite Ciceros zu bringen.



Cajus Julius Cäsar (Capitol).

Wir schreiben keine römische Geschichte und so müssen wir uns damit begnügen, einige Streiflichter auf jene Persönlichkeiten zu werfen, welche sich nun vereinigten, um mit einem gewaltigen Schlage gegen die herrschende Aristokratie auszuholen. Im Jahre 60 wurde jene geheime Verbindung geschlossen, die als »erstes Triumvirat« weltgeschichtliche Bedeutung erhalten sollte. Die eigentlichen Macher waren Cäsar und Pompejus, von denen jeder den anderen zum Werkzeuge seiner selbstsüchtigen Pläne auszunützen gedachte. Der dritte im Bunde, Crassus, hatte weiter nichts zu bieten als seinen Geldsack, eine Beihilfe, die nicht zu verachten war. Hauptsächlich mit Hilfe des letzteren war es möglich, die Wahl Cäsars zum Konsul durchzusetzen (59). Damit war der Bund offenkundig. Pompejus nahm die einzige Tochter Cäsars, Julia, zur Gattin. Eifrige Gegner, wie der Starrkopf Cato, Cicero, wurden aus Rom ausgewiesen. Der letztere mußte es überdies erleben, daß man sein Haus auf dem Palatin niederbrannte und seine Landgüter verwüstete.

Mit Cäsars Feldzügen in Spanien, Helvetien, Gallien, am Rhein und in Britannien haben wir uns nicht zu beschäftigen. Auch die Geschichte des Zerwürfnisses zwischen Cäsar und Pompejus, welches zum zweiten Bürgerkriege (49) führte und der auf dem Schlachtfelde von Pharsalos zugunsten Cäsars abschloß, gehört nicht in den Rahmen dieses Buches. Dagegen verlohnt es sich, der Persönlichkeit des ersten »Imperators« mit einigen Pinselstrichen gerecht zu werden ...

Aus der Schilderung des Suetonius wissen wir, daß Cäsar nicht frei von kleinlichen Eitelkeiten war, daß er auf gefälliges Äußere Gewicht legte, Toilettekünste nicht verschmähte und sich besonders darin gefiel, stets einen Lorbeerkranz zu tragen, wie es heißt, um seinen spärlichen Haarwuchs zu maskieren.

Es sind dies Züge, wie sie — von allen militärischen Tugenden abgesehen — dem Manne entsprechen, der in hohem Maße prunkliebend und verschwenderisch, ein eifriger Sammler von Kunstgegenständen war, im übrigen aber mit dem Gelde so wenig haushalten konnte, daß die üblen Folgen dieses Gebrechens ihn bis in die Zeit seiner Erhöhung nicht verließen. Des Geldes wegen plünderte er in Lusitanien Städte, die sich ihm bedingungslos ergeben hatten, in Gallien raubte er die Tempel aus, der dortigen Weihgeschenke wegen. Daher hatte er bald so viel Überfluß an Gold, daß er es zu 3000 Sesterzien das Pfund in ganz Italien und in den Provinzen als Ware feilbieten konnte. Auch des Diebstahls hatte sich der große Heerführer schuldig gemacht, indem er während seines Konsulates 3000 Pfund Gold aus dem Kapitol entnahm und es durch ebensoviel — vergoldetes Kupfer ersetzte. Er verkaufte Bündnisse und Königreiche und leistete Großartiges in Erpressungen.



Steinblock mit Inschrift auf dem Ruinenfelde von Philippi.

Das Verblüffende an Julius Cäsars Persönlichkeit ist der Gegensatz, der sich an ihr zwischen solchen schweren moralischen Gebrechen zu einer großen Zahl von guten Eigenschaften geltend macht. Seine soldatischen Tugenden werden von keinem antiken Heerführer auch nur erreicht, geschweige übertroffen. In manchen Zügen erinnert er an Alexander d. Gr., bei dem indes manches

auf Rechnung der theatralischen Pose zu setzen ist. Der nüchterne Hannibal steht ihm näher. Bemerkenswert ist ferner Cäsars Milde und Großmut gegen Feinde. Allerdings spielt hierbei das eitle Gefallen an seiner Machtfülle mit. Die Freigebigkeit, die an ihm gerühmt wird, war angesichts der hierzu zur Verfügung stehenden Mittel, beziehungsweise der skrupellosen Art, wie Cäsar sie zu beschaffen wußte, kein großes Kunststück. Trotz





Antonius und Kleopatra. Mittelstück des Gemäldes von G. Tiepolo (Palast Labbia, Venedig).

alledem offenbarten sich in seinem Wesen manche schöne und große Züge und sein Geist ragte, wenn auch nicht über seine Zeit, so doch über seine Umgebung hoch hinaus.

Cäsars Stellung als Staatsmann läßt sich dahin kennzeichnen, daß er ein Volk in Schranken zu halten hatte, das zur Herrschaft nicht geeignet war. Eine minder geschickte Hand würde um diese Zeit, welche nach allem Vorangegangenen folgerichtig zu einer Staatsumwälzung hinüberleitete, wahrscheinlich das Chaos herbeigeführt haben.

Abgesehen davon, daß Cäsar durch seine umfassenden, erfolgreichen Feldzüge die römische Großmacht geschaffen hatte, war er der richtige Mann, der das Dilemma, in welchem sich das Römertum befand — Anarchie, Schreckensherrschaft oder Militärdespotie — die letztere, als ihr berufener Vertreter, als das erfolgversprechendste Heilmittel erkannte.

Die Art, wie Cäsar zur höchsten Machtfülle gelangte, hat sonach keinen usurpatorischen Charakter; ein folgerichtiger Entwicklungsgang führte ihn auf jene Höhe, die er als »Diktator« und »Imperator« auf Lebenszeit (Würden, die bis dahin zeitlich beschränkt waren) einnahm. Und ebenso folgerichtig war, daß der mächtige Mann durch die Umstände endlich dorthin gedrängt wurde, wo sein Ehrgeiz mit dem Gedanken an die Neubegründung des Königtums sich in Übereinstimmung befand. Das war die Schwelle, an der Cäsar straucheln mußte. Der optimatische Kastengeist einerseits und der leidenschaftliche Hang an den alten, nunmehr schwer bedrohten Staatsformen drückte den Verschworenen die Dolche in die Hände. Um dem Morde den Charakter eines Staatsaktes zu geben, sollte die Tat im Senate, also gewissermaßen öffentlich, vollbracht werden. Am 15. März 44 v. Chr. fiel, von 23 Dolchstichen durchbohrt, das Haupt in seine Toga gehüllt, vor den Augen des versteinerten Senats Roms erster Alleinherrscher, sein gewaltigster Staatsmann, sein größter Heerführer im Alter von 56 Jahren.

Der Racheakt in der Kurie des Pompejus war ein Irrtum, wie so manches andere weltgeschichtliche Drama ähnlicher Art. Antonius, das Haupt der Julier, verband sich mit Lepidus, dem Magister Equitum, er haranguierte das Volk, das in Cäsars Testament besonders bedacht war, gegen die Mörder, und C. J. C. Octavianus, der Großneffe und Haupterbe des Ermordeten, erst 19 Jahre alt, erzwang nicht nur für sich das Konsulat, sondern zugleich auch die Ächtung der Mörder Cäsars. Dem Mißtrauen seiner bisherigen Freunde, der Aristokraten, machte Octavian einen Strich durch die Rechnung, indem er sich mit dem als Feind in Oberitalien eingebrochenen Marc Antonius aussöhnte. Nach mehrtägigen Verhandlungen in der Nähe von Bologna einigten sich die Genannten im Bunde mit Lepidus zur Bildung eines Triumvirats, durch welches sie sich die höchste Gewalt im Staate auf die Dauer von fünf Jahren sicherten (43).

Nun nahm das alte Spiel seinen Lauf: Proskriptionen, Gewaltakte, Mord, Güterkonfiskationen — all das in weit schlimmerem Maße als zur Zeit Sullas. Die Triumvirn beherrschten den Westen des Staates, ihre Gegner den Orient. Bei Philippi (42 v. Chr.) fielen die eisernen Würfel zugunsten der ersteren. Aber wie im ersten Triumvirat aus den Verbündeten erbitterte Gegner wurden, so auch hier. Die Teilung des Reiches zeitigt böse Früchte. Zunächst wird der noch immer mächtige Pompejus aus dem Wege geräumt. Lepidus wird durch sein eigenes Heer, das zu Octavian übergeht, unschädlich gemacht.

So bleibt nur noch Marc Anton als ebenbürtiger Gegner übrig. Unter dem heißen Himmel des Orients bereitet sich sein Schicksal langsam vor. Ehrgeiz und geniale Begabung, Tatkraft und männlicher Ernst entschlummern gemach in den Armen der Kleopatra. Ein

letztes Aufraffen erlahmt im Augenblicke der Entscheidung. In der denkwürdigen Seeschlacht am Vorgebirge Actium fällt am 2. September 31 v. Chr. die Entscheidung. Octavian setzt dem fliehenden Liebespaar nach Ägypten nach, wo es — zuerst Antonius, alsdann die raffinierte Ptolemäerin — an allem verzweifelnd, durch Selbstmord endet. Ägypten wird römische Provinz (30 v. Chr.).

* * *

Das Kaiserreich.

Was Julius Cäsar auf der Walstatt von Pharsalos eingeleitet, Marc Antonius bei Philippi fortgesetzt, das hatte Octavianus beim Vorgebirge Actium vollendet: die Vernichtung der römischen Republik. An ihre Stelle war die Monarchie getreten. Niemand war mehr da, dem Sieger die Alleinherrschaft streitig zu machen; die einflußreicheren Republikaner waren vom Schauplatze verschwunden, die noch am Platze waren, besaßen keine Flotte, kein Heer, keine Geldmittel, keine namhaften Führer — sie mußten sich fügen. Das ganze Volk stand auf der Seite des Siegers und freute sich der Staatsumwälzung, weil es daran die Hoffnung knüpfte, daß sie ihm Ruhe und Sammlung, erträglichere Lebensverhältnisse und Ordnung eintragen würde.

Octavian verstand es, sich durch maßvolles Vorgehen und kluge Berücksichtigung der eingelebten republikanischen Formen die ihm zugefallene Rolle mit jener selbstverständlichen Würde zu spielen, welche das Bewußtsein souveräner Macht eingibt. Um sich die Alleinherrschaft zu sichern und die monarchische Gewalt unumschränkt auszuüben, war es notwendig, das Vertrauen seiner Mitarbeiter und seiner Mitbürger in vollem Maße zu festigen. Octavianus begnügte sich daher zunächst, nachdem er im August 29 aus dem Orient nach Rom zurückgekehrt war, einen glänzenden Triumph feierte und den Janustempel schloß, mit der Würde eines Konsuls, die er mit seinen Amtsgenossen teilte.

Und nun nahm ein Spiel seinen Anfang und Verlauf, jene schlau berechnende, zähe und undurchschaubar maskierte Politik, kraft welcher Octavian schrittweise seine Stellung als Alleinherrscher festigte und damit den Beweis erbrachte, daß das mäßige Talent in seinen Bestrebungen erfolgreicher sein könne als das kraftvolle Genie, das der pedantischen Formen und eingebürgerten Verhältnisse nicht achtet und schließlich dort stolpert, wo es im Begriffe ist, die Palme zu brechen. Wie in so manchem andern, waren auch in diesem Sinne Großonkel und Großneffe sehr verschieden.

Dem Octavian war, wie ehemals dem Cäsar, auf ewige Zeiten der Titel Imperator (eigentlich Feldherr) beigelegt worden; mit diesem Ausdruck sowie mit dem Worte »Cäsar«, das ursprünglich nur Familienname war, bezeichnete man fortan die neue Herrscherwürde. Im Jahre 28 ließ sich Octavianus in aller Form von seinem Mitkonsul Agrippa zum »Princeps« des Senats ernennen. Das Prinzipat war eine Form der Monarchie, welche man am zutreffendsten als »Dyarchie« bezeichnet. Octavian kann demnach nicht als Begründer der Monarchie im herkömmlichen Sinne bezeichnet werden, da sie die typischen Formen



Octavianus als Jüngling (Vatikan).

eines solchen erst seit Diocletian annahm. Wie schlau Octavian zu operieren wußte, bezeugt jener Akt scheinbar persönlicher Selbstlosigkeit im Jahre 27, indem er alle ihm übertragenen Vollmachten in feierlicher Weise in die Hände des Senates und Volkes zurücklegte, um sich dieselben — neuerdings übertragen zu lassen. Für solche Selbstlosigkeit mußte folgerichtig der passende Lohn gefunden werden. Der Senat beeilte sich, Octavian mit dem Namen »Augustus« (der Erhabene) zu schmücken, der seine Person mit der Unverletzlichkeit der Majestät ausstattete.

Mit diesem Namen ist der Großneffe Cäsars fortan mit dem römischen Weltreiche verknüpft. Das wirkliche Fundament seiner Macht und des Prinzipats war aber seine Stellung als Imperator und die damit verbundene prokonsularische Gewalt. Der Besitz und die Gewinnung dieser Würden genügte denn auch späterhin, um den Inhaber als den neuen »Kaiser« zu charakterisieren. Im Sinne des großen Juliers hatte die Annahme des Imperatorenamtes die Erneuerung des alten römischen Königtums bedeutet; das Imperium des Augustus dagegen sollte für die Hauptstadt Rom und für Italien nicht in Anwendung kommen. Als Imperator war Augustus der oberste Kriegsherr des römischen Reichsheeres.

Man mag über den Schöpfer der römischen Monarchie wie immer denken, das eine ist gewiß: die Zeit der dreiundvierzigjährigen Regierung des ersten Princeps (30 v. Chr. bis 14 n. Chr.) — das sogenannte »augustäische Zeitalter« — bildet einen der glücklichsten, an Kulturentwicklung reichsten Abschnitte der römischen Geschichte. Von ausgezeichneten Staatsmännern umgeben, schenkte Augustus dem Staate alle Segnungen des Friedens. Die Provinzen, welche der Willkürherrschaft der Statthalter entzogen wurden, gelangten ungeachtet schwerer Steuern zu reicher Blüte; die Munizipien erfreuten sich einer gewissen Freiheit und Selbstverwaltung, die Italer wurden den Bürgern Roms fast gleichgestellt, die Hauptstadt vergrößerte und verschönerte sich immer mehr, neue Straßen verbanden das Mutterland mit den entferntesten Provinzen.

Eine auch nur andeutungsweise Schilderung aller Reformen und staatsmännischen Arbeiten des Octavianus Augustus würde den Rahmen, der diesem Buche gesteckt ist, weit überschreiten. Geschichtlich denkwürdig ist das augustäische Zeitalter durch das Hervortreten der Germanen, welches von da ab die ganze Kaiserzeit hindurch einen großen Teil der militärischen Kräfte Roms in Anspruch nimmt und allmählich zu jener großartigen Katastrophe hinüberleitet, die das Weltreich hinwegfegt.

Aber bis dahin ist es noch weit. Und was auf dem Wege bis zu jenem erschütternden Wandel aller Machtverhältnisse in unserem Erdteile liegt, ist ein Schauspiel düsterster Färbung: die furchtbare Ausartung der cäsarischen Gewalt in den Händen der Nachfolger ihres Begründers. Kaum hatte Augustus, 76 Jahre alt, die Augen geschlossen,



Gemma Augustea (1/1 der Originalgröße). (Oben, in der Mitte: Augustus und Roma; links: Germanicus und der vom Triumphwagen herabsteigende Sieger Tiberius, des Kaisers Stiefsohn. Unten links: Römische Legionäre errichten die Siegeszeichen über der klagenden Pannonia und dem gefesselten Danubius; rechts: Herbeischleppung von Gefangenen durch Verbündete der Römer.)

als mit Tiberius das grausige Spektakel anhub. Verstellung, Verschmitztheit, Mißtrauen, Furcht, Grausamkeit und Wollust sind die Hauptzüge an diesem Charakterbilde. Von dem nichtsnutzigen Günstling Sejanus, dem Befehlshaber der Prätorianer, geleitet, schritt der einst tapfere und erfolgreiche Heerführer von Greuel zu Greuel. Mit Entsetzen

erkannten die Römer, wessen die Imperatorengewalt fähig war, wenn sie in ruchlosen Händen lag.

Das Schreckensregiment des Tiberius endete mit dem ersten Kaisermord. In seiner Villa auf der Insel Capri wurde er auf Anstiften seines Erben unter Kissen erstickt (März 37). Es ist jener Cajus Cäsar, der von Jugend auf durch die Soldaten seines Vaters Germanicus den Scherznamen Caligula (Stiefelchen) erhalten hatte. In ihm war der »Cäsarenwahnsinn« bereits zum vollen Ausbruche gekommen. Seneca sagt von Caligula: »Dieser Kaiser scheine nur dazu aufgetreten zu sein, um der Welt zu zeigen, welchen Umfang zügelloser Frevelmut bei höchster Machtstellung zu erreichen vermag.« .... Er war der erste Imperator, der sich göttliche Ehren anmaßte. Seiner ungeheuerlichen Verschwendungssucht leistete er dadurch Genüge, daß er den Staatsschatz zu prunkvollen Festen vergeudete, zu dessen Füllung aber unerschwingliche Abgaben dekretierte, reiche Leute zum Tode verurteilte und ihre Güter einzog und Erpressungen unerhörter Art beging. Nebenher befahl Caligula Hinrichtungen oft aus bloßer Laune und erfreute sein Auge an gefolterten Unschuldigen. Nach vierjähriger Regierung wurde dieses Scheusal durch einen Prätorianer ermordet (41).



Trajan. (Bruststück nach dem Standbilde im Nationalmuseum zu Neapel.)

Sein Nachfolger war jener jämmerliche Feigling Tiberius Claudius, der sich der kaiserlichen Courtisane Messalina als ebenbürtiger Gattin erfreute, unter Weibern und Günstlingen ein entnervendes Leben führte, alles übrige aber gehen ließ, wie es ging. Er war grausam, ohne es zu wissen und derart zerstreut, daß er Leute zum Speisen einlud, die er tags vorher hatte hinrichten lassen. Auch Claudius starb eines unnatürlichen Todes: seine Gattin Agrippina (eine Tochter des Germanicus) hatte ihn vergiften lassen.

Nun trat das dritte Scheusal dieser Art auf die Schaubühne: Nero Claudius Cäsar, der zuerst seinen Stiefbruder Britannicus morden läßt, dann seine Mutter, weiters seine Gemahlin, und eine Unzahl unbescholtener Männer, darunter Seneca und den Dichter Lucanus. Mit einer unerhörten Grausamkeit und frevelhafter Ausschweifung paarte sich eine bornierte Eitelkeit, die ihm eingab, er müsse als Künstler glänzen. Seine Gaukeleien als Wagenlenker und Schauspieler wirkten

entsittlichend auf die römische Jugend, welche teils freiwillig, teils gezwungen zum Gaudium der Massen in die Arena hinabstieg und sich in der Ausübung von Künsten prostituierte, die nach damaliger Anschauung als verächtliche galten. Das brennende Rom und die »lebenden Fackeln« — die unschuldig als Anstifter des Brandes verurteilten Christen — bilden den greulichen Hintergrund zu den unerhörten Ausschreitungen dieses Kaisers. Nero endete als Geächteter, indem er sich auf der Flucht aus Rom mit Hilfe seines Geheimschreibers Epaphrodites den Dolch in die Kehle stieß.

Das julisch-claudische Regentenhaus gab dem Reiche noch drei Imperatoren: den 72jährigen Greis Sulpicius Galba, Otho und Vitellius — dem größten Fresser aller Zeiten — welche sämtlich ermordet wurden . . . Nun traten die Flavier mit Vespasian, dem tapferen Heerführer, auf den Plan. Seine Regierung war eine der glücklichsten in Rom. Sein Sohn Titus hielt die Ehre des Hauses aufrecht. Seine milde, menschenfreundliche Art ist sprichwörtlich geworden. Aber sein Bruder Domitian — der dritte Flavier — brachte wieder die Scheußlichkeiten der Vorzeit in Erinnerung. Er fiel als Opfer einer Verschwörung, welche seine eigene Gattin angezettelt hatte.

Der größte Flavier — M. Ulpianus Trajanus — ist zugleich eine der imposantesten Fürstengestalten aller Zeiten. Mit allen Aufgaben und Erfordernissen des Friedens und des Krieges vertraut, ein sieggewohnter Feldherr, ein fester, zuverlässiger Charakter, verstand er es, alle Kräfte des Reiches zu harmonischem Ineinandergreifen zu sammeln, zu beleben und allenthalben jenen edlen Ehrgeiz zu erwecken, den er selber betätigte. Von Trajan sagt Plinius, daß man es ihm zu verdanken hatte, wenn das Volk sich seines Römertums freute. Es gehörte allerdings mit zum Ideale eines Herrschers in diesem Reiche, daß er zugleich als Kriegsmann hervorragend war und als solcher die letzten militärischen Aufgaben erledigte, welche dem Reiche noch gesteckt waren . . .

P. Aelius Adrianus (Hadrian), den der kinderlose Trajan adoptiert hatte, konnte es zwar nicht erreichen, »besser als Trajan zu sein« — wie man späteren Imperatoren beim Antritte ihrer Regierung wünschte — gleichwohl war er ein Mann von hoher und vielseitiger Begabung, der seine Regierung durch große und eigenartige Verdienste kennzeichnete. Fast unausgesetzt auf Reisen, unermüdlich tätig, geistig angeregt und anregend nach allen Richtungen seiner vielseitigen Natur, hinterließ er allenthalben Spuren einer unermüdlichen Tätigkeit, vornehmlich in bezug auf bauliche Anlagen. Als Förderer friedlicher Kulturarbeit steht Hadrian unter seinesgleichen unerreicht da. In der Rechtspflege, in der Verwaltung und im Finanzwesen hatte er sehr Ersprießliches geleistet. Eine Schattenseite seines Charakters war die übergroße Eitelkeit, die ihn beherrschte und die unter anderem in dem riesigen Grabmale, das er sich selbst erbaute (die heutige »Engelsburg« in Rom) einen beredten Ausdruck fand. Einen dunklen Fleck auf seine Manneswürde wirft sein schmähliches Verhältnis zu dem schönen Jüngling Antinous.

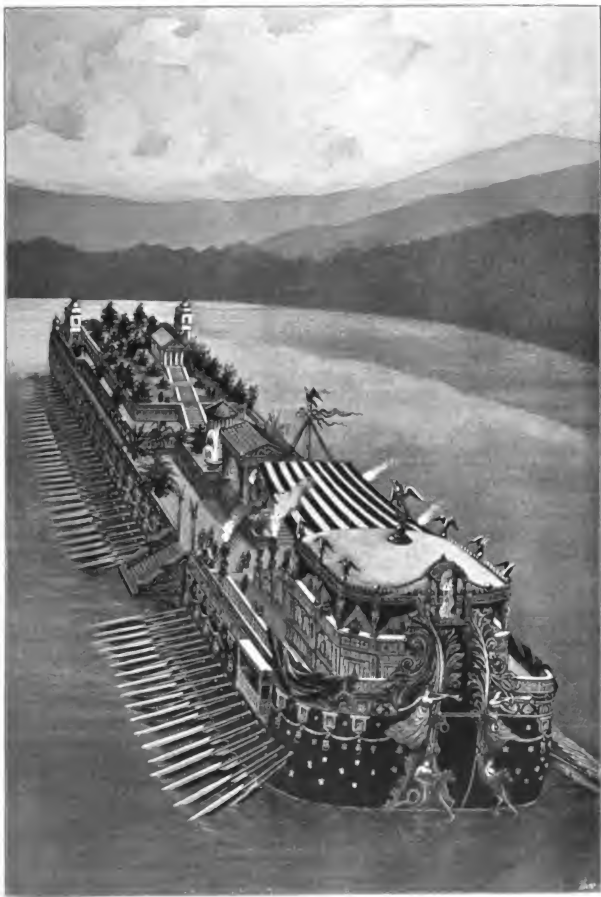
Merkwürdig, daß diese Regentenreihe von so ausgezeichneten Persönlichkeiten sich immer wieder durch Adoption ergänzte: Trajan


Marc Aurel, Markomannenhäuptlinge begnadigend. (Von einem Triumphbogen Marc Aurels, derzeit im Capitol zu Rom.)

hatte Hadrian adoptiert, dieser einen bewährten Mann aus der vornehmen Familie der Aurelii: T. Aurelius, und zugleich ließ er von diesem einen nicht minder tüchtigen Mann, M. Amius Verus, später Marc Aurelius, adoptieren. Von den beiden »Antoninen« steht der eine — Antonius Pius — an der Spitze einer Regierung, die ein Menschenalter lang in ununterbrochener Ruhe verlief. Unter ihm hatte das Reich die größte Ausdehnung erlangt. Die Kulturarbeit schritt unbehindert auf dem ganzen ungeheueren Raume fort.

So wie Antonius Pius faßte auch dessen Nachfolger Marcus Aurelius die Machtstellung eines Herrschers vom Gesichtspunkte einer von der Vorsehung dem Menschen auferlegten ethischen Pflicht auf. Er war ein ernst veranlagter, durchaus edler Charakter, ein überzeugter Anhänger der stoischen Philosophie des Epiktet von Hierapolis, selbst Schriftsteller in dieser Richtung (daher der Beiname »Philosophus«), zugleich ein Mann, der es wie kein anderer Herrscher verstanden hat, die Lehren der Weltweisheit ins praktische Leben zu übertragen. Marc Aurel war auch ein ausgezeichneter Feldherr, doch erlebte das Reich unter ihm keine glücklichen Zeiten. Er starb zu Vindobona (Wien) am 17. März 180.

Mit ihm erlosch die Reihe von fünf trefflichen, hochverdienten Regenten (seit Nerva, dem Nachfolger des Domitian), welche viele der von ihren Vorgängern geschlagenen Wunden geheilt hatten, ohne jedoch das durch Sittenlosigkeit, physische und moralische Schlaffheit und durch feigen Sklavensinn der Römer bedingte, innerlich fortwuchernde Siech-



Prunkschiff des Kaisers Tiberius auf dem Nemisee.
(Nach den aufgefundenen Resten rekonstruiert von C. Mc. Knight-Smith.)

tum des Staates bleibend auf den Weg der Besserung zu führen. Das bezeugen die nun folgenden Herrscher, welche ganz danach angetan waren, um den unabwendbaren Untergang des Reiches nur noch zu beschleunigen. Mit Commodus, dem Sohne und Nachfolger Marc Aurels, dem letzten der »Antonine«, griff eine vollständige Militärherrschaft platz, die fast ein Jahrhundert anhielt (193—284) und eine lange Reihe von Soldatenkaisern auf den Thron brachte. Die meisten derselben starben eines gewaltsamen Todes, sei es durch Meuchelmord, Selbstmord oder im Kampfe mit den Gegenkaisern.

Der hervorragendste dieser Soldatenkaiser war Septimius Severus, bedeutend als Feldherr, im übrigen ein rauher Kriegsmann, der den Senat seiner letzten Macht entkleidete. Wohin ein solch rohes, gewalttätiges Säbelregiment führt, bezeugt des Severus Sohn, jener Wüterich Caracalla (von den Soldaten seines bunten gallischen Kleides wegen so genannt, eigentlich Marcus Aurelius Antoninus), der öffentlich hatte erklären lassen (nach Dio Cassius): daß Niemand außer ihm Geld haben dürfe, damit er seine Soldaten bezahlen könne. Seine Mordlust erinnert lebhaft an die entarteten Kaiser des julisch-claudischen Hauses. Er war erst 29 Jahre alt, als er von der Hand eines Soldaten, dem er die erbetene Beförderung verweigert hatte, fiel (8. April 217).

Noch ein letztes Mal kam der Cäsarenwahnsinn, und zwar in einer schier grotesken Form, zum Ausbruch, als der Syrer Anitus Bassianus durch Weiberlist als angeblicher natürlicher Sohn Caracallas auf den römischen Kaiserthron eingeschmuggelt wurde. In seiner Heimat war er schon als Knabe Oberpriester des Sonnengottes Elagabalus (Heliogabal) zu Emesa und unter diesem Namen wurde er Nachfolger der Imperatoren. Mit ihm hielt, phantastisch und prunkhaft, die asiatische Kasten- und Weiberwirtschaft in Rom ihren Einzug. Einen Kaiser, der sein Leibpferd zum Konsul ernennt und sich als »Braut« einem seiner Sklaven öffentlich antrauen läßt, diesen Superlativ der wahnsinnigen Cäsarengaukelei hatte man in Rom noch nicht erlebt.

Und doch beugte sich der charakterlose Senat den blödsinnigen Exzentrizitäten dieses exotischen Wundertieres.[1]) Unglaublich schandhaft war Elagabalus. Lebenswandel. Um ein Übriges zu tun, erhob er seine Mutter Julia Soämis zur Augusta und zum — Mitgliede des Senats, während diese auf dem Quirinal einen Weibersenat berief, der sich ausschließlich mit Frauenangelegenheiten befaßte und dessen Beschlüsse in feierlicher Weise öffentlich verkündet wurden. Mutter und Sohn fielen unter dem Mordstahle, als jener Miene machte, den von ihm zwangsweise adoptierten und zum Nachfolger bestimmten Alexander Severus zu beseitigen (222).

Gregorovius sagt: »In jener Periode allgemeiner Welterschlaffung finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt« . . . Wir haben aber gesehen, daß in weit späterer Zeit, in der von einem solchen Stillstande nicht die Rede ist, derselbe Wahnsinn immer wieder nach kürzeren oder längeren Pausen zum Ausbruche kam, somit nicht

[1]) Vgl. Bd. I, S. 240.

ausschließlich als Attribut der julisch-claudischen Imperatorenfamilie angesehen werden kann. Bezüglich der Begründung dieser Erscheinung, die selbst in der morgenländischen Despotenwirtschaft ihresgleichen nicht findet, führt sie der genannte Historiker auf die Beeinflussung durch äußerliche Verhältnisse zurück.

Andere Forscher wollen in der offen zutage tretenden Geistesstörung der genannten Imperatoren nicht die Folge der damaligen sittlichen und politischen Zustände erkennen, sondern schieben sie einer erblichen Belastung zu. Wiedemeister weist darauf hin, daß alle diese Scheusale auch dann, wenn sie nicht auf den Thron eines Weltreiches gelangt wären, gleichwohl der Geisteskrankheit zum Opfer gefallen sein würden. Ihre Machtstellung lieh ihrer Krankheit nur das Kleid, aber sie bedingte nicht ihr Wesen. Die Ursache der erblichen Belastung aber seien die fortwährenden Eheverbindungen innerhalb eines engbegrenzten Familienkreises gewesen.

Möglicherweise haben hier beide Ursachen zusammengewirkt; denn es ist durchaus keine seltene Erscheinung, daß die Attribute der Macht, des Reichtums, der äußeren Glückserfolge, in Verbindung mit einem Genußleben, das im Wesen einer durch und durch verfaulten Gesellschaft liegt, auf Charaktere, die nicht fest und sicher auf sich selbst gestellt sind, höchst verderblich einwirken. Auffällig ist, daß beispielsweise die Entartung bei Caligula, der doch von so vortrefflichen Eltern (dem hochachtbaren Germanicus und der edlen älteren Agrippina) abstammte, in unleugbar pathologischer Weise hervortritt. Man hat es hier zweifellos mit dem Erbübel in Gestalt eines Vererbungsrückfalles zu tun.



Ideale Ansicht einer römischen Provinzstadt (Virunum in Kärnten, nach Pichler).

Drittes Kapitel.

Römische Kulturverhältnisse.

Wirtschaftsleben. — Soziale Bewegungen.

Das römische Wirtschaftsleben zerfällt, der geschichtlichen Entwicklung entsprechend, naturgemäß in drei Abschnitte: in die ältere, echt römische Epoche, in jene der Mittelmeerwirtschaft und drittens in die wirtschaftlichen Verhältnisse der römischen Außenländer. Die Grundlage der materiellen Kultur bildete vor alters die Landwirtschaft in ihrer dreifachen Form als Gut-, Weide- und Kleinwirtschaft. Im großen und ganzen hatten diese Betriebe ein einheitliches Gepräge, handelte es sich nun um Römer, Latiner oder Sabeller. Die italienischen Griechen waren, dank den günstigen klimatischen Verhältnissen ihres Landgebietes, frühzeitig zu größerem Wohlstande gelangt. Allen voran aber waren die Etrusker, bei denen auf Grundlage eines lebhaften Handelsverkehres und einer vorgeschrittenen gewerblichen Tätigkeit jener Zustand des Wohl- und Genußlebens bei gleichzeitig ausgesprochener Vorliebe für Pracht und Üppigkeit sich entwickelte, der nachmals das Römertum mächtig beeinflußte.

Die älteste Landwirtschaft fußte durchaus auf primitiven Verhältnissen. Man kann sagen, daß die Latiner schlecht und recht ein Bauernvolk waren, dessen Nüchternheit und Sparsamkeit es von vornherein zu einer Tätigkeit qualifizierte, deren Wesen sich in zum Teil harter Arbeit widerspiegelte. Eine Verbindung der Acker- und Viehwirtschaft kannte man nicht. Während der Ackerbau sich in den engen Verhältnissen von Landgütern sehr bescheidenen Umfanges abwickelte, fiel der Viehzucht als Weidewirtschaft ein in sich abgegrenzter Tätigkeitsbereich

zu, und zwar teils als Sommerweide (in den Bergen), teils als Winterweide (in den Ebenen). Die einzelnen Weidegründe hatten eine meist größere Ausdehnung als die der Ackerwirtschaft. Namentlich in Latium und in Unteritalien gewann diese Wirtschaftsform mit der Zeit sehr an Ausdehnung, da weite Strecken früheren Ackerlandes ihr zufielen, wodurch jene Gegenden entvölkert, verwildert und durch Versumpfung ungesund wurden. Die »Viehmeister«, besonders aber die berittenen und bewaffneten Knechte, welche die großen Herden zu hüten hatten, entsprachen in bezug auf ihre Gesittung und ihrer Lebensweise diesem urwüchsigen Zustande. Noch heute erinnern die Büffelhirten Campaniens, in den Pontinischen Sümpfen usw. an ihre Vorfahren in so früher Zeit.

Die Landgüter waren teils Bauernbesitz, teils Eigentum der Herren, die den Betrieb persönlich leiteten, jedoch nur von Zeit zu Zeit in unmittelbaren Kontakt mit dem »Wirtschafter« und den Bediensteten traten. Diese bildeten einen gemeinsamen Hausstand, dem, insoweit es sich um die Lebensführung handelte, die Wirtschafterin vorstand. Die Arbeiter waren in der Regel Sklaven, denen bestimmte Verrichtungen oblagen, als Pflüger, Knechte, Hüter usw. Alles war genau nach dem Umfange des Gutes bemessen, so daß die Arbeitsleistung eine fast peinlich gleichmäßige war. Reichten die Arbeitskräfte nicht aus, so wurden Knechte gedungen, oder die Gutsnachbarn halfen sich gegenseitig aus. Die Bauernwirtschaft mußte sich selbstverständlich häufig mit unzureichenden Arbeitskräften behelfen, und wo die Sklaven fehlten, griff der Eigentümer selbst mit seinen Kindern ein.[1])

In diesen einfachen Verhältnissen herrschte noch allenthalben ein gewisses Gleichgewicht des geteilten Besitzes. Allmählich aber trat ein Umschwung ein, der im Laufe der Zeit schwere agrarische Krisen zur Folge hatte, welche von einschneidendster Wirkung auf die allgemeinen staatlichen Verhältnisse waren. Zunächst vergrößerte sich der Einzelbesitz überall dort, wo der kapitalskräftige Eigentümer oder Unternehmer ein

---

[1]) Die wichtigsten Feldfrüchte waren Spelt und Weizen. In ältester Zeit war ein aus Speltkörnern zubereiteter Brei die Hauptnahrung, als welche späterhin ein ähnliches Gericht aus Weizenkörnern in Aufnahme kam. Außerdem baute man an Hackfrüchten Rüben und Rettiche, ferner Hirse, Mohn, Knoblauch, während Erbsen und Bohnen vorwiegend als Viehfutter verwendet wurden. Beliebte Würzen waren Knoblauch und Zwiebeln, die Zukost bestand aus Salat, Weiden- und Wiesenpastinaken, Meer- und Gartenfenchel. Von Obstsorten wurden hauptsächlich Feigen-, Äpfel- und Birnbäume gezogen. Während die Olivenkultur allgemein war, fand der Rebenbau eine gewisse Beschränkung. Meist wurde die Oliven- und Traubenernte an Unternehmer abgegeben. Von den Nutztieren zog man hauptsächlich das Schaf, ferner Schweine, Hühner und Tauben; das Großvieh diente lediglich als Zugtier im Ackerbetrieb. Jagd und Fischzucht spielten ursprünglich keine Rolle, nahmen aber späterhin einen bedeutenden Aufschwung, vornehmlich zur Zeit des großgezogenen Latifundienwesens, als die Großgrundbesitzer weitläufige Parkanlagen und Jagdgehege angelegt hatten. Der durchschnittliche Umfang eines Landgutes betrug 50 Hektar, wenn es sich lediglich um den Ackerbetrieb handelte, wogegen jene Güter, auf welchen unter Erschwernissen der Rebenbau betrieben wurde, kaum die Hälfte des angegebenen Flächenraumes einnahmen. Das Personal für die Bewirtschaftung war genau systemisiert und betrug, je nachdem Baumpflanzungen im Spiele waren oder nicht, 8—10 Knechte, beziehungsweise Pflüger und Hirten. Auf ein kleines Gut rechnete man drei Joch Ochsen und vier Esel. Weingenuß war in ältester Zeit selten und den Frauen war er überhaupt verboten, bei Übertretung mit schweren Strafen belegt. Auch das Brot war durch Jahrhunderte unbekannt und zünftige Bäcker traten erst seit 174 v. Chr. auf.

wirtschaftliches Interesse an der Vergrößerung seines Grundbesitzes hatte. Auch die Weidewirtschaft nahm, was ja schon angedeutet wurde, fallweise einen bedeutenden Umfang an. Der auf diese Weise aus seinem Besitztum verdrängte Bauer oder kleine Grundeigentümer übersiedelte nach Rom, um bei möglichst wenig Arbeit leichten und ausreichenden Gewinn zu erzielen, oder er verblieb, wenn weniger beweglich, auf dem angestammten Grund und Boden, um die Stelle des Eigentümers mit der des dienenden Knechtes zu vertauschen.

Zur allgemeinen Verschlimmerung der Agrarverhältnisse trugen im übrigen vornehmlich zwei Faktoren bei: die schwere Bedrängnis der Republik zur Zeit der karthagischen Invasion unter Hannibal und die erweiterten Handelsbeziehungen. Der Krieg brachte den Bauernstand vollends herunter. Die Bundesgenossen, welche in ihrer Treue wankend geworden waren, verloren ihren Besitz, der entweder in die Hände des Staates oder in diejenigen spekulativer Unternehmer fiel. Von den früheren patriarchalischen Zuständen konnte keine Rede mehr sein. Fremde, gewissenlose Ausbeuter auf der einen Seite, Reichtum und Glanz auf der anderen Seite führten schließlich Zustände herbei, welche das frühere Gleichmaß in allen Lebensverhältnissen völlig verwischten und jenen sozialen Gegensatz schufen, in welchem Prachtliebe und Verschwendung dicht neben bettelhafter Armut und verwilderten Sitten standen.

Die erweiterten Handelsbeziehungen brachten dem Reiche und dem Volke durchaus keinen Segen. Die Möglichkeit, von fernher (Sizilien, Afrika, Ägypten) billiges und massenhaftes Getreide einführen zu können, warf den einheimischen Ackerbau völlig zu Boden. Dazu kam eine grausame Behandlung der Ackerknechte, welche Sträflingen gleich gehalten wurden, indem man sie des Nachts in ihren kellerartigen Behausungen in Ketten legte. Die gesteigerte Handelstätigkeit, welche angesichts des wenig entwickelten heimischen Gewerbes mit großem Gewinn auf den überseeischen Import sich warf, steigerte die Bedürfnisse der Vornehmen und Reichen, sie öffnete der unreellen Spekulation, der kapitalistischen Bewucherung und der gewissenlosesten Ausbeute alle Pforten. Namentlich zur Zeit der Einbringung der makedonischen, der karthagischen und der korinthischen Beute sowie durch die pergamenische »Erbschaft« — welche dem »römischen Volke« zugedacht, aber vom Staate eingeheimst wurde — kam ein solcher Goldüberfluß nach Rom, daß die Lebensführung der Mittelklasse völlig aus den Geleisen geriet.

Der Übergang von der Republik zum Kaiserreich bezeichnet die zweite Periode des römischen Wirtschaftslebens, jene der »Mittelmeerwirtschaft«. Sie ist besonders durch das Latifundienwesen gekennzeichnet. Welchen Umfang dasselbe annahm, ist durch das eine Beispiel gekennzeichnet, daß die fruchtbaren Teile Afrikas sechs bis sieben Grundbesitzern gehörten. Einen eigentlichen Bauernstand gab es damals nicht mehr. Dagegen nahmen die Gewerbe, dank den gesteigerten Bedürfnissen und den erweiterten internationalen Beziehungen, einen wachsenden Aufschwung. Gewerbetreibende gelangten sowohl im Mutterlande als in den Provinzen zu Reichtum und Ansehen und spielten vielfach in der Verwaltung eine Rolle.



Glasgefäße und Glasschmuck aus römischen Gräbern.

Wie sehr alle Verhältnisse aus dem früheren engen heimatlichen Rahmen herausgetreten waren und ein großzügiges Gepräge erhielten, bezeugen einige Beispiele. So war Lugdunum in Gallien zum Mittelpunkte des Weinhandels geworden. Die Rhone herauf kamen in dieselbe Stadt Reisende aus dem fernen Asien, welche die dortigen Erzeugnisse — merkwürdigerweise sogar Rohseide aus China — auf den Markt brachten. In Spanien und Britannien brachte der Bergbau reichen Gewinn und in Neukarthago arbeiteten nicht weniger als 40.000 Menschen in den Silberminen. Gebrauchsgegenstände aller Art, die zur Zeit der Republik kaum der Reiche kannte, wurden so allgemein, daß selbst der Minderbemittelte sie nicht zu entbehren brauchte. Allenthalben war der griechische Kaufmann der Vermittler. Das Mittelmeerbecken hatte sich zu einem einzigen großen Wirtschaftsgebiete entwickelt.



Beigefäße aus römischen Gräbern.

Aber in diesem mächtigen Aufschwunge der Kultur lag der Keim zu noch größeren wirtschaftlichen Krisen, als sie bis dahin sich geltend gemacht hatten. Immer dumpfer legten sich die Schatten neben das blendende Licht. Nicht nur das Typische des alten Römertums hatte sich völlig verwischt, auch das Land, Italien, erhielt ein ganz verändertes Aussehen. Zuerst, in ältester Zeit, war es vorzugsweise ein Waldland, dann ein Acker- und Weideland, jetzt war es ein einziger riesiger Obstgarten. Orientalische Obstbäume hatten die letzten Waldungen verdrängt. Mit ihnen waren Scharen semitischer Arbeiter, Gärtner, Händler ins Land gekommen. Schon Juvenal, der den Höhepunkt dieser Bewegung nicht erlebte, beklagte sich über diese Invasion. Das massenhafte Einströmen asiatischer Elemente brachte Raffinement und Verfeinerung nicht nur in die Lebensführung, sondern auch in die

landwirtschaftlichen Betriebe, wie beispielsweise die Fruchtveredlung, die Rassenkreuzung des Nutzviehes, die Kastration, Bastardierung usw.

Mit diesen Wirtschaftsverhältnissen ist bereits die Linie, welche die Epoche der Mittelmeerwirtschaft umgrenzt, überschritten. Es vollzieht sich ein merkwürdiges, in seinen Wechselwirkungen allerdings völlig folgerichtiges Schauspiel: das empfangende Land wird zum gebenden. Der Einfluß, den die römische Herrschaft auf die eroberten Länder ausübte, war von einschneidendster Bedeutung. Abgesehen von den Verkehrseinrichtungen, auf die wir ausführlich zurückkommen, drang überall das römische Wesen ein, und wenn es im Laufe der Zeit da und dort auch vielfach wieder bis zum völligen Verschwinden verwischt wurde, so hat es zumeist gleichwohl die Grundlage geschaffen, auf welcher das spätere Kulturleben sich weiterentwickelte. Damals saßen die reichsten römischen Großhändler im fernen Gades (Spanien) und am Rhein standen die schönsten Landhäuser der dortigen Vornehmen. Der Ackerbau, der im Mutterlande zugrunde gegangen war, kam in Gallien zu nie geahnter Blüte. Die Republik hatte den Wein- und Ölbau im südlichen Gallien untersagt; unter Kaiser Probus faßte der erstere überall Fuß, am Rhein, an der Mosel, an der Donau.

Von den Ländern des Ostens war Griechenland und überhaupt die Hämushalbinsel infolge der langen und blutigen Kriege am meisten heruntergekommen. Ein Kanaan war es ja niemals gewesen; aber um diese Zeit war es arg entvölkert und das einzige Erbe des alten Hellenentums, das geistige Leben und die Kunst, hatten längst außerhalb des Mutterlandes ihre neuen Blütentriebe angesetzt. Dafür sprang der Hellene allenthalben als Händler, Kaufmann und Geldmann in das große internationale Wirtschaftsgetriebe des Weltreiches ein. Ein um so steuerkräftigeres Land blieb, trotz aller Verwüstungen, welche die Kriegszüge zur Folge hatten, Kleinasien, wo von Augustus ab durch reichlich drei Jahrhunderte der Wohlstand sich auf ziemlich gleicher Höhe erhielt. Die Gunst der Natur, der Gewerbefleiß und der Handel bildeten die Grundlage dieses erfreulichen Zustandes. Es ist anzunehmen, daß die bedeutenden Städte Asiens nicht nur eine große Zahl von Handwerkern, sondern auch eine zahlreiche Fabriksbevölkerung beherbergten.

Eine wahre Schatzkammer im wirtschaftlichen Sinne für das Römerreich war Syrien. Weite Gebiete, die heute völlig verödet liegen, waren ausgezeichnetes Kulturland. Zahlreiche Ruinen von Städten, Wasserleitungen usw. bezeugen diesen Sachverhalt. Naturprodukte waren in reichlicher Menge vorhanden; viel wichtiger aber war die syrische Industrie, deren uralte Erzeugnisse — Purpur, Glas, Leinen — großartig aufblühten. Die Glasfabriken von Sidon hatten es in der Kaiserzeit zu hohem Ruhme gebracht. Dazu kamen die Schätze des ferneren Asien, welche vorzugsweise die Euphratroute vermittelte. Aber auch über das Kaspische Meer her fanden die Erzeugnisse des asiatischen Hinterlandes ihren Weg zu den Stapelplätzen der syrischen Küste, wie beispielsweise die chinesische Seide.

So strömten die Kunst- und Naturprodukte entlegener Bereiche in das Abendland wie in ein großes Sammelbecken. Allerdings partizi-



Aschenurnen aus römischen Gräbern.

pierte Syrien nicht allein an dieser intensiven Handelsbewegung. Das römische Arabien gestaltete sich zu einem wichtigen Zwischengliede der indisch-ägyptischen Route, wodurch der Handel von der Euphratroute abgelenkt wurde. Eine wichtige Etappenstation war Petra im »steinigen Arabien«. Die uralte »Weihrauchstraße« (siehe I. Band, S. 227) war nicht in Vergessenheit geraten. Aus dem steinigen Arabien entwickelte sich allmählich ein »glückliches« Arabien, dank dem rührigen kaufmännischen Getriebe auf der ganzen ungeheuren Strecke von den indischen Stapelplätzen bis zum fernen Adana in Kilikien. In Afrika aber wetteiferten Ägypten und das nordwestliche Küstenland des Erdteiles als Getreidelieferanten. Zu welchem Wohlstande es gerade die Ländereien des zuletzt genannten Gebietes gebracht hatten, dafür zeugen noch heute die zahlreichen Ruinen von Bädern, Theatern, Luxusbauten.

Es war die wirtschaftliche Kraft des Mittelstandes, nicht die der Reichen, die sich hier entfaltete.

Die Wechselbeziehungen zwischen Morgenland und Abendland hatten es dahin gebracht, daß nicht nur Italien und seine unmittelbare Nachbarschaft, sondern auch ein Teil von Gallien, ferner die Küstenländer im Nordosten und Osten der Adria und andere Bereiche in bezug auf den Naturausdruck ein einheitliches Gepräge erhielten. Das, was wir heute »Mittelmeervegetation« nennen, ist nicht etwas Ursprüngliches,



Römische Bronzegefäße aus Pompeji.

sondern eine Folgeerscheinung des zivilisatorischen Ausgleiches, wie ihn das Römertum geschaffen. Das Abendland — soweit es der mediterranen Welt angehörte — wurde gewissermaßen »orientalisiert«. Vornehmlich Syrien und Kleinasien (im weiteren Sinne genommen) hatten den Hauptanteil an dieser vegetativen Metamorphose. Aus Syrien kamen die Feige, die Olive und die Pinie, aus Armenien der Weinstock, aus der pontisch-kaspischen Region der Nußbaum und die Kastanie. Besonders durchgreifend war die Veränderung des Pflanzenbildes in Italien. Die sommergrünen Wälder mit ihrer dunklen üppigen Laubmasse waren der schütteren, heiteren, plastisch ruhigen Gestaltung des Landschaftsbildes, in welchem Pinien und Zypressen, Lorbeer und Olive, Myrte und Arbutus den Bestand bildeten, gewichen.

Das also, was wir als ein natürliches Attribut des antiken Lebens anzusehen gewohnt sind — der äußere, plastische Rahmen und die Fülle der Einzelerscheinungen des Naturwaltens — war, auf Griechenland und Italien bezogen, eine Entlehnung aus dem Südosten und Osten der mediterranen Welt. Ein Gewinn für die Bodenkultur war diese »Überschichtung« keineswegs. Wenn es einen wunden Punkt in der römischen Antike gibt, ist es das Wirtschaftsleben. Um es kurz zu kennzeichnen: Gesellschaft und Staat fußten auf unwirtschaftlicher Grundlage. Dazu kam der fühlbare Mangel realistisch-technischen Sinnes. Diesem letzteren hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß alle praktischen Hilfsmittel einer rationellen Bodenkultur keinen Antrieb fanden, die Naturerkenntnis im Sinne der landwirtschaftlichen Erfordernisse mit Gleichgültigkeit übergangen wurde. Geräte und Methoden erstarrten in überkommenen Formen; die technische Unzulänglichkeit trieb die Arbeitskosten mehr und mehr in die Höhe, und als schließlich auch die forcierte Menschenarbeit versagte, beziehungsweise der Bodenertrag die Bedürfnisse nicht mehr zu decken vermochte, trat das Gespenst der Hungersnot auf den Plan.

So entbehrte Rom in sich selbst jenes gewaltige Movens des öffentlichen Lebens, das man wirtschaftliche Kraft nennt. Von dem mangelnden technischen Sinn abgesehen wurzelte das Übel noch in einem anderen schweren Fehler: der Mißachtung der Arbeit. Von Anbeginn her war es freilich anders. Das ursprüngliche Gemeinwesen Roms ruhte, wie wir gesehen haben, auf dem Ackerbau. Aber mit den wachsenden staatlichen Erfordernissen, der Organisierung der Heeresmacht und den immer komplizierter sich gestaltenden politischen Verhältnissen trat ein verhängnisvoller Wandel ein. An Stelle der Bodenarbeit trat der Handel, die Zufuhr an Natur- und Kunstprodukten lenkte die ursprünglich so schlichten Lebensverhältnisse in die Bahnen verfeinerter Bedürfnisse, des Luxus und sorglosen Genusses. Vor allem aber waren es die planmäßige Ausraubung der Provinzen, die herzuströmenden Reichtümer in Form von Steuern und Tributen, welche zur Folge hatten, daß die Staatsverwaltung ihr festes Fundament nicht im Mutterlande selbst, sondern auswärts fand.

Wer das Wesen solcher wirtschaftlicher Strömungen kennt, weiß, daß sie rasch zur Entstehung großer Privatvermögen führen. So erklärt sich der wachsende Reichtum jener Kreise, welche der Staatsverwaltung entweder unmittelbar angehörten oder in irgendwelcher engeren Beziehung zu ihr standen: in den Kreisen der patrizischen Geschlechter und des jüngeren Amtsadels, der aufstrebenden Plutokratie, der Großkaufleute und Bankiers. Hand in Hand damit ging ein ausgebildetes System der Kapitalvereinigung, das sich in den Dienst von allerlei Unternehmungen mit hoher Gewinnaussicht stellte. Handels-, Reederei- und Versicherungsgesellschaften betrieben den Geld- und Kornwucher, die Pachtung der Gefälle, Steuern und Tribute warf riesige Summen ab.[1])

[1]) Über das römische Münzwesen ist in Kürze Folgendes zu bemerken: Nachdem die Römer den primitiven Naturalverkehr, in welchem vorzugsweise Rind und Schaf als Tauschmittel dienten, überwunden hatten, kamen als solche Kupferstücke (auch Barren) in Gebrauch. Ihre Wertbemessung richtete sich nach dem Gewichte. In

So entstanden in den privilegierten Kreisen jene fabelhaften Vermögen, die den Anstoß zu einer Agrarbewegung gaben, die durch Jahrhunderte lang das römische Volk desorganisierte. Wie alt dieses Übel war, beweist das im Jahre 367 v. Chr. durch den Volkstribun Licinius geschaffene und nach ihm benannte Ackergesetz, welches bestimmte, daß niemand mehr als 500 Morgen Staatsgutes in Benützung haben, niemand mehr als eine gewisse Anzahl Groß- und Kleinvieh halten und daß die Weide allen Bürgern gegen eine Abgabe offen stehen solle. Das Licinische Gesetz war eine heilsame Maßregel, aber es geriet im Laufe der Zeit unter der immer mehr und mehr eingreifenden Macht des Kapitals außer Wirksamkeit.

Kein Wunder also, daß der Großgrundbesitz, verbunden mit einer Plantagenwirtschaft, mit deren Umfang nichts Ähnliches in der Geschichte der Völker zu vergleichen ist, zu einer Entfaltung von fast souveräner Macht gelangte. Der freien Arbeit und der des halbfreien Pächters stand die Fronarbeit eines Heeres von Sklaven gegenüber. Es gab keinen Bauernstand mehr. Ohne Besitz, ohne Arbeit strömten Massen der Landbevölkerung nach Rom, wo allmählich das beschäftigungslose und arbeitsscheue Proletariat zu einer Macht herangewachsen war, die neben der Staatsgewalt eine Art Nebenherrschaft führte, mit der auch die Machthaber zu rechnen hatten. Abgesehen von dem entsittlichenden Einflusse dieser privilegierten Müßiggänger auf die übrige Bevölkerung lag das Übel vornehmlich darin, daß es in Rom bald keine einflußreiche Persönlichkeit gab, die nicht eine Anzahl dieser zu jeder Gewalt- und Schandtat bereiter Faulenzer in ihren Dienst genommen hätte.

---

den »Zwölf Tafeln« erscheinen bereits Geldsätze. Die Kupferwährung wurde ursprünglich auf die As, welche einem Pfunde gleich war, basiert. Die erste Münzperiode umfaßte ungefähr einen Zeitraum von 200 Jahren und schloß mit Beginn des ersten punischen Krieges ab. In dieser Periode kursierten folgende Münzen: Unica, Sectans, Quadrans, Somis und As; die letztere hatte ungefähr den Wert der deutschen Mark, die Somis halb so viel, Quadrans ein Viertel, Sectans zwei Zehntel, Unica ein Zehntel des Wertes einer Mark. — Durch die lebhafteren Beziehungen mit den Griechen kam um das Jahr 270 v. Chr. die Silberwährung mit dem Denar (zu dem die griechische Drachme das Vorbild abgegeben hatte) auf. Das Normalgewicht des Denars war 4·37 Gramm. Um dieselbe Zeit wurde eine Münzstätte gegründet und einer eigenen Behörde *(triumviri monetales)* unterstellt. Die Denare waren in halbe und Viertelstücke eingeteilt, welch letztere Sesterzien hießen. Das Kupfergeld wurde reduziert und zum Zeichengeld herabgesetzt, doch wurde im Jahre 217 das Münzenverhältnis des Kupfers durch ein eigenes Gesetz bestimmt, und zwar im Werte zum Silber wie 70 : 1. Durch das Flaminische Gesetz (217 v. Chr.) wurde dieses Wertverhältnis in 112 : 1 umgeändert. Der Wert des Denars war zu verschiedenen Zeiten sehr schwankend; von 207 bis zum Ende der Republik entsprach sein Metallwert etwa 70 Pfennigen. Die Rechnungseinheit war der Sesterz. — Infolge des sich immer mehr anhäufenden Goldreichtums sank das Verhältnis von 1 : 12 auf 1 : 9 herab. Julius Cäsar war der erste, welcher Goldmünzen hatte prägen lassen, und anläßlich seines Triumphes im Jahre 46 v. Chr. ließ er jedem Soldaten 200 Goldmünzen auszahlen. Aber erst unter Augustus wurde in aller Form von der Silberwährung auf die Goldwährung übergegangen (16 v. Chr.). Dieselbe stufte sich (nach dem heutigen Goldwert) bis Septimius Severus auf der Basis von 1 : $15^1/_2$ ab. Das Pfund Gold im Werte von 1000 Denaren wurde in 42 Kaisergoldstücke (Aureus) zu 25 Denaren (100 Sesterzien) geprägt. Späterhin trat ein rascher Verfall des römischen Münzwesens ein, der bis auf die Zeit des Kaisers Konstantin anhielt. Durch eine neue Münzordnung wurde mit einem Schlage der Münzschlechterung und Fälschung ein Ziel gesetzt.

Niemals standen sich Arm und Reich, Demokratie und Aristokratie erbitterter gegenüber als in dieser Zeit einer gesellschaftlichen Zerrüttung, in der selbst die alterprobten römischen Tugenden untergingen. Hinter dem äußeren Glanze, dem Wohlleben und der staatlichen Großmachtstellung verbargen sich Korruption, feige Parteiintriguen, Raub, Diebstahl, Spionage und Laster aller Schattierungen. Es hätte mit seltsamen Dingen zugehen müssen, wenn aus diesem sozialen Höllenbreughel nicht notgedrungenerweise die eine oder andere Lichtgestalt emporgetaucht wäre. In der Tat war es so. Unter allen sozialen Bewegungen, welche geschichtlich denkwürdig geworden sind, hat keine im Leben der Völker so kräftigen Nachhall gefunden wie jene, an welche sich die Namen der beiden Gracchen knüpfen.

Tiberius und Gaius Gracchus, das edle Brüderpaar aus dem altberühmten Sempronischen Geschlecht, Söhne der Cornelia, welche dem Patrizierstande der Scipionen angehörte, hatten in der Zeit, da diese Wirrnisse ihren Höhepunkt erreichten, sich der alten Römertugenden erinnert. Es war im letzten Jahrhundert der Republik, als jene Männer, erfüllt von reinster Vaterlandsliebe, in die Schranken traten, um den Sturm zu beschwören. Zunächst war es Tiberius Gracchus, der ältere der beiden Brüder (geb. 163 v. Chr.), der, kaum 29 Jahre alt, sich um das Amt eines Volkstribuns bewarb und es auch erhielt. Seine erste Tat war die Erneuerung des Licinischen Gesetzes mit geringfügigen Abänderungen. Die durch Ablösung frei gewordenen Ländereien sollten in Losen von bestimmtem Umfange sowohl den römischen Bürgern, wie den italischen Bundesgenossen als »Erbpacht« gegen Zahlung einer Rente an die Staatskasse überantwortet werden. Trotz der heftigsten Opposition der den Senat beherrschenden Aristokraten gelang es dem jungen Volkstribun, mit seinem Antrage durchzudringen, nachdem er zu einem drastischen Mittel gegriffen hatte.

Es war nämlich der Senatspartei gelungen, den Mittribun des Tiberius, Marcus Octavius, auf seine Seite zu bringen, wodurch das Gesetz unbedingt verloren gewesen wäre. Da rief Tiberius das Volk auf, um die Absetzung seines Kollegen zu erzwingen. Nun drang das neue Ackergesetz durch und Tiberius versäumte nicht, sich in die hierzu eingesetzte Kommission, der auch dessen Schwiegervater Appius Claudius und des Tiberius jüngerer Bruder Gaius angehören sollten, wählen zu lassen. Nun stand der Verwirklichung des Gesetzes nichts im Wege. Schon war die Reformarbeit in vollem Zuge, als der Umstand, daß um diese Zeit der letzte König von Pergamon das römische Volk zu seinem Erben eingesetzt hatte und Tiberius diese Verfügung buchstäblich nahm, den Haß des Senats, der bei dieser Transaktion umgangen werden sollte, auf das höchste steigerte. Als das Amtsjahr des kühnen Volkstribuns und Reformers abgelaufen war und er sich auf dem Kapitol zur Wiederwahl einfand, wurde er mit seinem gesamten Anhange, 300 Mann, mit Knütteln erschlagen.

Tiberius Gracchus war gefallen, nicht aber das Sempronische Gesetz, das bereits seine Wirkung äußerte. Zehn Jahre nach dem tragischen Ende des Reformers nahm dessen jüngerer Bruder Gaius das Reformwerk mit noch größerer Energie auf. Er war eine weit leidenschaft-



Gladiatoren-Ausrüstung.

lichere Natur als Tiberius, zielbewußt und weitblickend, ein Staatsmann, den ein starker revolutionärer Drang auf der einmal eingeschlagenen Bahn mit tatkräftigerem Impulse antrieb. Zum Volkstribun gewählt, trat er mit einem umfassenden Reformwerk vor den Senat. Es bezog sich sowohl auf die Finanzverwaltung als auf die Militärlasten, vor allem aber auf Maßregeln zur Linderung des notleidenden Volkes. Getreidevorräte sollten zu billigen Preisen oder als Geschenk an die Notleidenden

abgegeben, das Bürgerrecht allen Bewohnern Italiens zugänglich gemacht, Geschwornengerichte eingeführt werden. Auch die Schaffung von überseeischen Kolonien, um den Überschuß von subsistenzlosen Elementen von Rom abzuziehen, war ins Auge gefaßt. Dem arbeitsfreudigen Teil der Bevölkerung sollte durch großartige Straßenbauten Gelegenheit zu Beschäftigung und Verdienst geboten werden.

Gaius hatte darauf gerechnet, durch seine Maßnahmen den kapitalistischen Ritterstand auf seine Seite zu bringen. Da verfiel der Senat auf ein perfides Mittel, um dem mächtigen Volkstribun ein Bein zu stellen: er verlegte sich selber auf die Demagogie, indem er dem Volke gleich zwölf Kolonien (für je 3000 Bürger) in Italien selbst darbot und damit erreichte, dem Tribun die Volksgunst zu entziehen. Nicht wiedergewählt, zog sich der erst zweiunddreißigjährige Gaius, der eine so erstaunliche organisatorische Tätigkeit an den Tag gelegt hatte, von den Staatsgeschäften zurück, um bald hierauf infolge von schmählichen Intriguen und Verfolgungen in den Tod getrieben zu werden.

Gleichwohl vermochte der aristokratische Senat das Werk der beiden Gracchen nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Nicht die Tat, sondern die Idee war es, welche die Massen entzündet hatte. Die staatliche Versorgung der ärmeren Klassen war zum Schlagworte geworden. Wer den Gedanken der platonischen Monarchie wieder mit allem Nachdrucke aufgriff, war der große Julius Cäsar, der damit begann, bei seinem Triumphe im Jahre 46 an 22.000 neunsitzigen Tafeln das Volk zu speisen. Bei Cäsars Regierungsantritt wurden über 300.000 faulenzende römische Bürger auf Kosten des Staates lebenslänglich gefüttert. »Brot und Spiele« war nun das Schlagwort des Pöbels. Aber Elend und Laster wurden damit nicht beseitigt. Mommsen nennt das Rom der untergehenden Republik eine »Räuberhöhle«. Das Grundübel, die Latifundienwirtschaft, hatte es dahin gebracht, daß in Campanien allein über eine halbe Million Morgen Landes völlig brach lagen und versumpft waren.

Das verschlug natürlich nicht, daß die Vornehmen und Großen in ihren Palästen und prunkhaften Villen das Leben in vollen Zügen genossen. Als Vorbild eines unerhörten Tafelluxus tritt ein sonst tüchtiger Mann — der Schwelger Lucius Lucullus — auf, und seine Nachahmer lassen sich nicht spotten. Man weiß, was die Tafelgenüsse der Römer alles zuwege brachten an auserlesenen Leckerbissen, den auserlesenen Erzeugnissen einer raffinierten Kochkunst. Um Gastereien in ihrer ausschweifendsten Form drehte sich zu Zeiten alles Interesse der vornehmen Prasser am Tiber.

Das war das »Brot« der Reichen. Das Volk hatte natürlich keinen Anteil daran. Damit aber der schroffe Gegensatz von Völlerei und Hunger sich nicht zu sehr fühlbar mache, fanden sich Adel und Ritterschaft, Plebejer und Pöbel zu anderen Genüssen einträchtig zusammen — bei der blutigen Lust der Gladiatur und in dem greulichen Behagen der Tierhetzen, die seit Beginn des letzten Jahrhunderts der Republik die großartigsten Dimensionen annahmen. An Raum zu diesen niederträchtigen, die Menschheit entwürdigenden Schauspielen fehlte es wahrlich nicht. Das Theater des Balbus (zwischen Kapitol und Tiber) war



Gladiatorenkampf (Netzkampf). Wandgemälde in der Bersaglieri-Kaserne zu Neapel.

auf mehr als 11.000, das Theater des Marcellus auf mehr als 17.000, das Theater des Pompejus auf mehr als 22.000 Zuschauer berechnet. Im Stadium Domitians fanden 33.000, im Amphitheater der Flavier (dem Kolosseum) 87.000, im Circus Maximus nach späterer Angabe 385.000 Zuschauer Platz.

Es ist nicht unsere Aufgabe, in die Einzelheiten dieser pöbelhaften Erlustigungen, für welche alle, vom elendesten Proletarier bis zum Kaiser und seinen nervenstarken Hofdamen, das fieberhafteste Interesse bekundeten, einzugehen. Noch steht der stellenweise vor Altersschwäche schwankende Bau, der so viel des Gräßlichen gesehen hat, zur Lust des Volkes und der kaiserlichen Loge, der Senatoren und der keuschen Vestalinnen. Nirgends sonstwo in der Welt ist jemals ein so massenhafter Mord in Szene gesetzt worden als hier. Tiefer gedemütigt hat die Menschheit sich nie als in Rom, wo jeder Herr seine Sklaven zum Todeskampf in die Arena schicken konnte. Erst Kaiser Konstantin versuchte Einhalt zu tun und verbot (durch ein Edikt von Syrien aus) das Gladiatorengewerbe. Es half aber nichts. Noch vor Ausgang des 4. Jahrhunderts meinte ein Stadtpräfekt, als neunundzwanzig Sachsen, welche in die Arena sollten, sich das Leben nahmen, das sei denn doch eine Schlechtigkeit, die alles übertreffe.

Und doch konnte dieses Volk, das seine helle Freude daran hatte, wenn die Pranken eines Löwen einen wehrlosen Sklaven zerfleischten, zu Tränen gerührt werden, wenn es sich um die Hilflosigkeit verfolgter Tiere handelte. Als gelegentlich einer der Elefantenjagden im Circus Maximus, wie sie besonders Pompejus gerne veranstaltete, die Tiere plötzlich Miene machten, das eiserne Gitter einzudrücken, wurde das Volk von Entsetzen ergriffen. Die Kraft der Elefanten reichte aber nicht aus, das Hindernis zu durchbrechen. Sie stellten sich förmlich hilfeflehend vor die Reihen der Zuschauer, und nun wurden diese derart »gerührt«, daß sie den Veranstalter der Jagd verwünschten. Wie weit die Verrohung ging, beweist Martial, der dem Kaiser seine Ehrerbietung dadurch bewies, daß er einen Elefanten nach seinem Siege über einen Stier in einem Gedichte verherrlichte. Zu einer gleichen Tat begeisterte ihn ein Rhinozeros, das einen Stier in die Luft geschleudert hatte. Während Pompejus »nur« 600 Löwen verbrauchte, rühmt sich Kaiser Augustus (in der berühmten Inschrift am Tempel zu Ankyra in Kleinasien), daß er 3500 Löwen und Panther dem Vergnügen des römischen Volkes geopfert habe.

Bei so starkem Verbrauch wurden die Bestien selten, was allerdings den betreffenden Jagdgebieten zugute kam, da sie die Besiedelung förderten. Immerhin mußte man, um das Volk in seinem Vergnügen nicht zu verkürzen, die Löwenjagd zu einem kaiserlichen Vorrecht machen. Zur Fütterung dienten unter Caligula Verbrecher. Als es einst an solchen fehlte, befahl der Kaiser, die Leute, die eben vor der Arena standen, den Bestien vorzuwerfen, aber erst ihre Zungen auszuschneiden, damit sie nicht schreien und ihn verwünschen könnten. Es war dies eine jener Unannehmlichkeiten, die man im kaiserlichen Rom für den Genuß so vieler zum Gemeingut gestifteter Einrichtungen zuweilen hinnehmen mußte.

Panem et circenses! Die Sozialpolitik der großen Macher am Tiber hatte triumphiert. Letztere hatten zunächst die Massen ausgebeutet und an den Bettelstab gebracht, dann — als die Brotlosen nach Rom strömten — diese als »Klienten« meist für schlechte Zwecke in Dienst genommen, schließlich hatten sie das Grundübel der Menschheit gelöst, indem der Staat alle Hungernden, nicht zum mindesten aber alle Arbeitsscheuen, auf eigene Rechnung in Verpflegung nahm. Niemals ist ein elenderes Proletariat eifriger umworben worden, als jenes in Rom beim Niedergange der Republik bis in die Kaiserzeit hinein. Selbst ein Octavianus Augustus — das vielgerühmte Idealbild eines römischen Imperators — wetteiferte in der Vielzahl und Pracht der Volksschauspiele mit seinen Vorgängern. In der Zeit seiner Regierung wurden acht Gladiatorenkämpfe (mit zusammen 10.000 Fechtern), 26 Tierhetzen und ebensoviele Spiele verschiedener Art mit allem greulichen »Zubehör« abgehalten.

Nun aber drehte das Proletariat den Spieß um: Brot und Spiele wurden nicht als ein Geschenk der Regierung, sondern vom Volke als sein gutes Recht angesehen. Und mehr als das: die Politik stieg auf die Rennbahn hinab. Es kamen die »Farben« zu Ehren, wie auf einem heutigen Turfplatz. Aber die Farben der römischen Wagen und Wagenlenker bedeuteten denn doch etwas anderes. Sie waren die Abzeichen

der politischen Partei, der »Fraktion«. Mit wilder Begeisterung beteiligte sich die ganze römische Gesellschaft an diesem Kampfe der Farben, der nichts anderes war als der Ausdruck erbitterter Parteileidenschaft, und an dem ab und zu einer der Kaiser bösartiger Richtung teilnahm. Hatten schon die Spiele an sich zur allgemeinen Entsittlichung wesentlich beigetragen, so war der in den Zirkus getragene Parteihader bestens dazu geeignet, das Volk noch mehr zu verwildern und den Schauplatz dieser Vorgänge zu einem Tummelplatze schlechter politischer und sozialer Instinkte zu machen.

Auch die Gladiatur äußerte ihre Wirkung auf die Gesellschaft. Während ursprünglich nur verurteilte Verbrecher, Sklaven und Kriegsgefangene für die Gladiatorenkämpfe vorbehalten waren, wurde nachmals daraus ein förmlicher Berufszweig, der seine eigenen Schulen (Capua, Präneste, Ravenna, Alexandria und seit Caligula auch Rom) hatte, in welchen die »Kunstfechter« gezüchtet wurden. Kein Wunder also, daß diese Kämpfe schließlich die Weihe eines vornehmen Sportes erhielten, an welchem sich auch freie Bürger beteiligten, und zwar, wie es scheint, weniger aus leidenschaftlichem Antrieb, als vielmehr des »skandalösen« Aufsehens halber, dessen die würdigen Söhne der vornehmen Kreise bedurften, um von sich reden zu machen. Zuletzt stellt sich ein Kaiser in eigener Person in die Reihe der Wagenlenker und erntet damit die Verachtung eines asiatischen Königs, der Zeuge dieser elenden Narrenkomödie ist.

Auf gleicher Höhe mit diesen edlen Einrichtungen stand das römische Sklavenleben. Zur Zeit der größten Entfaltung Roms, als es weit über eine Million Bewohner zählte, soll mehr als die Hälfte davon dem Sklavenstande angehört haben. Man trug sich gelegentlich mit der Absicht, die Sklaven äußerlich kenntlich zu machen, indem man sie wie das Vieh »abstempelte«; als aber die Herren der Vielzahl ihrer menschlichen Spielware inne wurden, erschraken sie einigermaßen. Der Besitzer (oder die Besitzerin) des Sklaven war Herr über Leben und Tod desselben. Bei Juvenal verlangt eine Dame den Kreuztod eines Sklaven ihres Gatten. Von diesem befragt, was der zu Tötende verbrochen habe und hieran die Mahnung knüpfend, »kein Zögern über eines Menschen Tod ist zu lange«, ist die edle Römerin sehr erstaunt, zu hören, daß auch ein Sklave ein Mensch sei. Sie antwortet kategorisch: »Er mag nichts getan haben; gut! Aber ich will es, ich befehle es; ist das nicht Grund genug?«

Kaiser Augustus, der Spender des »Weltfriedens«, war ernstlich bemüht, den Sklaven ihr Los zu erleichtern. Aber viel richtete er nicht aus. Sowohl das Recht des Herrn über Leben und Tod des Sklaven blieb bestehen, als das noch viel schmählichere, daß sämtliche Knechte eines Hauses sterben mußten, wenn einer von ihnen den Herrn getötet hatte. Unter Nero wurde ein Stadtpräfekt von einem Sklaven ermordet. Das Gesetz verlangte den Tod von nicht weniger als 400 Knechten des Getöteten und der Senat verurteilte sie demgemäß zum Tode. Eine solche Schurkerei mußte selbst ein Volk wie das römische erbittern. Aus Mitleid für so viele Unschuldige nahm es eine drohende Haltung an. Nero aber ließ den Weg zur Richtstätte mit

Soldaten besetzen, und alle 400 wurden abgeschlachtet. Die Höhenplatte des Esquilinischen Feldes war die Richtstätte der Sklaven; dort hängte man die Leiber der Armen ans Kreuz und ließ ihre Gebeine bleichen. Eine herrliche Dekoration der »Ewigen Stadt«!

Da eine einzelne Erzählung größere Wirkung ausübt als langatmige Erläuterungen, sei des folgenden Zwischenfalles gedacht. Als Kaiser Augustus einst bei einem seiner Freunde — einem gewissen Vedius Pollio — zu Tisch war, ließ ein Sklave ein kostbares Kristallgefäß fallen. Vedius befahl, den Schuldigen sofort den Muränen im Fischteich vorzuwerfen. Das sind die aalartigen Fische, die besonders schmackhaft wurden, wenn sie sich von Menschenfleisch nährten. Der Sklave warf sich dem Kaiser zu Füßen und bat um eine andere Todesart. Augustus machte ihn völlig frei, ließ alles Kristallgeschirr im Hause zerschlagen und den Fischteich zuschütten. . . . Es scheint, daß dieser Zwischenfall den Kaiser zu einigen Verordnungen veranlaßt hat, welche den Sklaven zugute kamen So gewährte er ihnen unter gewissen Umständen das kaiserliche Schutzrecht, verbot den Besitzern, ohne Zustimmung der Behörde die Sklaven zum Kampfe mit wilden Tieren hinzugeben und scheint eine Behörde geschaffen zu haben, vor welcher die Sklaven über grausame Behandlung, unsittliche Zumutungen und schlechte Ernährung Klage anbringen konnten.

Bei einem solchen Stande der Dinge kann es nicht wundernehmen, wenn diese Armen von Zeit zu Zeit zur Selbsthilfe griffen. Die erste große Sklavenrevolte ist den Nachwirkungen der punischen Invasion in Italien zuzuschreiben. Ganze Provinzen (Apulien, Lucanien) wimmelten von entlaufenen halbwilden Sklaven. Sie hatten sich, verstärkt durch Proletarier der schlimmsten Art, zu förmlichen Räuberbanden organisiert. Wie es damals mit der Öffentlichkeit stand, beweist die Tatsache, daß in Apulien in einem einzigen Jahre 7000 eingefangene Räuber hingerichtet wurden. Noch schlimmer stand es auf Sizilien. Hier waren es die Plantagensklaven, die infolge unmenschlicher Behandlung sich empörten (143 v. Chr.), wobei ein gewisser Eunus den ersten Anstoß gab, indem er des Nachts mit 400 Genossen in die Stadt Enna eindrang, wo die meisten der Herren ermordet, die Frauen geschändet und andere Greuel getrieben wurden. Dieser ersten Bewegung schlossen sich sofort die Sklavenmassen in jenem Bezirke an, den Eunus, der sich nun Antiochos nannte (er war ein Syrer), als sein »Königreich« erklärt hatte.

Das war etwas Neues für die Römer. Etwas so furchtbar Neues, daß sie den Schrecken nicht los wurden. In der Tat griff die Bewegung auf das südliche Latium über, wobei allerdings die Waffengewalt kurze Abrechnung machte. In Miturnä wurden 450 gefangene Sklaven ans Kreuz geschlagen, gegen 4000 zusammengehauen. Aber in Sizilien tobte der Aufruhr nun schon das vierte Jahr. Über 200.000 Menschen waren an dem Aufstande beteiligt, darunter 20.000 tüchtige Soldaten. Ein ausgesendetes Römerheer von 8000 Mann wurde fast gänzlich aufgerieben. Jahre hindurch blieb »Antiochos« Herr auf Sizilien; im Jahre 134 befehligte er ein Heer von 70.000 Kriegern. Erst im Jahre 132 (also nach elfjähriger Dauer) gelang es, den Aufstand völlig zu unterdrücken.

Konsul Rupilius konnte nach Rom melden, daß die Insel »beruhigt« sei. Von den im Kampfe und Elend Umgekommenen abgesehen, wurden 20.000 Gefangene ans Kreuz geschlagen.

Noch vor Ablauf des 2. vorchristlichen Jahrhunderts (104), zur Zeit als Marius gegen die Kimbern rüstete, brach auf Sizilien abermals eine Sklavenrevolte aus. Und wieder war es die Gegend von Enna; und abermals war es ein Syrer, der zum Könige erhoben wurde und als solcher sich »Tryphon« nannte. Diesmal dauerte die Bewegung nur zwei Jahre, indem es den römischen Truppen gelang, die bedeutend überlegenen Empörer zu schlagen (102). Der blutige Zwischenfall ereignete sich gerade zur Zeit des »Kimbernschreckens«. Ein Jahr später war auch dieser aus der Welt geschafft. Im Sommer des Jahres feierte Gaius Marius nach Besiegung der gleich einer Sturmflut hereingebrochenen nordischen Barbaren seinen Triumph aus Anlaß des ruhmvoll zu Ende geführten Germanenkrieges.

Die berühmteste unter allen Sklavenrevolten ist jene geworden, die sich an den Namen des Spartacus knüpft. Sie ging bekanntlich von der Gladiatorenschule zu Capua aus. Spartacus, ein ehemaliger thrakischer Häuptling, dem also das Los als »Fechter« besonders zu Herzen gegangen sein mochte, riß 74 seiner Genossen mit sich und setzte sich zunächst auf dem Vesuv fest (73 n. Chr.). Alsbald nahm der Zulauf von entwichenen Sklaven, Räubern, Proletariern, Heimatlosen aller möglichen Nationen (Kelten, Nachkommen der Kimbern und Teutonen, Illyrern usw.) ungeheure Dimensionen an. Zuletzt war es eine Masse von 120.000 verzweifelten Existenzen, welche Italien mit Mord und Brand heimsuchte. Wenn jemals der Schlachtruf »Aug' um Aug', Zahn um Zahn« Berechtigung hatte, war es hier der Fall. Das Ende konnte freilich nicht zweifelhaft sein. In einer Hauptschlacht in Apulien fand Spartacus den Tod, während sein disziplinloses Heer aufgerieben wurde. Bei 6000 Gefangene wurden in langen, grauenhaften Reihen an der Heerstraße von Capua nach Rom ans Kreuz geschlagen.

* * *

Verkehrseinrichtungen. — Seewesen.

Die hellenische Epoche des internationalen Verkehres ist dadurch gekennzeichnet, daß erstens zu der phönikischen Welthandelsstraße im Mittelmeere eine hellenische hinzugekommen war, welche unmittelbar an die asiatischen Überlandlinien anknüpfte; zweitens war das frühere Monopol einer einzigen Welthandelsstadt (Karthago) an eine Anzahl wetteifernder oder einander widerstreitender Gemeinwesen übergegangen; drittens endlich machte sich der hellenische Kaufmann vollends von jeder Vermittlung frei und suchte die Märkte Innerasiens selber auf.

Die Fortentwicklung dieses Bestrebens, d. h. die Vervielfältigung der Verkehrslinien einerseits und der Hilfsmittel zum freien Wettbewerb anderseits, fiel naturgemäß den Römern, den Gründern eines neuen Weltreiches, in die Hände. Das ungeheure Reich mit seinen 100.000

Geviertmeilen Flächenraum hatte das Mittelmeer zu einem römischen Binnensee gemacht, ein Ereignis, das sich in der Weltgeschichte nicht mehr wiederholt hat und sicher niemals wiederholen wird. Zahlreiche neue Handelswege wurden nach Norden, nach dem Innern von Gallien, den Alpenländern und Teilen von Deutschland eröffnet. Das Gold und das Salz der Tauern in Noricum, sodann das Eisen von ebendaher, Felle und Häute, auch das Zinn von Britannien und der Bernstein Germaniens kamen durch römische Hände auf den Weltmarkt. Karthago war verschwunden und seine Stelle hatte, als neuer Handelsmittelpunkt, Aquileja übernommen. Seine Lage war vortrefflich gewählt: zwischen Italien und den Barbarenländern des Ostens, am Meere und zugleich



Aufgedeckte Römerstraße in Aquileja.

am Eingangstore zu den östlichen Alpenländern. In Aquileja erstand dem Römerreiche der bedeutendste Handelsplatz. In Dyrrhachium lag der Schlüssel zu den Reichtümern des Orients, welche das römische Schwert durch seine Eroberungen erschlossen hatte. Damit hatte das Weltreich zugleich das Erbe des untergegangenen Griechentums an sich gerissen.

Die Römer waren den Völkern ein verbindendes Glied geworden, wie die Phöniker es niemals gewesen, wie die Hellenen es schüchtern angestrebt hatten. Rom beherrschte durch seine Weltstellung zwei wirtschaftlich scharf abgegrenzte Landgebiete: Nordafrika, Sizilien, Ägypten und Taurien (die Handelsländer der damaligen »Welt«) einerseits, Griechenland, Italien und Kleinasien (die Heimat der Gewerbe und Industrie) anderseits. Diese Gebiete hatte Rom auf Tausende Meilen mit Straßen über das bekannte Europa, Afrika und tief nach Asien überspannt. Der Handel war immer derselbe, ob die staatliche Handels-



Römische Meilensteine.

politik des Prätors Cälius Metellus Zollfreiheit gewährte, oder jene Julius Cäsars Zölle schaffte und die »*L, 16, § 17, Dig. et Publicanis et vict. et com.*« ein ganzes System von Abgaben, Hafen-, Brücken- und Schleusengelder erzeugte, die zugunsten des Verkehres geschaffenen Einrichtungen wieder zu vergüten. Die edlen Metalle strömten (wie Plinius klagt) nach Asien und zur Zeit des Kaisers Augustus war dieser Abfluß so bedeutend, daß der Barbestand von 8 Milliarden auf 2 Milliarden (auf Francs umgerechnet) sich vermindert hatte.

Wo der Römer hinkam, dort baute er Straßen. Schon in der ersten Zeit der Republik wurden alle Städte Latiums, sowie sie unter die Herrschaft Roms gerieten, alsdann die Gebiete Campaniens, endlich die Bergstädte der besiegten Samniter durch vorzügliche Kunststraßen mit Rom verbunden. Waren diese auch in erster Linie für militärische Zwecke bestimmt, so konnten sie doch teilweise auch für den Privatverkehr benützt werden. Die Römer reisten viel und auf weite Entfernungen. Was hierbei am meisten überrascht, ist die Schnelligkeit des Verkehrs. So machte Cäsar die Reise von Rom nach dem Rhein, eine Strecke von 800 Millien (1200 Kilometer) in der unglaublich kurzen Zeit von 8 Tagen. Die um nur weniges kürzere Strecke von Antiochia nach Konstantinopel konnte mittels der Staatspost in 6 Tagen zurückgelegt werden, d. i. etwa 7 Kilometer in der Stunde.

Die solide Bauart der Römerstraßen, deren Spuren man noch allenthalben begegnet, oft in ganz verwilderten Gegenden, oder welche durch Ausgrabungen bloßgelegt worden sind, erregen mit Recht unsere Bewunderung. Außer dem Fahrwege gab es auch Gangsteige für Fußgänger. Die Straßen waren durchwegs gepflastert, entweder mit Quaderplatten oder mit grob behauenen Steinen. Die Fahrbahn zeigt meist vertiefte Geleise für die Räder, welche ursprünglich nicht immer vorhanden gewesen sein mögen, sondern erst infolge der starken Benützung der Straßen entstanden sein dürften. Immerhin ist es bekannt, daß die römischen Wegbauer die Geleisrinnen vielfach absichtlich herstellten, vermutlich um das Abgleiten der Räder an gefährlichen Stellen zu verhüten.

Die Straßen der Römer waren ganz anders trassiert und angelegt als die unseren. Hier trachtet man vor allem, ein möglichst geringes

Gefälle zu erzielen und umgeht steile Anhöhen, oder legt Schleifen an; die Römer strebten nach Tunlichkeit dem Ziele in gerader Linie zu, wobei sie sehr steile Anhöhen erklommen. Auch führten sie ihre Straßenzüge vorzugsweise an Gehängen und wichen den Tälern aus, während der spätere Straßenbau umgekehrt verfuhr. Außer den kastellartigen Warten, die man an wichtigen Straßenzügen in bestimmten Abständen und an besonders schutzbedürftigen Punkten errichtete, waren längs den Straßen in großer Zahl Staffelsteine für Reiter aufgestellt, welche das Besteigen der Pferde erleichtern sollten, da den Römern Steigbügel unbekannt waren. Eine wichtige Einrichtung der Römerstraßen waren die Meilensteine. Sie dienten nicht nur zur Angabe der Entfernungen, sondern waren nebenbei häufig Denksteine, indem sie Inschriften enthielten, welche dem Andenken hervorragender Männer oder wichtiger Ereignisse gewidmet waren. Die Angabe der Entfernungen war entweder in Millien (= 1597 Meter) oder in Passus (Schritten). Eine römische Millie maß 1000 Schritte, ein Passus daher 1·597 Meter, was ein außergewöhnlich großes Schrittmaß ist. Manche Straßen waren übrigens mit prachtvollen Denkmälern und sonstigen baulichen Anlagen geschmückt, wie beispielsweise die berühmte *Via Appia* (»die Königin der Straßen«), welche von Rom über Capua nach Brundusium (Brindisi) führte. Andere Denkmalstraßen waren: die *Via Aurelia*, welche zum Tyrrhenischen Meere zog und späterhin nach Gal-



Der Trajansweg und die Trajanstafel in der Donauenge (Kazan) oberhalb des »Eisernen Tores«

lien verlängert wurde; die *Via Flaminia* zwischen Rom und Rimini; die *Via Aemilia*, die nach Aquileja führte.

Mittelpunkt des römischen Straßennetzes war die große Meilensäule, das *Milliarum aureum*, die auf dem Forum vor dem Saturntempel stand. Von hier gingen alle Entfernungsberechnungen aus und waren die wichtigsten Distanzen auf vergoldeten Bronzetafeln verzeichnet. Man hat auf Basis der auf uns gekommenen Itinerarien und Stationsverzeichnisse berechnet, daß das römische Straßennetz zur Zeit der größten Blüte des Kaiserreiches gegen 80.000 Kilometer umfaßte. Die wichtigsten Originalquellen hierfür sind das »*Itinerarium Antonini*« und die »*Tabula Peutingeriana*«. Ersteres ist ein römisches Reisehandbuch aus dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., während die Tabula eine römische Straßenkarte aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts ist.

Die große Beweglichkeit der römischen Kriegsvölker und die Notwendigkeit eines steten Kontaktes zwischen ihnen und der Zentralgewalt erforderte einen lebhaften Nachrichtendienst, beziehungsweise einen fast ununterbrochenen Verkehr von militärischen Funktionären, Beamten und sonstigen Organen des Staatsdienstes. Diese offiziellen Reisenden waren es nun, welche vielfach auf Leistungen seitens der an ihren Reisewegen gelegenen Gemeinwesen angewiesen waren, Leistungen, die zunächst wohl nur dem Gebote der Not entsprangen und erst im Laufe der Zeit gesetzliche Formen annahmen. Denn nach Livius' Zeugnis durfte in den Ländern der Bundesgenossen kein römischer Beamter Beförderungsmittel offiziell beanspruchen; der Staat selbst hatte in entsprechender Weise Vorsorge getroffen, daß den Unzukömmlichkeiten, welche Requisitionen notwendigerweise nach sich ziehen mußten, vorgebeugt werde. In allem Anderen, d. h. von der vom Staate übernommenen Ausrüstung mit Maultieren, Zelten und Reisegeräten abgesehen, waren die Beamten auf *privata hospitia* angewiesen.

Es liegt auf der Hand, daß bei der Ausdehnung des Reiches diese Bestimmungen in den seltensten Fällen überwacht und kontrolliert werden konnten. Ausschreitungen daher ziemlich oft vorgekommen sein mögen. Es hat indes den Anschein, daß die staatlichen Gewalten diesem Sachverhalte gezwungenerweise Rechnung tragen mußten, denn im Laufe der Zeit wurden die Forderungen, die man an die Provinzialen stellte, immer weitgehender und drückender, bis sich diese Verhältnisse zu einer wahren Kalamität gestalteten. Ursprünglich handelte es sich hauptsächlich um den Brief- und Gepäckverkehr, den die »Stratoren« (Sklaven und Freigelassene) oder die »Cursoren«, wie sie vorzugsweise genannt wurden, besorgten. Auch Privatboten gab es in großer Zahl. Dazu kam, daß unter der Republik die Staatssteuern an Gesellschaften verpachtet waren und diese Zollwächter fast den ganzen Verkehr in Händen hatten. Daraus ergab sich eine allgemeine Beteiligung seitens der Privaten an den damals bestandenen Verkehrseinrichtungen.

Dies änderte sich mit einem Schlage in der Zeit des Kaiserreiches. Augustus hatte als Erster einen geregelten Postdienst vor Augen, wobei er jedoch lediglich an das Staatsinteresse dachte. Er klassifizierte die Straßen in solche, welche dem öffentlichen Verkehre dienten (*viae publicae*), und Heerstraßen (*viae militares*). Auf den letzteren versahen



Cursus publicus in Carnuntum zur Zeit des Kaisers Marc Aurel (161—180 n. Chr.). (Gemälde von Karl Tragau im k. k. Postmuseum in Wien.)

junge, kräftige Männer *(juvenes)* und Fuhrwerke *(vehicula)* den Nachrichtendienst *(cursus publicus)*. Die Fuhrwerke wurden nicht vom Staate beigestellt, sondern von den an den Heerstraßen gelegenen Gemeinden requiriert. Man kann also in dieser Zeit kaum von einer römischen »Staatspost« sprechen; sie war lediglich die Post des Kaisers, für seine Bedürfnisse berechnet, den Zwecken der Herrschergewalt dienend. Zur Übermittlung der kaiserlichen Befehle und zur Beförderung von Beamten und Militärpersonen hatten die ohnedies durch den üblichen Frondienst hart bedrängten Untertanen noch in steigendem Maße die Beibringung von Wagen, Pferden und Boten auf sich lasten. Dieser Verkehrsmittel sich zu bedienen war der Bevölkerung durchaus versagt. Nur solche Personen, welche im Besitze kaiserlicher »Freibriefe« (Diplome) waren, hatten das Recht, von den Posteinrichtungen Gebrauch zu machen. Da aber mit diesen Lizenzen ein ungeheurer Mißbrauch getrieben wurde, erhöhte sich der Druck, unter welchem die Provinzialen seufzten.

Kaiser Nerva, der diese Unzukömmlichkeit erkannte, nahm die Last der postalischen Verpflichtungen der ohnehin belasteten Bevölkerung ab und übertrug sie auf den Fiskus, was sich auch unter den folgenden Kaisern wiederholte, niemals aber von Dauer war. Denn bereits Trajan, der Nachfolger Nervas, griff wieder auf die alte Einrichtung zurück, beschränkte indes die Erteilung von Diplomen. Hadrian hingegen, der fast unausgesetzt auf Reisen war, daher persönlich von der Zweckmäßigkeit gewisser Verkehrseinrichtungen oder deren Gegenteil sich überzeugen konnte, zog wieder den Fiskus zur Übernahme der Lasten heran. Er tat dies in so gründlicher und systematischer Weise, daß man diesen Kaiser berechtigterweise als den Schöpfer der römischen Staatspost ansehen darf.

Leider waren diese Reformen niemals durchgreifend oder von Dauer. Die Sache stand vielmehr so: die der Bevölkerung freundlich gesinnten Herrscher nahmen ihr die aus dem Postdienst erwachsenden Lasten ab, die weniger um das öffentliche Wohl besorgten Kaiser bürdeten ihr die Lasten wieder auf. Welche Beweggründe hierbei maßgebend waren, ist für die Sache selbst völlig gleichgültig. Es konnte ebenso die Anerkennung berechtigter Beschwerden sein, als der Wunsch, die Sympathie des Volkes zu erringen. Im Wesen der Sache änderte dies wenig, wie die Ereignisse des an politischen Stürmen reichen 3. Jahrhunderts beweisen. Nicht nur, daß alle früheren Lasten auf die Kurialen gewälzt wurden, nahm auch die Beteiligung der besseren Klassen an den Verkehrseinrichtungen einen stets wachsenden Umfang an, so daß die Gemeinden kaum mehr ihren Verpflichtungen nachkommen konnten und wirtschaftlich völlig zugrunde gerichtet wurden.

Die oberste Leitung des Postwesens im ganzen römischen Reiche lag seit Augustus in der Hand des *Praefectus praetorio*, des Befehlshabers der Leibwache. Der bedeutende Einfluß, der dieser Persönlichkeit zukam, veranlaßte den Kaiser, zwei Präfekten anzustellen. Tiberius vereinigte beide Ämter in eines und übertrug die Leitung seinem Vertrauten Sejanus. Nach der Zweiteilung des Reiches führte sowohl im Okzident wie im Orient je ein Präfekt die Oberaufsicht über das Postwesen, doch standen beiden die *Rectores provinciarum* vor. Genannt wird



Römische Metallgefäße, Körbe und Säcke für Posttransporte.

ferner der *Praefectus vehiculorum,* also eine Art Vorstand der Fahrpost. Diesen Funktionären oblag mit ihrem Beamtenstande die Aufsicht über die Straßen, die Brücken, Postämter usw. und sie waren für den geregelten Dienst verantwortlich. In den Poststationen walteten die *Stationarii* (Posthalter) ihres Amtes; sie verfügten über ein großes Personal, als: *Stratores* (Stallknechte), *Muliones* (Maultiertreiber), *Mulomedici* (Tierärzte), *Hippocomi* (Pferdewärter), *Carpentarii* (Wagenmeister), *Apparitores* (Amtsdiener). Die Frachtfuhrleute hießen *Catabolenses.* Zu den Funktionären zählten ferner die *Mancipes,* welchen die Erhaltung der Straßen und die Leitung der Stationen oblag. Sie waren also in aller Form »Postmeister«. Die *Mancipes* waren entweder Bauunternehmer oder ausgediente Beamte, zuweilen auch Veteranen.

Die Poststationen zerfielen in zwei Gruppen, in *Mansiones* und *Mutationes.* Die letzteren waren solche Stationen, in welchen bloß der Wechsel der Bespannungen stattfand, während die *Mansiones* Rastorte waren, in welchen auch die Wagen und Fuhrleute, sowie die Boten gewechselt wurden. Auch dienten sie zur Beherbergung der Reisenden. Es gab also hier außer den Ställen auch Wohn- und Gastzimmer und waren diese Unterkunftshäuser vielfach Versammlungsorte, an welchen sich ein reges Leben von Zugereisten aus Nah und Fern entfaltete. Die *Mansiones* waren in der Regel eine Tagreise, die *Mutationes* in den dichter bevölkerten Gegenden 5 Millien, in den von den Mittelpunkten des Verkehres abseits gelegenen dünner bevölkerten Landstrichen 8—9 Millien voneinander entfernt. Zwischen je zwei *Mansiones* befanden sich 6—8 *Mutationes.* Die Bedeutung der *Mansiones* geht auch daraus hervor, daß sie eigene prachtvolle Paläste *(praetoria, palatia)* besaßen, in welchen die Kaiser, deren manche häufige und ausgedehnte Reisen unternahmen, übernachteten. Die *Mansiones* waren denn auch häufig Zeugen wichtiger politischer Vorfallenheiten. Bei Cänophrurium, einer

Mansio zwischen Byzanz und Heraklea, fiel Kaiser Aurelianus durch die Hand eines Meuchelmörders ... Auf den Mutationen befanden sich gleichfalls Unterkunftshäuser, die sich jedoch nicht über den Rang von Schenken erhoben.

Was die Mittel des römischen Postwesens anbetrifft, bildete der Kurierdienst die Grundlage der von Augustus ins Leben gerufenen Verkehrseinrichtungen. Die Fußboten kamen nur auf kurzen Strecken, vorzugsweise als Briefboten, in Verwendung. Die Kuriere (*veredarii*, von *veredus* = Pferd) glichen ihrer Bestimmung und ihrer Organisation nach völlig den königlich persischen Eilboten und standen, gleich diesen, im ausschließlichen Dienste des Staatsoberhauptes. »Auf ihren Rossen durcheilten sie mit der Geschwindigkeit des Windes die weiten Strecken des Reiches, um die kaiserlichen Befehle nach allen Richtungen zu überbringen.«

Fahrende Eilboten scheinen die Römer nicht gekannt zu haben, wenigstens findet sich nirgends eine Andeutung hierüber. Die Kurierpferde waren — entgegen den »*animalia*« des *cursus publicus* — Staatseigentum, fanden sich also nur in den Stationen der Hauptstraßen vor.

Die Römer waren die ersten, welche den Gebrauch der Wagen zu Kriegszwecken aufgaben, dafür aber eine ausgedehnte Verwendung des Fuhrwerkes für Verkehrszwecke einführten. Man kann die römischen Wagen im großen und ganzen in zwei Gruppen teilen: die Prachtwagen der Herrscher und Großen, welche meist mit großem Luxus



Eine römische Rheda. (Aus Funden von Virunum.)



Römischer Postkarren.

ausgestattet waren, und die für Nutzzwecke verwendeten einfachen Vehikel. Die römische Fahrpost hieß *cursus vehicularis* (auch *vehicularius*); man unterschied zwischen dem *cursus clabularis* — der langsameren Beförderungsart — und dem *cursus celer (velox)*, den man wohl passender Weise als »Schnellpost« bezeichnen darf. Dieser Einteilung entsprach die Konstruktion der Wagen: der *cursus velox* bediente sich der leichteren Typen und standen dieselben in erster Linie den reisenden Beamten zur Verfügung, die jedoch nur leichtes Gepäck führen durften. Der *cursus clabularis* hingegen vermittelte den Transport von Soldaten, deren Familien, Kranken und Beurlaubten. Hierzu genügten die einfachen großen Leiter- oder Korbwagen.

Die Wagen der Fahrpost waren: die *rhedae, carpenta, birotae, carri* für den Eildienst, die *clabulae* für die Gepäckspost. Das bekannteste dieser Fuhrwerke ist die *Rheda*, welche anfangs zweirädrig (gleich dem *Cisium*), später aber vierrädrig war. Die *Birota* scheint kein Vehikel von bestimmtem Typus gewesen zu sein, sondern eine Bezeichnung für jedes einfache, leichte Fuhrwerk. Sie war zweirädrig und möglicherweise das erste Fuhrwerk, dessen sich der *cursus publicus* bediente. Der *Rheda* ähnlich war das *Carpentum*, ein vierrädriges, mit einem Zeltdache und Vorhängen versehenes Vehikel, das mit zwei Maultieren bespannt war und 2—3 Personen aufnehmen konnte. Da in einer besonderen Verordnung diese Zahl sich ausdrücklich auf die »Begleiter« *(prosecutores)* der Fracht bezieht, scheint das *Carpentum* kein Personenreisewagen gewesen zu sein.

Der *Carrus* (daher unser »Karren«) war ein primitives, aus Brettern gezimmertes Fuhrwerk, das stets in großer Zahl auf den Stationen vorhanden war und den verschiedensten Zwecken diente. Den eigentlichen

Frachtenverkehr vermittelten die *Clabulae*, schwere Lastwagen, deren Bespannung ausschließlich aus Ochsen bestand. Außer diesen Fuhrwerken gab es noch verschiedene Typen, die wir jedoch übergehen. Das *essedum* war britischen Ursprunges, der *covinus* war aus dem gallischen Streitwagen hervorgegangen. Erwähnt sei noch, daß die Wagen — ohne Rücksicht auf die Type — vielfach Bezeichnungen nach der Anzahl der Zugtiere führten: *biga, triga, quadriga* — zwei-, drei- und vierspännige Wagen. Gelenkt wurden die Pferde mittels der Zügel und des Trensengebisses. Kreuzzügel kannten die Römer nicht. Den Stieren wurde das Joch gewöhnlich am Halse befestigt, seltener an den Hörnern.

Zu schriftlichen Mitteilungen dienten vor alters den Römern Wachstäfelchen *(tabellae)*, nach welchen die Briefboten den Namen erhielten *(tabellarii)*. Sie gehörten meist der Klasse der Sklaven oder Freigelassenen an und standen lediglich im Privatdienste der reichen Patrizier, welche sich den Luxus einer Schar von Sklaven gönnen konnten. Ihre Zuverlässigkeit scheint nicht eben groß gewesen zu sein. Cicero klagt gelegentlich: »*Non invenio fidelem tabellarium*« — ich finde keine treuen Boten (für meine Briefe). Neben den Wachstäfelchen gab es auch solche aus Holz und Elfenbein; sie gehörten zu den Luxusgegenständen vornehmer Römerinnen. Die Wachstäfelchen hatten den Vorzug, daß die Schrift, nachdem der Empfänger den Inhalt zur Kenntnis genommen hatte, durch Glättung entfernt, die Tafel als solche also wieder verwendet werden konnte.[1])

Einen schweren Stand hatte Rom im Seeverkehr, solange das meerbeherrschende Karthago noch mit ungebrochener Macht über sein Flottenmaterial verfügte. Die reiche phönikische Koloniestadt hatte zu einer Seemacht ersten Ranges sich entwickelt. Ihre Handelsflotten schwammen nicht nur im ganzen Bereiche des Mittelmeeres, sondern auch im Atlantischen Ozean, in den Gewässern von Gallien und Britannien, in der Nordsee und wahrscheinlich auch in der Ostsee. Im Süden reichten die Fahrten bis zur afrikanischen Goldküste. Als die Verwicklungen zwischen Rom und Karthago zunahmen, wiederholte sich eine

---

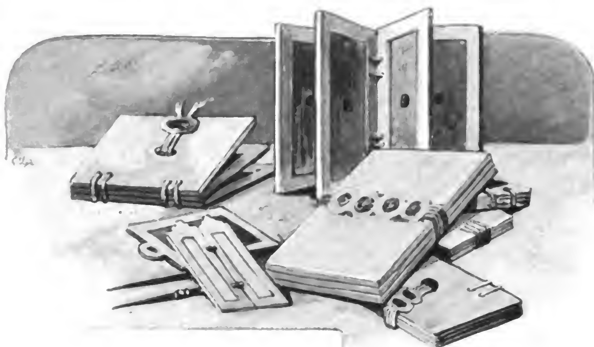
[1]) Gleich den Ägyptern und Griechen bedienten sich auch die Römer gelegentlich der Taubenpost. Bei den Dichtern wird die Taube häufig als Vermittlerin zärtlicher Botschaften erwähnt, so bei Tibullus. Der Satiriker Juvenal sagt:

Tamquam e diversis partibus orbis
Anxia praecipiti, venisset epistola penna —
(Gleich als käm' aus fernsten Gefilden
Ängstliche Botschaft herbei, unter flüchtigem Fittig geborgen.)

Die Taubenpost scheint indes auch in sehr ernsten Angelegenheiten benutzt worden zu sein, wie beispielsweise gelegentlich der Belagerung von Mutina durch Antonius (43 v. Chr.). Plinius der Ältere erzählt (Hist. nat., Lib. X, Cap. 37), daß Decimus Brutus aus der eingeschlossenen Stadt sich mit den Konsuln in ihren Feldlagern dadurch in Verbindung gesetzt habe, daß er ihnen Briefe sandte, welche an die Füße der Tauben befestigt waren *(epistolas adnexas earum pedibus)*. Hierzu bemerkt er: »*Quid vallum et vigil obsidio atque etiam retia omne praetenta profuere Antonio, per coelum eunte nuntio?*« (Was nützen nun dem Antonius der Wall, die Wachen vor dem Lager und selbst die im Flusse gezogenen Netze, da der Bote durch die Luft ging?).... Trotzdem steht fest, daß die Taubenpost, unbeschadet zeitweiliger Anläufe hierzu (z. B. unter Kaiser Diocletian) im Römerreiche niemals ein öffentliches Verkehrsmittel wurde, sondern sich lediglich auf den Privatgebrauch beschränkte, und auch dies in nur sehr bescheidenem Maße.

Erscheinung, die wir aus der Geschichte Griechenlands kennen. Gleich den Spartanern, welche wenig zur See hinneigten, sah sich Rom, das sich in gleicher Lage befand, gezwungen, »ins Meer« zu gehen, um den Gegner an seiner starken Seite zu fassen.

So wurden die der See abgeneigten Römer aus zwingenden Gründen zu einer bedeutenden maritimen Machtentfaltung gedrängt, wahrlich nicht zu ihrem Schaden, da sie gerade durch diesen Umstand den Grund zu ihrer Weltherrschaft gewannen. Der Untergang Karthagos riß mittelbar auch das Griechentum zu Boden, Hellas selbst und die hellenistischen Monarchien wurden eine Beute des allmählich zu einer Seemacht emporgewachsenen Römerreiches und ein Jahrhundert später



Römische Briefformen.

war das Mittelmeer ein römischer Binnensee. Wie wenig Sinn von Anbeginn her die Römer für das Seewesen hatten, bezeugt der Ursprung ihrer Kriegsmarine. Eine im Jahre 260 v. Chr. an der sizilischen Küste gestrandete karthagische Pentere diente als Modell für die herzustellenden Kriegsschiffe. Das typische Schlachtschiff der Karthager war der Fünfruderer (Pentere), mit 300 Ruderknechten und Matrosen und 120 Seesoldaten bemannt.

Nach diesem Vorbilde schuf G. Duilius die römische Kriegsflotte. Die neue Aufgabe, die den Römern zur See erwuchs, ermißt man am besten, wenn man des maritimen Aufgebotes der Karthager gedenkt, welche beispielsweise in der Seeschlacht am Vorgebirge Ecnomus (256 v. Chr.) nicht weniger als 350 Penteren mit einer Gesamtstreitmacht von 147 000 Mann engagiert hatten! Und dennoch zeigte sich Rom in Kürze dieser maritimen Machtentfaltung des Erbfeindes



Römischer Leuchtturm an der Küste von Britannien.

gewachsen. Gewiß war es weniger die Seetüchtigkeit der Römer, als deren unerschütterliche Tapferkeit, welche den Ausschlag gab. Zu diesem Ende bedurfte es aber einer Neuerung im Seekampfe, welche der gewohnten Kampfweise des römischen Soldaten — Brust gegen Brust mit dem kurzen breiten Schwerte — Rechnung trug.

Diese Neuerung war die »Enterbrücke« *(corvus)*, eine Erfindung des G. Duilius. Es war ein Balkengerüste, das mit eisernen Haken sich an Bord des feindlichen Fahrzeuges klammerte und auf diese Art zwischen den kämpfenden Schiffen eine Brücke, eine ebene feste Grundlage herstellte, auf welcher die römischen Soldaten nach ihrer Weise

kämpfen konnten. Es war vorzugsweise diese neue Einrichtung, welcher Duilius den glänzenden Sieg über die bedeutend stärkere karthagische Flotte bei Mylä (260 v. Chr.) verdankte und bald nach ihm A. Regulus die vorerwähnte Seeschlacht beim Vorgebirge Ecnomus gewinnen ließ. Durchgreifende Fortschritte im Seewesen aber hatten die Römer nicht zu verzeichnen. Es blieb bei den hergebrachten, von den Karthagern übernommenen Typen. Und als Rom unbestritten auch zur See alleinige Herrscherin war, wurde das Seewesen derart vernachlässigt, daß nach einer Periode des Rückschrittes ein längerer Stillstand in allen maritimen Angelegenheiten platzgriff.

Diese Zustände entsprachen völlig der Unlust des Römers für die See. Nicht einmal die Handelsschiffahrt hielt das Weltreich in Händen; sie blieb den seefahrenden Provinzialen überlassen. Immer wieder aber stellte sich das Bedürfnis maritimer Machtentfaltung ein, ein Bedürfnis, das bei der geographischen Gestaltung des Weltreiches zur gebieterischen Notwendigkeit wurde. Von den immerwährenden kriegerischen Wechselfällen ganz abgesehen, war es vornehmlich das maßlose Überhandnehmen der Piraterie, welche von den Illyrern, Kretern, Kilikern usw. handwerksmäßig betrieben wurde, die zu einer strammeren Handhabung der Seepolizei hindrängte. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts waren über tausend Piratenschiffe an der Arbeit, so daß selbst die Zufuhren nach dem Mutterlande äußerst gefährdet waren. Erst das energische Eingreifen des Pompejus machte diesem Unwesen zeitweilig ein Ende.

Zur Zeit des Pompejus verfügte das Römerreich über eine Kriegsflotte von 500 großen und zahlreichen kleinen Schiffen. Der Höhepunkt der maritimen Machtentfaltung aber ward unter Cäsar erreicht. Britannien wäre nicht erobert worden, wenn sein Bezwinger nicht über eine starke Flotte verfügt hätte. Und nach Cäsars Tod ereignet sich etwas Merkwürdiges: eine Landmacht von unermeßlicher Ausdehnung schwingt sich zum Weltreiche auf, indem es die Entscheidung zur See herbeiführt. In der Seeschlacht von Actium (31 v. Chr.) überwindet Octavianus Augustus seinen Nebenbuhler M. Antonius und begründet, zum alleinigen Herrn emporgehoben, das römische Kaiserreich.[1]) Trotzdem lag das Seewesen auch fernerhin den Gewal-

[1]) Augustus war der eigentliche Schöpfer einer ständigen römischen Kriegsflotte. Ihr Zweck war eigentlich ein defensiver, denn sie hatte vorzugsweise die Bestimmung, dem Schutze der heimischen Küsten zu dienen. Der Flottenstand war so ziemlich derselbe wie zur Zeit des Pompejus, nämlich zirka 500 Schiffe (durchwegs Dreidecker und »Liburner«), welche in zwei Geschwader geteilt waren, mit den Stationen Misenum und Ravenna. Die Beute an Schiffen, welche die Schlacht bei Actium ergeben hatte, fand teilweise Verwendung an der Küste von Gallien, andere kleine Geschwader waren über das Mittelmeer hin verteilt. Aquileja war damals noch keine Flottenstation großen Stils. Auch auf dem Pontos wurde eine kleine Flotte von zirka 40 Schiffen unterhalten, welche ihren Haupthafen in Trapezunt hatte; sodann an der Küste von Ägypten, wozu noch die Zoll- und Wachtschiffe auf dem Nil kamen. Ein Übelstand, an dem das römische Seewesen seit jeher und auch in der späteren Zeit krankte, war der Mangel an tüchtigen Nautikern. Als Befehlshaber der Schiffe, beziehungsweise der Geschwader figurierten in der Regel verdienstliche Offiziere des Landheeres, z. B. Legationsoberste, während die Mannschaft sich zum Teile aus Freigelassenen rekrutierte. Außer dem Matrosenkorps bestanden 20 Kohorten Seesoldaten, welche auf die oben erwähnten beiden italischen Hauptgeschwader verteilt waren. Ein

tigen in der Siebenhügelstadt nicht am Herzen. Es gab keinen Feind zur See zu bekämpfen. Auch zu Land nahmen die Ereignisse eine Wendung, welche die Machthaber von der See ablenkten. Weit weg vom blauen Mittelmeer, am Rhein und an der Donau, erwachte ein unerwartetes Leben, und wie der weitere Verlauf der Weltereignisse lehrt, wurde das Schicksal Roms nicht zur See, sondern an den Gemarkungen der germanischen Welt entschieden.

Wir wollen nun an die vorstehenden Ausführungen einige Bemerkungen über den Seeverkehr in seinen Einzelheiten hinzufügen. Ob nach der Begründung des *cursus publicus* durch Augustus entweder Staatsschiffe verwendet wurden, um Briefe, Akten, Depeschen u. dgl. von den Seehäfen aus über das Meer zu befördern, oder auch Handelsschiffe, läßt sich angesichts der mangelhaften Nachrichten nicht bestimmt entscheiden. Wahrscheinlich ist, daß Staatsschiffe nicht in Verwendung standen. Die Sache dürfte sich in der ersten Zeit wie nachstehend ausgeführt verhalten haben. Die Vereinigung der Frachtschiffe *(navicularii)*, welche ihren Hauptsitz in Ostia, nebenher aber an verschiedenen Punkten der afrikanischen Küste Agenturen und Zweigniederlassungen hatte, und deren Aufgabe von Anfang her die war, Rom mit dem nötigen Getreide zu versehen, dürfte, zunächst wohl nur von Fall zu Fall, später aber durch Übernahme bestimmter Verpflichtungen, dem staatlichen Seedienst zur Verfügung gestanden sein.

Daß die Staatslenker eines solchen Verkehrsmittels bedurften, liegt auf der Hand. Denn das Meer, das den großen Landbesitz in drei Weltteilen auseinanderhielt, mußte durch den Seedienst überbrückt werden. Von Ostia kam man auf dem kürzesten Wege nach Karthago, von Reghium nach Kyrene und Alexandria, von Brundusium nach Dyrrhachium (und überhaupt nach den westlichen Häfen der Hämushalbinsel). Daß auch mit Gallien und Hispanien eine raschere Verbindung, als die auf dem Landwege, wünschenswert war, ist nicht zu bestreiten. Auf diesen durch die natürliche Sachlage gegebenen Verhältnissen begründet sich die Annahme, daß ein offizieller Seepostdienst in irgend einer Form bestanden haben mußte. Es liegen übrigens auch Zeugnisse hierfür vor. Die Überführung der in Rom besonders geschätzten spanischen Pferde erfolgte auf Schiffen, welche in aller Form mit Postscheinen *(evectio)* versehen waren. Transportierte man Pferde, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch anderes Material zur See befördert worden sein sollte. Es gesellt sich also zu dem Personentransport (Beamte, Truppen) und dem Depeschendienst auch noch der Frachtenverkehr. Damit erscheint die Gleichwertigkeit oder doch Gleichartigkeit einer Einrichtung bezeugt, welche sich mit jener des *cursus publicus* zu Lande *(via publica)* völlig deckt.

Die Übereinstimmung geht übrigens noch weiter. Die *navicularii* waren zwar, wie es den Anschein hat, von der Staatsgewalt für den

Unterschied zwischen Matrosen und Seesoldaten bestand nicht; die Besoldung war niedriger als die unter gleichen Rangsverhältnissen im Landheere, die Dienstzeit auf 26 Jahre angesetzt, nach derem Ablaufe der Verabschiedete das römische Bürgerrecht erhielt. In der späteren Kaiserzeit wurden auf den großen Strömen, beziehungsweise Binnenseen, bewaffnete Flottillen eingeführt.

Seetransport in ein Mietverhältnis genommen worden, doch dürfte man mit ihnen im Bedarfsfalle ebensowenig Umstände gemacht haben, wie mit den Gemeinden, durch welche die römischen Poststraßen zogen. Diese Last traf in erster Linie die Verwaltung der Seestädte, in welchen wieder die *navicularii* als der leistungsfähigste Faktor in Betracht kamen. Aber ganz leer — wie die Kurialen zu Lande — gingen jene nicht aus. Ohnedies mit weitgehenden Privilegien ausgestattet (was notwendig war, um sich ihrer Leistungsfähigkeit zu versichern), wandte der Staat auch sonst ihnen besondere Fürsorge zu. Diese Fürsorge ging so weit, daß sie fast den Charakter einer staatlichen Beaufsichtigung annahm. Denn es gab verschiedene Verordnungen bezüglich der Bauart und Größe der Schiffe und das Maß der Ladung. Auch die Zahl der Fahrten war geregelt: alles Einrichtungen, wie sie bei der *via publica* bestanden. Die im *Codex Justinianeus* stehenden Gesetze über die Tätigkeit der *navicularii (functio navicularia)* tragen eine Überschrift, welche gewissermaßen die offizielle Stellung derselben andeutet. Sie weist direkt auf die engere Beziehung der Frachtschiffer zur Regierung. In dem Gesetze selbst finden sich Bestimmungen, nach welchen die der *(navicularii)* gehörenden Schiffe davor geschützt waren, zu anderen Diensten als dem des staatlichen Getreidetransportes herangezogen zu werden. Ferner durften ihnen keine Hindernisse in den Weg gelegt werden. Die Frachtschiffe hinwieder waren verpflichtet, die kürzesten Wege einzuschlagen.

Es verhindert uns sonach nichts zu der Annahme, daß die Frachtschiffe auch zu Diensten im Interesse der Staatspost herangezogen wurden, so daß ihnen kaum der Charakter von Privatfahrzeugen zukam. Bestärkt wird man in dieser Auffassung, wenn man von der Beaufsichtigung dieses Seeverkehrs durch bestimmte Beamte hört, und denen möglicherweise auch die Leitung des Verkehres zufiel. Völlige Klarheit herrscht über diesen Sachverhalt für die Zeit der ersten Kaiser und der allmählichen Machtentfaltung des Römerreiches nicht; doch spricht alles, was wir hierüber wissen, dafür, daß nicht nur bezüglich der Leistungen der Frachtschiffe eine unleugbare Übereinstimmung mit dem schweren römischen Fuhrwerke des *cursus publicus* bestand, sondern daß auch im Wesen der Sache zwischen hier und dort ein prinzipieller Unterschied nicht bestanden haben dürfte.

Die Ähnlichkeit beider Verkehrsmittel geht indes noch weiter. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde in der Nähe von Ostia ein Gedenkstein aus der ersten Zeit des Kaiserreiches aufgefunden, dessen Inhalt einiges Licht auf den römischen Seepostdienst wirft. Aus ihm geht zunächst hervor, daß hier von einem »Doppelschiffe« *(naves vagus)* die Rede ist. Aelius — dem der Gedenkstein galt — bekleidete neben verschiedenen offiziellen Würden auch die eines *procurator pugillationis*. Mommsen legt diesen Titel dahin aus, daß er einen »Beauftragten für Aufzeichnungen *(pugillatio)* der in den Hafen einzeln einlaufenden Schiffe, im Gegensatze zu den Getreideplätten«, bezeichnet.

Von anderer Seite (Hudemann) wird darauf hingewiesen, daß die Oberaufsicht über die *navicularii* der *praefectus orbis* »gleichsam als Generalpostmeister«, führte, während der *praefectus annonae* (oder *pro-*

curator annonae) die spezielle Beaufsichtigung über die Ladung und die Fracht der Schiffe und die zu befördernden Pakete ausübte. Daraus folgert, daß der Titel *procurator pugillationis* eine andere Bedeutung, als die ihr durch Mommsen unterlegte, haben müsse, wobei zu erwähnen ist, daß das Wort *pugillatio* sonst nicht vorkommt. Der *procurator pugillationis* war augenscheinlich ein hervorragender Funktionär, dem es oblag, die kaiserlichen Verordnungen, Befehle und Depeschen zur See zu befördern und dessen Sitz Ostia war. Es handelt sich also hier offenbar um einen kaiserlichen »Briefpostmeister«, der in den späteren Jahrhunderten zugleich das Amt eines städtischen Präfekten bekleidete. In ersterer Eigenschaft war er dem *praefectus praetorio* (Gardekommandanten), der bekanntlich an der Spitze des gesamten Postwesens stand, untergeordnet.

Die Bezeichnung *ad naves vagas* führt unmittelbar darauf hin, daß die für den Brief- und Depeschendienst bestimmten Schiffe von denen der *navicularii* zu unterscheiden sind. Der römische Schiffsverkehr kannte neben den schweren Frachtschiffen auch schnellsegelnde Boote (Eilschiffe), welche nicht nur das offene Meer, sondern auch die Flüsse befuhren. Dieser Art Schnellsegler, welche *naves cursoriae* (später *naves fugaces*) hießen, gedenkt unter anderen Cassiodorus in seinen Briefen. Die *naves cursoriae* wurden auch *catascopus (catascopium)* genannt, und dürfte es sich hier um Zollschiffe handeln, welche die ein- und auslaufenden Schiffe kontrollierten. Da sie zuweilen infolge des Piratenunwesens die Kauffahrer eine Strecke weit begleiteten, müssen sie nach Art der Kriegsschiffe gebaut und ausgerüstet gewesen sein. Von den *naves vagae* kann dies mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden.

Die *navis vaga* deckt sich vollständig mit der *navis fugax*; beide Bezeichnungen weisen auf die Geschwindigkeit hin Die erstere Bezeichnung besagt überdies, daß diese Schiffe überall hin zu verkehren hatten. Damit stoßen wir wieder auf die gleiche Einrichtung des *cursus publicus*, die *veredarii*. Und dennoch nicht die gleiche; denn während letztere wirkliche Staatsbedienstete waren, scheinen die Schiffe, welche den Eilpostdienst zur See besorgten, ausschließlich Eigentum des *consortium naviculariorum* gewesen zu sein und zu der Staatsgewalt lediglich nur in einem Mietverhältnis gestanden zu haben. Daß der Staat eigene Schiffe für den Seepostdienst besessen habe, erscheint als ausgeschlossen.[1])

* * *

[1]) Mit der Trennung des römischen Reiches in zwei abgesonderte Machtgebiete mit den Mittelpunkten Rom und Konstantinopel, beginnt gewissermaßen auch eine neue Ära des Verkehrslebens. Zunächst fußte es noch in den überkommenen Formen. Ohne Erschütterungen der Jahrhunderte alten gesetzlichen Bestimmungen konnte es aber zur Zeit der unaufhörlichen Thronumwälzungen (3. Jahrhundert) nicht abgehen. In kraftvoller Weise griff nach den Wirren unter der Herrschaft des Pertinax und Didius Julianus ein Machthaber ein, der aus den Reihen seiner Soldaten auf den Thron der Cäsaren emporstieg: Septimius Severus. Von ihm ist bekannt, daß er die Lasten der Staatspost von den städtischen Behörden und Kommunen auf den Fiskus übertrug. Interessant ist eine Mitteilung von Lampridius (dem Biographen des genannten Kaisers) über die kaiserlichen Postkuriere. Es bestand unter anderem eine Verfügung, daß dieselben erst nach Ablieferung der Briefschaften und Depeschen *(literae laureate)* vom Pferde steigen durften. Als Zeichen der Eile oder guter Botschaften schmückten die Kuriere ihre Kopfbedeckungen mit Federn oder Lorbeerkränzen . . . Unter den

Das Heerwesen. — Standlager und Kolonien.

Wie bei keinem zweiten Volke des arischen Stammes hat sich der militärische Herrschergeist so vollwertig entwickelt als bei den Römern. Die Vorschule hierzu war vortrefflich: die strenge Zucht des Einzelnen im Interesse der Gesamtheit. Wenn es jemals geborene Soldaten gab, waren es die Römer. Schon innerhalb des ältesten Gemeinwesens wurde die Einzelpersönlichkeit zugunsten der Staatsgewalt unterdrückt, und als diese Staatsgewalt im räumlichen Sinne zu wachsen begann, immer weitere Bereiche an sich riß, verstanden es seine Heere, die widerspenstigen, zwar tapferen, aber zumeist zuchtlosen, halbwilden Völkerschaften mit eiserner Faust niederzuhalten. Nur durch das Werk der Waffen konnte ein so ungeheures Reich zusammengeschmiedet und die um Länder und Völker geschlungene eherne Fessel aufrecht erhalten werden.

Nicht ohne eine gewisse Scheu müssen wir das Bekenntnis ablegen, daß das gesamte Kulturwerk der Römer auf die Macht der Waffen gegründet war. Schon in der Einleitung haben wir darauf hingewiesen, daß im Altertum vorzugsweise die Kriege es waren, welche die Völker in Beziehungen zueinander brachten und damit — soferne das siegende Volk eben ein Kulturvolk war — zugleich die Keime der Kultur unter die Völker minderwertiger oder zurückgebliebener Rassen verpflanzte. In diesem Sinne war Rom der fast unüberwindliche Bahnbrecher im Bereiche der antiken Welt geworden. Der römische Militarismus war der schroffste Ausdruck eines politischen Utilitarismus und zugleich dem Wesen dieses nüchternen, praktischen Volkes so sehr entsprechend, daß das Riesenreich immer dann seine bedenklichsten Zeiten durchlebte, wenn durch fortschreitende Entsittlichung der Gesellschaft und durch Lockerung des eisernen Gefüges der staatlichen Organisation die militärische Disziplin ins Wanken kam.

Gleichwohl würde der militärische Machtfaktor allein schwerlich ein Weltreich von so ungeheurer Ausdehnung — zur Zeit der höchsten Entfaltung 100.000 Geviertmeilen mit einer Bewohnerzahl von rund 100 Millionen — zuwege gebracht und durch Jahrhunderte aufrecht

nächsten Herrschern dauerte die stramme Ordnung nicht lange. Unter Konstantin dem Großen war der *cursus publicus* wieder dort, von wo er ausgegangen: eine ausgesprochen autokratische, dem Kaiser in Person dienstpflichtige Institution, wie Augustus die Einrichtung aufgefaßt hatte, und nicht zum Geringsten ein polizeiliches Mittel, das die Machthaber in die Lage versetzte, über alle Vorfallenheiten in den Provinzen auf dem Laufenden zu bleiben. Konstantin erließ eine große Zahl von Verordnungen, welche das Postwesen regeln sollten. Seinem Beispiele folgten die Kaiser Julian, Valens, Valentinian und Gratian. Die vollständigste Sammlung aller auf das römische Postwesen Bezug habenden Gesetze verdankt man dem zweiten Theodosius. Sie umfassen den Zeitraum von 314—407 n. Chr. Diese Sammlung — der Kodex Theodosius — wurde im Jahre 438 verfaßt. Schon der Großvater dieses Kaisers, Theodosius der Große, hatte wichtige Reformen zugunsten der belasteten Kommunen angebahnt. Ebenso waren seine Söhne in diesem Sinne bestrebt. Einige christliche Kaiser (Honorius, Arkadius) gingen sogar so weit, den Staatsbeamten jeden Ranges das Benützungsrecht der Post zu entziehen und es lediglich den Gesandten, Senatoren und einigen hohen Funktionären zu belassen. Dann aber ging es rapid herab. Es trat ein Zeitpunkt ein, wo Ordnung, Rechtsbewußtsein, Gemeininteresse und so viele andere Faktoren einer strammen staatlichen Organisation aus den Fugen gingen und damit auch eine der wichtigsten Einrichtungen, das Verkehrswesen.

erhalten haben, wenn nicht andere Faktoren gewissermaßen regulativ eingegriffen hätten. Nicht allerorten waren es Barbaren, welche die eisernen Legionen niederzuwerfen hatten. Im Gegenteile: der weitaus größere Länderkomplex, den die Feldherren Roms in ihre Gewalt bekamen, gehörte dem Bereiche einer uralten Kultur an. Die rauhen Krieger und die ihren Spuren folgenden nüchternen Verwaltungsbeamten, welche die stramme Disziplin in jene Länder verpflanzt hatten, tauschten hierfür die Gaben einer höheren Gesittung ein, Völker und Ideen kamen aus einem Zustande der Erstarrung in lebendigen Fluß, wodurch die bestandenen schroffen Gegensätze ausgeglichen wurden und die Kulturarbeit vergangener Epochen auf das Gesamtgebiet des Römerreiches befruchtend rückwirkte.

Die römische Zivilisation ist — man mag sie in ihrer Entartung noch so scharf verurteilen — der helle Schein, welcher den harten Taten der Legionen überallhin folgt. Aber das Verdienst, die von anderswo als dem eigenen Mutterlande empfangenen Kulturkeime unter rückständige Völker verpflanzt zu haben, war kein spontanes. Lediglich die Verhältnisse an sich brachten diesen Wandel mit sich, und als die römische Staatsallmacht zu erlahmen begann, als sie gezeigt hatte, daß mit ihr allein Lebensfähiges auf die Dauer nicht geschaffen werden konnte, blieb das Strandgut der Kultur zurück, nachdem die Wogen, die es angespült hatten, zurückfluteten.

Rom war sonach mehr ein Kulturvermittler, als ein zivilisatorischer Genius im großen Stile. Von Hellas hatte es den geistigen Funken in sich aufgenommen, aber den Individualismus, der als dessen Träger erscheint, abgewiesen. Deshalb mußte dieses mit den Waffen zusammengeschweißte Staatswesen untergehen, als die starre Interessengemeinschaft mehr und mehr durch den sich entwickelnden Individualismus durchbrochen wurde. Das geistige Kind der hellenisch-latinischen Ehe setzte ein Monstrum der scheußlichsten Art in die Welt: den Cäsarenwahnsinn. Gewiß war es auch der Pesthauch des durch Despotie entarteten Orients, der auf die Lebensluft in den Kaiserpalästen am Palatin rückwirkte. Und in dieser Luft schwebten noch andere Keime, welche ein verderbliches Kontagium schufen: die Entartung des Orients schlug in einem Boden Wurzel, dem von vornherein die Bedingung hierzu fehlte. Es kamen die schroffen sozialen Gegensätze, es kamen Luxus und sexuelle Ausschweifungen, die frivolste »Herrenmoral« und das erbärmlichste Sklaventum, welches die Welt je gesehen hat.

Mitten in dieser wüsten Gesellschaft steht der römische Soldat. Man mag darüber wie immer denken: er ist der eigentliche Repräsentant der römischen Weltmacht. Die Staatskunst mag ihn führen: was diese vollbringt, ist sein Werk. Der Senat dekretiert, die Legionen vollführen. Werden sie von barbarischen Horden über den Haufen gerannt, dann zittern die Schicksalslenker auf dem Kapitol. Im ganzen genommen ist die Geschichte Roms nichts als ein fast ununterbrochener Krieg an fast allen Enden der damals bekannten Welt. Was die schwer arbeitenden Soldaten erringen, gelangt als Beute nach Rom. Gold fließt in Strömen nach dem Tiber, hunderttausende Sklaven folgen nach, der römische Pöbel umbraust den »Triumphator«, ergötzt sich an den in

den Arenen von wilden Tieren zerfleischten Gefangenen, die Reichtümer Asiens und Afrikas befriedigen den Heißhunger nach Luxus und Wohlleben.

Indes: es gibt kein in die menschliche Gesellschaft verpflanztes Naturgesetz, das nicht seine folgerichtige Wirkung ausübte. Mit der Erschütterung der sittlichen Grundlagen, mit dem Eindringen von Verweichlichung, Luxus und allen im Gefolge einziehenden Lastern muß auch der Verfall des Kriegswesens eintreten. Ist man einmal so weit, dann stürzen alsbald die stolzen Säulen, welche ein mächtiges Staatswesen aufrecht halten... Es ist daher gewiß am Platze, uns mit demjenigen Faktor ausführlicher zu beschäftigen, dem das römische Reich ausschließlich sein Emporkommen und seine weltgebietende Stellung zu danken hat...

Im ältesten Rom war die Kriegsmacht selbstverständlich noch sehr wenig ausgebildet. Als ihr eigentlicher Schöpfer ist Servius Tullius (578—534 v. Chr.) anzusehen, da er alle Bürger zum Heeresdienste heranzog. Die Einheit der römischen Kriegsmacht war die Legion. Sie zählte unter Tullius 4000 Mann, unter den späteren Königen 5000 Mann und darüber. Die Reiterei war unbedeutend. Die militärische Dienstpflicht erstreckte sich vom 17. bis einschließlich 47. Lebensjahre und es war die Verfügung getroffen, daß niemand, ohne gedient zu haben, ein staatliches Amt erhalten konnte. Unter den Königen — Numa ausgenommen — bestand auch eine berittene Leibwache *(Celeres)*, die aber nachmals von den Konsuln abgeschafft wurde. Dagegen behielt die servische Kriegsverfassung für alle folgenden Zeiten der Republik Geltung und bot, weil mit der Zunahme der Bevölkerung auch die Zahl der in die Zenturien eingeschriebenen Bürger wachsen mußte, die Gelegenheit, im Laufe der Zeit die Zahl der Legionen stets zu vermehren. Um das Jahr 350 v. Chr. standen zehn derselben zur Verfügung.

Die römische Legion, welche ein weit künstlicheres Gefüge war als die schwerfällige hellenische Phalanx, hat eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich. Charakteristisch für die Legion ist die innige Verbindung zwischen Reiterei und schwerem und leichtem Fußvolk, ferner die Aufstellung von Abteilungen (nicht wie der Phalanx bloß von Gliedern) hintereinander, sodann die Stellung der Abteilungen in der Front mit Intervallen. Derartig gegliedert kam der Legion im Sinne der Taktik eine Beweglichkeit zu, die bis in die neueste Zeit nicht überboten worden ist. Allerdings fällt diese Organisation in eine spätere Zeit. Ursprünglich war die Legion in 30 Manipel (zu 100 Mann) abgeteilt, dreigliedrig (nach den Vermögensklassen Schwer-, Mittel- und Leichtbewaffnete), die Front und Glieder ohne Zwischenräumen, ausgenommen die von Mann zu Mann (zirka 1 Meter in Breite und Tiefe). Eine solche Legion, 3000 Mann stark, hatte bei einer Breite von 430 und einer Tiefe von 10 Schritten noch sehr viel Ähnlichkeit mit der Phalanx.

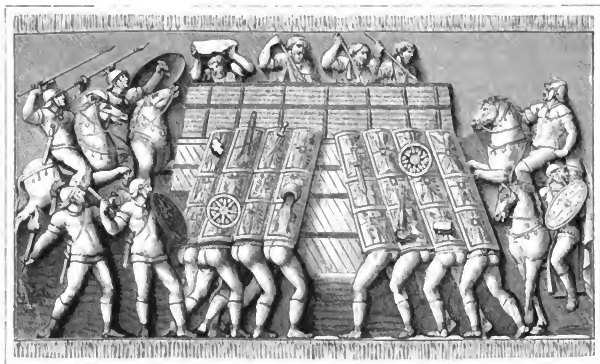
Es war nichts weniger denn ein Fortschritt, als man die Manipel nicht mehr aneinanderreihte, sondern Zwischenräume freiließ, die im Kampfe dadurch ausgeglichen wurden, daß die etwa 1 Meter neben- und hintereinander stehenden Soldaten in der Gefechtsstellung auf 2 Meter auseinander rückten. Diese Zergliederung der ganzen Front und Tiefe in

lauter einzeln stehende Männer ist bezeichnend für den römischen Geist. Es zeigt von dem großen Vertrauen, das in den Mut jedes einzelnen Bürgers gesetzt wurde. Taktisch aber war diese Aufstellung ein Fehler, da sie den Körper der Massenwirkung beraubte. Mit einem so lockeren Gefüge war ein wuchtiger Frontalstoß ausgeschlossen... Derselben Rücksichtnahme auf den Einzelkampf lag die Organisation der Reiterei zugrunde, welche nur aus Rittern bestand, also nicht sehr zahlreich war und fast gar keinen taktischen Wert hatte. Jeder Legion waren 300 Reiter (in 10 »Turmen« zu drei Gliedern abgeteilt) beigegeben. Die Reiter pflegten im Kampfe häufig abzusitzen und zu Fuß zu fechten, was ihre Minderwertigkeit ohne weiteres kennzeichnet.



Römischer Legionär. (Nach dem Modell im römisch-germanischen Museum zu Mainz.)

Im römischen Fußvolke pflegten nur die höheren Offiziere den Helm, alle übrigen eine Art Sturmhaube mit Nackenschirm zu tragen. Brust und Rücken deckte der Panzer. Der Schild hat mancherlei Wandlungen durchgemacht, bis er die charakteristische Gestalt eines hohlen Halbzylinders annahm und seitdem auch dauernd behielt. Die Hauptwaffe war das kurze, zweischneidige Schwert; zur Ausrüstung dienten ferner: der etwa 7 Meter lange Speer *(hasta)*, der $1^1/_2$—2 Meter lange Wurfspieß *(pilum)* und das *Jaculum*, ein noch kürzerer Wurfspieß. Das Pilum war mit einer so feinen, eisernen Spitze versehen, daß diese, auf stoßend, sogleich sich umbog, die Waffe daher nicht mehr zurückgeschleudert werden konnte. Der Leichtbewaffnete führte sieben solcher Wurfspieße mit sich. Schleuderer gab es in älterer Zeit nicht. Ebenso kam auch das »Geschütz« (Schieß- und Wurfmaschinen) erst später auf.



Römische Legionäre stürmen eine germanische Verschanzung. Anwendung der »Testudo«. (Von der Siegessäule Marc Aurels zu Rom.)

Mit welcher Strenge die Disziplin, vornehmlich vor dem Feinde, aufrecht erhalten wurde, beweisen zahlreiche Fälle in den vielen Kriegen. Beispielsweise sei des Konsuls Manlius Torquatos gedacht, der seinen eigenen Sohn wegen eines gegen den Befehl unternommenen und siegreich beendeten Zweikampfes mit dem feindlichen Feldherrn zum Tode führen ließ. Ein echt römischer Zug! Dagegen versäumte man nicht, tapferes Verhalten entsprechend zu belohnen. Da es weder Orden noch Medaillen gab, mußten hierfür Hals- oder Armbänder und Kränze einspringen, und Ehrenpreise, die den vollführten Taten entsprechende Bezeichnungen hatten, z. B. die *corona castrensis, muralis* und *rostrata* für diejenigen, welche zuerst in ein feindliches Lager einbrachen, beziehungsweise eine Stadtmauer oder ein Kriegsschiff erstiegen; *obsidialis* für denjenigen, der eine belagerte Festung entsetzt hatte; die *corona civica* (aus Eichenlaub) dem Retter aus Lebensgefahr usw. Dem siegreichen Feldherrn wurde die Ehre des »Triumphes« — des feierlichen Einzuges an der Spitze des Heeres durch die Straßen Roms — zuerkannt; eine mindere Art des Triumphes wurde »Ovation« genannt.

Das militärische Instrument der Römer war gut, die es führten waren es nicht minder. Aus den Reihen des römischen Heeres ging — wenn man so sagen darf — der größte Meister im Kampfe der Handwaffe und der glänzendste Vertreter der gesamten antiken Kriegskunst, Julius Cäsar, hervor. Von dem leuchtenden Dreigestirn Alexander—Cäsar—Hannibal ist der erstere das vom Glücke verhätschelte impulsive Genie, unwiderstehlich durch die Persönlichkeit mit ihrem achilleischen Tatenschwung; Cäsar der kühl berechnende, energische und musterhaft operierende Feldherr großen Stils; Hannibal endlich, dem Vorgenannten

fast ebenbürtig, aber ohne dessen Glück und in bezug auf Reichhaltigkeit der Mittel weit zurückstehend.

Unter Cäsar hat die Legion ihre Überlegenheit über die Phalanx in glänzendster Weise bekundet. Hannibal, der dies erkannte, verabsäumte nicht, während der Winterruhe im zweiten punischen Kriege die im karthagischen Heere von Xantippus (um 255 v. Chr.) eingeführte griechische Normalordnung durch eine der römischen nachgebildete zu ersetzen. Zu diesem Ende müssen wir einen Blick auf die weitere organische Ausgestaltung der Legion werfen. Aus der ursprünglichen »Manipularstellung« entwickelte sich zunächst die sogenannte »Quincuncialstellung«. Der sehr wesentliche Unterschied zwischen beiden bestand darin, daß die 30 Manipel nicht mehr in einer Linie nebeneinander, sondern in drei Treffen hintereinander angeordnet wurden, und zwar derart, daß die Manipel des Hintertreffens die Zwischenräume des Vordertreffens deckten. Es gab nur Schwer- und Leichtbewaffnete (die Mittelbewaffneten waren also entfallen) und teilten sich die letzteren in Schleuderer *(fundatores)*, Pfeilschützen *(sagittarii)* und Speerschleuderer *(jaculatores)*. Die Schleuderer waren dem 1. Treffen, die Schützen dem 2., die Speerwerfer dem 3. Treffen zugewiesen. Die Legionsreiterei (10 Turmen = 300 Reiter stark) nahm an den Flügeln Stellung.

Die nächste Phase war die erste Kohortenstellung, von Marius eingeführt; sie entstand dadurch, daß je zwei Manipel desselben Treffens in eine »Kohorte« zusammengezogen wurden. Erst die sogenannte »zweite Kohortenstellung« ist jene Cäsars, der die Zahl der Kohorten in jeder Legion von 15 auf 10 verminderte, 4 im 1. Treffen, je 3 im 2. und 3. Treffen. Alle Kohorten hatten gleiche Stärke. Hierzu



Relief an der Trajanssäule zu Rom. Links der Kaiser, dem zwei Reiter eine Meldung übermitteln, rechts eine Gruppe von Reitern.



Grabstein eines römischen Soldaten der Besatzung von Vindobona.

kamen die »*ferentarii*«, Leichtbewaffneten, welche im Bedarfsfalle zur Bedienung der Kriegsmaschinen verwendet wurden. Zur Zeit, als die Kriege große Dimensionen annahmen, waren außer einem zahlreichen Trosse der Legion auch militärisch organisierte Abteilungen von Handwerkern *(fabri)* für verschiedene technische Zwecke zugewiesen.[1])

Die Reiterei war seit jeher die schwache Seite der römischen Taktik. Wohl erkannte man im Laufe der Zeit, daß die enge Verbindung der Reiterei mit der Legion ein Fehler sei und verwendete demgemäß in der Folge in zwei größeren »Divisionen« formierte und an den Flügeln aufgestellte Kavalleriekörper zu mehr selbständigen Aktionen (z. B. bei Cannä). Besonders Cäsar, welcher die ungleich größere Wirksamkeit der in Massen operierenden gallischen Reiterei erkannte, machte sich diese Erfahrung zunutze. Dieselbe gewaltige Stoßkraft kam auch der germanischen Reiterei zu, obwohl sie nicht regelrecht geschult und schlechter beritten war. Die Legionsreiterei machte sich meist mit der feindlichen Kavallerie zu schaffen; griff sie die Fußtruppen an, so wurde sie in der Regel zurückgeworfen; umgekehrt gelang es den Fußtruppen häufig, die feindliche Kavallerie zu sprengen (z. B. bei Pharsalos). Schließlich sei noch bemerkt, daß die Reiterei auch im operativen Sinne (Aufklärungsdienst, Alarmierungen, im Sicherheitsdienste) ihrer Aufgabe keineswegs gewachsen war.

Im römischen Heere herrschte zur Zeit der Republik noch das alte Konskriptionssystem. Als aber die Kriege größere Ausdehnung nahmen, immer opferreicher wurden und die Truppen häufig auf entlegenen Kriegsschauplätzen verwendet wurden, lösten die »Bürgersoldaten« allmählich die geworbenen Freiwilligen ab. Den Anfang

[1]) Von besonderen Stellungsarten des römischen Fußvolkes sind die folgenden zu erwähnen: der *Orbis*, ein Viereck, zur Abwehr eines von allen Seiten herankommenden Feindes; verschieden davon war das *Agmen quatratum*, ein Viereck in Marschformation, das immer dort in Anwendung kam, wo man sich während des Vormarsches vor Überfällen nicht sicher fühlte; der *Globus* (Ballen) und der *Cuneus* (Keil) waren taktische Formen, welche seltener in Anwendung kamen; die *Testudo* (Schildkröte), als Deckungsmittel im Angriffe auf Befestigungen, bestand darin, daß die zu einem Haufen dicht zusammengedrängten Soldaten ihre Schilde über den Köpfen zusammenhielten und sich dadurch einen Schirm gegen feindliche Geschosse und Steinwürfe bildeten. Dieselbe Bezeichnung führte übrigens auch eine Angriffsmaschine, die auf Rädern vorwärts bewegt wurde und unter deren aus gestampftem Lehm und nassen Häuten bestehenden Decke die Angreifer ausreichenden Schutz fanden.

machte die Reiterei, indem während des zweiten punischen Krieges, vornehmlich nach der Schlacht bei Cannä, der römische Ritterstand *(Equites)* meist nur noch die Offiziersstellen in der Kavallerie einnahm, die Mannschaft aber unter den Bundesgenossen geworben wurde. In Kürze erhielt auch das Fußvolk diese Organisation. Ja, während der Bürgerkriege gab es sogar aus Sklaven gebildete Legionen *(Vernaculae)*.

Es zeigt sich also, daß gerade in einer Zeit, in der Roms Waffenruhm die damalige Welt erfüllte und die Weltherrschaft durch hervorragende Kriegstaten eingeleitet wurde, die eigentliche römische Armee (im engeren Sinne) nicht mehr den Ausschlag gab. Es waren vorzugsweise die Bundesgenossen, die Provinzialen, und nicht zuletzt unter den Barbaren angeworbene Truppen, welche zur Erweiterung und Festigung der Machtstellung Roms beitrugen. Allerdings: die stramme Disziplin und die Führung lag in den Händen der alten Vollblutrömer. Wie es mit der ersteren stand, ersieht man aus der barbarischen Strenge, mit der sie gehandhabt wurde. Auf Raub, Diebstahl, Meineid, Desertion, Feigheit und Brandlegung war die Todesstrafe gesetzt. Dagegen ist nichts einzuwenden. Daß man aber für geringfügigere Vergehen gleichfalls zum Tode verurteilt, oder durch andere grausame Prozeduren (z. B. Stockschläge bis zum Eintritt des Todes) aus dem Leben geschafft werden konnte, war entschieden zu drakonisch. Auch mit Offizieren wurde wenig Federlesens gemacht. Es kam vor, daß ein Kohortenchef (Major) mit Ruten gestrichen wurde, und mancher Angehörige einer höheren Charge sich in die schimpfliche Lage schicken mußte, in einem entehrenden Anzuge zur Schau ausgestellt zu werden. Trotz alledem haben die römischen Heere häufig gemeutert und es widerspricht völlig dem Geiste einer wohldisziplinierten Truppe, wenn man sieht, wie und mit welchen Mitteln die Führer vorgingen, um die alte Ordnung unter den rebellierenden Legionen wieder herzustellen.



Römische Truppe über eine Schiffbrücke ziehend.

Was das Geschick der römischen Feldherren anbetrifft, lehrt die Kriegsgeschichte, wie es damit bestellt war. An Schulung und Erfahrung fehlte es angesichts der fast ununterbrochenen militärischen Affären wahrlich nicht. Besonders in den punischen Kriegen machte die Kunst, große Massen auf den Kriegstheatern im allgemeinen, sowie auf den Schlachtfeldern im besonderen zu ordnen und zu bewegen, große Fortschritte. Ein Lehrmeister ersten Ranges war Hannibal, unübertroffen

in der Art, wie er dem Feinde Hinterhalte legte, Flanke und Rücken im entscheidenden Augenblicke bedrohte, den Gegner in eine ungünstige Stellung lockte oder zur unrechten Zeit zur Schlacht zwang. Cäsars strategisches Genie hielt die Wage mit einer zumeist raffiniert kunstvollen Taktik. Seine größte strategische Leistung — vielleicht die größte des ganzen Altertums — ist wohl das brillante Manöver im spanischen Feldzuge vom Segre gegen den Ebro (49 v. Chr.).

Für die glänzende taktische Begabung Cäsars liefern die Bürgerkriege und der gallische Krieg viele bemerkenswerte Beispiele. Vorsicht, Kaltblütigkeit, Maßhalten und zähe Ausdauer behüteten den kühnen (aber keineswegs ungestümen) Heerführer vor Mißerfolgen. Cäsar und seine Untergenerale liebten es besonders, den Feind während eines schwierigen Flußüberganges zu überfallen. Traf es sich, daß sein Heer früher, als es vollkommen entwickelt war, angegriffen wurde, so verstand es Cäsar mit großer Meisterschaft, die Reiterei in Aktion zu setzen und für so lange ein hinhaltendes Gefecht auszuspinnen, bis seine Fußtruppen den Aufmarsch in die Gefechtsstellung beendigt hatten. Aber die Schwerfälligkeit eines solchen Aufmarsches, deren Grund in dem mangelhaften taktischen Mechanismus lag, hatte auch Cäsar nicht beseitigt; der größte römische Feldherr erscheint im Lichte der modernen Taktik als ein Pedant, wie alle seine Vorgänger und Nachfolger, wie denn auch die typische Kampfweise des Altertums, die »Parallelschlacht«, ein Ausdruck dieser Pedanterie und Unbeholfenheit ist. Nicht verständig vorbereitete taktische Kombinationen, sondern der persönliche Mut der Soldaten und eine augenblickliche Inspiration des Feldherrn entschieden die Schlacht.

Nichts kennzeichnet diesen Sachverhalt besser als die ausgiebige Verstärkung der römischen Streitkräfte durch gallische und germanische Kriegerscharen, von welchen man doch sicher nicht den Geist einer höheren Kriegskunst lernen konnte. Diese fremden Kämpfer für die Sache Roms — stets ein zweischneidiges Schwert in der Hand der Machthaber — taten es durch Tapferkeit, Ausdauer und Bedürfnislosigkeit den römischen Soldaten zuvor. Da aber solche Eigenschaften, zumal wenn man ganze Truppenkörper aus Barbarenelementen zusammensetzte, sehr bedenklich erscheinen mußten, griff man zu der weisen Maßregel, die angeworbenen Fremden unter die römischen Legionen zu verteilen. Dagegen wurden jene Soldaten, welche den innerhalb des Reiches angesessenen, seit langer Zeit her unterwürfigen barbarischen Völkern angehörten, in selbständige Kohorten vereinigt, unter stammesgleichen Anführern, jedoch römischen Obergeneralen. Wesentlich zur Vergrößerung der römischen Wehrmacht trugen auch die Bundesverhältnisse zwischen Rom und den freien Barbarenstaaten bei, indem diese letzteren, ohne die Oberhoheit der Kaiser anzuerkennen, sich zur Stellung von Hilfstruppen verpflichteten.

Manche dieser Einrichtungen waren entschieden von zweifelhaftem Werte. Um nun im Lande selbst einen Stamm für tüchtige Soldaten zu besitzen, bestanden zahlreiche Militärkolonien, in denen sozusagen schon der Knabe für den Waffendienst bestimmt war, und die »Veteranen« den Kern der Ansiedlungen bildeten. Aber auch diese Institution

erhielt nicht jene hervorragende militärische Bedeutung, wie sie jenen Militärkolonien zukam, welche ausschließlich aus Germanen bestanden, und zwar aus solchen, welche bei den Kaisern um Landbesitz bittlich geworden waren. Auf diese Weise wurden Hunderttausende mit der Verpflichtung zum Waffendienste angesiedelt.

Eine Besonderheit des römischen Militärwesens, weniger ihrer Organisation wegen, als in Betracht ihrer politischen Bedeutung, sind die Haustruppen (oder »Garden«) der Kaiser, von denen mehr als einer Anlaß genug hatte, sich mit einer verläßlichen Schutzwache zu



Germanische Leibwache Trajans. (Von der Siegessäule Trajans zu Rom.)

umgeben. »Verläßlich« allerdings nur bedingungsweise. Wer damit den Anfang machte, war der jüngere Scipio, der sich mit einer »*cohors praetoria*« von 500 auserlesenen Kriegern umgab. Alle späteren Feldherren folgten diesem Beispiele. Cäsar behandelte als seine Garde die germanische Legion »Alauda«, welche in der Schlacht bei Pharsalos ihm den Sieg entschied. Die Prätorianerkohorte bestand in der Regel in jedem römischen Heere, teils aus Veteranen oder reengagierten Soldaten *(evocati)*, teils aus römischen Bürgern vornehmer Abstammung, meistenteils jedoch aus »Auxiliaren«, also Barbaren.

Verschieden von diesen Truppen, welche nur auf Kriegsdauer gebildet wurden, waren die eigentlichen Leibwachen der Kaiser. Ihr

erster Organisator ist Augustus, der neun Kohorten »Prätorianer« schuf, von welchen jedoch nur drei in Rom selbst, die übrigen über Italien verteilt waren. Tiberius zog alle neun Kohorten in Rom zusammen, wo sie eine eigene befestigte Kaserne bezogen. Von da ab gewannen die Prätorianer einen Einfluß und eine Macht, daß sie wiederholt entscheidend in die Geschichte eingriffen und nicht zuletzt den Kaisern selbst, die sie verhätschelten und mehr und mehr verstärkten, verhängnisvoll wurden. Erst Kaiser Severus hob die Institution auf und schuf eine neue Garde von 30.000 Mann. Unter den späteren Kaisern war diese Truppe in bezug auf ihre Stärke, Organisation und Benennung manchem Wandel unterworfen, wogegen das Wesen der Einrichtung sich stets gleich blieb. Dies gilt vornehmlich bezüglich des Befehlshabers der Garde, des *praefectus praetorio*, der zugleich an der Spitze der gesamten Kriegsmacht stand und in späterer Zeit sogar die höchste richterliche Gewalt im Reiche besaß. Daß er auch an der Spitze der Verwaltung des *cursus publicus* stand, wurde bereits erwähnt.

Das alles ward einem gründlichen Wandel unterworfen, als die Zweiteilung des Reiches erfolgte. Konstantin dankte die Prätorianer und mit ihnen deren gefürchtete Generale ab und unterstellte das Heer dem Oberbefehle zweier Funktionäre, eines *magister peditum* (für das Fußvolk) und eines *magister equitum* (für die Reiterei). Die kommandierenden Generale in den Provinzen wurden jetzt geschieden in *comites* und *duces* (Grafen und Herzoge) und der Name *praefectus praetorio* erhielt nun eine ganz andere Bedeutung, indem er dem Zivilgouverneur jeder der vier Hauptregionen des Reiches (»Präfekturen«) zukam.

Aus der Kaiserzeit sind einige Einzelheiten der Heeresorganisation von Interesse. Was zunächst die Stärke der Kriegsmacht anbelangt, zählte man zur Zeit vor Cäsars Tod 40 Legionen. Im nachfolgenden Bürgerkriege hatten beide Parteien zusammen 62, dann sogar 72 Legionen. Augustus, der Verleiher des »Weltfriedens«, reduzierte die Zahl der Legionen auf 25, Septimius Severus erhöhte sie wieder auf 33. Konstantins Nachfolger im Westen hatte 62, im Osten 70 Legionen, was (ohne Einbeziehung der Hilfstruppen) einer Wehrmacht von rund 800.000 Mann gleichkommt. Die frühere 25jährige Dienstzeit wurde von Augustus für die Legionäre auf 20, für die Prätorianer auf 16 Jahre herabgesetzt. Der Veteran erhielt unter Augustus eine Entlohnung in Geld in der Höhe von 3000 Denaren (ein Denar zirka ein Frank), der Prätorianer eine solche in der Höhe von 5000 Denaren. Auch Landsitze in den Militärkolonien wurden zuerkannt.

Die Formation der Legion machte in der Kaiserzeit verschiedene kleine Änderungen durch, doch sind dieselben ohne Interesse, die »dritte Kohortenstellung« unter Augustus etwa ausgenommen. Sie bestand darin, daß das 3. Treffen beseitigt und die zehn Kohorten zu je fünf in zwei Treffen angeordnet wurden ... Geringe Fortschritte hatten die Organisation und die Taktik der Reiterei gemacht — was beispielsweise in den Partherkriegen verhängnisvoll wurde — obwohl die barbarischen Völker viel berittenes Soldatenmaterial lieferten. Dagegen hatten die artilleristischen Kampfmittel allmählich eine bedeutende

Stärkung erfahren. So zählte jede Legion 55 Carroballisten (Schuß-) und 10 Onager (Wurfmaschinen). Die Onager gehörten nicht zum Feld-, sondern zum Positionsgeschütz, und waren in eigenen »Parks« untergebracht. Ihre Fortschaffung erfolgte durch Ochsen, während die Carroballisten mit Maultieren bespannt waren. Die Bedienung der letzteren betrug 11 Mann. Die Gesamtstärke einer derart organisierten Legion dürfte sich auf beiläufig 7500 Mann belaufen haben, welche Zahl durch die ganze spätere Kaiserzeit im allgemeinen aufrecht erhalten blieb.

In dieser Zeit gab es bereits »Reglements«, ferner eine Art theoretische Ausbildung in den Wintermonaten, unterstützt durch Übungen in eigens hierzu eingerichteten Exerziersälen ... Ein fühlbarer Übelstand im römischen Heerwesen war seit jeher die Verpflegung. Zur Zeit einer der wichtigsten Faktoren der operativen Agenden der Kriegsleitung bestand diese Sorge für die römische Militärverwaltung nicht. Jeder Soldat mußte sich selbst verpflegen, was unter Umständen schwierig genug gewesen sein mag. Als Vorsorge wurden daher zahlreiches Schlachtvieh und eine unübersehbare Reihe von Saumtieren (500 bis 600 für jede Legion) und schwerfällige Wagen mitgeführt. Im Lager bezogen die Soldaten lederne Zelte, deren jedes für zehn Mann bestimmt war.

Das Lager bildete einen mächtigen Faktor der Kriegstechnik der Römer. Vorbildlich für dasselbe wurde das in der Schlacht bei Benevent eingenommene Lager des epirotischen Königs Pyrrhus. Man unterschied das gewöhnliche »Marschlager« (castra) und das Winterlager (castra stativa). Die Winterlager waren eigentlich Festungen und wurden vielfach Ausgangspunkte von Stadtanlagen. War die Truppe auf dem Marsche, so trachtete der Ingenieur-Offizier *(metator castrorum)*, der die nötige Mannschaft mit sich hatte, einen Vorsprung zu gewinnen, um bis zur Ankunft der Truppe das Lager abgesteckt zu haben. Die Lagerordnung war peinlich genau nach den Truppengattungen und Abteilungen gegliedert, von einem Walle im Viereck umgeben, an den Ecken je eine Redoute. Der breite Raum zwischen den äußeren Zeltreihen und dem Walle diente zur Unterbringung von vorübergehend eingerückten Truppen, des Trains und des Schlachtviehs, vornehmlich aber zur Raillierung der Abteilungen.[1])

[1]) In der Befestigungskunst hatten die Römer Bedeutendes geleistet, wie die ungeheuer ausgedehnten Grenzschutzanlagen am Rhein, Main und Donau, bis hinab nach Skythien bezeugen. Am Pruth und Dnjester finden sich die Reste eines Wallzuges, der gewissermaßen nur die Vorwehr eines südlicheren war, welcher unmittelbar nördlich der Seen und Sümpfe des linksseitigen Uferlandes der Donaumündungen, in der Erstreckung vom Pruth bis zu den Strandseen des Pontos zog. Diese Wallzüge führen den Namen Trajans und sind wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigen Wall, der den Süden der Dobrudscha (zwischen dem heutigen Tschernavoda und Konstanza) schützte und dessen Erbauer der Comes Trajanus war. Jene erstgenannten Wälle hatten eine Länge von 150, beziehungsweise 100 Kilometer und waren etwa 75 Kilometer voneinander entfernt. Mit diesen Wällen stand ein befestigtes Lager in Verbindung, innerhalb dessen die Truppen in besonders verschanzten Standplätzen Quartier hatten Die solid gemauerten Wälle hatten eine Höhe von 2 Metern bei einer Breite von 3 Metern und ein Graben lief außen her. Trajan war auch der Erbauer des nach ihm benannten großen Walles zwischen dem Main und dem Schwäbischen Jura, während der hier im rechten Winkel anschließende Donauwall von Trajans Nachfolger, Kaiser Hadrian, hergestellt wurde. . . Dieses System von Befestigungen (Limes) beginnt am Einflusse der Altmühl in die Donau bei Kehlheim. Von hier erstreckt es sich über Kipfenberg (nördlich von Eichstädt).

In bezug auf die Mannszucht hatten sich die Verhältnisse in der Kaiserzeit gegen früher ganz erheblich verschlechtert. Meutereien waren etwas Gewöhnliches. Das von den Prätorianern wiederholt gegebene schlechte Beispiel wirkte auf die Feldtruppen zurück, und manche Rebellion auf entlegenen Kriegsschauplätzen mußte mit Geld oder durch andere Zugeständnisse erkauft werden. Mancher Kaiser verdankte den ihm ergebenen Legionen seine Erhöhung, andere wieder, die ihnen mißliebig geworden, fielen unter den Schwerthieben der meuternden Soldaten. Gleichwohl wurden, trotz dieses sittlichen Verfalles in der Armee, die Kriegsgesetze, wenn es nur immer ohne bedenkliche Folgen geschehen konnte, wie bisher dem Einzelnen gegenüber mit herkömmlicher Strenge und Rücksichtslosigkeit gehandhabt.

Die ungeheuere Ausdehnung der Nordgrenze des römischen Reiches und ihre Bedeutung als Schutzlinie für dieses brachte es mit sich, daß nach und nach der größte Teil der römischen Truppen an die Rhein-Donaulinie vorgeschoben wurde (zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts). Die Sprache Roms und römische Gesittung verbreiteten sich rasch in den okkupierten Ländern. Beachtenswert ist, daß die Legionen, welche hier ihre Standquartiere hatten, keine Römer, selten Italiker, sondern romanisierte Spanier, Belgier, Britannier, Syrer und Bewohner des Alpenlandes waren. Ein Netz von Militärstraßen durchzog das eroberte Gebiet, und mit der Aufnahme desselben in den Weltverkehr faßte die römische Kultur in jenen entlegenen Gauen festen Fuß. Paläste, Säulenhallen — als Bazare und Wandelgänge — Bäder und andere Bauten wurden mit einer in den Augen der nordischen Barbaren unerhörten Pracht errichtet und mit Mosaikfußböden, Statuen, Wandmalereien ausgeschmückt.

Die sehr gemischte Gesellschaft, welche die römischen Heere nach dem Norden verpflanzt hatten, erhielt ihren Ausdruck unter anderem in der Götterverehrung und in den Kultussitten. Altheidnische, römisch-griechische und orientalische Götterdienste bestanden nebeneinander und verschmolzen ineinander. Zu den altkeltischen Gottheiten gesellten sich die lateinischen Olympier, außerdem aber mancher Sprößling des orientalischen Götterhimmels, wie Baal und Mithra, oder ägyptische Gottheiten, wie Serapis und Isis. Große Verbreitung hat im Donaugebiet der Mithrakult gefunden. Der altpersische Lichtgott genoß in der römischen Kaiserzeit eine an Mysterien und Symbolik reiche Verehrung. Mehr noch aber als der Mithrakult charakterisiert der Kult des

Weißenburg, Gunzenhausen, nördlich von Öttingen, Bopfingen und Aalen, ungefähr bis Lorch in Württemberg, in einer Bogenlinie von 170 Kilometern. Vor dem hier noch weithin erhaltenen Walle, mit einem gemauerten Kerne von Gußwerk, lag ein Graben, durchschnittlich 3 Meter breit, und vor demselben zog sich die Palisadenreihe hin, welche dem Werke den (zuerst im 4. Jahrhundert vorkommenden) Namen »die Pfähle«, heute meist des »Pfahlgrabens«, verliehen hat. Hinter dieser dreifachen Verteidigungslinie lagen Wachttürme, kleinere Kastelle und größere feste Lager, deren auf dieser Strecke sechs gezählt werden. Oberhalb Lorch bildet die Linie beinahe einen rechten Winkel und verläuft in fast schnurgerader Richtung, 105 Kilometer lang, zum Main. Vom Main bis zur Lahn war der Wall 178 Kilometer lang. Jenseits der Lahn traf der Wall auf die südlichsten Teile des schon seit Tiberius Zeit bestandenen niederrheinischen Limes... Auch anderwärts errichteten die Römer solche Grenzwälle. Der nördlichste war der »Pictenwall« an der Grenze von England und Schottland.

Dolichenus die letzte Epoche des römischen Heidentums, dem die eigenen Götter und die alte Art ihrer Verehrung so wenig genügten, daß es begierig nach den fremdartigen, geheimnisvollen Göttergestalten des fernen Ostens griff. Der Dolichenuskult knüpfte an eine Tempelstätte des Sonnengottes Baal in Doliche (heute Doluk), einer kleinen Stadt in Nordsyrien, an. Sie war durch ihren Baal zu nicht geringerer Berühmtheit gelangt, als Heliopolis (Baalbek) durch den ihren.

So war römisches und damit kulturelles Leben an die Ufer der Donau und des Rheins gelangt, um nahezu ein halbes Jahrtausend lang hier zu herrschen. Von den unterjochten Völkern waren die Kelten am leichtesten im Zaume zu halten. Sie verhielten sich ruhig, nahmen leicht das römische Wesen an und fügten sich bedingungslos den ihnen aufgezwungenen Gesetzen. Ja es scheint, daß sie noch um einen Schritt weiter gingen, denn in den Akten der Kaisergeschichte werden die Kelten als »gute Steuerzahler« belobt. Aber jenseits des großen Stromes lauerte beständig die Gefahr: das kraftvolle, jugendfrische Germanentum, gegen welches Rom seine Phahlgräben und Schanzwerke, seine Kastelle und Wachttürme aufgerichtet hatte. Es wäre indes ein Irrtum, wenn man annähme, daß der Kriegszustand in Permanenz herrschte. In den langen Zwischenpausen dürfen wir an einen friedlichen Verkehr der sonst feindlichen Gegner denken, der sich überall und zu jeder Zeit entwickelte, wenn die Waffen ruhten. Beweis dessen die Verbreitung römischer Produkte auf Handelswegen aus den Provinzen in die freien Gebiete bis in das nordöstliche Germanien, ja bis nach Skandinavien hinauf. Mit Überraschung hat man gefunden, daß sich Ostpreußen mit seinen Gräberfeldern aus diesem Zeitabschnitte den an römischen Altertümern reichsten Gebieten Deutschlands anreiht. Aus Schweden sind große römische Münzfunde zu verzeichnen. Auch römische Statuetten sind dort gar nichts Seltenes.

Aus dieser Zeit treten vornehmlich zwei römische Donaustätten hervor, Vindobona und Carnuntum, von welchen die erstere allerdings wenig Bedeutung als strategischer Grenzort hatte, während Carnuntum als Schlüsselpunkt der ganzen Donaulinie von Regina Castra (Regensburg) bis tief nach Nieder-Pannonien galt, und das außerdem mit der Zeit zu einer großen, glanzvollen und volkreichen Stadt sich ausgestaltete. Es ist hier ein passender Anlaß, um ein Beispiel von der Beweglichkeit der römischen Streitkräfte vorzubringen. In Carnuntum stand jene Legio XV. Apollinaris, welche mit der V., X. und XII. Legion jenen großartigen Sturmlauf gegen die von 90 Türmen verteidigte ungeheuere Mauer der »Bezetha« Jerusalems ausführte und hierauf den weiteren doppelten Mauergürtel durchbrach, hinter welchem eine halbe Million Einwohner und das fanatisierte jüdische Heer des wilden Simon Schutz gesucht hatten. Schon im Jahre 63 war von Vespasian, damals Oberfeldherr in Syrien, die XV. Legion aus Ober-Pannonien nach Palästina berufen worden. Aus den Trümmern von Jerusalem zog sie im Jahre 70 wieder nach ihrem alten Garnisonsorte an der Donau ab. Um dieselbe Zeit wurde die Legio XIV Gemina martia victrix nach Vindobona verlegt. Unter Trajan nahm die XV. Legion am dakischen Kriege Anteil, später focht sie gegen die Parther.



Reste des Amphitheaters von Carnuntum bei Wien.

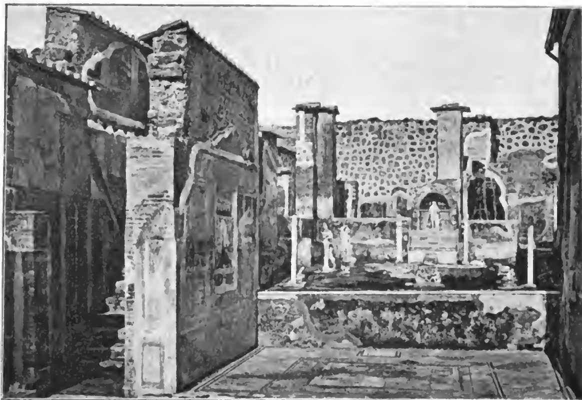
Ein fremdartiges Kulturbild entrollt sich am Saume der hercynischen Wildnis. Hier das Forum, die weißen Säulenschäfte auf blaugrauem Hintergrunde, dort die leuchtenden Erzbilder, in der Luft das Brüllen der wilden Bestien, welche in die Arena des Amphitheaters einbrechen, in der Ferne das Summen einer Menge von Hunderttausenden, welche Gassen, Plätze, Hallen und Cabanen füllt. Alsdann die glänzenden Schemen, welche durch die Zeit schreiten: Die Hadrian und Antonius Pius, Septimius Severus und Marc Aurel, Diocletian und Maximian, Galerius und Valentinian. Auf dem »Burgfeld«, auf der Straße nach Scarbantia (Ödenburg) standen in mehr als einer Kaiserrevue die Treffen der Veliten, Hastaten und Triarier, die Legionäre in der Lorica suquamata mit Pilum und Lederschild. Auf der Höhe des Ufers aber ragten die Warttürme der stolzen Colonia Septimia Carnuntum! Von dort konnten die römischen Wachen ihrem Erbfeinde, dem Quadenkönig Gabinius, der im nahen »Stillifrida« hauste, sozusagen in die Fenster schauen. Weil aber die römische Hinterlist überall und jederzeit über germanische Treue den Sieg davontrug, lockt der carnuntensische Statthalter Gabinius in die Stadt, bewillkommt ihn gastfreundlich, läßt ihn aber hinterher mit seinem gesamten Gefolge niederhauen ... Da hebt sich die gewaltige germanische Völkerwoge über das hohe Ufer und fegt die römische Zwingstadt vom Erdboden hinweg. Das war im Jahre 375, etwas über vierthalb Jahrhunderte, seitdem die augustäischen Truppen hier die

Donauwacht bezogen hatten . . . Die stolzen Leute in der Toga waren nicht mehr. Aber Mithra hatte nicht einen einzigen seiner Lichtstrahlen eingebüßt. Und was soll man sich denken, wenn ein solcher Strahl eine verwitterte Kupfermünze trifft, auf der zu lesen ist: Tiberius Claudius Caesar Augustus Triumphator?

An der oberen Donau hatten noch eine Anzahl anderer Grenzorte große strategische Bedeutung und einige derselben erlangten eine gewisse Berühmtheit; so Regina castra (Regensburg) und Castra batava (Passau). Weiterhin schützte eine Reihe von Kastellen die Donauenge bis Lentia (Linz). Bedeutender als die vorgenannten Standlager und Kolonien war Lauriacum (heute Lorch bei Enns) mit seiner glänzenden Zivilstadt, seinem Forum und den ansehnlichen Palästen. Hier mündete die von Cäsar angelegte »Eisenstraße«, welche von Aquileja durch die Waldschluchten Noricums, von den Gußöfen des Erzberges (beim heutigen Eisenerz) — die das Rohmaterial zu den norischen Schwertern lieferten — hierher zog. Weiter stromabwärts wären zu nennen: Ad pontem Ises (Ybbs), Sexta colonia (später Arelage, heute Pöchlarn), Trigisanum (Traismauer), Comagena (Tulln), Cetium (St. Pölten). Die Kette dieser Posten und Kolonien setzte sich an der mittleren Donau über Aquincum (Alt-Ofen) fort und begleitete dieselbe mit nicht sehr beträchtlichen Lücken in der ganzen ungeheueren Ausdehnung bis zum jetzigen »Eisernen Tor«, wo die dakisch-mösischen Grenzbefestigungen und römischen Niederlassungen bis zu den Donau-



Die Stätte von Aquincum bei Alt-Ofen (Reste des Amphitheaters).



Haus des Marcus Lucretius (Pompeji).

mündungen reichten. Die mittlere Donaulinie zwischen Carnuntum und Mursa (Esseg) war durch nicht weniger als 25 starke Befestigungen verteidigt. Außerdem war diese Linie auch durch einen Pfahlgraben (Vallum) geschützt. Von anderer Seite freilich wird behauptet, daß es sich hier nicht um Schanzen, sondern um Dammstraßen handelt.

* * *

Die Familie.

Die römische Familie hatte ursprünglich ihre kräftige Wurzel in dem charakterfesten Gemeinsinn, der die Grundlage des altrömischen Lebens bildete und bis zum Schwinden der äußeren Machtstellung des Weltreiches kaum ernstlich erschüttert wurde. Der Staat war das hohe Ideal des Römers, sich ihm zu weihen war das einzige erstrebenswerte Ziel, die Politik gab dem Einzelnen die Richtschnur für das Maß der zu erfüllenden Pflichten zu Nutz und Frommen der Gesamtheit. Der Staat seinerseits zeichnete den in der Betätigung des Patriotismus entbundenen Kräften den gesetzlich festgelegten Wirkungskreis vor und von diesem Kreise ging alles Tun und Denken, sei es im öffentlichen oder häuslichen Leben aus. Es war ein gemeinsames Prinzip, welches allen Wünschen und Handlungen, Bestrebungen und Neigungen ein einheitliches Gepräge aufdrückte, und im innigen Verbande der Geschlechter lag das wirksame Mittel, dem politischen Genius Roms Macht und Glanz zu verleihen.

Schon das Volk der Quiriten kennzeichnet sich als ein kernhaftes Bauernvolk mit allen tüchtigen Eigenschaften eines solchen. Damals wurde jene strenge Zucht und Sitte begründet, welche die beste Gewähr einer gesunden Entwicklung der Familie bot, jene stramme Erziehung zu praktischer Tüchtigkeit sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben, kraft welcher sich die rühmlichsten Eigenschaften des alten Römertums: Rechtssinn und Ehrgefühl, Vaterlandsliebe und Worttreue, Ausdauer und Pflichttreue, in Verbindung mit impulsivem politischen Sinn und bürgerlicher Disziplin entwickeln konnten.

Unter diesem Gesichtswinkel tritt uns das älteste und ältere Familienleben der Römer entgegen. Die alte Kraft und nüchterne Einfachheit hat freilich nicht stand gehalten. Aber mögen im Laufe der Jahrhunderte sich die Bande der Sittlichkeit noch so sehr gelockert, Verweichlichung und Genußsucht zersetzend in das Familienleben der höheren Stände eingegriffen haben: der Mannesmut und der militärische Herrschergeist hielten nach wie vor das Ganze mit eiserner Klammer umspannt. Erst an dem immer kräftiger sich emporarbeitenden Individualismus ist der Kitt dieses kräftigen Gemeinwesens rascher zerbröckelt, als unter dem Gifthauche einer dekadenten Gesellschaft, die gerade in den Zeiten größten Ruhmes und höchsten Glanzes alle Bande der Zucht und Sitte zerrissen hatte. Wie die Bildung, kam auch der Individualismus aus Griechenland. Aber letzterer alliierte sich mit dem Militarismus und daraus entwickelte sich das abschreckende Schreckgespenst des Cäsarenwahnsinns. Indes die Gesellschaft ließ sich dadurch ihre Schwelgereien, ihre Bedürfnisse nach Luxus und Sinnenrausch nicht verkümmern. Sie saß



Faustina, Gattin Marc Aurels (Neapel, Nationalmuseum).



Die ältere Agrippina, Gemahlin des Germanicus (Kapitol).

an der Krippe und schwelgte in der prickelnden Lust, ein feiles Sklaventum zu Boden treten zu können.

Wenn man sich über den sittlichen Wert des Familienlebens eines Volkes ein zutreffendes Urteil bilden will, muß man sich die Frau ansehen. Wie alle staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen Roms auf die Kräftigung des Gemeinwesens hinausliefen, so auch die Ehe. Verheiratet zu sein, war gewissermaßen Staatspflicht; die Hagestolzen mußten eine Steuer zahlen. Daher hatte die Heirat durchaus die Bedeutung einer heiligen Handlung, stand aber mit allen rechtlichen Formen nur dem freien Bürger zu. Die Stellung der Frau im Hause des Römers mußte also folgerichtig eine solche sein, welche ihre Würde im Familienkreise zu voller Geltung brachte.

Der Staat, obgleich er das größte Interesse an strenger Familienzucht hatte, mischte sich nicht in die Erziehung der Kinder, über welche dem Familienhaupt alle Gewalt zustand. Das eigentliche erzieherische Element in diesem Kreise waren die Mütter. Obwohl ihnen, wie allen Personen weiblichen Geschlechtes, keinerlei politische Rechte zugestanden wurden, ließ man es nicht an Gelegenheit zur Aneignung einer höheren Bildung fehlen.

Die den Frauen entgegengebrachte Achtung fand ihren ältesten Ausdruck in dem von Romulus gestifteten Weiberfeste der »Matronalien«. Es war Pflicht eines jeden, einer begegnenden Matrone Platz zu machen. Belästigungen wurden strenge geahnt und wer sich zu Beleidigungen hinreißen ließ, kam vor den Blutrichter. Zum Andenken der rettenden Tat jener Frauengesellschaft, welche den trotzigen Sinn Coriolans brach, ward ein Tempel der weiblichen Glücksgöttin geweiht und wurde den Frauen gestattet, Purpurgewänder und Goldbesatz zu tragen. Was den Griechen niemals in den Sinn gekommen wäre — einer Frau ein Standbild zu errichten — erfuhr die heldenmütige Clölia infolge ihres Verhaltens gegenüber dem Etruskerkönig Porsena.

Auch in der Zeit, da alle guten Familiensitten außer Rand und Band kamen, dank dem entwürdigendem Beispiele des kaiserlichen Hofes, verloren, wenigstens in weiteren Kreisen, die Frauen nichts von der ihnen vor alters entgegengebrachten Achtung. Tacitus hebt das »Ehrfurcht gebietende Wesen« braver Mütter hervor, welche es vortrefflich verstünden, sich dem Dienste der Kinder zu widmen. Man braucht nur an Cornelia, die Mutter der Gracchen, zu denken, um die Bedeutung eines solchen Ausspruches zu erkennen. In denselben Kreis gehören Aurelia, die Mutter Cäsars, und Attia, die Mutter des Augustus. Letzterer allerdings lernte auch die Kehrseite der Medaille kennen — in seiner Enkelin Julia, eine der lasterhaftesten Dämchen, welche die römische Gesellschaft hervorgebracht hatte.

Wenn es auch in den schlimmsten Zeiten tugendhafte und geistig hochstehende Frauen — man denke an Octavia, die Schwester Octavians, an Calpurnia, die Gattin Cäsars, an die Gattinnen des Pompejus und des Plinius usw. — gegeben hat, so ist gleichwohl das kaiserliche Rom jener triebkräftige Boden, aus welchem, wie nirgend anderswo, eine Messalina oder Popäa Sabina, Faustina (die Gattin des Antonius Pius, nicht jene Marc Aurels), Annia, Julia und Agrippina (die Jüngere, Großmutter und Enkelin) heranwachsen konnte. Aber den cäsarischen Tigerkatzen treten immer wieder hehre Frauengestalten entgegen, als sollte der ewige Kampf des Guten mit dem Bösen in weiblichen Vorbildern sich verkörpern. Arria — »O Paete, non dolet!« ruft sie ihrem zum Tode verurteilten Gatten zu und stößt sich selber das Schwert in die Brust — Agrippina (die Ältere), die edle Gattin



Das Fest »Navigium Isidis« (Schiff der Isis) im alten Rom, am 8. März.

des Germanicus, Julia Procilla, die Mutter Agricolas usw. Nichts kennzeichnet solche Gegensätze trefflicher als die beiden Gattinnen des Marc Anton, Fulvia und Octavia. Während es von ersterer heißt, daß nichts Weibliches an ihr gewesen als ihr Körper, spendet man der Octavia das Lob, sie sei »ein Wunder von einem Weibe« gewesen.

Leider sind das Ausnahmen. Im großen und ganzen haben die Frauen Roms schon in relativ früher Zeit redlich — oder vielmehr unredlich — dazu beigetragen, der Entsittlichung Vorschub zu leisten. Vornehmlich seit dem zweiten punischen Kriege, d. h. seit die vermögensrechtliche und sittliche Stellung der Frauen unter zunehmender Lockerung des alten strengen Familienrechtes und der Sitte, entsprechend immer freier geworden war, erhielt das alte, gute Familienleben den Todesstoß. Für den Leichtsinn, mit welchem man Ehebündnisse einging, sprechen die fast zur Sitte gewordenen Scheidungen, beziehungsweise voreiligen Wiederverheiratungen. Auf den Grabschriften wird deshalb oft als besonderes Lob hervorgehoben, daß eine Frau nur einem Manne gehört habe. Am ärgsten trieben es die vermögenden Frauen, und so konnte Juvenal ausrufen: »Es gibt nichts Schlimmeres als eine reiche Frau.« Aus demselben Loche pfeift Martial, wenn er sagt: »Ihr fragt, weshalb ich nicht eine wohlhabende Frau heiraten will? Ich will nicht die Frau meiner Frau sein.« Und Seneca versichert: »Wenn du ihr die Leitung des Hauses überlässest, mußt du ihr Diener sein.«

Die Poeten freilich hatten — worauf wir noch zurückkommen — all das verherrlicht. Wenn noch zur Zeit des Pompejus die Frauen eifrig ernste Literatur, Geometrie und Musik trieben, wenn Calpurnia während der Vorlesungen ihres Gatten hinter einem Vorhange saß und den belehrenden Worten lauschte, verstand es ein Ovid in anderer Weise, die Frauen zu fesseln. In den »*Amores*«, mehr noch in der »*Ars amandi*«, erstand eine Art römisches Rokoko mit all den Liederlichkeiten seines späteren gallischen Abklatsches. Mit Überraschung entnahm man den »*Heroides*«, daß eine Penelope und Önone, eine Ariadne und Phädra, Dido und Sappho sich in nichts von der römischen Damenwelt der Kaiserzeit unterschieden — einschließlich des Schmuckes und der Haarkünsteleien mit ihren Toupés und Löckchen, mit Goldstaub bepuderten Wellenfrisuren, Schminken, Ölen und Salben. Und wie malerisch sie Tunica und Stola zu drapieren wußten! Man kennt das ja von den Statuen sitzender römischer Fürstinnen her, mit der vornehmen Nachlässigkeit der Pose.

So mögen diese stolzen, im Innersten vom Durste nach sinnlichem Zeitvertreib angeregten und möglicherweise zugleich vom schalen Einerlei dieses Genußlebens angeekelten Schönen in ihren von rotgekleideten Sklaven getragenen Sänften sich anmutig hingelagert haben. Natürlich bei zurückgeschlagenen Vorhängen; denn Seneca sagt spottend: Ein Tölpel der Ehemann, der seiner Frau verbietet, sich in der Sänfte feil zu halten. Und was sie suchten, das fanden sie in den kühlen Gängen der die Gartenanlagen und Tempel säumenden Hallen. Denn sie eilten »wie ein Ameisenzug, wie ein Bienenschwarm in reichem Putz zu den gefeierten Spielen«. (Ovid.)

Wenn Gevatter Tod all dieser Lebenslust ein Ende bereitete, dann fand das Prunkbedürfnis in anderer Weise Befriedigung. Das Schaugepränge der Leichenzüge mit seiner Trauermusik und den Klageweibern, die durch Wachsmasken oder durch Schauspieler vertretenen Ahnen, ja selbst die Gestalt des Toten, durch einen Mimen, der dem Zuge voranschritt, vor Augen geführt, nebst der Schar dunkelgekleideter Leidtragenden, Siegeskränze, erbeutete Waffen und Rüstungen — so ging es zur öffentlichen Rednerbühne, wo das Lob des Verstorbenen allen, die es hören wollten, verkündet wurde. Die römische »*Gravitas*« in fünebrer Beleuchtung.

Zuletzt, am Orte der Bestattung, wenn der nächste Anverwandte mit abgewandtem Gesicht den mit kostbarem Öl besprengten und von Liebesgaben umstellten Holzstoß in Flammen setzte, schrillte ein hundertstimmiger Weheschrei durch die Luft, der seine Wirkung gewiß auch auf so mannigfach erprobte Nerven, wie es die der Römer waren, nicht verfehlt haben dürfte. Offenbar zur Erinnerung an die einstigen Totenopfer und gleichzeitig zu Ehren des Verstorbenen führten Gladiatoren Kampfszenen aus. Nachdem die Überreste der Leiche in die Aschenurne gesammelt und die Leidtragenden mit geweihtem Wasser besprengt worden waren, ging der Zug zur eigentlichen Begräbnisstätte. Diese oft prunkvollen Denkmäler lagen an den großen Landstraßen, da aus sanitären Gründen, einer gesetzlichen Vorschrift gemäß, die Gräber stets einige Meilen von der Stadt angelegt werden mußten.

* * *

Kunst.

Als Vermittler älterer Kulturformen hat Rom auch auf dem Gebiete der Kunst in allen ihren Auszweigungen typisch Neues nicht geschaffen. Gleichwohl wäre es verfehlt, die Rolle, welche Rom im besonderen auf dem Gebiete der Baukunst spielte, zu unterschätzen. Wenn auch nicht selbstschöpferisch, bezeugt die Art, wie von auswärts übernommene Formen durch die Eigenart des römischen Wesens entweder umgebildet oder weiterentwickelt wurden, daß das Römertum in der Betätigung seiner spezifischen Eigenschaften — Kraftbewußtsein und nationales Gemeingefühl, politischer Sinn und zähe Ausdauer — auch in der Kunstübung eigene Wege zu wandeln verstand.

Hierbei macht man die Wahrnehmung, wie sich aus einer ursprünglich verständnislosen Anwendung von architektonischen Elementen ein ganz neuer Stil zu entfalten vermag. So hat beispielsweise die römische Baukunst die hellenische Säule der rein konstruktiven Bedeutung entkleidet und ihr eine dekorative unterschoben, indem sie jene als Halbsäule an die Mauerfläche sozusagen anklebte. So ganz verständnislos war indes diese Anordnung gleichwohl nicht. Hatten die Halbsäulen auch kein Architrav zu tragen, so konnte man sie zu Trägern des Gesimses ausbilden, indem man letzteres vorkröpfte. Sie waren also doch ein konstruktives Element. Ihre dekorative Bedeutung aber liegt darin, daß es durch diese Anordnung möglich war, die Mauer-



Triumphbogen des Septimius Severus in Rom.

flächen zu beleben und daß nur durch diese Art der Vertikalteilung der Etagenbau sich stilgemäß entwickeln konnte.

Der Sinn für zweckmäßige Anwendung von dekorativen Elementen zu konstruktiven, bei welch letzteren der etruskische Gewölbbau seine Weiterentwicklung erfuhr, tritt uns vornehmlich bei den prachtvollen monumentalen Dekorationsstücken der Triumphbogen vor Augen. Der schwerfällige, massige Mauerkern des Hauptbaues wird durch das hohe Rundgewölbe des Tores — zu welchem bei einigen dieser Bauten noch je eine niedrigere und schmälere Pforte zu beiden Seiten hinzukommt — entlastet. Die Halbsäulen sind hier zu Vollsäulen ausgebildet, welche von eigenen Sockeln vor den Torpfeilern aufsteigen und das kräftig ausladende Hauptgesimse tragen, somit zugleich zwei Bedingungen erfüllen, die konstruktive und dekorative. Der eigentliche Träger der hohen Attika aber ist der Gewölbbau selbst. Um aber auch der Fläche der Attika eine belebende Gliederung zu geben, ruhen auf den Säulenkapitälen würfelförmige Sockel, zur Aufnahme von Standbildern bestimmt. Die Flächen der Attika, welche durch flache Pilaster hinter den Standbildern entsprechend gegliedert werden, sowie die Flächen ober den niedrigen Seitenpforten, erhalten durch Inschrifttafeln oder Reliefs eine reiche dekorative Beigabe, so daß das Ganze ungemein imposant und reichhaltig wirkt.

Die römische Architektur hat mehr als die irgend eines Volkes der Antike, ihre Kunst in den Dienst ihrer Lebensäußerungen gestellt. Ein Volk, dessen kräftigstes Lebenselement die Politik war, bedurfte in erster Linie eines öffentlichen Versammlungsraumes, auf welchem

nicht nur seine inneren Angelegenheiten zum Austrage kamen, sondern auch die großen Fragen, welche ein Weltreich bewegen. Das waren die Fora. Das älteste derselben — das Forum Romanum — schloß die »heilige Straße« (via sacra) ein, die nicht nur die opfernden Prozessionen, sondern auch die triumphierenden Heerführer einschlugen, im Angesichte der Tempel und unter den Augen der ungeheuren Volksmenge, die jedes Schauspiel des öffentlichen Lebens, das ihr Größe und Ruhm, Macht und Kraftgefühl vor Augen führte, mit den kräftigen Impulsen nationalen Stolzes auf sich wirken ließ.

Im Hintergrunde des Forum ragt das Kapitol. Es ist merkwürdig, daß die Geschichte so äußerst wenig davon zu verzeichnen weiß. Man sollte meinen, dieses Herz eines Weltreiches müsse überströmen von historischen Erinnerungen. Aber bei aller Ehrwürdigkeit der Örtlichkeit kommt ihr doch mehr eine ideelle Bedeutung zu, im Gegensatze zu den Foras, dem eigentlichen Mittelpunkte der römischen Welt, der Stätte römischer Taten. Triumphbögen und Standbilder, Denksäulen, der Öffentlichkeit bestimmte Gebäude — Tempel, Markthallen (Basiliken) — und andere sichtbare Zeichen der Macht und Größe — das Ganze von einem Reichtume und einer Pracht, die im Altertume ihresgleichen nicht hatten — hier spiegelte sich alles ab, was durch ein Jahrtausend die Welt bewegte. Selbst dem Spätgeborenen werden noch überwältigende Erinnerungen lebendig, wenn er zwischen dem imposanten Trümmerwerk des heutigen Campo Vacino dahinschreitet und etwa vor der »Rostra« (Rednertribüne) verweilt, von der herab Roms Volk zu seinen Großtaten angefeuert wurde.



Triumphbogen des Kaisers Konstantin in Rom.



Forum Romanum.

In diesem »Zaubersaale der Kaiserzeit«, in dieser Welt von statuengeschmückten Giebeln und Säulenhallen, wo noch um das Jahr 400 (nach Claudian) »der Blick stumpf wurde von den Flammen des Erzes und strömendem Gold«, haben die Goten und Vandalen furchtbar gehaust. Immerhin blieb so viel übrig, daß es zu König Theodorichs Zeit (500) noch ein »zahlreiches Volk von Standbildern, eine übergroße Herde von ehernen Rossen« (und Reitern) gab. Damals zählte man in der Stadt 3785 eherne Standbilder der Kaiser und großen Römer. Als Totila im Dezember 546 in Rom einzog, und was von der Bevölkerung noch vorhanden war wegschleppen ließ, war die Stadt durch mehr als 40 Tage vollständig leer. Was das heißen will, wird man nach einem gleichzeitigen Bericht beurteilen können. Damals zählte man nämlich in Rom 423 Tempel, 11 Fora, 1797 Paläste und 46.600 Häuser.

Man begreift, daß das alte Forum mit dem Anwachsen Roms zur Weltstadt, trotz allen Erweiterungen den steigenden Ansprüchen nicht mehr genügen konnte. Aus diesem Grunde wurden von den späteren Kaisern eine ganze Reihe neuer Prachtfora angelegt. Da war ein »Forum Cäsars« mit einem Venustempel, ein »Forum des Augustus« mit einem Marstempel. Aber alles überbot das »Forum Trajans«, das den ganzen Raum zwischen dem kapitolinischen Hügel und dem Quirinal einnahm. Heute sieht man dort ein tief ausgemauertes Becken, aus welchem die Trajanssäule emporragt. Sie ist bedeutsam durch die Tausende von halberhabener Figuren, welche Szenen in um den Schaft aufwärts gewundenen Feldern aus des Kaisers Taten an der Donau darstellen. Die Säule war gekrönt von dem Standbilde Trajans. Heute

Basilica Constantins
Colosseum
Titusbogen
Palast des Caligula
Dios-curen-Tempel
Basilica Julia
Triumphbogen des Septimius Severus
Tempel des Vespasian
Phokassäule
Tempel des Saturn

Das Forum Romanum. (Ansicht von Westen.)

nimmt seine Stelle der Apostel Petrus ein. Noch zu König Theodorichs Zeit war das Forum Trajans ein »Mirakel«. Und welche Zaubermacht von ihm ausging, beweist die Tatsache, daß man dort noch im 7. Jahrhundert den Vergil öffentlich vortrug.

Eine Stadt von öffentlichen Bauten für sich war die Anlage des »Circus Flaminius« und des Marsfeldes. Hier, wo es keine Quartiere für die Bevölkerung gab, drängten sich Tempel und Säulenhallen, Theater und Zirkusanlagen, Bäder und großartige Grabdenkmale. Berühmt sind der Porticus der Octavia (Schwester des Augustus) und das Pompejustheater (für 23.000 Zuschauer) mit den anstoßenden Säulenhallen mit Platanengängen und Fontänen dazwischen. An eine dieser Hallen schloß die »Kurie des Pompejus«, wo Cäsar unter den Dolchstichen der Verschwornen sein Leben aushauchte.

Das Bemerkenswerte an der römischen Baukunst, das für ihre Entwicklung so außerordentlich fördernde Moment, sind jene Anlagen, welche in großartigem Maßstabe öffentlichen Zwecken dienten. Hierzu zählen zunächst die Wasserleitungen. Vierzehn Leitungen (d. h. Bäche und Kanäle mit Trinkwasser) strömten, teils unterirdisch, teils auf Aquädukten von unabsehbaren Bogenreihen durch die Campagna in die Riesenstadt... In anderer Weise halfen die öffentlichen Bäder einem allgemeinen Bedürfnisse ab. Die alten Römer waren kein wasserscheues Volk wie ihre Epigonen. Jenen war das Bad kein Luxus, sondern ein Bedürfnis. Wo immer römische Truppen hinkamen, war die Anlage eines Bades eines der ersten Erfordernisse. Am Ende der Kaiserzeit zählte man in der



Reste des flavischen Amphitheaters zu Rom.



Die Grabpyramide Cajus Cestius bei Rom.

Hauptstadt 11 Riesenbäder und 856 kleinere Anstalten dieser Art. Die großartigste Anlage war jene des Kaisers Caracalla; sie enthielt 1200 Badesessel von poliertem Marmor; die Bäder Diocletians weisen sogar das Doppelte dieser Zahl auf. Die Bäder enthielten ein großes Schwimmbassin, ein Kaltbad (Frigidarium), Schweißräume (Tepidarium, Calidarium), dazu Ankleideräume, Ruhesäle, Wandelgänge, Turnplätze, mitunter Zirkus und Theater.

In nicht minder großartiger Weise wurde einem anderen öffentlichen Bedürfnisse Genüge geleistet, den Schaustellungen und Vergnügungen. Schauplatz derselben war das Amphitheater. Wir haben der bedeutendsten dieser Bauten in Rom selbst bereits gedacht.[1]) Die größte Schaubühne Roms verdankt man den Flaviern, jenen Kaisern, die auch sonst eine großartige Bautätigkeit entfalteten. Das flavische Amphitheater — nach dem Erzkoloß, den Nero vor seinem »goldenen Hause«, also dicht daneben, hatte errichten lassen, seit frühem Mittelalter gewöhnlich »Kolosseum« (Colisäus) genannt — ein ungeheurer elliptischer Bau, frei aufsteigend, mit fünf Etagen in Bogenstellungen übereinander und einer Säulengalerie zu oberst. Innerhalb dieses Ringes stiegen von der eigentlichen Schaubühne die marmornen Sitzreihen für die Zuschauer an, deren 87.000 Raum fanden, dem Schauplatze der Spiele und Kämpfe, der ergreifenden Marterszenen und anderer Greuel, zunächst die kaiserliche Loge und die Ehrensitze für die kaiserlichen Beamten . . .

[1]) S. 63.

Von diesen Stätten der leidenschaftlichen Schaulust wenden wir unseren Blick auf ihr Gegenstück, den Plätzen, auf welchen die Stimme des Lebens verstummt ist — den Gräbern. Auch an diesen hatte die Kunst Gelegenheit, sich zu betätigen. Da eine gesetzliche Vorschrift die Gräber von der Nähe Roms fernhielt, fanden sie ihren Platz vorzugsweise längs den großen Landstraßen. Zwar in der Kaiserzeit ist die übliche Art der Bestattung der Leichenbrand. Aschenurnen aber bedürfen keiner pomphaften Grabdenkmale. Immerhin ließen sich die Vornehmen die Gelegenheit nicht entgehen, für sich und ihre Familien architektonisch reich ausgestattete Grabmäler in Form eines Tumulus oder einer Pyramide oder eines massiven Rundbaues mit den Nischen zur Aufnahme der Aschenurnen im Innern zu errichten. Als »Gräberstraße« war vornehmlich die Via Appia berühmt. Noch stehen dort die nun offenen Grabruinen, ihrer Marmorbekleidung beraubt, aber in ihrer ursprünglichen Gestalt deutlich zu erkennen: eine Rotunde mit Statuennischen hier, ein pilastergeschmücktes Gemach dort, oder vollends eine ganze Grabpyramide. Unter diesen Bauten ist die vornehmste jener runde Quaderturm, dessen Inschrift den Namen der Cäcilia Metella, der Gattin des Crassus, zeigt.

Die großartigste Grabanlage Roms ist jene, welche einst die sterblichen Reste des Kaisers Hadrian aufnahm, und eher einem Befestigungswerke als einer Ruhestätte gleicht. Dieses Grabmal — die jetzige »Engelsburg« — an dem Ufer des Tiber im Nordwesten der Stadt und auf einer prächtigen, gleichfalls von Hadrian erbauten Brücke zugänglich, zeigt noch seinen massiven Kern, während die Marmorbekleidung längst verschwunden ist. Am oberen Rande des Turmes standen Bildsäulen, an die nach innen wohl noch eine Säulenhalle anschloß, über die von innen heraus der verjüngte Bau kegelförmig abschloß, mit einem entsprechend großen Pinienapfel als Krönung des Ganzen. Als die Goten des Vitiges die Sturmleitern auch an diesen Grabturm gelegt hatten, zerstückelten die Verteidiger in ihrer Verzweiflung die Standbilder und warfen die Trümmer auf die emporkletternden Krieger, wodurch der Angriff abgewiesen wurde.

Und wieder geht es von der Stätte der Toten in die hohen Hallen, wo das Leben so nachdrücklich sich betätigte, daß jeder Pulsschlag in ihnen im ganzen Reiche verspürt wurde — in die Kaiserpaläste des Palatin. Dieser breite, grüne, ummauerte Hügelrücken trug die älteste Römerstadt, die Roma quadrata. Wo heute das ansteigende Pflaster des »heiligen Weges« aus der Tiefe der verschütteten Forumsmulde auf die Erhebung kommt, die vom Palatin zum Esquilin hinüberführt, steht der Titusbogen. Hier, auf der sogenannten »Velia«, war der alte Anstieg. Und hierher hat man jenes alte »Tor des Palatiums« zu verlegen, nach welchem die Römer (des Palatin) im Kampfe mit den Sabinern (des Kapitol) zurückgedrängt wurden.

Noch sehr bescheiden war das »Haus des Augustus«, das in der Mitte der Palatinplatte gestanden haben dürfte, also tiefer als die nächste Umgebung. Schon dem Tiberius genügte das nicht; er errichtete nordwestlich davon einen zweiten, Caligula einen dritten Palast. Nero vollends dehnte seine Bauten und Gärten ostwärts den Pa-

latin hinab über die Tiefe des (späteren) Kolosseums und drüben am Esquilin wieder hinan, wo das »goldene Haus« stand, das nachmals den



Thermen des Titus Platz machen mußte. Die Stellen von Neros Teich und Gärten verschwanden unter dem Riesenbau Vespasians, dem fla-

vischen Amphitheater. Seine Residenz aber verlegte dieser Kaiser wieder auf den Palatin.

An diesen »flavischen Palast« müssen wir uns halten, um ein Bild von der Gesamtanlage einer römischen Kaiserburg in ihrer glänzendsten Entfaltung zu gewinnen. Dem baulichen Grundplane nach ist es wesentlich der Plan eines römischen Hauses, wie er in Pompeji so oft sich wiederholt, nur alles weit großartiger. Über eine breite Terrasse geht es in den ausgedehnten Vorhof. Gedeckte Gänge und Säulenhallen umgeben den Bau. Von der Vorhalle aus betritt man die »*Aula regia*«, den Empfangsraum, der Hunderten Platz gewährte, und im Hintergrunde mit einer gewölbten Nische, dem Thronraum, abschloß. Die großen Wandflächen waren von Säulen, Statuen aus buntem Marmor und kostbaren Teppichen belebt. Die Wandtäfelung bestand aus violettweißem phrygischen Marmor.

Zur Linken des Thronsaales war, wie es scheint, ein Heiligtum der Laren, zur Rechten eine Gerichtshalle. Auf das *Tablinum* folgt wie gewöhnlich der Säulenhof *(Peristyl)*. Hier mag es gewesen sein, wo der argwöhnische Domitian die Wände mit spiegelndem Stein belegen ließ, damit er alles sah, was hinter seinem Rücken vorging. Die Wände des offenen Hofes hat man sich mit farbenprächtigen Gemälden geschmückt zu denken, den weiten Raum erfrischt von blühenden Pflanzen aller Art, ein heiterer Übergang von der feierlich streng dekorierten Festhalle des Peristyls zum *Triclinium*, jenem Raume, wo die römischen Höflinge, auf Purpurpolstern gelagert, ihre Symposien begingen. Zur Erhöhung der raffinierten Tafelgenüsse diente der Anblick eines seitlich angebrachten Ziergartens, der nach der Speisehalle hin mit einer Galerie sich öffnete. Hier dufteten seltene Blumen, glänzte das Laub exotischer Gewächse und summten die Fontainen — alles geeignet, die behagliche Stimmung der Tafelnden zu erhöhen.

Anschließend an das Triclinium folgt eine große Zahl von Gemächern, teils Wohnräume, teils Gelasse für die Kunstschätze des Kaisers, Bibliothek, Akademie, in Verbindung mit Gängen und Loggien, auch Zimmer und Säle für Gäste, welche manche Kaiser oft in großer Zahl an sich zogen, eine Auszeichnung, die für beide Teile — den Gastherrn und die Gäste — ihre Vorteile hatte, vornehmlich aber für den ersteren, der solchen Kontakt mit den Repräsentanten vornehmer Geschlechter nicht entraten konnte und mochte.

Die römischen Baudenkmäler sind vielfach Zeugen des Reichtums und des Glanzes der einstigen Weltmacht in den entlegensten Gebieten und sind es gerade sie, welche der Nachwelt die Erinnerung hieran lebendig erhalten haben. Ohne diese Zeugen würde man sich in vielen Fällen keine zutreffende Vorstellung von dem Umfange und der Art des römischen Kolonisationswerkes machen können. Wasserleitungen sind beispielsweise in Griechenland und im Orient überhaupt erst durch die Römer geschaffen worden. Überall, wo die Legionen erschienen und ihre Standquartiere einrichteten, fand auch die Bautätigkeit reichlich Gelegenheit, sich zu entfalten. Treffend sagt Mommsen: »In den Ackerheimstätten Afrikas, in den Winzerheimstätten an der Mosel, in den blühenden Ortschaften der lykischen Gebirge und

des syrischen Wüstenrandes ist die Arbeit der Kaiserzeit zu suchen und zu finden.«

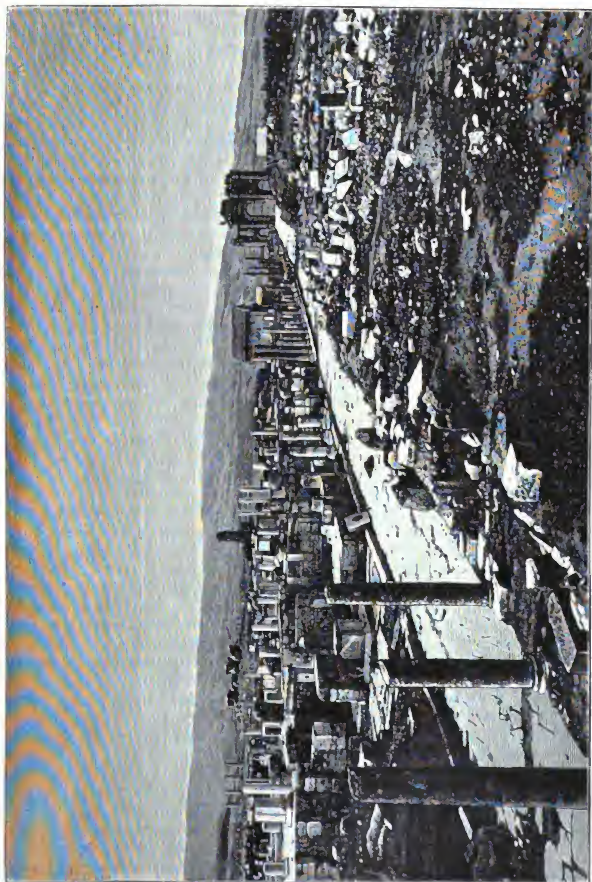
Um diesen Sachverhalt richtig zu erfassen, muß man sich vor Augen führen, mit welchem Erstaunen beispielsweise die Grenzvölker des Nordens den zahlreichen Monumentalbauten — Theatern, Triumphpforten, Bädern, kaiserlichen Palästen, Bazaren und Wandelgängen, Säulenhallen und anderen Architekturwerken — alles von nie gesehener, unerhörter Pracht, entgegengetreten sein mögen. Auf fremdem Boden erhoben sich die Tempel der römischen Gottheiten, aber neben ihnen finden auch fremde Göttergestalten ein neues Heim: Jupiter-Ammon, Serapis, Isis, Baal, Mithra, Dolichenus. Und nicht nur am Rhein und an der Donau, wohin diese Kultur von nicht-römischen Legionen verpflanzt wurde, sondern selbst in Rom, wie die Tempel des Serapis und jener der Isis auf dem Marsfeld bezeugen.

Selbst auf dem öden, dürren, zur Zeit nur von Wegelagerern durchstreiften Boden des nordwestlichen Arabien und am Saume der syrischen Wüste stößt man allenthalben auf die Reste einstiger römischer Prachtbauten. So zu Petra im »Steinigen Arabien«, wo im Talkessel des Wadi Musa noch die Reste von Tempeln, Triumphbogen, Palästen — alles im spätrömischen Stil — noch aufrecht stehen. Im Felsenlabyrinth der »Ledscha«, südöstlich von Damaskus, in welchem sich niemand zurechtfindet als die hier umherschweifenden arabischen Nomaden, ist alles voll von römischen Ruinen: Tempeln, Theatern, Torgewölben, Pflasterstraßen, gewölbten Verkaufszellen, Wasserleitungen, Quellbehältern, Bädern usw. Die heutige Bevölkerung wohnt größtenteils noch in antiken Häusern, welche meist aus Quadern erbaut sind. Noch großartiger sieht man das alles zu Gerasa, östlich vom mittleren Laufe des Jordan.

Auch auf dem Boden der ehemaligen römischen Provinz »Afrika« (Tunis und Algerien) spricht der Glanz und der Wohlstand der damaligen Epoche in sichtbaren Zeichen, den Ruinen seiner zahlreichen Städte, die allenthalben Luxusbauten jeder Art aufweisen. Die Römer waren bei der Kolonisation Afrikas nicht bloß in den Küstenstrichen verblieben, sondern bis zum Rande der Wüste, ja stellenweise sogar in dieselbe vorgedrungen. Auf den Oasen Negria und Biskra findet man römische Bautenreste. Auch hier handelt es sich um ursprüngliche Lager und Standquartiere, welche sich im Laufe der Zeit zu volkreichen Städten entwickelten, allen voran Mascula (Khenschela), Thamugadi (Timgad) und Lambaesis (Lambessa).

Letzteres war noch vor wenigen Jahrzehnten eine der reichhaltigsten Ruinenstädte aus der Antike. Fast ohne Unterbrechung reihte sich Haus an Haus, Tempel an Tempel; vorhanden sind noch Triumphpforten, Theater, Aquädukte, Thermen, Kasernen, Paläste, ein Forum und ein Kapitol. Es war eine Militärstadt, Standquartier der *Legio Augusta*. Vieles von dem allen ist freilich verschwunden, denn die Franzosen wußten nichts Besseres, als aus dem alten Material ein — Zuchthaus zu errichten. Vorhanden ist noch der prachtvolle Bau des Prätoriums, das jetzt als Lokalmuseum dient.

Um aber den Gesamteindruck einer römischen Stadt zu erhalten, bieten die Ruinen von Thamugadi, in der Nähe von Lambessa, am



Ruinen von Thamugadi (Algerien).

Rande der Sahara das beste Beispiel. Schritt auf Schritt wird man hier an Pompeji erinnert, nur daß dort nichts ausgegraben ist, sondern alles noch so steht, wie es zerstörungswütige Horden zurückgelassen. Wohlerhalten ist das große Forum, das Theater, das Kapitol, letzteres ein gewaltiges Bauwerk mit mächtigen Pfeilern. Markthalle und Stadium fehlen nicht. Die mächtigen Quadern des Straßenpflasters zeigen die charakteristischen Rinnen für die Räder. Auffällig sind die zahlreichen Säulenstümpfe in den Straßen, welche die Vorstellung erwecken, daß die Stadt aus lauter Tempeln bestanden habe. Dem ist aber nicht so. Die Säulen sind die Reste von Wandelgängen, welche sich längs den Häuserzeilen hinzogen, zum Schutze gegen die glühende afrikanische Sonne.

Wenn die römische Architektur trotz den von anderen Völkern entlehnten Formen sich bis zu einem gewissen Grade eigenartig entwickelt hat, so tritt ganz dieselbe Erscheinung auch auf dem Gebiete der Plastik zutage. Die Keime der altitalischen Bildhauerkunst liegen in jenen Werken, welche etruskische Tonbildner geschaffen haben. Der *Jupiter capitolinus* des Tarquinius Priscus war ein solches Werk. Eine Anregung für die Römer selbst fiel hierbei nicht ab. Diese Anregung stellte erst von dem Zeitpunkte sich ein, als der kleine Bauernstaat seine engen räumlichen Fesseln gesprengt hatte und allmählich über Italien hinausgriff. Mit der Siegesbeute aus den Ländern mit griechischer Bevölkerung kamen die ersten hellenischen Skulpturwerke nach Rom, wo sie sich vorerst über die Bedeutung von Trophäen nicht erhoben. Die Reichen und Vornehmen, die Feldherren und hohen Staatsbeamten, späterhin die Imperatoren, fanden an diesen Siegeszeichen römischer Taten Gefallen und schmückten damit ihre Villen und Paläste, die Tempel und öffentlichen Plätze.

Künstlerische Anregung trugen auch diese Beutestücke nicht ein. Erst mit dem Zuströmen fremder, d. h. griechischer Künstler nach Rom nimmt die plastische Kunst einen Anlauf zu werktätigem Schaffen. Eine nationale Kunst war es nicht. Auch ermangelten diesem Kunstschaffen hervorragende Vertreter von individuellem Gepräge, Meister ihres Faches, die vermöge genialer Eingebung durchaus Eigenartiges hätten leisten können. Die Nachblüte der hellenistischen Bildhauerkunst, welche auf diese Weise in Rom für geraume Zeit sich entfaltete und bezeichnenderweise die »neuattische« genannt wird, kann nicht als eine selbstschöpferische gelten. Selbst die tüchtigsten Kräfte lehnten sich an die alten hellenischen Meisterwerke an, die überwiegende Mehrheit der Plastiker aber erhob sich nicht über die Bedeutung geschickter Kopisten, deren Aufgabe es war, der großen Nachfrage nach Bildwerken aller Art gerecht zu werden.

Der Verbrauch an solchen war insbesondere in der Kaiserzeit ein ungeheuerer. Waren ursprünglich durchaus griechische Künstler aus Athen, Kleinasien, Alexandrien und Unteritalien an der Arbeit, die ihrer Herkunft entsprechend in mehrere »Schulen« sich teilten, so faßte späterhin — etwa von der Zeit des Kaisers Hadrian ab — eine mehr eigenartige römische Kunst Fuß, welche von der bis dahin gepflegten einigermaßen abwich.

Die Neuattiker waren eben nichts anderes als Nachahmer der großen alten Meister. Allerdings geschickte, künstlerisch trefflich geschulte Nachahmer, wie Kleomenes der Jüngere, der Schöpfer des »Germanicus« (der aber eine Rhetorenstatue ist); oder Glykon, dessen bekanntestes Werk der berühmte »Herakles Farnese« ist; oder des Antiochos »Athene von Ludovisi«. Ganz dasselbe gilt von den Kleinasiaten Agasias (»Borghesischer Fechter«), Aristeas und Papias, sowie von Praxiteles, dem Begründer der unteritalischen Schule, aus welcher Stephanos, Menelaos u. a. bewährte Kräfte hervorgingen.

Die römische Schule im engeren Sinne, welche sich aus den Fesseln schablonenhafter Nachahmung losrang und dem nationalen Empfinden sich anschmiegte, entwickelte alsbald eine fruchtbringende Tätigkeit in der Bildnisplastik und in der Historienbildhauerei. Die Meisterwerke eines Phidias und Polyklet, Praxiteles und Lysippos, an denen Generationen hindurch die römisch-hellenistischen Plastiker die Vorbilder zu ihrem Kunstschaffen fanden, traten zurück vor den historischen Persönlichkeiten des römischen Lebens. Mit einem Worte, die Bildhauerkunst erhielt, wie wir sagen würden, ein »aktuelles« Gepräge. Der streng historische Sinn des Römertums kam zum Durchbruch. Es entwickelte sich eine virtuose Bildnisplastik, dank dem lebendigen Bedürfnisse der Imperatoren und ihrer Angehörigen, sich in Marmor und Erz verewigt zu sehen, in jenen »ikonischen« Porträts, welche an realistischer Auffassung und nüchterner Lebenswahrheit nichts zu wünschen übrig ließen.

Um diesen Werken einen mehr idealen Schwung zu geben und wohl auch aus dem naheliegenden Bestreben, die Kunst in den Dienst der Cäsarenherrlichkeit zu stellen, traten zu den ikonischen Porträts die sogenannten »achilleïschen« Statuen: Darstellungen von einem gewissen heroischen Gepräge, wobei äußerliche Mittel mitwirken, um die dargestellte Persönlichkeit in mehr idealisierter Gestalt vor Augen treten zu lassen. Dank dem streng historischen Sinne des römischen Geistes konnte diese Tendenz mit der lebensvollen, kräftigen, in ihren Hauptzügen durchaus realistischen Auffassung in besten Einklang gebracht werden. Es ist an diesen Imperatorenstatuen so viel des Göttlichen und zugleich so viel des rein Menschlichen, daß der Eindruck hoheitsvoller Größe zu durchschlagender Wirkung kommt. Beispiele hierfür sind die berühmte Marmorstatue des Augustus, eine ähnliche des Kaisers Trajan, das Reiterbild Marc Aurels u. a. m.

Der Bildnisplastik und den achilleïschen Standbildern verdankt es die Nachwelt, wenn ihr die große Zahl römischer Charaktergestalten in lebendiger Unmittelbarkeit vor Augen tritt. Und wie stünde es damit, wenn die Germanenstürme, welche über Italiens Boden fegten, die Zerstörungswut der Goten und Vandalen, nicht unermeßliche Schätze dieser Art vernichtet haben würden! Immerhin ist das Vorhandene noch reichlich genug, um uns durch den unmittelbaren, lebensvollen Eindruck, den jene Bildnisse auf den Beschauer machen, mit den Gewaltigen des einstigen Weltreiches, in der Toga oder kriegerischen Rüstung, mit seinen Fürstinnen — sei es als einfache Büste oder in der vornehmen nachlässigen Haltung sitzender Gestalten — in geistigen Rapport zu



Germanisches Kriegsgericht. (Von der Siegessäule Marc Aurels zu Rom.)

setzen. Das Studium der Kaiserbüsten allein ist ein geistiger Gewinn, der sich durch kein geschriebenes Dokument ersetzen ließe.

In ähnlicher Weise vermittelt uns die römische Historienbildhauerei in wirkungsvollster Anschaulichkeit Vieles, worüber uns durch andere Zeugnisse das volle Verständnis nicht zuteil würde. Es sind dies die Darstellungen auf den römischen Siegesdenkmalen, den Triumphpforten und Denksäulen. Vornehmlich die letzteren bieten in ihren Reliefs mit den unübersehbaren figuralen Darstellungen unschätzbare Anhaltspunkte über Tracht, Kampfweise, Wohnstätten usw. jener Völker, deren siegreiche Bekämpfung Anlaß zur Errichtung dieser Triumphsäulen gegeben hat. So die Schilderungen der Dakerkriege auf der Trajanssäule, jene der Germanenkämpfe auf der Säule Marc Aurels. Es liegt auf der Hand, daß die historische Forschung aus diesen lebensvollen plastischen Schildereien weit größeren Nutzen gezogen hat, als aus den Amazonen- und Lapithenkämpfen der früheren griechischen Kunst.

Bezeichnend hierfür ist die folgende Erzählung. Als Papst Gregor, genannt »der Große«, einst durch die hallengesäumten und statuenerfüllten Räume des Trajanschen Forums sinnend und betrachtend dahinschritt, fiel sein Blick auf eine Darstellung in Erz: Kaiser Trajan, im Begriffe vom Pferde zu springen, weil eine flehende Witwe ihn aufhielt. Der Sachverhalt ist der folgende: Die Witwe, deren Sohn man erschlagen hatte, forderte Gerechtigkeit. Der Kaiser, im Begriffe in den Krieg zu ziehen, versprach, nach seiner Rückkehr die Sache in Ordnung zu bringen. Aber das Weib fragte, wer ihr helfen würde, wenn er, der Kaiser, im Kampfe fiele. Sein Nachfolger, meinte dieser.



Die dakischen Großen vergiften sich. (Relief an der Trajanssäule in Rom.)



Pompejanisches Wandgemälde: »Opfer der Iphigenie«.

Als die Bittstellerin damit nicht zufrieden war, stieg der Kaiser vom Pferde, um sofort seine Schuldigkeit zu tun. . . . Den betrachtenden Papst überkam eine tiefe Traurigkeit, daß ein so gerechter und milder Herr, weil er ein Heide war, der Verdammnis verfallen sei. Er weinte heftig auf dem ganzen Rückweg nach St. Peter, fiel dort in Verzückung und vernahm eine himmlische Stimme: sein Gebet um Trajan sei erhört und dessen Seele erlöst. Aber, er solle sichs nie wieder beikommen lassen, für einen Heiden zu beten.[1])

In geringerem Maße als die Plastik hat die römische Malerei sich als eine Kunst von nationalem Gepräge betätigt. Auch hier war zunächst die etruskische Kunst vorbildlich, und als die Zeit kam, in welcher das Römertum mit Begeisterung an den Taten seiner Heerführer sich erwärmte, entwickelte sich eine Art Historienmalerei. In Tempeln und in Grabhallen — also genau so wie in Etrurien — wurde in Wandgemälden alles das verherrlicht, was dem Glanze und Ruhme des Römertums, mit Beziehung auf die betreffenden Persönlichkeiten, zur Weihe diente.

---

[1]) Gregorovius: »Geschichte der Stadt Rom«, II, 86.



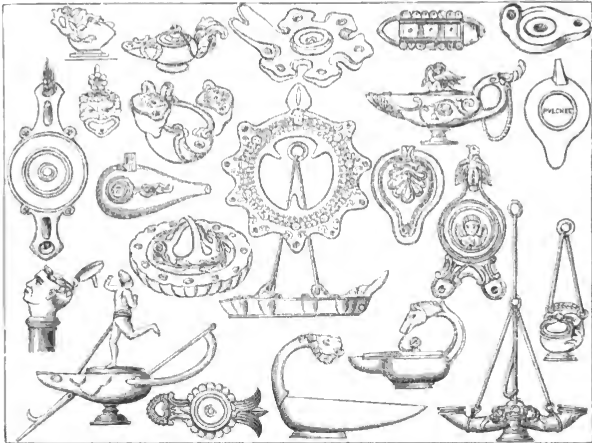
Pompeii.

Weiter hat es die römische Malerei nicht gebracht. Es wiederholte sich aber in der Folge auch auf dem Gebiete dieses Kunstzweiges die gleiche Erscheinung wie bei der Plastik: griechischer Einfluß mit der ganzen Fülle seines technischen Könnens und dem glänzenden dekorativen Geschmack, in welchem der hellenische Kunstsinn sich betätigte. Zeugen dieser etwa mit dem Ausgange der Republik zusammenfallenden Kunstbetätigung sind in erster Linie die zahlreichen in Pompeji vorgefundenen Wandgemälde. Zwar hat auch Rom das Seine zur Vervollständigung unserer Kenntnis von römisch-griechischer Malkunst beigetragen. Es sei auf die sogenannte »Aldobrandinische Hochzeit«, auf die Wandgemälde im Hause der Livia, der Farnesina, die »Odysseelandschaften«, die sich auf dem Esquilin vorfanden, die Darstellungen in der »Villa Livia« bei Primaporta usw. hingewiesen.

Alles das weist indes nach Pompeji. Hier hatte sich im Laufe der Zeit die Wandmalerei in charakteristischer Weise entwickelt, indem sie ursprünglich bauliche Verzierungen, also plastische Elemente, rein dekorativ verwertete. So wurden aus den bunten Fliesen, Stuckplatten, Pilastern und Gesimsen farbige Ornamente, welche die Wandflächen gliederten. Zugleich dienten sie bildlichen Darstellungen als Rahmen. Später, in der ersten Kaiserzeit, kam man allerdings wieder auf die plastische Gliederung der Wandflächen zurück, welch letztere einfärbig waren und passenden Bilderschmuck erhielten.


Mosaikbrunnen im Hause »Fontana grande« zu Pompeji.

Der eigentliche, durch Anmut und Reichhaltigkeit der Motive besonders bemerkenswerte Dekorationsstil fällt in die spätpompejanische Zeit und sind es hauptsächlich Werke dieser Art, welche gelegentlich der Ausgrabungen zutage gelegt wurden. Wohlerhalten, im gleichen Maße durch ihre üppige Fülle, als durch die äußerst zierliche Anordnung der Ornamentmuster ansprechend, erfuhren diese kostbaren Dokumente künstlerischer Lei-



Römische Lampen aus Pompeji.

stungsfähigkeit größtenteils ein schlimmes Ende, da man es bei deren Bergung leider an der nötigen Umsicht hatte fehlen lassen. Auch die Witterungseinflüsse hatten, sofern die Bildwerke nicht unter Dach gebracht wurden, ihren Anteil an der Zerstörung.

Die spätpompejanische Dekorationszeit zeigt eine harmonische Abstimmung in den räumlichen Verhältnissen, indem sich von einem dunkelfarbigen, durch hellere Streifen gegliederten und mit figuralen Darstellungen geschmückten Sockel die grellfarbige Mittelwand aufbaut. Um letzteres entprechend zu gliedern, steigen aus dem Sockel, in gleicher Farbe wie dieser, pilasterartige breite Streifen, durch stilisierte Stäbe und zierliche girlandenbelebte Streifen anmutig belebt, um zu oberst an eine dunkle, reich ornamentierte Bordüre anzuschließen. Darüber läuft der hellfarbige Fries. Die auf diese Weise abgeteilten großen Wandflächen umschließen die figuralen Darstellungen: Tänzerinnen oder tanzende Paare, mythologische Gestalten, als »Freifiguren« behandelt, während die kleinen und kleinsten Felder mit reizenden Genrebildern, Amoretten, Szenen aus der Mythologie ausgefüllt sind. Mitunter freilich sind diese Szenen solche der bedenklichsten Art. Auch Landschaften sind vertreten, ferner Karikaturen, Stilleben, architektonische Motive. Daß dies Alles nicht römisch ist, mit dem ernsten, auf das Große, Monumentale gerichteten Sinne der Nationalrömer nichts zu tun hat, liegt auf der Hand.

Auch musivische Darstellungen hat man in Pompeji aufgedeckt, so die berühmte »Alexanderschlacht«[1]), die gleichfalls einen Anhaltspunkt gibt, wie man es mit dessen Schöpfer zu halten hat und wohin sein Sinn gerichtet war. Es wäre ja nicht schwer gefallen, eine berühmte römische Schlacht zur Darstellung zu bringen. Andere Mosaiken führen landschaftliche Szenen vor, oder sie beschränken sich auf ornamentale Motive. Außer die Fußböden pflegte man auch die Brunnennischen in den Gärten damit zu schmücken. Wie wirkungsvoll solche musivische Dekorationen mit all den bunten, aber harmonisch abgestimmten Farben der Wände und den sie belebenden figuralen Darstellungen nebst den reichen ornamentalen Verzierungen sich dem Auge darbieten mußten, ist noch heute zu erkennen. Freilich, der heitere Glanz, der all diese Schönheit einst überhauchte, ist dahin. Aber der Einbildungskraft und dem künstlerisch geschulten Auge fällt es nicht schwer, sich in eine zutreffende Vorstellung solcher Herrlichkeit einzuleben.

Spricht man von römischem Kunsthandwerk, so hat man seine Blicke gleichfalls nach Pompeji zu richten. Fast unübersehbar sind die Gebrauchs-, Zier- und Luxusgegenstände, die dem verschütteten Boden entrissen wurden: Triclinien, Lager, Sessel, Dreifüße, Kandelaber, Speisewärmer, Töpfe, Eß- und Trinkgeschirre, Kohlenbecken, Lampen, Toilettekästen, Kämme, Nadeln, Schnallen, Schlösser und Schlüssel, Gewichte und Glocken, Schmucksachen und tausende von Hausgeräten aller Art. Die ausgezeichnete Sammlung von Glassachen im Neapeler Museum bezeugt, wie hoch der Formensinn und die Technik, die Fertigkeit im Blasen, Gießen, Färben und Schneiden des Glases gestiegen war. An sogenannten »kleinen Bronzen« umfaßt das genannte Museum weit über 18.000 Stück. Auch Silbergerät ist reichlich vertreten. Der berühmte Hildesheimer Silberfund, das Tafelgerät eines vornehmen Römers, das er offenbar gelegentlich eines fluchtartigen Rückzuges der Truppen vergraben hatte, ist pompejanische Arbeit. Auch die Steinschneider und Marmorarbeiter leisteten vorzügliches.

An all diesem Reichtum, ja fabelhaften Luxus, hatten die Römer der späteren Kaiserzeit ihre Freude, aber sie verdankten diese Befriedigung der Prachtliebe fremden Händen, fremdem Kunstsinn und einer hochentwickelten gewerblichen Tätigkeit, die nicht vom römischen Geiste inspiriert war. Die prächtigen Geräte, die Einrichtungsstücke der Wohnungen und alles, was sie schmückte, läßt sich auf griechische Vorbilder zurückführen, wobei allerdings eine gewisse selbständige Weiterentwicklung der übernommenen Formen nicht zu verkennen ist. Gewiß war Campanien der richtige Ort, wo diese von außen befruchtete Schaffensfreude sich zur höchsten Blüte entfalten konnte. Schon Goethe, der von diesen Sachen noch blutwenig sah, sagt: »So deutet der jetzt ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann durch die Aufgrabungen geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfnis hat.«

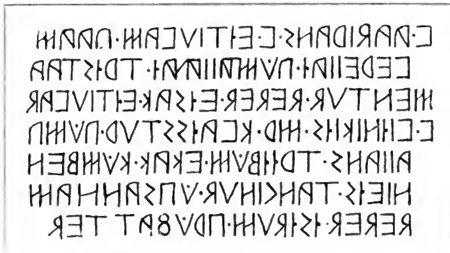
* * *

[1]) Siehe Abbildung Band I, Seite 273.

Wissenschaft und Literatur.

Auf das geistige Leben der Römer übergehend, setzen wir an der natürlichen Quelle alles Wissens und literarischen Schaffens, der Schule an. Der Studiengang hat durch Jahrhunderte wenig einschneidende Änderungen erfahren. Den ersten Unterricht erteilte der Pädagogus im Schreiben und Lesen.[1]) Quintilianus (geb. um 35 n. Chr.) tadelt in seinem Werke über die Redekunst das verständnislose Auswendiglernen und empfiehlt einen Schreiblese-Unterricht. Mit sieben Jahren kamen die Kinder in die Schule des Grammatikus, der sie

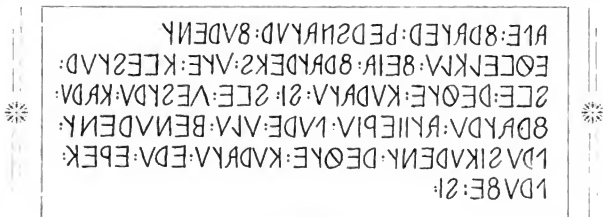
[1]) Die Schrift der Italiker ist gemeinsamen Ursprunges mit der griechischen, also keine Entlehnung aus letzterer. Allerdings umfaßte das altrömische Reich kleinere Völker mit eigener Sprache und Schrift, welch letztere sich mit der griechischen als eng verwandt erweist. Die altitalischen Alphabete aber haben weniger Zeichen als die altgriechischen, das faliskische 18, das oskische und messapische 20. Die Zeichen selbst zeigen von den griechischen abweichende Formen. Die Italiker schrieben von rechts nach links. Merkwürdig ist im Umbrischen der Laut *rs*, der dem slavischen *ř* entspricht. Am meisten stimmt mit dem Griechischen das messapische Alphabet überein, die meisten Eigentümlichkeiten haben das umbrische und das oskische Alphabet, wie die hier stehenden Proben dartun. Im Oskischen ist besonders die Verwechslung des *R* und *D* im lautlichen Sinne auffällig. Das erste Wort in der ersten Zeile (rechts) wird nicht *aaridons*, sondern *aadirans* gelesen. Als Sprachprobe sei hier die Umschrift und Übersetzung der ersten Zeile der umbrischen Textprobe wiedergegeben: *A pe frater çersnatur furent* = Postquam fratres cenati fuerint (»nachdem die Brüder gegessen haben werden«). — Das römische Alphabet der ältesten Zeit hatte 21 Zeichen. Was die Schriftarten anbetrifft, unterscheidet man die »Kapitalschrift«, in welcher alle Inschriften auf Denkmälern ausgeführt sind; die »Uncialschrift«, eine gerundete Abart der Kapitalschrift, deren sich die Kalligraphie bediente; die »Kursivschrift« (gleichfalls aus der Kapitalschrift hervorgegangen), die aber meist nur zu flüchtigen Notizen gebraucht wurde (auf den bekannten Wachstäfelchen), in Manuskripten jedoch selten vorkommt. Wie die nebenstehende Probe dartut, wird das Lesen dieser Kursivschrift dadurch erschwert, daß mehrere Buchstaben zusammengezogen erscheinen (*tunc non solum ut periurii reatus incurram — nichilominus (?) hanc plenariam securita(tem)* usw.). — In der Zeit des gewaltigen Machtaufschwunges Roms, in welcher die zündenden Reden der Forum-Rhetoren das Bedürfnis wachriefen, das gesprochene Wort festzuhalten, entstand eine Art Schnellschrift, als deren Erfinder Marcus Tullius Tiro, ein Freigelassener des Cicero, genannt wird. Überhaupt machte sich bei den Römern das Bestreben geltend, möglichst viel Abkürzungen anzuwenden. Dementsprechend wurden in der römischen Schnellschrift die Lautzeichen in ihren einfachsten Formen oder auch aus anderen Alphabeten als Wörter verwendet. Auch förmliche stenographische Zeichen kommen in den »tironischen Noten« vor. Als die Schnellschrift nicht mehr ihrem ursprünglichen Zweck diente, wurde sie auf Siegeln (*siglae* = Abbreviaturen) verwendet: *singula littera pro toto verbo* = »einzelne Buchstaben für ein ganzes Wort«.



Oskisch.

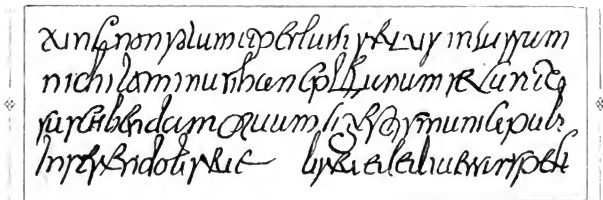
in der griechischen Sprache und im Lesen lateinischer Musterschriftsteller unterrichtete. Selbstverständlich entschlug man sich nicht der grammatikalischen Übungen. Als Zuchtmittel dienten Rute und Riemenpeitsche, doch hatte die Prügelstrafe auch Gegner.

Nach Vollendung dieses Unterrichtes traten die Schüler in die höheren Schulen der Rhetoren und der Philosophen. Was die Rhetorik (Beredsamkeit) anbetrifft, so fällt ihre Bedeutung in die Zeit



Umbrisch.

der Republik. Mit der Begründung des Prinzipates, d. h. mit dem Erlöschen stürmischer Parteikämpfe und der die römische Welt bewegenden politischen Fragen, konnte sich die Beredsamkeit in diesem Sinne nicht mehr betätigen. Ja, sie war einfach abgestorben. Gleichwohl fanden sowohl in Rom wie in den Provinzen die Vorträge römischer Redekünstler und griechischer Philosophen aufmerksame Hörer. Die allgemeine Bildung erforderte die gewählte Rede, die Feinheit des Aus-

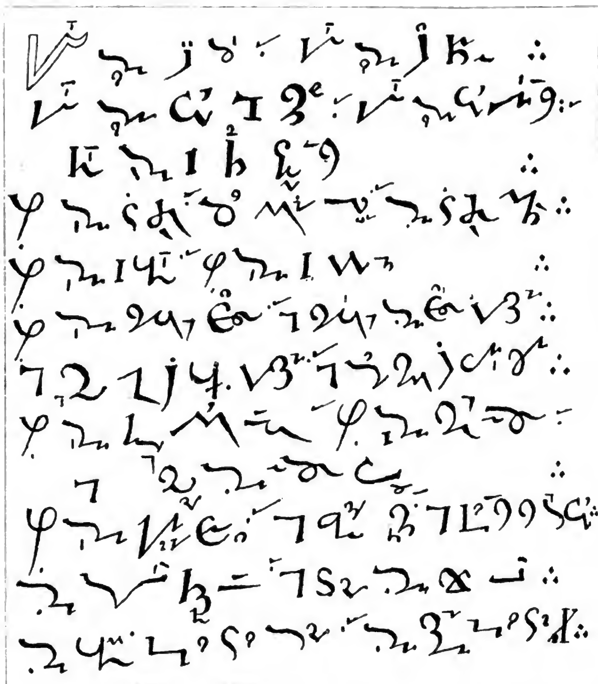


Lateinische Kursivschrift.

druckes, die Gewandtheit in der Wahl künstlicher Wendungen. Da in den von den Legionen eroberten Ländern überall Rhetoren erschienen und die Unterworfenen sich beeilten, römische Bildung sich anzueignen, kam es im Laufe der Zeiten dahin, daß das Mutterland die Führung verlor und diese auf die Provinzen überging. Seit dem Zeitalter der Antonine taten sich besonders Afrikaner als Redner und Schriftsteller hervor.

Welchen Wert man in der Kaiserzeit auf den Schulunterricht legte, bezeugt das Vorgehen des Kaisers Vespasian, der dem Lehrer

der Rhetorik in Rom einen Jahresgehalt von 100.000 Sesterzen (17.000 Mark) aus dem kaiserlichen Schatz anwies. Auch sonst standen manche Rhetoren hoch im Ansehen. Man übertrug ihnen die Erziehung der kaiserlichen Prinzen oder verwendete sie zu politischen Missionen, wenn man sie nicht vollends auf den Posten eines Statthalters berief. Lehrer, welche nicht vom Staate besoldet waren, empfingen von ihren Hörern ein entsprechendes Honorar, das mitunter ganz bedeutend war. So bezog ein berühmter Rhetor (Remmius Palämon) von seinen Schülern jährlich 400.000 Sesterzen (68.000 Mark). Selbstverständlich waren solche Fälle Ausnahmen.



Tironische Noten.

Die erste Grammatik über die lateinische Sprache im großen Stil verfaßte Terentius Varro (116 bis 27 v. Chr.). Am bekanntesten ist die Grammatik Aelius Donatus geworden; das bedeutendste und letzte römische Werk über Sprache, dessen Studium sich durch das ganze Mittelalter verfolgen läßt, sind die 18 Bücher *Commentariorum grammaticorum* des Priscian (512 bis 560 n. Chr.). Ein lateinisches Wörterbuch ist das große Werk des Verrius Flaccus aus der Augustäischen Zeit. Der vorgenannte Varro war der eigentliche Begründer der Gelehrsamkeit und des antiquarischen Studiums in Rom, und seine Tätigkeit wirkte ungemein aneifernd. Von des Augustus Freigelassenen Gajus Julius Hyginus weiß man, daß er durch literarisches Wirken und rastlose Erweiterung seiner vielseitigen Kenntnisse dem Varro ebenbürtig zur Seite stand.

Als glänzendster Vertreter der altrömischen Redekunst gilt, wie man weiß, Marcus Tullius Cicero (106 bis 43 v. Chr.). Die neue historische Schule hat es nicht fehlen lassen, den Ruhmeskranz dieses großen Rhetors ein wenig zu zerpflücken. Besonders Mommsen geht ihm hart zu Leibe; er schildert ihn als einen ehrgeizigen Streber, einen politischen Achselträger, einen feigen Egoisten, dessen Ehrgeiz nur von seiner Angst übertroffen wurde, indem er vor Cäsar selbst des Wortbruches sich beschuldigte und seine Vergangenheit mit den Worten entschuldigte: »*Me asinum germanum fuisse puto!*« In der Tat kann nicht geleugnet werden, daß die Politik den Charakter des großen Redners in ungünstigster Weise beeinflußt hat. Seine Streberei kennzeichnet sich dahin, daß er immer wieder einen Wirkungskreis anstrebte, in welchem es für ihn keine Lorbeeren zu pflücken gab. Mitten unter den Kraftgestalten der pompejanischen Zeit stehend, macht es einen trübseligen Eindruck, diesen Mann im vorgerückten Alter mit seiner fast weiblichen Empfindlichkeit und Eitelkeit, ein Spielball seiner Phantasie und seines schwankenden Wesens, im Kampfe mit der Zeit und ihren veränderten Verhältnissen stehen zu sehen.

All das könnte auch parteiisches Urteil sein, schöpfte man nicht aus dem Briefwechsel Ciceros selbst reichlichen Stoff zur Kennzeichnung seines unsympathischen Charakters. Das ändert aber nichts in der Wertschätzung seiner geistigen Persönlichkeit. Von hellem Verstand und scharfem Witz, ein begeisterter Patriot, verband Cicero die Fähigkeiten eines tüchtigen Juristen und gründlichen Kenners der griechischen Philosophie die Eigenschaften eines der größten Redner aller Zeiten. Seine Sprache ist von hinreißender Lebendigkeit, voll Feuer und Schwung, sein Stil glänzend, sein Gedankenreichtum unerschöpflich. Aber alle Pracht der Rhetorik läßt den Spätgeborenen kalt, wenn er des Unheils gedenkt, die solche Kunst der Sprache anzurichten vermag, wenn sie sich in den Dienst wechselnder Stimmungen und selbstsüchtiger Strömungen stellt. Es ist die Parteipolitik, die solche Charaktere befleckt. Kein Nachgeborener hat den Redner Cicero erreicht — wohl aber haben ihn viele seines Faches an Charakterlosigkeit noch übertroffen.

Nachdem die griechische Geistesbildung ausschlaggebend geworden war, befleißigten sich zahlreiche römische Jünglinge, ihren Wissensschatz an den Quellen selbst zu heben. Sie besuchten, vornehmlich seit dem

Ausgange des sullanischen Bürgerkrieges, die philosophische Schule zu Athen und die Rhetorenschule zu Rhodos, auch andere Lehranstalten in Kleinasien. Auf den damit verbundenen weiten Reisen wurden die Stätten alter Geschichte, berühmte Kunstdenkmäler und Kunstsammlungen besucht, was alles von hervorragendem bildenden Einfluß war.

Vor allem aber lag der Jugend das Studium der Philosophie am Herzen. Bahnbrechend in dieser Beziehung waren die Bestrebungen Ciceros, die griechische Philosophie seinen Landsleuten zu vermitteln. Cicero war Eklektiker, d. h. er hatte sich keiner bestimmten Schule angeschlossen, sondern sich nur all das angeeignet, was ihm am glaubwürdigsten schien oder aus irgend einem Grunde am meisten zusagte. Am meisten Anklang unter den Römern fand zunächst die Stoa, welche mit ihrer kasuistischen Moral und ihrem wissenschaftlichen Rationalismus noch am besten dem altrömischen Wesen entsprach. Von den anderen philosophischen Schulen war es vornehmlich die Lehre Epikurs, welche bei dem wachsenden Skeptizismus und dem Überhandnehmen eines erschlaffenden Genußlebens Anhänger in diesem oder jenem Sinne fand.

Ob damit die römische Gesellschaft die nötige Grundlage zu einer ihrem ursprünglichen tugendstolzen Wesen entsprechenden Ethik fand, mag dahingestellt bleiben. Das Volk hatte sich allmählich von den alten, durch überhand nehmenden Unglauben in ihrer Autorität erheblich geschmälerten Olympiern abgewendet und in jenen orientalischen Kulten Ersatz gefunden, die seinen mystischen Neigungen entgegenkamen, wie der Mithradienst, hauptsächlich aber der Isiskult. Auch das war in sittlicher Beziehung kein Gewinn.

Einen neuen Anstoß erhielt das philosophische Denken und Spekulieren durch den Ägypter Plotin (205—270 n. Chr.), der seit seinem 40. Jahre in Rom lehrte. Sein System ist der sogenannte »Neuplatonismus«. Er vertritt gegenüber den Skeptikern und Stoikern die Ansicht, daß die Erkenntnis des Wahren weder durch Beweise, noch durch irgend eine Form der Vermittlung gewonnen werden könne, sondern lediglich durch »ein Schauen der Vernunft an sich«. Aber selbst innerhalb dieses vernünftigen Anschauens stehen Subjekt und Objekt noch als getrennte Dinge einander gegenüber; erst durch »ein Schauen des Höchsten«, wobei alle trennenden Schranken fallen und die Seele in reiner Verzückung das Absolute berührt, erreiche man die höchste Stufe der Erkenntnis.

So hatte es die Lehre Plotins dahin gebracht, daß die Einigung mit dem Göttlichen zur Verachtung des Denkens führte, denn dieses hat einen Unterschied zwischen dem Schauenden und dem Geschauten zur Voraussetzung. Das Höchste aber ist etwas Undenkbares, etwas Unaussprechliches, ein über dem Sein Stehendes. Von seiner Erhabenheit kann man eine Vorstellung gewinnen, wenn man die sinnliche Welt, ihre Größe und Schönheit, die Regelmäßigkeit ihrer unendlichen Bewegung beobachtet und damit den Gedanken zu ihrem Urbilde erhebt. Aus diesem Ureinen emaniert die Vernunft und aus dieser die Weltseele, welche die Ideen äußerlich an der sinnlichen Materie darstellt.

Das Emanationssystem des Neuplatonismus fand weitere Vertreter in Porphyrius und Jamblichus. Es war ein Kampf gegen das er-

starkende Christentum, und es ist bezeichnend, daß die Freunde und Ratgeber des Kaisers Julian (Apostata) durchwegs Philosophen der neuplatonischen Schule waren. Durch Ausgestaltung des orientalischen Aberglaubens zu philosophisch umgedeuteten Spekulationen sollte dem absterbenden Polytheismus neues Leben eingeimpft werden. Es war vergebliches Bemühen, denn Lehren dieser Art konnten nicht in den breiten Massen Wurzel schlagen. Die Folge war, daß der Neuplatonismus fortan lediglich als »Schule« sein Dasein fristete, als welche er sich noch das ganze 5. Jahrhundert erhielt.

In weit fruchtbarerer Weise als die Tätigkeit der Philosophen entfaltete sich jene der Geschichtsschreiber. Von den älteren »Historien« des Antipater und Sempronius Asellio und den »Annalisten« Lucinius Macer und Valerius Antias, sind es zunächst die historischen Schriften Julius Cäsars, welche sich den großen Leistungen der römischen Redekunst in den letzten Phasen der alten Republik als ebenbürtig erweisen. Zu größerem Ruhme noch als er sollte es sein treuer Anhänger Sallustius (87—35 v. Chr.) bringen, dessen Schilderungen des Jugurthinischen Krieges und der Verschwörung des Catilina durch Anschaulichkeit der Schilderung und Kraft der Sprache in bemerkenswerter Weise sich hervortun.

Das alles — von dem frühesten Vorläufer Polybius (210 bis 127 v. Chr.) abgesehen — wurde indes überstrahlt von der großartigen Bearbeitung der römischen Geschichte durch Livius (59—17 v. Chr.), dessen auf klassische Darstellung gerichtetes Bestreben manche Mängel im einzelnen verdeckt, dafür aber mit virtuoser Gestaltungskraft die alten Helden der Republik aus ihrer verschwommenen Vergangenheit seinen Zeitgenossen in lebensvollen Gestalten vor Augen führt. Seine Begeisterung für den behandelten Gegenstand findet ihren Ausdruck in einer von rhetorischer Kraft getragenen Sprache, welche auf die römischen Leser von großer Wirkung war.

Als Historiker von Bedeutung haben ferner zu gelten: Asinius Pollio (75 v. Chr. bis 5 n. Chr.), der infolge seines republikanischen Freimutes, welcher in der Zeit des Prinzipates sein Mißliches hatte, nicht zur vollen Geltung kommen konnte, und Gnäus Pompejus Trogus, der Verfasser einer Universalgeschichte in 44 Büchern nach griechischen Quellen. In dieser Zeit wandten sich auch griechische Schriftsteller der römischen Geschichte zu, so der Damaszener Nikolaos (Universalgeschichte in 144 Büchern), Diodor von Agyrion (»Historische Bibliothek« in 40 Büchern), Dionysios von Halikarnas (Geschichte Roms in 20 Büchern), allen voran Strabon von Amasia (66 v. Chr. bis 24 nach Chr.), allerdings mehr Geograph als Historiker. Zu erwähnen sind noch die Lebensbeschreibungen, welche Cornelius Nepos (94 bis 24 v. Chr.) und Plutarch (46 bis um 120 n. Chr.) geschrieben haben.

Eine glänzende Nachblüte erlebte die römische Geschichtsschreibung in Cornelius Tacitus (54—117 n. Chr.), dem »letzten Römer«, mit welchem die eigentliche Geschichte der römischen Literatur abschließt. Er kann wohl als der größte Historiker der Römer bezeichnet werden, ebenbürtig dem Thukydides, Sallust überragend und von demselben

starken politischen Empfinden geleitet wie Livius, aber in bezug auf sittlichen Ernst und Wärme des Patriotismus höher stehend als dieser. Tacitus konnte den Schmerz, den ihm der Niedergang des Römertums bereitete, nicht verhehlen. Er ist der »Geschichtsschreiber der hinsterbenden Freiheit«, der er in einer im besten Sinne des Wortes pathetischen Darstellungsweise der zusammengebrochenen Größe Roms die Grabrede hält, allerdings, wie er selber sagt, »sine ira et studio« — niemand zu Liebe oder zu Leide. Von seinen Schriften sind nur Bruchstücke erhalten, von der Kaisergeschichte aus den 16 Büchern »Annalen« nur die über Tiberius, Claudius und Nero, aus den 14 Büchern »Historien« nur die über das Jahr 69/70. In seiner »Germania« entwirft Tacitus ein annähernd zuverlässiges Bild des deutschen Landes und Volkes seiner Zeit, die wichtigste Quelle über unsere Vorfahren vor der Völkerwanderung. Zu erwähnen ist ferner die Lebensbeschreibung, welche Tacitus von seinem Vater Agricola, dem Eroberer Britanniens, gibt, und der »Dialog über die Redner«.

Unter den späteren Historikern steht Cassius Dio (geb. 155 n. Chr.) obenan; er ist der Verfasser einer umfangreichen Geschichte Roms. Allmählich kommt ein neuer, vom erstarkenden Christentum beeinflußter Geist in die Geschichtsschreibung, die zu einem neuen Zweige derselben, der Kirchengeschichte, hinüberleitet. Cassiodor und Jordanes gehören bereits der Zeit an, da die Ostgoten in Italien die Herren waren.

Auch die Kriegswissenschaft, die ja gleichfalls der Geschichtsschreibung einzubeziehen ist, stellt namhafte Vertreter, so Marcus Porcius Cato, der die Reihe der römischen Militärschriftsteller eröffnet, vor allen aber Julius Cäsar, dessen acht Bücher über die Kriege in Gallien, und drei Bücher über den Bürgerkrieg seit jeher von Philosophen, Historikern, Militärs und Fürsten eifrig studiert wurden. Sextus Julius Frontinus (1. Jahrhundert n. Chr.) ist der Verfasser eines verloren gegangenen Werkes über Kriegswissenschaft; in der noch erhaltenen »*Stratagemata*« bietet er eine Sammlung kluger Taten und Aussprüche hervorragender Feldherren. Auch griechische Schriftsteller, so Onesandros (um 50 n. Chr.) beschäftigten sich mit römischer Kriegswissenschaft, der Genannte im besonderen über Feldherrenkunst, die er in Rom lehrte. Eine »Theorie der Taktik« von Ailianos (um 106 n. Chr.) wurde von den Byzantinern und Arabern sehr geschätzt.

Flavius Vegetius Renatus (4. Jahrhundert) macht zur Zeit der Völkerwanderung den Versuch, seinen Zeitgenossen ein Bild des altrömischen Heerwesens zu entrollen, mit der offenkundigen Absicht, die Ehre des römischen Namens wenigstens nach dieser Seite wieder herzustellen. In der Tat sind seine Schriften, zumal die »Regeln der Kriegskunst«, welche in 21 Sätzen kurz und klar zusammengefaßt sind, von größtem Einflusse auf die Kriegsgeschichte des Mittelalters geworden, was sich dahin erklärt, daß die Kriegsverfassung der Römer dem Feudalsystem vielfach entsprach. Aus dem 10.—14. Jahrhundert sind von Renatus' »Kriegskunst« an 150 Handschriften erhalten, und noch der Prinz von Ligne (1805) erklärte, sie müsse in der Tasche jedes Generals zu finden sein.

Die nationalste aller römischen Wissenschaften ist die Jurisprudenz. Ihre ausgiebigste Weiterentwicklung fand sie in der Zeit des Prinzipates des Augustus, der die praktischen Juristen für seine Sache zu gewinnen bestrebt war. Aus der geistigen Bewegung, welche dadurch hervorgerufen wurde, kristallisierten sich zwei Schulen aus, deren Begründer Labeo und Atejus waren. Ersterer vertrat den alten, starren, republikanischen Geist, stand also in Opposition zum Prinzipat, während Atejus sich der monarchischen Richtung angeschlossen hatte. Der in diesen Namen verkörperte Gegensatz war übrigens kein politischer, sondern ein wissenschaftlicher, indem ersterer als »Positivist« an den alten Grundsätzen der Auslegung des positiven Rechtes festhielt, während Labro, der »Rationalist«, als kühner Neuerer von der größten Bedeutung für die Ausgestaltung des römischen Zivilrechtes wurde. Es ist bemerkenswert, daß die Juristen späterhin unberührt blieben von jener rhetorischen Schule, welche an Stelle der alten Kraft und Einfachheit der Sprache die Wortkünstelei und Effekthascherei setzte, und mit dieser kunstmäßigen Behandlung der Sprache die alten klassischen Muster in den Hintergrund gedrängt hatte.

Das römische Recht beruht auf den im Jahre 451 v. Chr. angenommenen »Zwölftafelgesetzen« (vgl. S. 31). Sie wurden auch späterhin, als neue Gesetze sie durchbrochen hatten, von Juristen kommentiert und in den Schulen gelehrt. Noch im 3. Jahrhundert n. Chr. befanden sich die Tafeln in Rom. Als sie nachmals verloren gegangen waren, besaß man den vollständigen Text in dem »Kommentar« des Gajus. Bekanntlich hatten diese Gesetze durch Beschlüsse der Volksversammlungen (Comitien) und des Senates (Senatskonsulten) mannigfache Ergänzungen erhalten. Die Kaiser trugen den republikanischen Einrichtungen noch längere Zeit Rechnung, indem sie ihre Erlässe nicht als Gesetze, sondern in der Form von Botschaften an die Magistrate (Edicta), Generalverordnungen an Behörden (Mandata), obergerichtliche Entscheidungen (Decreta) oder Rechtsbelehrungen an einzelne (Rescripta) veröffentlichten.

Daneben war die Fortbildung des bürgerlichen Rechtes Gegenstand der Untersuchungen der Rechtsgelehrten, und ihre Gutachten (Responsa) wurden durch kaiserliche Erlässe gewissermaßen sanktioniert. Dieses »römische Recht« hatte im 3. Jahrhundert n. Chr. Gültigkeit für das Gesamtreich erhalten. Kaiser Justinian (482—565) ließ durch seinen Justizminister Tribonianus die unter dem Namen *Corpus juris civilis* vereinigten Bücher der »Institutionen« (Unterweisungen im römischen Rechte), »Pandekten« (Rechtssprüche) und des »Kodex« (Gesetze) abfassen. Es mag bemerkt werden, daß das Rechtsbewußtsein des Römers einen starken Rückhalt an den geschriebenen Formen fand, die Praxis selbst aber der Ungerechtigkeit genug der Hintertüren offen ließ. So war es beispielsweise Grundsatz, daß nur ein geständiger Verbrecher abgeurteilt werden dürfe; zur Erlangung des Geständnisses waren aber alle Mittel, insbesondere die Folter, erlaubt. Vor einer Anklage war niemand sicher, und der eines Verbrechens Bezichtete konnte ohne weiteres in Haft genommen werden.

In den Naturwissenschaften haben die Römer Ersprießliches nicht geleistet. Sie konnten es auch nicht. Die Vorarbeit der Griechen

hat für die Weiterentwicklung nicht sehr befruchtend gewirkt. Die Reihe der naturwissenschaftlichen Schriftsteller eröffnet T. Lucretius Carus (95—55 v. Chr.), der in seinem Lehrgedichte »*De rerum natura*« (»Von der Natur der Dinge«) die Erkenntnisse seines Meisters Epikur mit Wärme vertritt und aus dem Worte des Lehrers eine Art religiösen Bekenntnisses gestaltet. Seine Naturstudien sind eigentlich Kulturstudien, und er hat entschieden aufklärend gewirkt. So erklärt er die Sage von den Riesen der Vorzeit für Fabeleien. Mit kräftigen, zutreffenden Strichen zeichnet er den Urzustand der Menschheit und ihr allmähliches Emporsteigen zu gesitteten Zuständen. Er bekrittelt die falsche Auffassung von dem Begriffe der Gottheit und macht sich hierbei bereits an die höchsten Probleme der abstrakten Denkarbeit. Er erwägt die Frage, wie der Mensch zur Kenntnis des Feuers gelangt sei, und wie er dasselbe in einen dauernden Besitz umgewandelt habe. Bemerkenswert ist der Hinweis, wie der Gebrauch des Feuers sittigend einwirkte. Dem Weibe schuf das Feuer ein wichtiges Amt und dem Manne regelmäßige Arbeit.

Täglich erfanden nunmehr, die sinnreich waren vor andern,
Mutig zu neuem Versuch, die vorige Nahrung und Speise
Abzuändern, das Feuer und andere Dinge gebrauchend.

Plinius (der Ältere, 23 bis 79 n. Chr.), der »Humboldt des Altertums«, nannte sein aus 37 Büchern bestehendes Werk *Historia naturalis* (Naturgeschichte). In diesem teilte er alles mit, was zu seiner Zeit in griechischen und römischen Schriftstellern über die Welt, die Länder, die Menschen, Tiere, Pflanzen und Steine bekannt war. Der Vorwurf, der ihm gemacht wird, in der Benützung älterer Werke flüchtig und nachlässig gewesen zu sein, ist nicht unbegründet; dies ändert aber nichts an der Tatsache, daß Plinius für seine Zeit eine Autorität war und es noch das ganze Mittelalter hindurch blieb. Dadurch konnten sich die alten abgeschmackten Fabeln so lange erhalten und sogar zu neu hinzugedichteten Anlaß geben.

Es kann daher nicht überraschen, daß die meisten Naturerscheinungen noch bei den späteren römischen Schriftstellern naturwissenschaftlicher Richtung als Wunder, die in Gottes Hand liegen, gedeutet wurden. Mit solchen Dingen darf man übrigens nicht zu streng ins Gericht gehen, angesichts der Tatsache, daß solche »Wunder« noch bis in unsere Zeit herein fortwirken. Wir wissen von den Etruskern her, welche Bedeutung sie dem Blitze beilegten und wie die Römer diesem Anstoße folgten. Seneca (2 bis 65 n. Chr.) ergeht sich umständlich in der Erörterung der Blitzarten und was sie zu bedeuten haben — warnende, verkündende, trügerische usw. Plinius erzählt, daß beim Donnern vom Kopfe der Schildkröten der Stein *brontea* fällt, der die Eigenschaft haben soll, alles zu löschen, was durch den Blitz entzündet worden sei. Plutarch behauptet in seinen Tischreden, man wisse von unzähligen Leuten, die infolge des Donnerns gestorben seien, offenbar aus »Angst der Seele, welche wie ein Vogel aus dem Körper wegfloh«. Nach Plinius kämen alle Blitze, welche in bezug auf die Vorherverkündigung der Zukunft Wichtigkeit besäßen, unmittelbar von den Sternen herab usw.

Was die Medizin anbetrifft, hielten die Römer lange Zeit deren Ausübung für unwürdig und überließen die ärztliche Tätigkeit ihren Sklaven. Erst als durch Cäsar allen Ärzten das Bürgerrecht zuerkannt worden war, änderte sich die Sache. Die Kaiser ernannten Leibärzte, zugleich aber auch Stadt- und Bezirksärzte mit festem Gehalt und war es ihnen verboten, Geschenke oder Zahlung anzunehmen. Krankenanstalten gab es nur für Sklaven; der stolze Römer ging in kein Spital, selbst bei Epidemien nicht. Anfangs bereiteten die Ärzte die Arzneien selbst, später kamen »Apotheken« auf, die »Offizinen« genannt wurden, denn *apotheca* hieß damals der Weinkeller.

In Rom lebte derjenige Arzt, welcher der Lehrer des griechischen Mittelalters geworden ist: Claudius Galenus (113 bis 210 n. Chr.), aus Pergamos gebürtig. Er studierte Medizin in seiner Vaterstadt, dann in griechischen Städten, zuletzt in Alexandria, von wo er in seine Vaterstadt zurückkehrte, um seine erworbenen Kenntnisse als praktischer Arzt zu verwerten. Später übersiedelte er nach Rom, wo er durch seine Vorlesungen und seine Praxis berühmt wurde. Kaiser Commodus ernannte ihn zu seinem Leibarzte. Als Schriftsteller war Galenus außerordentlich fruchtbar, denn es werden ihm nicht weniger als 389 Schriften zugeschrieben, von welchen übrigens 125 nicht medizinischen Inhaltes sind. In wissenschaftlicher Beziehung schloß sich Galenus der Lehre des Hippokrates an, jenem wunderlichen Systeme von »vier Elementen und vier Hauptsäften«, dem *Spiritus pneuma*, d. i. der eingeatmeten Weltseele usw. Galenus Leistungen in der beschreibenden wie in der praktischen Chirurgie stehen weit hinter denen der Krankheitslehre zurück. Ihre allgemeinen Grundsätze sind einfach und natürlich: Diät, Bewegung, Waltenlassen der Natur. Galenus dürfte der Begründer der klimatischen Kuren sein.

Die Mathematik fand durch die Römer keine Förderung. Sogar das Rechnen war sehr umständlich. Die Grundlage bildeten die Zahlen I = 1, V = 5, X = 10, L = 50, C = 100, D = 500, M (CIↃ oder ∞) = 1000. Eigentümlich ist die Subtraktion IV (1 von 5 = 4), IX (1 von 10 = 9), XL (10 von 50 = 40), XC (10 von 100 = 90), CD (100 von 500 = 400). Mehrere Tausender wurden durch eine Anzahl dieser Zeichen oder durch Voranstellung des Multiplikators ausgedrückt, daher MM oder CIↃCIↃ oder IIM = 2000. Auch konnte man 10 oder 100 multiplizieren, indem man der Zahl CIↃ rechts und links neue Bogen zufügte: CCIↃↃ = 10.000, CCCIↃↃↃ = 100.000. Auch schrieb man für Tausend einen Strich über die Ziffer: $\overline{\text{X}}$ = 10.000, $\overline{\text{CC}}$ = 200.000, bei 100.000 ein offenes Viereck um die Ziffer, z. B. |X| = 10 × 100.000, |XVI| = 16 × 100.000, |M| = 1000 × 100.000. Brüche wurden mit Worten ausgedrückt. Wegen der Schwierigkeit, welche die Ziffern darboten, bediente man sich der Fingerrechnung oder des »Abacus«, einer ziemlich komplizierten Rechenmaschine in Tafelform mit Vertiefungen und Knöpfen.

In der Astronomie fällt den Römern das Verdienst zu, in die Zeitrechnung einigermaßen Ordnung gebracht zu haben (durch Julius Cäsar). Die älteste, durch Romulus begründete Zeitrechnung beruhte auf dem Mondjahr. Es hatte 10 Monate und begann mit dem März,

der dem Kriegsgotte Mars (Martius) geweiht war; die anderen Monate waren der Reihe nach: Aprilis (von »Aperta«, Beiname des den Erdenschoß öffnenden Apollo), Mayus (von »Mayus«, dem Erhabenen, Beinamen des Jupiter), Junius (Mondmonat, von Juno, welche ursprünglich Jann, später Diana, die Mondgöttin, hieß), Quintilis, Sextilis, September, Oktober, November, Dezember. Numa Pompilius fügte zu diesen zehn Monaten noch zwei weitere: Januaris (von Janus, dem Zeitgotte) und Februaris (von einigen nach »Februis«, dem Gotte der Unterwelt, der später den Namen Pluto erhielt, von anderen von »februare«, reinigen, abgeleitet). Numas Jahr war der griechischen Athen-Periode nachgebildet, doch erwies es sich um acht Tage zu lang. Darüber scheint man im alten Rom sich nicht die Köpfe zerbrochen zu haben und korrigierte bald so, bald so, wie es die Priester für gut fanden. Eine besondere Rolle spielte die »römische Zinszahl«.

Der Wirrwarr ging durch Jahrhunderte fort und so mußte es kommen, daß man zur Zeit Ciceros noch im März steckte, während der Kalender den Mai anzeigte. Da beschloß Cäsar, der Verwirrung ein Ende zu machen. Er berief den ägyptischen Astronomen Sosigenes nach Rom, der selbstverständlich nichts anderes zu tun hatte, als die heimatliche Zeitrechnung einzuführen. Das Jahr von 365¼ Tagen bildete die Grundlage, die zwölf Monate erhielten abwechselnd 30 und 31 Tage zugewiesen, mit Ausnahme des letzten Monats — nach der alten Einrichtung der Februar — der nur 28 Tage erhielt. Alle vier Jahre sollte letzterem ein Schalttag hinzugefügt werden, also 29 Tage zählen. Zugleich wurde der Jahresbeginn auf den 1. Januar verlegt, und zwar mit dem Jahre 45 v. Chr. Um den notwendigen Ausgleich zu schaffen, erhielt das Jahr 46 (das vorhergehende) 445 Tage zubemessen, welches seiner Länge und der damit zusammenhängenden Störungen im bürgerlichen Leben wegen von den Römern spottweise »Annus confusionis« benannt wurde. Schließlich sei noch erwähnt, daß zu Ehren Julius Cäsars und des Kaisers Augustus die alten Monatsnamen Quintilis in Julius und Sextilis in Augustus umgeändert wurden.

Der »Julianische Kalender« war gut, aber nicht vollkommen. Die Jahreslänge von 365¼ Tagen als Grundlage desselben war nämlich nicht genau, was festzustellen einer späteren Zeit vorbehalten blieb. Die wirkliche Jahreslänge beträgt nämlich nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 45 Sekunden, und daraus geht hervor, daß der Julianische Kalender um 11 Minuten, 15 Sekunden zu viel in Anschlag gebracht hatte. So gering dieses Mehr war, mußte der Fehler gleichwohl nach längerer Zeit fühlbar werden. Gelegentlich des Konzils von Nicäa (325 n. Chr.) machte man die Wahrnehmung, daß die Tag- und Nachtgleiche nach dem Kalender auf den 24. März fiel, also um drei Tage später als in Wirklichkeit. Gleichwohl ließ man es bei dem Bestehenden bewenden und es vergingen noch 1257 Jahre, ehe eine neue Kalenderreform eingriff (durch Papst Gregor XIII. im Jahre 1582).

* * *

Die Römer besaßen in der Zeit, als sie noch nicht unter dem geistigen und bildenden Einflusse der Griechen standen, keine Literatur,



Faksimile einer Seite einer Terenz-Handschrift aus dem 10. Jahrhundert. (Pariser Nationalbibliothek.)

die Anspruch auf diese Bezeichnung erheben kann. Die sogenannten »Fescennischen Spiele«, bei welchen Spottverse zum besten gegeben wurden (aus ihnen entwickelten sich späterhin in Rom die »Saturae«, Satiren), machen keinen Anspruch auf poetischen Wert, und was die »Atellanen« — oskischen Possen — anbetrifft, kennzeichnen sie sich als Harlekinaden untergeordneter Gattung. Die alten Römer müssen geistig sehr genügsam gewesen sein, da sie noch in der Zeit nach der Eroberung von Unteritalien mit dem ganzen Stolze der ererbten »Gravitas« jeden bildenden Einfluß der Griechen hartnäckig und mit der Pose der Verachtung abwehrten.

Erst unter den beiden Gracchen wurde es anders. Den Anfang machten Nachahmungen des griechischen Theaters, und als erster Vertreter der römischen Kunstdichtung erscheint ein — ehemaliger Sklave, Livius Andronicus (284—204 v. Chr.), der das erste Drama in lateinischer Sprache in Szene setzt. Sein Zeitgenosse Nävius war der erste vollwertige römische Dramatiker. Seiner Komödien wegen hatte er allerdings Verfolgungen zu erdulden, aber als Tragödiendichter blieb er durch lange Zeit der Lieblingsdichter der Römer, der patriotischen Stoffe wegen, welche seinen Dramen zugrunde lagen.

Unbestrittenen Erfolg hatte in der nächsten Zeit Ennius (239 bis 169 v. Chr.) aus Rudiä in Calabrien, der die Poesie familien- und gesellschaftsfähig machte und das soziale Ansehen der Poeten hob. Er ist der rechte Vertreter des Ahnherrn- und Vatertypus, eine joviale Natur, dessen bürgerliche Ehrenhaftigkeit viel zu seinem Ansehen und seiner Beliebtheit beitrug. Trotzdem reicht seine Kunst nicht weit und liegt das Hauptverdienst seiner Tätigkeit in der wissenschaftlichen Erkenntnis des Kunstschaffens. Seiner Schule gehören die Tragödiendichter Pacuvius (220—132 v. Chr.) und Attius (170—94 v. Chr.) an, welch letzterer als der hervorragendste unter den römischen Tragödiendichtern gilt. In seinem »Brutus« und »Decius Mus« schlägt er den Ton des dichtenden Patrioten in schwungvoller Sprache an.

Von anderem Holze sind Titus Maccius Plautus und Publius Terentius Afer, die großen Schöpfer des römischen Intriguen- und Charakterlustspieles, deren Stellung in der Weltliteratur eine so bedeutende ist, daß selbst ein Shakespeare oder Molière über sie nicht hinausgelangten. Sie nehmen mit Recht den ersten Platz in der Reihe der Lustspieldichter aller Zeiten ein. Plautus (254—184 v. Chr.) ist der volkstümlichere, Terenz (185—159 v. Chr.) der vornehmere. Der größere Künstler ist der erstere. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß der geistige Inhalt ihrer Schöpfungen auf eine Quelle hinweist, die nicht auf lateinischer Erde lag. Die Griechen Menander, Philemon und Dipylos sind die großen Lichter, welche den Glanz edler Humanität und harmonischer Weltanschauung auf die beiden römischen Intriguendramatiker übertrugen. Von den Lustspielen (und Bearbeitungen) des Plautus sind zwanzig vollständig erhalten, von welchen die »Aulularia« (Komödie vom Topfe), »Amphitruo«, »Menaechmi« (die Zwillinge), die »Mostellaria« und der »Pseudolus« die besten sind. Von den sechs erhaltenen Komödien des Terenz sind die bemerkenswertesten der »Heauton timorumenos« (Selbstquäler), »Der Eunuch« und »Die Brüder« (nach Menander).

Im griechisch-römischen Lustspiel brillierte noch ein dritter, der Insubrer Cäcilius Statius, gestorben um 168 v. Chr. Der »*Fabula palliata*« trat in der Folge die »*Fabula togata*« entgegen, welche Personen und Handlung in das römische Kleinstadtleben verlegte, also gewissermaßen ein nationales Lustspiel darstellen sollte. L. Afranius, Titinius und Quinctius Atta haben sich darin mit ziemlichem Erfolge betätigt, neben ihnen Pomponius und Novius, allerdings auf andere Weise, indem sie auf die »Atellanen« zurückgriffen und sie auf eine höhere künstlerische Stufe emporhoben.



Dido und Äneas in der Grotte. (Vergil-Handschrift aus dem 4. Jahrhundert, vatikanische Bibliothek.)

Es scheint um diese Zeit ein lebhafteres Bedürfnis bestanden zu haben, an Personen und Dingen beißenden Witz zu üben, das bürgerliche und geistige Leben, wo es nur immer anging, dem Spotte der Menge auszusetzen. Daß dies ein höheres geistiges Niveau sei, wird niemand behaupten wollen. Immerhin brachte ein C. Lucilius (geboren um 150 v. Chr.) die Satire auf einen Höhepunkt, wie ihn nachmals nur Martial und Juvenal erreichten. Es wird nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß die Satire jene literarische Kunstform ist, welche dem römischen Nationalcharakter am besten entspricht.

Wie sehr es den Römern auf dem Gebiete des Dramas an schöpferischer Kraft fehlte, bezeugt die Tatsache, daß sie auch weiterhin nicht vom Flecke kamen. Das ist um so bemerkenswerter, als der Schauspielerstand sich aus dem früheren sozialen Tiefstand losrang und sich mit einigen glänzenden Namen, wie Roscius Gallus, Clodius Aesopus, Rupilius, Diphilus und andere schmücken konnte. Sachlich aber goß man den neuen Geist in die alten Formen. Der »*Mimus*« kam wieder

zu Ehren; ursprünglich lediglich Pantomime und Tanz, trieb er jetzt als verjüngtes Possenspiel im Genre der Atellanen sein Unwesen mit üppigen Weibertänzen und bissigen politischen Anspielungen. Meister der Mimendichtung waren Labienus und Publilis Syrus.

In der Zeit, da die Lehrdichtung bedeutendes Ansehen gewann und ein Lucrez (S. 132) den einst verachteten Epikuräismus mit Feuer und Ernst zur Geltung brachte, wuchs ein neues Element poetischen Schaffens heran, jener vielköpfige Schwarm »stürmisch drängender« Lyriker, die als Vorläufer des augustäischen »goldenen Zeitalters« der Dichtkunst gelten können. Nur wenige von ihnen haben es zu einem Namen gebracht, und nennt man die besten, so sind es nur zwei: Licinius Calvus (82—18 v. Chr.) und Valerius Catullus (86 bis 57 v. Chr.), der leidenschaftliche Sänger »Lesbias«, die erste im Kreise jener gefeierten Schönen, um deretwillen nachmals die Lyrik eine teils wild erotische, teils zynisch-derbe Note anschlug — Delia, Lydia, Cynthia, Corinna — wer kennt ihre Namen nicht?

Unter Kaiser Augustus, der es nicht liebte, die großen Fragen der Politik im »Mimus« bespöttelt zu sehen, kam durch ihn der »Pantomimus« auf, das glänzende Schauspiel einer Art Ballett mit Musikbegleitung. Das römische Volk fand sich leicht in den Wechsel vom politischen Witz zur sinnlich-üppigen Choreographie. Die Zeit war ja danach, obwohl der »göttliche« Imperator in Person die zunehmende Unsittlichkeit als eine höchst ärgerliche Erscheinung empfand. Aber gegen den mächtigen Strom der Sinnenlust, die das römische Leben mehr und mehr zu durchtränken begann, war nicht mehr aufzukommen. Zwar muß man das Korn vom Spreu trennen. Die feineren ästhetischen Genüsse, welche in der vornehmen Gesellschaft eine immer reger werdende Pflege fanden und schließlich in jenem »Mäcenatentum« sich verkörperten, als deren erlesenste Vertreter Cilnius Mäcenas, Asinius Pollo und Valerius Messala Corvinus zu nennen sind, verhielten sich stolz ablehnend gegenüber den derb-sinnlichen Trivialitäten der Menge.

Odi profanum vulgus et arceo! Die Kluft war geschaffen, aber das Wesen der Sache, dort wie hier im Grunde genommen dasselbe. Es setzt eine prickelnde Hetärenpoesie ein, die zugleich Salonliteratur ist; denn die Scheidelinie zwischen Grisette und Weltdame verschwimmt mehr und mehr. Vergebens schlägt ein Vergilius Naso (70—19 v. Chr.), in dessen Charakter noch etwas von dem alten, mannhaften und gesunden Römertum steckt, einen ernsteren Ton an. Aber weder seine »Bucolica«, welche in gekünstelte Schäferidyllen verflachen, noch sein »Georgikon«, dessen Schilderungen und Genrebildchen den Weg zur keuschen, gesunden Natur weisen sollen, reichen auch nur entfernt an Vergils Vorbild Theokrit heran. Aber die Römer zog es aus einem anderen Grunde zu dem Dichter: er hatte ihnen ein »nationales« Epos geschenkt, die »Äneis«, das, milde gesagt, sich höchstens zu der Bedeutung eines schematischen Kunstwerkes erhebt, im übrigen aber nach dem Ausspruche des Alexandriners Kallimachos an das Törichte einer Ilias *post Homerum* gemahnt.

Wenn Vergils Kunst nicht eigentlich die Gemüter seiner Zeit bewegt, steht es mit den Poesien des Quintus Horatius Flaccus

(65—8 v. Chr.) anders, des Schöpfers der *»Aurea mediocritas«*, der geistige Vertreter jenes vornehmen Epikuräismus, in welchem Liebe und Wein, freudiger Lebensgenuß und geistreiches Spiel mit den Dingen der Natur ihren Ausdruck finden. Pindars Geist ist es sonach nicht, der aus den »Oden« des Horaz zu uns spricht. Aber als Meister des Liedes steht er an der Spitze der römischen Lyriker, mag auch vieles griechischen Vorbildern (Anakreon, Alkaios, Sappho) nachempfunden sein. Als Ästhetiker, als Meister der Technik bewährt sich Horaz in seinen »Epoden« (Verse im Stil des Archilochos) und in seinen »Episteln«, leichtfließenden Ausführungen über Literatur, Ästhetik und praktische Lebensphilosophie.

Aus anderem Holze ist Albius Tibullus (55—19 v. Chr.), der Sänger der »Delia«, ein Talent von engbegrenztem Empfindungsleben, weichmütig, frauenhaft, mehr anmutig als kraftvoll. Man nennt ihn den elegantesten der römischen Elegiker, im Gegensatze zu Sextus Propertius (49—15 v. Chr.), dessen angebetete »Cynthia« aus einem Feuerbade leidenschaftlicher Glut emportaucht. Und doch ist das alles, diese Freude am Nackten, dieses Überströmen einer üppigen Phantasie nichts als Mache. Beweis dessen die in das sinnliche Rankenwerk eingewobene frostige Gelehrsamkeit und der Wirrwarr eines mythologischen Apparates, der aufdringlich mit Belesenheit prunkt.

Der Dichter, in welchem die Gesellschaft des augustäischen Zeitalters endlich ihren Mann, den vollwertigen Vertreter ihres Sinnens und Tuns gefunden hatte, ist Publius Ovidius Naso (43 v. Chr. — 17 n. Chr.). In seiner *»Ars amandi«* und in den *»Amores«* findet der Feminismus der römischen Genußmenschen seinen hypersinnlichen Ausdruck. Nun war ein Kanon der Erotik da, der selbst der blasiertesten Weltdame am Tiber an die Nerven gehen konnte. Es nützte nichts, daß dieser Dichter der pikantesten Geschlechtlichkeit, der geistreichen Causerie mit stärkstem sinnlichen Einschlag, das große Sagenwerk der »Verwandlungen« schuf, in welchem er sich als geistiger Verwandter der Alexandriner Nikander und Parthenios erweist, einen ernsteren Ton anschlägt. In der »Kunst zu lieben« ging der letzte Rest idealeren Geisteslebens unter, und erblühte eine Sittenverderbnis, in deren Spiegel es nichts Heiliges mehr gab, Spott und Ironie jede ernstere Lebensauffassung erstickten.

Da geschah etwas, das die römische Gesellschaft mitten ins Herz traf. Das moralische Gewissen des Kaisers Augustus, der wohl selbst mit Schuld an all dieser dekadenten Dichterei hatte, bäumte sich auf — Ovid mußte in die Verbannung, nach dem fernen Tomi im Lande der Geten, südlich von der Donaumündung. Es ist unentschieden, ob lediglich der Einfluß Ovids auf die Verwilderung der Sitten in den vornehmen Kreisen, oder, wie man glaubt, Beziehungen zwischen dem Dichter und der lasterhaften Enkelin des Kaisers, Julia, Anlaß zu dieser Maßregel gegeben hatten. Unter den Barbaren am Pontus konnte Ovid über den Wandel des Glückes Betrachtungen anstellen. Er tat es auch in reichem Maße in seinen »Tristes« (Trauergesängen), welche das Herz des Imperators erweichen sollten. Der Tod des letzteren vernichtete alle Hoffnungen. Bald hierauf starb auch der Dichter, der, wie kein

anderer, mit den Mitteln des feinsten Esprits und dem süßen Wohllaute einer bestrickenden Sprache seine Zeitgenossen berückt hatte.

Wenn im augustäischen Zeitalter die Sittenlosigkeit durch die Schöpfungen seiner Poeten wenigstens äußerlich einen gewissen Glanz erhielt, der die allgemeine Fäulnis notdürftig verhüllte, fiel in der Folge auch dieser Firnis ab und die gemeine Sinnlichkeit feierte ihre Orgien. Gewiß war es eine Krankheit, ähnlich dem Cäsarenwahnsinn, der füglich nur in einer entarteten Welt, gleich dieser, den Nährboden fand. Mit dem Dichten und überhaupt literarischen Schaffen stand es unter den Nachfolgern des Augustus schlimm genug, wie immer, wenn eine despotische Reaktion, die das freie Wort zu fürchten hat, die Geister knebelt. Und unter diesem Drucke muß auch das starke Talent verkümmern, indem es die Züge der Charakterlosigkeit seiner Zeit annimmt.

Typisch in diesem Sinne ist L. Annäus Seneca (4—65 n. Chr.), der Erzieher Neros, auf dessen Befehl er durch Selbstmord ein Leben zum Abschlusse brachte, das ungemein charakteristisch den Kampf zwischen der staatlichen Gewalt und den geistigen Potenzen der ersten Kaiserzeit zum Ausdrucke bringt. In Senecas Charakter ruht als Hauptmerkmal der Widerspruch; Ernst und geistige Kraft paaren sich mit Feigheit und Gesinnungslosigkeit, höfische Liebedienerei mit oppositionellen Allüren, Tugendbestrebungen mit einer Lebensführung, die zu jenen in vollem Gegensatze steht. Wenn etwas in dieser widerspruchsvollen Seele überwiegt, ist es die Sehnsucht nach einem Auswege aus dem Wirrsal des cäsarischen Despotismus. Auf diesen Ton ist denn auch Senecas Moralphilosophie gestimmt, die teils im Stoizismus, teils in neupythagoräischer Asketik wurzelt. Aber auch hier stoßen die Gegensätze aufeinander, denn Seneca ist zugleich Epikuräer in der alltäglichen Bedeutung des Wortes. Widerspruchsvoll ist auch die Art, wie dieser feurige Geist sich in die kühlste Rhetorik verliert, eine von Haus aus enthusiastische Natur im Banne einer schalen Eitelkeit liegt.

Ob Seneca der Verfasser der ihm von der Überlieferung zugeschriebenen Trauerspiele ist (»Rasender Herkules«, »Phädra«, »Ödipus«, »Medea«, »Agamemnon« usw.), läßt sich nicht feststellen. Zu seinem Ruhme können diese schalen Geistesprodukte — »durch die widersinnigsten Ungeschicklichkeiten empörend«, wie Schlegel treffend sagt — nichts beitragen. In besserem Rufe stehen die Tragödien des Calpurnius Siculus, der in der Zeit Neros lebte. Unter dem Drucke der Verhältnisse wandte sich die Poesie möglichst gefahrlosen Stoffen zu, wie die »Pharsalia« des Lucanus (39—65 n. Chr.), der »Argonautenzug« des Valerius Flaccus (gestorben um 90 n. Chr.), der Punische Krieg des Silius Italicus (25—101 n. Chr.), sowie des Papinius Statius' (50—90 n. Chr.) »Thebais« und »Achilleis« dartun. Als Tragödiendichter ist noch Pomponius Secundus zu nennen, der letzte römische Dichter, welcher Dramen für die Bühne verfaßte.

Von der harten äußeren Not gefördert, gewissermaßen als eruptive Kraft wirkend, die sich der eingeschnürten Seele entringt, kommt in dieser Zeit die Satire zum Wort, zunächst durch Martialis (40—102 n. Chr.), der in seiner Armseligkeit sich in den Dienst reicher Gönner stellt und

bei ihren Gelagen dem scharfen Witz und geistreichen Bonmot zu ihrem Rechte verhilft. An seinem Ruhme als hervorragendsten Epigrammatiker ändert seine unwürdige, bettelhafte Lebensführung allerdings nichts. Aber wie ganz anders steht neben ihm Decimus Junius Juvenalis (50—130 n. Chr.), den die glücklichen Umstände in einer Zeit (der trajanischen) dichterisch wirken ließen, die, vom bösen Alp des cäsarischen Despotismus befreit, in zwei hervorragenden Geistern das erwachende Gewissen des alten kernigen Römertums bedeutet.

Diese zwei Geister sind Tacitus und Juvenal. Nichts kennzeichnet den Wandel der Zeiten besser als eine Nebeneinanderstellung Horaz' und Juvenals. Das ironische Lächeln des Dichters ist dem strengen Stirnrunzeln des Sittenpredigers gewichen. Mit unerschütterlichem Ernst, dabei voll ehrlicher Leidenschaft und in einer Sprache, die wie tausend Stacheln wirkt, schwingt Juvenal die Geißel der Satire und züchtigt eine Gesellschaft, der gegenüber freilich Taten besser angebracht wären als Worte. Aber diese Worte nennen die Dinge mit ihren wahren Namen, ohne Verschleierung, und die Gesellschaft, an die sie gerichtet sind, muß es zu ihrem Entsetzen erleben, daß die Flunkereien eines Horaz oder Vergil wie Seifenblasen zerplatzen in der grellen Beleuchtung von Sittengemälden, welche das brutale Laster aller Welt vor Augen führen.

Mit Juvenal war die moralische Kraft des hinsiechenden Römertums erschöpft. Seit Kaiser Hadrian, der selbst zur Gräkomanie hinneigte, gewannen die griechischen Rhetoren, Philosophen und Schriftsteller auch in Rom die Oberhand, und was dem eigenen Boden entsproß, verflachte in den Produkten jener »archaistischen Schule«, welche sich in einer nüchternen Altertümelei gefiel, einer neuen literarischen Mode, als deren talentlose Vertreter Cornelius Fronto und Gellius vorübergehende, selbstverständlich ganz unverdiente Beachtung genossen. Rom war nicht mehr Mittelpunkt des geistigen Lebens; es entsproß einem neuen, triebkräftigeren Boden, dem der Provinzen.



Odoaker vor St. Severin.

Viertes Kapitel.

Der Untergang der antiken Kultur.

Die ersten Jahrhunderte des Christentums.

In der Zeit, da die Geschichte des römischen Staates jenen bedeutsamen Wendepunkt erreichte, wo sie aus den Wirren und den Schrecknissen der Bürgerkriege und nach endlosen äußeren kriegerischen Verwicklungen — ein Jahrhundert blutigen Ringens — in die Phase jener cäsarischen Selbstherrlichkeit einlenkte, die mit dem Prinzipat des Octavianus Augustus ihren Anfang nahm, trug sich das größte geschichtliche Ereignis zu — die Geburt Jesu Christi. Es ist wie eine Vision des Weltgeistes: innerhalb der Gemarkungen desselben Reiches, dessen Lebenselement der Krieg ist, wird der Keim einer Weltreligion gelegt, die jede menschliche Gewalttätigkeit verneint und gleichzeitig eine individuelle Freiheit predigt, welche den Völkern und Gewalthabern jener Zeit als etwas Unbegreifliches erscheinen mußte. Und nicht minder seltsam ist es, daß die bedeutsamste aller geschichtlichen Bewegungen ihren Ausgang von einem Volke nahm, das an Härte und Ausschließlichkeit von kaum einem anderen übertroffen wurde.

Im Gegensatze zu all dem steht zunächst die erste Wirkung der neuen Lehre. Sie hatte nichts Erschütterndes an sich, sie brach nicht

elementar hervor, um die Geister im Sturme zu erobern. Für die Zeitgenossen muß dieses Ereignis, das sich in der retrospektiven Betrachtung als eine alle sittlichen Grundlagen umgestaltende Erscheinung klar und bestimmt von den alten und ältesten Völkerbeziehungen abhebt, kaum mehr als eine vorübergehende Episode abgespielt haben. Kein Wunder also, daß auch der Träger der neuen Lehre, der als Persönlichkeit an menschlicher Größe und weltgeschichtlicher Bedeutung alles überragt, der geschichtlichen Betrachtung sich völlig entzieht. Von seinen äußeren Lebensverhältnissen sind kaum die notdürftigsten Umrisse bekannt. Weder Jahr noch Ort seiner Geburt vermögen wir mit Sicherheit anzugeben, von seinem Jugendleben wissen wir nichts. Während die Annalen der Menschheit mit breiter Geschwätzigkeit über das Leben und Wirken von Tausenden und Abertausenden mit allen, bis in die kleinsten Einzelheiten eingehenden Nebenumständen zu berichten wissen, ist jenes Leben, das der Menschengeschichte einen ganz neuen Inhalt geben sollte, mit einziger Ausnahme seines Ausganges, der historischen Betrachtung entrückt.

Das augustäische Zeitalter verstand es, dank dem klugen und berechnenden Geiste desjenigen, in dessen Persönlichkeit es sich verkörperte, sich mit den Attributen des Glanzes und der Macht zu umgeben und damit den Zeitgenossen ein großartiges Trugbild vorzugaukeln. Von dem alten, kernigen Römertum war nichts mehr vorhanden als etwa der kriegerische Geist und der starre Sinn einer handvoll unbeugsamer Republikaner, die aber den Wandel der Dinge nicht mehr aufzuhalten vermochten. Verfall der Gesittung, der Wissenschaften und Künste, Verfall der alten urwüchsigen Kraft, Verfall der Menschenrechte. Und diesem Siechtume gegenüber ein mehr vergeistigter Neuaufbau, der langsam, unmerklich, ohne Gepränge und erschütternde Taten sich vorbereitet. Beide aber wirken unmittelbar zu demselben Ziele zusammen, zum Geltendwerden der — Humanität.

Und noch ein anderes: was Hellas und Rom der Welt schenken konnten als eigentlichste Gaben ihres Geistes, die Früchte jenes Individualismus, der schließlich beim starren Egoismus anlangt und die Herrschaft von Wenigen auf der Unterdrückung Vieler aufbaut — diese Weltanschauung erhält den Todesstoß, als in dem kleinen jüdischen Städtchen Nazareth der arme Zimmermannssohn seine erste Predigt hält von dem Messias, der gekommen ist, sich der Armen und Hilflosen anzunehmen, die Bedrückten zu erheben, den Tugendhaften den Weg zum ewigen Heil zu weisen. Es ist die Lehre von der Heilung des Menschen im Streben nach Gott. Nichts Weltliches ist an ihr, sie macht keinen Herrschaftsanspruch. Selbst die jüdische Eigenschaft der Verneinung des Staates wird im Munde Christi zu etwas Positivem, zur gerechten Abgrenzung der beiderseitigen Gebiete . . . »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.«

Das Moralgesetz des Moses sollte nur einem Volke zugute kommen. Die edelsten Philosophen hatten nie Rechtlichkeit und Selbstbeherrschung verlangt. Erst aus Christi Lehre ging jenes Band hervor, das keine trennenden Schranken zwischen Volk und Volk kennt und aus dieser Lehre emaniert der bis dahin unbekannte Begriff der

»Menschheit«. Es war der Natur der Dinge nach ausgeschlossen, daß die Lösung dieses Begriffes aus dem Schoße der im Niedergang begriffenen alten Kultur hervorgehen sollte. Wie bei allen gewaltigen Erschütterungen oder tief eingreifenden Wandlungen ein geheimnisvoller Faktor — oder wenn man will eine folgerichtig wirksame Kraft — einsetzt, den Dingen eine neue Gestalt zu verleihen, hat auch das Christentum sich eines solchen Mittels bedient. Wohl hat die Glaubensbegeisterung der ersten Christen das ererbte kostbare Gut von Land zu Land getragen und der Opfermut von Tausenden es lebendig erhalten; aber die Kraft der Wahrheit der neuen Lehre wäre in ihrer rein geistig-passiven Form gleichwohl nicht zum Durchbruche gekommen, wenn sie nicht den tatkräftigen Arm gefunden hätte — in der elementaren Kraft des barbarischen Germanentums. Und als dieses zum machtvollen, wenn auch rohen und wilden Träger der neuen Lehre geworden war, da kam die innere Umwandlung: die alte Wildheit schwand, die Kraft blieb. Man zügelte den Trotz, um edel zu sein, man mäßigte das rohe Kraftbewußtsein, um gerecht zu sein. Immer reiner trat der edle Kern aus seiner rohen Hülle. Nur in dem edlen, dem Idealen zuneigenden germanischen Stamme konnte die ideale, alles Menschliche umfassende Idee der Lehre Christi seine tiefsten, fruchtfördernden Wurzeln schlagen.

Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß auch die äußeren Umstände der Entwicklung des Christentums günstig waren. Wie Harnack darlegt[1]), war die römische Religionspolitik durchaus tolerant, die kommunalen und provinzialen Organisationen erwiesen sich der neuen Lehre günstig, der Boden war für den Wandel der Dinge sozusagen vorbereitet. Auch die Botschaft von dem ›Heiland‹ kam dem Bedürfnisse der Zeit entgegen. Der Kult des Äskulap blühte wie nie zuvor; die Frage, ob Jesus der echte Äskulap sei, schwebte auf allen Lippen. Zu diesen heilungsbedürftigen Menschen kam die christliche Predigt als Medizin der Seele und des Geistes. Unter diesem Gesichtspunkte gestaltete sich das Christentum aus. Bei den Christen gab es Krankenpflege, die Christen betrachteten sich als Brüder und Schwestern. Lucius und Tertullian zeigten den Heiden die Liebestätigkeit der Christen, deren Gemeinden für Arme, Witwen und Arbeiter sorgten, den Sklaven die Freiheit erkauften, dem Ärmsten sein würdiges Begräbnis gaben. Diese Betätigungen der christlichen Nächstenliebe waren die wirksamste Propoganda des Christentums.

Heute, wo man allenthalben — vielleicht deshalb, weil der Materialismus die Gemüter unbefriedigt läßt — religiösen Problemen und der Kirchengeschichte ein reges Interesse entgegenbringt, sind auch im Schrifttume autoritative Stimmen zu Worte gekommen, welche dem Wesen des Christentums mit scharfer Sonde auf den Grund gehen. Vielleicht ist es der Ausdruck eines allenthalben lebendig werdenden inneren Bedürfnisses nach einer von allen theologischen Nebeln und Dünsten befreiten reinen Weltanschauung, welche der Lehre von der

[1]) »Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten« (Leipzig, Hinrichs).



Paulus precigt zu Athen. Gemälde von Raffael (Karton, London).

Gerechtigkeit und Menschenliebe neuen Inhalt geben soll.[1]) Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in diese, zum Teil als scharfe Streitschriften sich gebenden Erörterungen einzugehen. Bezeichnend für die Schwierigkeiten, welche sich der exakten Formulierung des Wesens der Christuslehre entgegenstellen, ist die Art, wie die größte Leuchte der katholisch-theologischen Wissenschaft, Hermann Schell, Professor der Apologetik an der Universität zu Würzburg, die Klippe umschifft.

Schell ist bestrebt, das Bild Jesu aus jedem der vier Evangelien zu zeigen. Um sich aber nicht direkt aussprechen zu müssen, wählt er die Frageform. Damit kommt aber noch etwas anderes zum Ausdruck: die Bedeutsamkeit der Gegensätze der Weltanschauungen, welche sich in der Geschichte der Kultur abzeichnen. Schell fragt: »Was war nun Christus? Welches sind die echten Charakterzüge seiner Persönlichkeit, welches die wirklichen Gedanken seiner Lehre, die wirklichen Ziele seines Lebens? Worin bestand das große Neue, das er der Welt zu sagen hatte, das die Welt vorher noch nicht wußte? Woher kommt es, daß so große Meinungsverschiedenheit darüber herrscht, worin eigentlich dieses große Neue bestand? Selbst die Kirche scheint die eigentliche Bedeutung Jesu mehr in das zu legen, was er erlitten, als was er gelehrt hat. Ist es darum zu verwundern, wenn auch die Kritik vielfach dahin neigt, die Bedeutung Jesu mehr in einem glück-

[1]) Meyer-Benfey: »Moderne Religion« (Leipzig, Diederich). — Wolfgang Kirchbach: »Was lehrte Jesus?« (Berlin, Dümmler). — Harnack: »Wesen des Christentums« (Leipzig, Hinrichs). — Hermann Schell: »Christus. Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung« (München, Kirchheim).

lichen Zusammenfluß der Umstände zu vermuten, als in dem, was seinen eigenen geistigen Lebensinhalt bildet? Ist es das Glück, daß Jesus einen Paulus und einen Johannes fand, ist es das, was diese ihm an Herrlichkeit gaben, oder ist es die Fülle und Fruchtbarkeit dessen, was Jesus seinen Jüngern gegeben hat und was einen Paulus und Johannes erweckte? Hat Jesus eine weltgeschichtliche Bedeutung durch das, was er der Welt zu sagen und zu bringen hatte, oder durch das, was die Gunst der Verhältnisse in ihm als Brennpunkt vereinigte, was infolgedessen die Erregung des religiösen Geistes ihm als Wirkung zu verdanken glaubte? Ist Jesus ein Vater der Zukunft, oder ein Kind seiner Zeit, ein Produkt der Weltgeschichte oder der gottgegebene Heiland der Menschheitsentwicklung?«

Wer hat mehr Anspruch, der Stifter der Weltreligion zu heißen, Jesus oder Paulus? ... Auch dies ist eine der zahllosen Fragen, die Schell stellt, ohne sie zu beantworten. Aber in der Gegenüberstellung der beiden kennzeichnet er stillschweigend den Gegensatz der römischen und der evangelischen Auffassung. Ja, noch mehr: Wolfgang Kirchbach deckt den fundamentalen Gegensatz zwischen der durch Matthäus und Johannes überlieferten Lehre Jesu und der von Paulus geschaffenen Form des Christentums auf. In der Tat ist Paulus, der große Heidenbekehrer, der von Land zu Land zieht, nachdem er sich aus Zweifel, Leidenschaft und Sünde erhoben hat, der Begründer des kirchlichen Christentums. Weltabgewandter als Jesu selbst, vermochte er nicht völlig die göttliche Milde desselben zu erreichen. Seine Persönlichkeit steht in strengen Zügen vor uns. Wenn es das Größte ist, sich zum bewußten Vertreter einer weltgeschichtlichen Idee zu machen, während diese noch unerkannt ist, dann kann Paulus für den größten Mann der Weltgeschichte gelten.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die erste Entwicklung der neuen Lehre in der Hand des Apostels Petrus lag und daß diese Entwicklung im engen Anschlusse an die jüdischen Anschauungen vor sich ging, während Paulus, durch eine gewaltige geistige Erschütterung sein Judentum überwindend, seine Gemeinde aus den bekehrten Heiden bildete. Es geschah dies zu Antiochia, wo der Name »Christen« zuerst aufkommt. Es ist bemerkenswert, daß aus dieser geteilten Tätigkeit der erste Konflikt innerhalb des jungen Christentums entsprang. Auch sonst brachten es die ausgedehnten Reisen des Apostels in Kleinasien, Makedonien und Griechenland mit sich, daß sein Auftreten ihn da und dort mit den herrschenden Gewalten, beziehungsweise mit den heidnischen Anschauungen der alten Kulturwelt in Gegensatz brachte. In Philippi erkannte die weltliche Gewalt der Römerherrschaft in Paulus ein störendes Element, dem es feindlich entgegentrat; in Thessalonich erhoben sich die Juden und riefen die römischen Machthaber an, in Athen stieß sein Auftreten mit den polytheistischen Anschauungen der reichen antiken Götterwelt zusammen.

Aber alle diese Störungen konnten den Samen, den der Apostel in die fremde Erde gelegt, nicht vernichten. Im Gegenteil: in Korinth, wo Paulus einen anderthalbjährigen Aufenthalt nimmt, schart er eine ansehnliche Gemeinde um sich, und in Ephesus, wo der Aufenthalt

vollends drei Jahre dauert. ist das Bekehrewerk gleichfalls kein vergebliches, wenn ihn auch zuletzt die feindliche Haltung der überwiegenden Masse der Bevölkerung zwingt, den Schauplatz seiner Tätigkeit zu verlassen. Nach weiteren Wanderfahrten endlich zu dem Entschlusse gelangt, sich nach Jerusalem zu begeben (59), stößt er auf den feindlichen Anprall der gesamten Judenschaft und da auch die christliche Urgemeinde für den Heidenbekehrer nicht eintritt, intervenieren die römischen Behörden — wie angenommen wird, seiner persönlichen Sicherheit wegen. Da Paulus mit Begründung die einheimischen Gerichte zu fürchten hat, beruft er sich mit dem Rechte des römischen Bürgers auf den Kaiser und gelangt nach einer gefahrvollen Fahrt, auf der er bei Malta Schiffbruch erleidet, nach Rom. Hier wird er in leichter Haft gehalten, zwei Jahre lang, darf jedoch ungestört predigen. Dann hört plötzlich die Überlieferung über den weltgeschichtlichen Mann auf; er verschwindet in undurchdringlichem Dunkel.



Kaiser Marc Aurel.

Die römische Kirche lehrt, daß der Apostel Petrus der erste Bischof von Rom gewesen sei. Das ist eine Kirchenlegende, welche ihre Entstehung dem Glaubenseifer des Mittelalters verdankt. Petrus war nie in Rom. Die ältesten Christengemeinden kannten nur Kirchenälteste (Presbyter) als ihre Vorsteher, an deren Spitze später ein »Aufseher« (Episcopus) trat. Die Diakone und Diakonissinnen besorgten die Armen- und Krankenpflege. Allmählich wurde der äußere Kultus zeremonieller und glänzender, es entstand die Lehre von der Priesterweihe und mit dieser der Klerus, als abgesondert von den Laien. Die Presbyter wurden jetzt nicht mehr durch die Gemeinde gewählt, sondern von den geweihten Priestern ernannt. Unter diesen gelangten die Bischöfe zu immer größerem Ansehen, vornehmlich jene in Weltstädten, wie Antiochia, Alexandria, Rom, die »Metropoliten«.

Sehr energisch führten die Christen den Kampf gegen die Vergötterung der Kaiser, was sie mit ihrem Blute büßten. Aber dieses Blut ist der belebende Tau der Kirche geworden. Wie weit der Erfolg reichte, bezeugt der Ausspruch jenes Decius: er wolle in Rom lieber einen Gegenkaiser ertragen, als einen Bischof. Und 70 Jahre später wird das Kreuz an die römischen Feldzeichen geheftet, das Christen-

tum ist zur Staatsreligion im römischen Weltreiche geworden. Zehn Verfolgungen konnten die neue Lehre nicht mehr unterdrücken. Die letzten drei, zugleich die blutigsten (249 bis 251, 257 bis 258, 303 bis 311) erstreckten sich über das ganze Reich. Daß es mitunter gerade die weisesten und kraftvollsten Herrscher waren (Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Diocletian), welche die neue Religion mit Feuer und Schwert auszurotten strebten, entsprang der Auffassung dieser Kaiser von der innigsten Verbindung der Staatsreligion mit der Staatsform, sowie in der Erkenntnis, daß eine Glaubenslehre, deren Angehörige dem fundamentalen altrömischen Prinzipe der aktiven Staatsbürgerpflicht durch ihr passives Verhalten entgegentreten, ein das Vaterland schwer schädigendes Element sei.

Den letzteren Sachverhalt kennzeichnet bereits kräftig genug ein Ausspruch Tertullians: »So lange ich ein Heide war, glaubte ich wohl, daß ein Mensch dem Vaterlande, den Staatsangelegenheiten und seinen eigenen äußeren Verhältnissen sich schuldig sei; aber keiner wird für andere geboren, um für sich selber tot zu sein.« .... Tertullian war ein Karthager und lebte um 150—230. In seinen Schriften glüht eine heißblütige afrikanische Beredsamkeit, voll Leidenschaft und Originalität. Minucius Felix (Ende des 2. Jahrhunderts) verteidigt in seinem Dialog »Octavius« das Christentum gegen den Vorwurf der Unmoralität, was er um so nötiger hatte, da noch lange nach dem Ablaufe des 1. Jahrhunderts die Christen keineswegs überall und immer so heilig lebten, als man es sich oft vorzustellen pflegt. Viele hatten den Glauben mehr dem Namen als der Sache nach angenommen und blieben von dem sündhaften Geiste der Zeit ergriffen. In der frühesten christlichen Zeit vollends dürften die Mitglieder der Gemeinden wohl zumeist dem arbeitenden Mittelstande angehört haben, Grund genug, daß die Vornehmen und Reichen, welche — soweit sie auf Bildung Anspruch erheben konnten — zu der weit ausblickenden, von Glaubensvorstellungen unabhängigen Denkrichtung der Philosophen hinneigten.

In diesem Zeichen stehen die »Selbstbetrachtungen« des Kaisers Marc Aurel, die geistigen Kundgebungen einer edlen, sittlich tiefernsten Natur. Es ist bezeichnend, daß diese philosophischen Betrachtungen nicht in lateinischer, sondern in griechischer Sprache geschrieben sind. Im Gegensatze zu diesen ethischen Denkübungen des Kaisers steht die sogenannte »archaistische Schule«, eine literarische Modetorheit, die sich in geistlosen, dazu pedantisch-trockenen Altertümeleien gefiel. Ihr Begründer war Cornelius Fronto (gestorben 170), einer seiner Schüler, jener Gallius, der in den »Attischen Nächten« dem Zeitgeschmacke für eine gekünsteltete, veralte Sprache vollauf Rechnung trug.

Und noch ein zweiter Gegensatz besteht. Dem Archaismus der Frotonianer stellt sich der heißblütige Afrikaner Apulejus (geboren um 130), Verfasser jenes berühmten Romanes »Der goldene Esel«, entgegen, der, vom Geiste Lucians inspiriert und von der Ungeniertheit des Sittenschilderers Patronius Arbiter (Zeit Neros) berührt, sich durch das Medium märchenhafter Phantastik und sinnlicher Leidenschaft zu den Mysterien des Isiskultus durchrang. Obwohl Pythagoras und Plato seine Führer sind, wächst sich die Gedankenwelt des Apulejus gleich-

wohl zu einer sophistischen Weltanschauung aus, die ihn im Sinne seiner Zeit zu einem durchaus charakteristischen geistigen Typus sich gestaltet: unstetes Hin- und Herschwanken zwischen den Freuden des Lebens, seinen mehr oder minder derbsinnlichen Genüssen und der Sehnsucht nach Befreiung aus den Fesseln einer Zeitströmung, in der nichts mehr Befriedigung bot, weder der Neuplatonismus und Mysterienkult, noch die Kunst der Nekromanten.

Es ist ohneweiters klar, daß dieser Zustand der Entwicklung des Christentums sich als günstig erweisen mußte. Wenn die Sehnsucht nach Erlösung zu befriedigen war, so mußte die neue Lehre, deren sittliche Kraft selbst der völlig abgestumpften Gesellschaft nicht entgehen konnte, den Weg dahin weisen. Und zwar nicht jene reine ethische Idee, welche das Urchristentum als kostbaren Kern einschloß, sondern das religiöse Moment, das in den Geist des alten Orientalismus zurücksank. Man denke nur an den Abstand zwischen der Zeit des Titus, in welcher die »Offenbarung Johannis« — die von poetischer Kraft getragene Prophetie im Sinne der messianischen Hoffnungen — entstand, und der Zeit des Konstantin, in welcher das Christentum Staatsreligion wurde, um sofort in den wüsten, orgiastischen Geist des durchaus faulen Orientalismus einzulaufen.



Der heilige Markus von Donatello (Florenz).

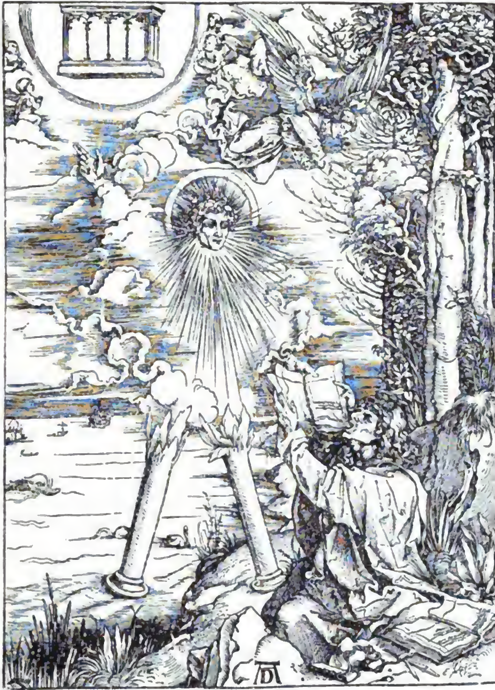
Der feste Anker in dieser Wirrnis sind die Evangelien. Ihre Entstehungsgeschichte ist dunkel. Aus den Urschriften der drei Synoptiker, von welchen die des Matthäus in aramäischer, die des Markus und Lukas in der griechischen Volkssprache geschrieben waren, sind jene heiligen Schriften entstanden, welche wir als »Evangelien« bezeichnen. Die ältesten Aufzeichnungen, welche dem persönlichen Bedürfnisse ihrer Urheber, oder aus jeweils gegebenen Anlässen entsprangen, waren offenbar zunächst für die mündliche Predigt bestimmt. Darauf deuten die Einfalt und Anspruchslosigkeit der geschriebenen Evangelien, welche

beim Leser dieselbe Wirkung erzielen sollten, wie vorher das gesprochene Wort. Ähnlich verhält es sich mit der Apostelgeschichte. Die Paulinischen Schriften streifen wohl die frühere Einfachheit ab; sie stehen auf einer höheren Stufe, wie sie dem Redner, Denker und Gesetzeslehrer entspricht. In den Johannischen Schriften endlich bekommen Ausdruck, Bilder und Gedanken einen höheren Schwung. In der Apokalypse erhebt sich die Sprache vollends zu der Bilderpracht der alttestamentarischen Propheten.[1])

Unter dem milden Einflusse der Evangelien schlossen sich die ersten christlichen Gemeinden enger aneinander. Sie hatten einen durchaus familiären Charakter, ihr Glaubenseifer fand Befriedigung in der Betätigung einer auf ethischer Grundlage fußenden Lebensführung, welche dem Gemeinwohle galt. Aber bald wurde dieser Kreis durchbrochen, die räumliche Ausbreitung der neuen Lehre führte ihr Elemente zu, welche mehrfach von wundersamen Vorstellungen befangen waren, die dem einheitlichen Charakter den ersten Abbruch taten. Der christlichen Agitation fiel daher die Aufgabe zu, einerseits allen Erscheinungen, welche die Bande der Zusammengehörigkeit lockern konnten, entgegenzutreten, anderseits den gebildeten Kreisen den Nachweis von der sitt-

---

[1]) Hermann Schell kennzeichnet in seinem Buche »Christus, das Evangelium in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung« (München, 1903) die vier Evangelisten, wie folgt: »Unter den Evangelien des Neuen Testamentes ist das erste das Matthäus-Evangelium, das wichtigste Buch der Weltgeschichte, wie Rénan mit tiefem Verständnisse gesteht. Es ist das Evangelium der Tatkraft. Die geistige Tatkraft ist der Weg in Gottes Reich. Wer zu Gott kommen will, kann nur durch die Gewalt der Selbstbezwingung und Selbstbestimmung zu ihm kommen.« (S. 17ff.) . . . »Das Markus-Evangelium ist das Evangelium der Innerlichkeit. Das Gottesreich ist die Religion von innen heraus: Lebenskeim und Lebensmacht vom Innersten der Seele heraus.« (S. 18.) . . . »Das Evangelium Lukas atmet den Geist der Erbarmung und Liebe. Es ist das lieblichste Buch, das je geschrieben worden ist. Das Gottesreich ist die Gnadengabe und das Heilsgut von oben für die Armut und das Sündenelend hier unten.« (S. 19.) . . . »Im Johannes-Evangelium erscheint Jesu Lehre als das Wort des Lebens. Das wahre Leben ist das Reich Gottes. Das Organ des Himmelreiches ist der innere Mensch, die Tatkraft und die Leibesgemeinschaft.« (S. 20.) A. Baumgartner, S. J. (»Geschichte der Weltliteratur«, I, 146) sagt: »Vier völlig selbständige und verschieden geartete Zeugen sollten die frohe Botschaft aufzeichnen, um durch die Übereinstimmung ihres Zeugnisses in allen wesentlichen Punkten keinen Zweifel über deren Wahrheit übrig zu lassen, um sie durch die Verschiedenheit der Form den Juden wie den Heiden, den Gelehrten wie den Ungelehrten, Menschen der verschiedensten Fassungskraft und des verschiedensten Charakters zugänglich zu machen. In den vier Bildern zeigt sich dasselbe Porträt in wunderbarer Gleichheit und doch in verschiedener, neuer Beleuchtung; sie verschmelzen nicht zu einer toten Mosaik, sondern zu einer lebendigen Gestalt, die ein und derselbe Geist belebt.« — Gleichwohl nimmt das Johannes-Evangelium eine Sonderstellung ein, da sich in ihm eine Verschmelzung der christlichen Lehre mit den Anschauungen der alexandrinischen Philosophie verrät. Seine Entstehung wird daher in das letzte Viertel des 1. Jahrhunderts verlegt. In naher innerer Verwandtschaft zu ihm stehen die Johanneischen Episteln. »Wie man auch über diese Johanneischen Schriften urteilen mag, immerhin dürfen sie als der Ausdruck des höchsten Gedankens der Urkirche und der reinsten von dieser getragenen Gemütsstimmung betrachtet werden«. (Reuß.) — »Der vierte Evangelist zeichnet, mit Übersetzung des Volksmäßigen in Jesu Wirksamkeit, fast ausschließlich nur die einzigartige religiöse Erscheinung, welche aber kaum noch mit den Füßen die Erde berührt: ein großes, ruhiges, durchaus nach oben strebendes, die Grenzen des Menschlichen entschieden übersteigendes Altarbild, von der Anbetung gemalt für die Anbetung, unterschrieben mit geheimnisvoller Inschrift, wozu die alexandrinische Weisheit, wenn sie in erkennbarer Gestalt zu den Füßen des Verherrlichten sitzt, den Schlüssel in der Hand hält.« (Holtzmann.)



Der Apokalyptiker von A. Dürer.

lichen Tragweite und der erlösenden Kraft der dem neuen Glauben zugrunde liegenden Idee zu erbringen.

Dieser apologetische Charakter der Agitation ist zum Teile die Ursache, daß mit dem Anwachsen der Bekenner das dogmatische Interesse sich mehr und mehr entwickelte. Je nach dem Standpunkte, den die einzelnen christlichen Gemeinschaften einnahmen, und je nach der nationalen Eigenart ihrer Angehörigen, traten Fragen in den Vordergrund, welche das gemeinsame Ziel verrückten, im Kreise der Gläubigen Uneinigkeit schufen und so zur Begründung zahlreicher Sekten führten,



Ein Mönch als Bücherabschreiber.

sehr zum Schaden einer kräftigen Entwicklung des Ganzen. Der religiöse Eifer fand nicht mehr ausschließlich Befriedigung in der Betätigung im Sinne eines rein idealen Bedürfnisses, das einer naiven, reinen Gemütsverfassung entquillt, sondern begann zum starren Buchstabenglauben hinzuneigen.

Damit war jenem seligmachenden Formalismus die Bahn geebnet, dem es vorbehalten blieb, der christlichen Lehre den Parademantel des theologischen Wissens umzuhängen. Gewiß ist, daß in diesem neuen Fahrwasser die heidnischen Kreise, die sich bis dahin schroff ablehnend verhielten, zu der neuen Lehre leichter den Weg fanden, als vorher unter dem Eindrucke einer seelischen Ekstase, die in der Atmosphäre der griechischen Religion und Philosophie sich als etwas Fremdartiges, Unbegreifliches erweisen mußte. Mit den christlichen Schulen, deren bedeutendste jene auf orientalischem Boden (Cäsarea, Antiochia, Alexandria) waren, und von welchen im besonderen jene zu Alexandria ein ausgesprochen akademisches Gepräge annahm, entwickelte sich die Theologie zur Philosophie, und damit die Glaubenslehre selbst zur Wissenschaft. Nur auf diesem Wege war es möglich, daß die gebildeten Kreise, und zwar in erster Linie jene, welche im Banne der griechischen Philosophie standen, von dem geistigen Einflusse des Christentums berührt und damit allmählich in die neue Ideenwelt hinübergezogen wurden.

Pantäus (um 180), die erste Leuchte der alexandrinischen Katechetenschule, war ein ehemaliger Stoiker; der gelehrte Clemens gab dem theologischen Wissen neue kräftige Stützen und Origines (185 bis 254) vollends, seiner Arbeitskraft wegen der »Mann von Stahl« genannt, darf als der erste Dogmatiker strengster Observanz gelten, obwohl auch er noch unter dem Einflusse jener Geistestätigkeit steht, welche das Unwesen der »Apokryphen« gezeitigt hatte. Nicht alle Apokryphen, welche wie Pilze aus dem Boden geschossen waren, fanden von dem strengen Urteile des Origines Abweisung; im allgemeinen hält er die Apokryphen als »von gottlosen Menschen erdichtete Fabeln«. Er wittert hinter ihnen einen Schachzug der Juden, »welche, um die Wahrheit unserer heiligen Schriften zu zerstören, mancherlei zur Bestätigung falscher Lehren erdichteten«. Gleichwohl mahnt er, nicht alles zu verwerfen, was zur Rechtfertigung der heiligen Schriften dienen kann.

Kritik und Exegese, Dogmatik und Apologetik, kurz die theologische Wissenschaft, erlangt um die Mitte des 3. Jahrhunderts einen Höhestand, der zugleich einen Wendepunkt in der Ausgestaltung der christlichen Religion bezeichnet. Wohl bleiben die Massen der Gläubigen unberührt von diesem theologischen Denken und Empfinden; aber ihre Leiter und Hüter zeigen das eifrige Bestreben, dem religiösen Drange der Zeit durch die disziplinierende Kraft des starren Dogmas

einen festen Halt zu geben. Aus der Glaubensseligkeit des Urchristentums entwickelt sich die »Kirche«. Sie tritt an die Stelle der weltlichen Gewalt, mit einer Härte, die notwendigerweise zu einer Reaktion führen muß.

Damit tritt das Christentum in seine nächste Phase, etwa vom Ausgange des 3. Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts. Es ist die Zeit, in welcher die dogmatischen Kampf- und Streitschriften auf fruchtbaren Boden fallen. Der Diakonus Arius in Alexandrien leugnet, im Gegensatze zur herrschenden Kirchenlehre, das ewige Dasein Christi und wird dieses Frevels wegen vom Konzil von Nikäa (325) von der Kirche ausgeschlossen. Seine Lehre hatte gewaltige Kämpfe entfacht und fand namentlich unter einigen germanischen Völkern (Goten, Sueven, Burgundern und Langobarden) Verbreitung. Spuren der arianischen Lehre, welche aus Christus einen Übermenschen macht, aber seine Göttlichkeit leugnet, finden sich bis tief in unsere Zeit hinein. Der heftigste Gegner des »ketzerischen« Arius war Athanasius (298 bis 373), Erzbischof von Alexandria, eine tatkräftige, streitbare Natur. Aber die Blütezeit der »Patristik« hat auch Kirchenfürsten milderen Sinnes gezeitigt, solche, welche dem blinden Fanatismus abhold waren und mit Vorliebe auf den Pfaden der alten Bildung, die im Geiste der griechischen Philosophie ruhte, wandelten. Die vornehmsten Vertreter dieser Richtung sind: Basilius, genannt »der Große«, Gregor von Nyssa, Johannes Chrysostomus, Gregor von Nazianz u. a.



Ambrosius. (Terracottarelief in San Ambrogio in Mailand.)

Neben der Geistesarbeit der griechischen Kirchenväter entfaltete sich frühzeitig ein reges theologisches Leben auf dem alten Boden des Römerreiches, zumal in Numidien, in der alten Provinz »Afrika«, wo seit dem Niedergange aller geistigen Bestrebungen und den Betätigungen der Kunst und Poesie in der ewigen Stadt, allenthalben neue Blütenreiser aufsproßten. Berühmt vor allen ist Tertullianus, der leidenschaftliche Karthager, der mit kraftvoller Beredsamkeit für die Lehre des Montanus, eines Phrygers (um 160), der die kirchlichen Forderungen betreffs Sitte und Zucht bis zur äußersten Strenge gesteigert hatte, eintritt. Maßvoller als Tertullian ist Cyprianus (200—255), etwas ungeschlacht der Rhetor Arnobis, gewandt in Stil und Sprache Firmianus, der in seiner rhetorischen Kunst vom Geiste Ciceros beeinflußt ist.

In ihrer Bedeutung als Kirchenväter werden die Vorgenannten weit überragt von dem Mailänder Bischof Ambrosius (340—397) und dem »Afrikaner« Aurelius Augustinus aus dem kleinen numidischen Städtchen Tagaste (354—430), das Haupt und der größte aller christlichen Theologen. »Seine welthistorische Bedeutung liegt in dem Ein-



Augustinus und Monica. (Relief in Sta. Maria del Popolo in Rom, 14. Jahrhundert.)

flusse, den seine Predigten und Schriften auf die Mit- und Nachwelt ausgeübt haben. Aber wiewohl auf den Heiligenbildern alter Meister der Hintergrund durch allerlei Szenen und Gestalten eigenartig belebt ist, von denen die zur Darstellung gebrachte Hauptfigur sich groß und rein abhebt, so bilden zu seinem Leben die Begebenheiten einer dunklen Zeit, der immer tiefere Niedergang und endlich völlige Zusammenbruch der antiken Kultur die inhaltsvolle Umrahmung.«[1])

Augustins Vater war Heide, seine Mutter eine Christin, ein Zeugnis dafür, daß um diese Zeit Christen und Heiden friedlich nebeneinander und miteinander leben konnten. Allerdings darf man nicht vergessen, daß Augustins Jugend in die Zeit des Kaisers Julian (Apostata) fällt, der den aussichtslosen Versuch gemacht hatte, der alten Religion zu neuem Leben zu verhelfen. Über die Stimmungen und die geistige Entwicklung des jungen Augustinus geben seine »Konfessionen« umfassenden Aufschluß. Es wurde nichts versäumt, dem gut veranlagten Jüngling eine gründliche Bildung zukommen zu lassen, welche die Grundlage zu seiner nachmaligen Tätigkeit als Rhetor und Schriftsteller abgab. Augustin hatte eine ziemlich stürmische, von Leidenschaften erregte Jugend verlebt, er war vorübergehend den mystischen Einflüssen des Manichäertums verfallen und rang sich erst in Mailand, wohin er von Rom aus als Rhetor in Stellung gekommen war, unter der Einwirkung der kraftvollen Persönlichkeit des Bischofs Ambrosius von allen Zweifeln, die in seinem Innern kämpften, los.

Die entscheidende Wendung brachte ihm das Studium philosophischer Schriften der Neuplatoniker. Gleichwohl verkennt er nicht

[1]) Georg Freiherr v. Hertling: »Augustin« (München 1902).

die Kluft, welche die antike Spekulation auch in ihren höchsten Erzeugnissen von der Lehre des Evangeliums trennt. Übrigens handelte es sich für ihn weniger um Probleme und Theorien, sondern um das Ziel einer Erkenntnis, die ihm zugleich als Norm dienen sollte, nach der er seine Lebensführung einrichten wollte. Ein Leben des Willens und der Tat. In seinen Schriften tritt eine gewaltige, Vergangenheit und Nachwelt überragende Persönlichkeit hervor. »In dem fremdartigen Latein«, sagt ein feiner Kenner des Altertums, »mischen sich die welkenden Blumen einer hinsterbenden Literatur mit den kräftigen Trieben einer im Entstehen begriffenen Sprache.« In Augustins Lehrschriften hat man Gelegenheit, mit der Fülle und Klarheit der Gedanken die Kunst der Darstellung zu bewundern.

Die tüchtige philosophische Bildung, welche Augustin sich angeeignet hatte, gab seinen literarischen Schöpfungen ein festes Gefüge, Bestimmtheit des Ausdruckes und die seinem Zeitalter entsprechende Universalität. Sein spekulatives Interesse betätigte er aber naturgemäß nur im Zusammenhange mit theologischen Fragen. Wenn man an Augustin die Bedeutung der christlichen Philosophie messen will, darf man nicht vergessen, daß die christliche Philosophie kein ursprüngliches Gebilde ist, da sie innerhalb der an griechischer Philosophie herangebildeten antiken Welt entstand. Sie entstand, wie Hertling treffend bemerkt, aus dem Bedürfnisse, den vollen Inhalt der Offenbarung, den man den Schriften und der Predigt der Apostel verdankte, in lehrhafter Absicht oder im Kampfe gegen Heiden und Häretiker allseitig zu entwickeln. So stark auch der Einfluß war, den der Platonismus auf seine Denkweise ausübte, sowohl in seiner ursprünglichen Gestalt, in der er ihm durch Cicero und Apulejus vermittelt worden war, als in der veränderten, die er bei Porphyrius und Jamblichus vorfand, so war doch seine ganze Persönlichkeit zu bedeutend und seine geistige Begabung zu groß, als daß er nur Vertreter fremder Ansichten hätte werden können.

In seinen kräftigen Mannesjahren wirkte Augustinus als Lehrer und Verteidiger des katholischen Dogmas. Er trat diese Rolle mit dem Nachdrucke der vollen Autorität an, als er den Bischofsstuhl von Hippo einnahm. Nachdrücklichst bekämpfte er das Manichäertum, nachdrücklicher noch, und unter persönlichen Gefahren, das Schisma der »Donatisten«, beziehungsweise deren Werkzeuge, die »Zirkumzellionen«[1], einer zusammengelaufenen Bande, agrarisches Proletariat, das unter Ausübung unerhörter Schandtaten durch lange Zeit Schrecken verbreitete. Der Donatismus war keine Häresie, sondern ein Schisma. Zur Zeit als Augustin Bischof zu Hippo wurde, zählten die Donatisten nicht weniger als 270 Bischöfe in Afrika. Dagegen war es ihnen trotz aller Anstrengungen nicht gelungen, anderwärts eine erhebliche Zahl von Anhängern zu gewinnen. Augustin hatte mehr als zwanzig Jahre lang einen großen Teil seiner Kraft für die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit in Afrika eingesetzt. Was er hierbei zur Klärung der Anschauungen geleistet, war der bleibende Gewinn, welchen der

[1]) So genannt, weil sie, stets auf Übeltaten lauernd, die Bauernhäuser umlagerten.


St. Hieronymus. (S. M. dei Frati, Venedig.)

hundertjährige, aus nichtigen Ursachen hervorgegangene Religionskrieg gebracht hatte.

Noch eine zweite Irrlehre hatte Augustinus zu bekämpfen, eine Irrlehre, die um so gefährlicher war, als sie in ihrem Ursprunge von Männern vertreten wurde, denen der Ruf großer Frömmigkeit voranging und daher auch strenggesinnte Kreise beeinflußte. Es war dies die Lehre des Pelagius, eines britischen Mönchs und strengen Asketen, der, mit Leugnung jeder Erbsünde und der allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit, eine natürliche Freiheit zum Guten behauptete, und in Konsequenz dessen Gottes Gnade in Christo nur auf sein Vorbild beschränkte und Sündenvergebung an ein tugendreiches Leben knüpfte. Damit wurde sowohl der Ernst der Sünde wie die Erlösung durch Christum völlig entwertet. Ein überaus tätiger Mithelfer des Pelagius war dessen Freund Zälestius. Vor Alarich flüchtend, waren beide nach Afrika gekommen, von hier ging Zälestius nach Ephesus, Pelagius nach Palästina, offenbar in der Voraussetzung, daß der Orient der geeignete Schauplatz für ihre Lehre sei. In der Tat konnten die Neuerer hier Wurzel fassen. Aber auch die Kirche des ganzen Abendlandes lauschte den Ausführungen des Pelagius, der im Jahre 412 eine Anzahl Schriften »Über Sündenschuld und Sündenvergebung« verbreiten ließ. In der Schrift »Über Geist und Buchstabe« vertrat Pelagius die Notwendigkeit der inneren Gnade im Gegensatze zur äußeren des Gesetzes. Trotz des großen Anhanges, den der Pelagianismus gewonnen hatte, konnte das Ende nicht zweifelhaft sein. Im Jahre 417 sprach Papst Zosimus über die beiden Häretiker das Anathem aus.

In dem Streite um die Frage der »göttlichen Gnade« hatte Augustin mit großer Tatkraft und dialektischer Überlegenheit eingegriffen und damit die Augen der ganzen katholischen Welt auf sich gezogen. Er war nun, wie ein Zeitgenosse sagt, zum stärksten Horte des Glaubens geworden. In seinen letzten Lebensjahren wurde Augustin auch ein nachdrücklicher Bekämpfer des Arianismus, der mit den Eroberungen der germanischen Völker dem Wirkungskreise des Bischofs von Hippo nähergerückt war. Die schriftstellerische Tätigkeit Augustins, sein universelles Wissen, seine Schlagfertigkeit in den schwierigsten kirchlichen Fragen sind staunenswert. Er selbst gibt an, 93 Werke in 232 Büchern verfaßt zu haben. Größten Ansehens erfreuten sich die

Schriften exegetischen Inhaltes. Augustins dogmatisches Hauptwerk aber sind die 15 Bücher »Über die Trinität«, das er als Jüngling begonnen, als Greis beendet hatte. Dasjenige Werk jedoch, welches die tiefgehendsten Nachwirkungen auf die folgenden Jahrhunderte ausübte und das wohl auch das bekannteste ist, sind die 22 Bücher »Vom Gottesstaat«. In dieser Schrift prägt sich am deutlichsten jene literarische Übergangsperiode aus, in welcher attische Bildung und Geist des Christentums sich ausgeglichen hatten.

Noch in seinen letzten Lebensstunden mußte es Augustin zu seinem Schmerze erleben, wie die in Afrika eingebrochenen arianischen Vandalen an den noch immer vorhandenen Donatisten bereitwillige Bundesgenossen fanden. Raubgier und Fanatismus verheerten nun das Land. Allen Schrecknissen trotzend, harrte der greise Kirchenlehrer auf seinem Posten aus. Während der Feind an den Mauern von Hippo tobte, starb Augustin am 28. August 430, bis zur letzten Stunde den Verteidigern Trost und Mut zusprechend.[1])

[1]) In zusammenfassender knapper Darstellung sind die wichtigsten kirchengeschichtlichen Etappen in den ersten Jahrhunderten die folgenden: Die von 70 alexandrinischen Gelehrten angefertigte Übersetzung der Bibel ins Griechische, die sogenannte *Septuaginta*, bildete zunächst, schon der bekehrten Heidenchristen wegen, das Hauptwerk. Bezüglich der Apokryphen ging die Entscheidung dahin, daß die kritischen Zweifel über die Echtheit der verschiedenen Apostelschriften beseitigt, alle Schriften unter nicht apostolischen Namen ausgeschlossen wurden. Die Synoden von 393 und 397, der römische Bischof Innozenz I. (Anfang des 5. Jahrhunderts) und das römische Konzil unter Gelasius I. (494) anerkannten die jetzt geltenden Bücher des Neuen Testaments. Schon die alexandrinischen Juden hatten sich einer Geheimlehre (Gnosis) hingegeben, welche den heiligen Schriften eine allegorische Auslegung gab. Auch die alexandrinischen Kirchenlehren unterschieden Glauben (Pistis) und Wissen (Gnosis) als die niedere und höhere Stufe des religiösen Bekenntnisses. Die Gnostiker, welche als Irrlehrer angesehen wurden, unterschieden den höchsten Gott von dem Weltschöpfer (Demiurgos), der, aus den Engeln (Äonen) hervorgegangen, zu einem feindlichen Wesen geworden war und die der oberen Welt entstammten Geister an sich zu locken suchte, bis ein höherer Äone (Christus) das Mittel wurde, die Geistesmenschen durch Mitteilung der Gnosis zu erlösen. — Unter den tatkräftigen Apologeten des 2., 3. und 4. Jahrhunderts erhielt die christliche Lehre ihre philosophische Ausgestaltung. Als erster, der den Namen eines Theologen führt, tritt Gregor von Nazianz auf. Die Lehre des Arius, 525 von der Kirche verworfen, gelangt durch Wulfila (gestorben 388) zu den Germanen. Im Jahre 323 erhält die christliche Kirche völlige Religionsfreiheit im römischen Reiche, und zwei Jahre später wird auf der Synode von Nicäa das apostolische Glaubensbekenntnis festgestellt. Der Karthager Cyprian (200—258) hatte die Einheit der Kirche und die Machtvollkommenheit der Bischöfe als Träger des heiligen Geistes betont, wobei dem Bischof von Rom als Nachfolger des Petrus das Recht des *Primus inter pares* (des Ersten unter Gleichen) eingeräumt wurde. Im Jahre 378 erhielt der römische Bischof Damasus die erste Erweiterung der Macht durch ein kaiserliches Privilegium, auch außerhalb seiner Diözese vorgefallene Streitigkeiten zu schlichten und die Appellationen anzunehmen. Siricius (Bischof 384—396) erließ die ersten Entscheidungen (Dekretalen) und begründete damit das kanonische Recht. Leo I. (Bischof 440—461) erhob Anspruch auf das Papsttum und auf den Vorrang vor allen anderen Bischöfen, und Kaiser Valentinian III. erkannte ihm dieses Recht zu (459). — Ambrosius, Bischof von Mailand, begründete den Kirchengesang, Hieronymus unterzog die alte lateinische Bibelübersetzung (Itala) einer Durchsicht und Neubearbeitung und wurde diese Bibel, die »*Vulgata*«, allgemein angenommen. Eusebius von Caesarea begründete die Heiligenlegende und die Kirchenväter-Literatur. Unter dem bedeutendsten der Kirchenväter, Augustinus, spielt sich der Kampf gegen Donatismus und Pelagianismus ab. Ende des 5. Jahrhunderts fing man an, die Neubekehrten auch ohne vorherige Belehrung zu taufen und einige Zeit darauf auch die Kinder bald nach ihrer Geburt. Die Altäre wurden in einer gewissen Entfernung mit Schranken versehen, innerhalb welche kein Laie treten durfte. Auch wurde die Gebetformel bei der Priesterweihe vorgeschrieben.

Den geschichtlichen Hintergrund, von dem sich die Gestalt des heiligen Augustinus und die mit seinem Lebenswerke verbundenen Erscheinungen

Prologus.

INCIPIT EXPOSITIO BEATI HIERONYMI PRAESBYTERI IN PSALTERIVM. ET PRIMO PROLOGVS EIVSDEM.

PROXIME CVM ORIGENIS Psalterium quod Enchiridion ille uocabat strictis & necessariis interpraetationibus annotatum in cõmune legeremus: simul uterq; depraehẽdimus nonnulla eum uel perstrinxisse leuiter uel intacta poenitus reliquisse: de quibus in alio opere latissime disputauit: quo scilicet non poterat rẽ magnam breui sermone concludere. Igitur pro familiaritate quae inter nos est studiose & sedule postulasti ut quaecũq; mihi digna memoria uidebantur signis quibusdam potius qui interpraetationibus adnotarem. Et (quod solent hi facere qui in breui tabella terrarum & urbium situs pinguunt & latissimas regiones in modico spatio conantur ostendere) ita in psalterii opere latissimo quasi praeteriẽs aliqua perstringerẽ ut ex paucis quae significem intelligantur & caetera quae ommissa sunt: quam uim habeant atq; rationem. Non quo putem a me posse dici quae ille praeteriit: sed quo ea quae in Thomis uel homeliis ipse disseruit uel ego digna arbitror lectione: in hunc angustũ commentariolum referam. Psalterium graecum est: & latine organum dicitur: quem hebraei nablath uocant. Psalmos dicitur: eo qd' a psalterio nomen accepit: uel pro saltandum. Quamuis Dauid omnes psalmos cantasset tamen omnes psalmi in persona christi pertinent: & qui praetitulati esse non uidentur: apud hebraeos pro uno psalmo habentur. Nam per titulum intelligitur uniuscuiusq; psalmi intellectus. Quid est titulus nisi clauis? (Vt ita dixerim) in domo nõ ingreditur nisi per clauim: ita & uniuscuiusq; psalmi intellectus per clauem: hoc est per titulum intelligitur: in cuius persona cantatur: aut in persona christi: aut in persona ecclesiae: aut in persona prophetae.

a A A =

St. Hieronymus Erklärung der Psalmen mit dem Bilde eines schreibenden Mönches Ausgabe 1497. (Nach Butsch »Formenschatz«. ¹/₂ Größe.)

abhebt, bilden die Ereignisse, die sich zunächst an den Kaiser Konstantin knüpfen. Siebzehn Jahre nach dem Ableben des letzteren trat der Sohn des Magistratsbeamten Patrizius zu Thagaste ins Leben. Eusebius erzählt, daß Konstantin, als er gegen den Usurpator Maxentius zu Felde zog, am Himmel das Zeichen des Kreuzes mit der Flammenschrift ἐν τούτῳ νίκα (unter diesem Zeichen siege) erblickt habe. Seither gehörte er zu den Katechumenen (zur Taufe sich vorbereitenden) der christlichen Kirche. Dies ereignete sich im Jahre 312. Im nächstfolgenden Jahre verkündete der Kaiser durch das Edikt von Mailand Religionsfreiheit. Der Kirche wurden viele heidnische Tempel überlassen; außerdem gewährte er ihr starken Einfluß auf den Staat. Der Klerus bezog von nun ab seine Einkünfte vom Fiskus. Der Kaiser gestattete ferner, daß der Kirche Legate gewidmet werden dürfen, was zur Folge hatte, daß sie innerhalb eines halben Jahrhunderts den zehnten Teil des ganzen Grundbesitzes in die Hände bekam.

Man sieht, wie ein tiefgehender Umschwung sich vorbereitet. Aber nicht nur durch äußerliche Machtmittel war die Kirche durch die Verfügungen Konstantins zu einem staatlichen Faktor ersten Ranges geworden. Auch über die Geister sollte sie unumschränkte Gewalt bekommen. Sie wurde mit der Oberleitung des Unterrichtes betraut, wodurch die Bildung und Erziehung ein Gepräge erhielt, das dem Staatswohle keineswegs zuträglich war. Zum mindesten mußte unter dem Nachwuchse die männlich-freie Tätigkeit erlahmen, sobald der Geist mönchischer Demut, Gleichgültigkeit gegen alle Pflichten, die der Bürger gegenüber dem Staate zu erfüllen hat und Mangel an Interesse für die Aufgaben des Lebens die Richtschnur im Verhalten des Einzelnen abgab. Man vergesse nicht, daß die Bischöfe die Autorität als Staatsbeamte genossen. Weltliche Angelegenheiten griffen in die kirchlichen ein, Dinge, welche ausschließlich die Kirche betrafen, erhielten ein weltliches Gepräge.

Zwölf Jahre nachdem im römischen Reiche das Christentum zur Staatsreligion geworden war, wurde das erste ökumenische Konzil zu Nikäa (325) bei Anwesenheit von 318 Bischöfen eröffnet. Die Kirche war politisch-streitlustig, sie war herrschsüchtig geworden. Allerdings erforderte das Überhandnehmen der Häresie Gegenmaßregeln, sollte das Gebäude des Christentums nicht in seinen Grundfesten unterwühlt werden. Da Konstantin mit Vorliebe die Gelegenheit wahrnahm, zugunsten der Dogmen der Kirche einzuschreiten, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, inwieweit hierbei seine eigene Überzeugung im Spiele war, oder ob andere Gründe die Richtschnur zu diesem Verhalten abgaben. Der Charakter des Kaisers läßt sich nicht leicht mit dem Geiste der christlichen Lehre in Einklang bringen. Auffallend ist ferner sein achtungswürdiges Verhalten in der Zeit, da er nur Cäsar und Heide war. Als Alleinherrscher neigte er zum orientalischen Despotismus hin, was möglicherweise durch den Stolz des Kaisers, in seinem Streben, sich mit äußerem Glanz zu umgeben, wesentlich unterstützt worden sein dürfte.

Der erste römische Kaiser, der sich vor dem Kreuze gebeugt hatte, konnte es mit seinem christlichen Gewissen vereinbaren, seinen

ältesten Sohn, seinen Neffen und seine Gattin hinrichten zu lassen. Das war das Präludium. Auch das Mißtrauen orientalischer Despoten schlich sich in seine Seele. Das Denunziantentum schoß in die Blüte, der Kaiser hatte für die schlimmsten Zuträgereien jederzeit ein offenes Ohr. Sehr zu bemerken ist, daß der »abtrünnige« Kaiser Julian das Schlangengezücht der Angeber und Verleumder von sich fernzuhalten wußte. Allerdings wurde es unter den Nachfolgern Konstantins noch schlimmer. Zur Zeit des Konstantius und Valentinian I. nahmen die »Majestätsprozesse« eine Gestalt an, gegen welche die gleichen Vorgänge unter Tiberius, wie sie Tacitus schildert, reines Kinderspiel waren.

Das Christentum Konstantins scheint sonach auf praktische Erwägungen sich gestützt zu haben. Offenbar schwebte dem Kaiser etwas ähnliches vor, wie seinen Vorgängern. Diese (besonders Marc Aurel) hatten die Wiedergeburt des Römertums von der stoischen Philosophie erwartet. Es ging nicht. Vielleicht war das Christentum, in Erwägung der veränderten Verhältnisse, zu einem solchen Versuche besser geeignet. In der Tat mußte es einem Manne von der Bedeutung Konstantins klar werden, daß die neue Lehre vor allen philosophischen Schulen den Vorzug hatte, daß sie auch das metaphysische Bedürfnis der Menschennatur im vollen Maße befriedigte. Das war für die Massen von Wichtigkeit. Aber mit der Metaphysik allein regiert man kein Weltreich. Hierzu benötigt man in erster Linie Soldaten. Die echten, die Vollblutkrieger Roms, waren längst zur Mythe geworden. Der starke Arm, der den Thron zu stützen hatte, war das Germanentum. Den nordischen Kämpen zuzumuten, sich mit der poetischen Spielerei der Mythologie abzufinden, ging selbstverständlich nicht an. Der Kaiser bedurfte aber der »Barbaren« und da diese einen entarteten Polytheismus mit Verachtung abgewiesen haben würden, war die christliche Lehre das geistige Mittel, mit dem er die wilden Scharen an sich fesselte und dem Staatszwecke dienstbar machen konnte.

Daß diese Auffassung die richtige ist, wird durch die Tatsache bekräftigt, daß nicht nur unter Konstantin, sondern auch unter seinen Söhnen, trotz aller scharfen Gesetze gegen den Kultus der alten Götter, das Heidentum noch bis ins 5. Jahrhundert zahlreiche Anhänger zählte. Es konnte auch nicht anders sein, denn die staatlichen Einrichtungen und das ganze öffentliche Leben hingen zu enge mit ihm zusammen. In dieser Beziehung waren sie alle eines Sinnes: die hohen Beamten und die Priester, die Philosophen und die Weltmänner. Auch das Volk in abgelegenen Gebieten blieb vorerst noch unberührt von dem Wandel der Dinge.

Dem Kaiser in seiner mit großartigem Aufwande ausgestatteten neuen Residenz Konstantinopolis bereitete dieser Gegensatz der Geister, wie es scheint, weiter keine Sorgen. Er umgab sich mit einem prunkvollen Hofstaat, schuf eine Beamtenhierarchie und andere Einrichtungen, welche die Finanzen des Staates erschöpften. Zwangsweise Ansiedelung sollte die neue Metropolis rasch zum Range einer Weltstadt emporheben. Von seinen Ministern umgeben, wohlgeneigt seinem *Praefectus sacri cubiculi* (Hofkammerherr), der vielleicht die zahlreichen Zuträgereien zu vermitteln hatte, die Repräsentanz seines glänzenden Hofes seinem

Magister officiorum überlassend, mochte sich Konstantin völlig in die Rolle eines Herrschers nach orientalischem Zuschnitte eingelebt haben. Auch an Machtmitteln fehlte es ihm nicht. Noch kurz vor seinem Ende verpflanzte er 300.000 Vandalen und Sarmaten teils in die Provinzen, teils in das Heer. Im Begriffe, einen Feldzug gegen Persien zu unternehmen, starb der Kaiser, nachdem er erst auf dem Totenbette die Taufe empfangen hatte (337).



Kaiser Julian. (Louvre.)

Die von Konstantin verfügte Teilung des Reiches unter seine drei Söhne, Konstantinus, Konstans und Konstantius, trug üble Folgen. Aus dem Kampfe der Brüder ging der letztgenannte schließlich als Sieger und Erbe des Reiches hervor. Aber erst nach dem Tode des Gegenkaisers Magnentius war Konstantius unbestrittener Alleinherrscher. Sein Vetter Gallus, den er zum Cäsar erhoben hatte, wurde wieder beseitigt (354, dem Geburtsjahre Augustinus) und durch dessen Bruder Julianus ersetzt. Als dieser infolge des Mißtrauens, das Konstantius gegen ihn hegte, für sein Leben zu fürchten hatte, erhoben ihn die im nördlichen Gallien stehenden Legionen zum Kaiser. Bevor es noch zum Kampfe kam, starb Konstantius (361).

Kaiser Julian ist eine der interessantesten Gestalten aus spätrömischer Zeit. Sein Abfall vom Christentum hat wesentlich dazu beigetragen, daß seine Persönlichkeit in ein Licht gerückt wurde, in dessen grellem Schein der »Abtrünnige« (Apostata) seine Charakterdefekte zur Schau stellen sollte. Julian war 30 Jahre alt, als er die Alleinherrschaft antrat, zwei Jahre später fiel er im Kampfe gegen die Perser (363). David Friedrich Strauß hat ihn treffend den »Romantiker auf dem Throne der Cäsaren« genannt. Der Historiker und Rhetor Ammianus Marcellinus (330—391?), der als Offizier (Adjutant des *magister equitum* Ursicinus) im Elitekorps der *protectores domestici* in der römischen Grenzfestung Nisibis in Mesopotamien diente und den Feldzug gegen die Perser mitmachte, kennzeichnet den Kaiser als eine ideale Persönlichkeit, ohne seinen Fehlern gegenüber blind zu sein. Er geißelt die Eitelkeit Julians, seine Schwäche, sich selber gerne reden zu hören, und rügt auch einigemale, wenngleich in schonender Form, das theatralische Auftreten des Kaisers.

Vielleicht war dieses Gebaren Julians ein Erbstück aus der Rhetorenschule. Den christlichen Rhetoren und Grammatikern war er übrigens übelgesinnt genug, daß er gegen sie ein Lehrverbot erließ. Dies muß man seiner Apostasie zugute halten. Schon das Vorleben unter den Christen hat den nachmaligen Kaiser verbittert. Ein hochstrebender

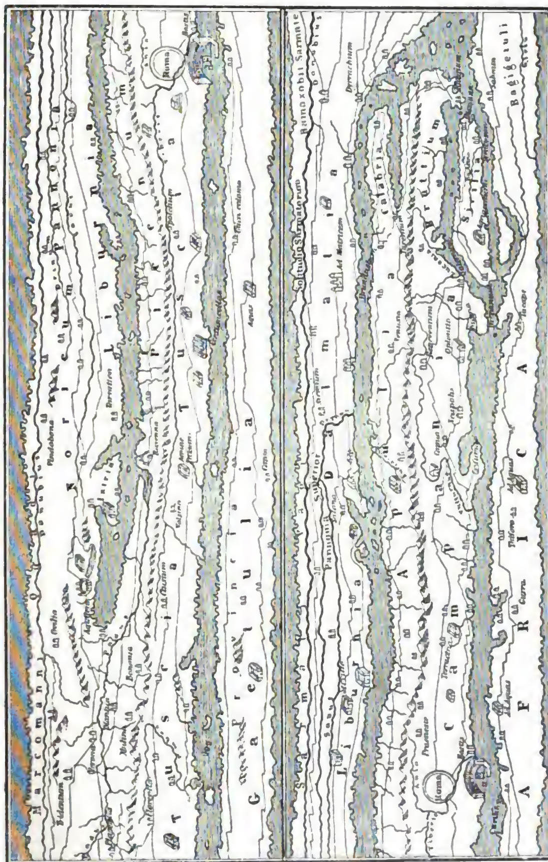
Geist, konnte er sich in seine mönchisch-herrschsüchtige, dabei aber von anderen nur Demut und blinden Gehorsam heischende Umgebung nicht finden. Sicher hat er nur die Schattenseiten des damaligen Christentums kennen gelernt und so war sein Abfall lediglich die folgerichtige Tat auf Grund unerfreulicher Jugenderlebnisse. In der Hauptsache freilich hatte sich Julian getäuscht: in der Voraussetzung nämlich, daß durch die Neubelebung des Polytheismus das alte Römertum wieder restituiert werden könnte. Damals war der Polytheismus bereits völlig verblaßt und näherte sich dem Monotheismus. Ein höchstes Wesen, das aber dem Fatum unterworfen ist, bestimmt die Dinge der Welt. Daneben macht sich Merkur als »Weltgeist«, der die menschliche Seele mit Anregungen erfüllt, geltend. Eigentliche Neben- und Untergötter gibt es nicht; die Justitia tritt als Personifikation (oculu Justitiae) auf.

Durch Ammianus, den Fatalisten der stoischen Schule und Freund des Libanios — des bedeutendsten Rhetors des 4. Jahrhunderts — haben wir ziemlich eingehende Kenntnis von dem sittlichen Verfall in diesem Zeitabschnitt. Es ist sehr bemerkenswert, daß mitten in der Zersetzung und Auflösung des Heidentums Kaiser Julian ein geradezu glänzendes Beispiel von Sittenstrenge abgibt. Aber auch sonst zeitigte das religiöse Leben bösartige Auswüchse. Auf christlicher Seite bekämpften Athanasianer und Arianer einander, im heidnischen Lager überwog der Indifferentismus und der Eklektizismus, in Gesellschaft eines ausschweifenden Aberglaubens, den Wahrsager, Zauberer und Nekromanten für ihre Zwecke ausnützten. Nativitätssteller und alte Weiber würfelten die Schicksalslose. Zauberformeln und Liebestränke fanden Anwert selbst in höchsten Kreisen.

Auf Julianus den Abtrünigen folgte als Alleinherrscher wieder ein eifriger Christ, Jovianus, der jedoch schon nach wenigen Monaten starb. Zwei Brüder traten die Erbschaft an: Valentinian I. im Westen, Valens im Osten, Männer, die als verkörperte Gegensätze gelten können. Valentinian war ein tüchtiger Feldherr, mit despotischen Neigungen, aber gerecht, in Glaubenssachen tolerant, aber streng und hartnäckig, wenn es galt, in kirchlichen Fragen dem Klerus den Standpunkt klar zu machen. Im Charakter Valens hielten sich Grausamkeit und Zelotismus die Wage. Er war ein eifriger Bekenner der Lehre des Arius, doch scheint die Habgier jede andere Eigenschaft überwogen zu haben.

Es war eine Zeit, welche tüchtige Männer an der Spitze des Reiches erforderte, denn allenthalben überschwemmten die in Fluß geratenen Völkerschaften des Nordens und Ostens die Provinzen. Zwar Theodosius, ein tüchtiger Feldherr, beruhigte Britannien und Afrika. Aber Valentinian, energisch und als Kriegsmann erfahren, im übrigen aber, wie es die Umstände erforderten, auch vor Verrat und Mord nicht zurückschreckend, bekriegte vergeblich die Alemannen und Quaden. Sein gewalttätiger Charakter ward ihm zum Verderben. In einem aussichtslosen Kampfe gegen die Quaden sprang ihm in einem Anfalle von Jähzorn eine Ader (375). Zwei Jahre später ereilte auch den Kaiser Valens sein Schicksal. In der berühmten Gotenschlacht, 11 römische Meilen nördlich von Adrianopel, fiel er mit 40.000 seiner Krieger am 9. August 378.

An der Wende des 4. Jahrhunderts sehen wir in der christlichen Welt das religiöse Leben in zwei Gegensätzen sich äußern: pompöses



Ein Abschnitt der Peutingerschen Tafel. (Aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts.)



Römisches Leichtschiff.

Gepränge in der Ausübung des Kultus auf der einen Seite, strenge Askese auf der anderen. In Ägypten zeigen sich die ersten Einsiedler (Paulus von Theben), welche zum Mönchtum hinüberleiten, als dessen erster Förderer St. Antonius auftritt. Der heilige Pachomius ist Mitgründer der Nonnenklöster, die übrigens auch anderwärts, z. B. in Mesopotamien, ins Leben treten, wo deren Bewohnerinnen *(virgines christiano ritu cultui divino sacratae)* selbst seitens der Perser hohe Achtung genießen. Das Anachoretentum zeitigte mancherlei Auswüchse, infolge übertriebener Asketik. »Styliten« verbringen ihr Leben stehend auf hohen Säulen und einer von ihnen, der heilige Simon, bringt es zuwege, 40 volle Jahre auf einem solchen gemauerten Marterpfahle auszuharren und sein luftiges Heim nach und nach bis zu 36 Ellen zu erhöhen. Im großen und ganzen hatte das Christentum bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts — also bald nach dem Ableben des heiligen Augustinus — jene Dogmen, Anschauungen und Formen angenommen, die sich mit geringen Abweichungen in der katholischen und orientalischen Kirche bis auf den Tag erhalten haben.

Schlimm stand es mit der Gesellschaft, den staatlichen Einrichtungen und ihren Vertretern. Zwar die Moral scheint etwas besser gewesen zu sein, als in früheren Zeiten. Im übrigen macht der *marasmus senilis* des Heidentums rapide Fortschritte. Der Zeichendeuterei tritt der tüchtige Stilicho entgegen, der die »Sibyllinischen Bücher« den Flammen überliefert. Eine gewisse Genugtuung finden die philosophischen Eklektiker und hartgesottenen Indifferentisten in dem inneren Parteihader, welcher die christliche Gemeinschaft durchwühlt. Die Märtyrer werden zwar ihrer Glaubenstreue halber bewundert, dagegen sehen die alten Stockheiden mit Verachtung auf das üppige, weltliche Treiben der Kleriker in Rom herab.

Mit einer Schärfe, wie kaum jemals früher, tritt im 4. Jahrhundert der Gegensatz zwischen arm und reich, hoch und niedrig zutage. Steuerdruck und die elende Wirtschaft der Provinzialpräfekten richten immer größere Verheerungen an und der Selbstmord wird zu einer alltäglichen Erscheinung. Die Leistungen für die kaiserliche Post gestalten sich zu einer förmlichen Frone aus. Schon unter Kaiser Konstantin dem Großen war der *cursus publicus* wieder dort, von wo er ausgegangen: eine durchaus autokratische, dem Kaiser in Person dienstverpflichtete Institution, wie Augustus diese Einrichtung aufgefaßt hatte, und nicht zum ge-

ringsten als ein polizeiliches Mittel, das die Machthaber in die Lage versetzte, über alle Vorfallenheiten in den Provinzen auf dem Laufenden zu bleiben. Vielfach war die Notlage, in der sich zu Zeiten die Machthaber befanden, die Quelle des Übels. So wird vom Kaiser Valens erzählt, er habe, um seinen Lieferanten, denen keine andere Entschädigung gegeben werden konnte, für ihre Mühewaltung den — Stalldünger der Poststationen überlassen. Es war eine Zeit gekommen, in welcher Ordnung, Rechtsbewußtsein, Gemeininteresse und so manche anderen Faktoren einer geregelten staatlichen Organisation aus den Fugen gingen und damit zugleich eines deren wichtigsten Glieder, das Verkehrswesen.[1])

Schlimm sah es auch im Militärwesen aus. Der eigentliche römische Soldat, der in der Vergangenheit so Großes geleistet hatte, trat fast ganz hinter den Söldner fremden Blutes zurück. Die alte, tüchtige Rasse war allmählich körperlich degeneriert, nebenher auch demoralisiert, wie die häufigen Verstümmelungen, die sich ausgehobene Rekruten durch Abhauen des Daumens *(murci)* zufügten, dartun. Der Mannschaftsstand der Legion war auf 1500 Mann und noch tiefer herabgesunken. Selbst die Germanen widersetzten sich der Rekrutierung, wenn ihnen nicht ausdrücklich die Zusage gemacht wurde, daß sie nicht im Oriente zur Dienstleistung verwendet werden sollten.

Welchen Tiefstand die Bildung in den vornehmen Kreisen, die nach wie vor dem Genußleben ergeben waren, einnahm, darüber berichtet Ammianus in drastischer Weise. Beging einmal jemand bei einem der üppigen Gelage die Unvorsichtigkeit, ein literarisches Thema aufzuwerfen und nannte den Namen eines alten oder zeitgenössischen Schriftstellers, so meinten wohl die meisten Gäste, es sei von einem — Seefische oder sonst einer Delikatesse die Rede. Wer sich über politische Angelegenheiten erhitzte und öffentlich darüber räsonierte, lief Gefahr, dem schleichenden Denunziantentum als Beute zuzufallen und den Kopf zu verlieren. Eine bloße Verdächtigung genügte, um selbst die angesehensten Funktionäre und die verdienstvollsten Leute dem Tode zu überantworten. Hierbei verschmähte man auch die Folter nicht, welche »in technisch vollkommener Weise« gehandhabt wurde.

Man kann sich daraufhin einigermaßen eine Vorstellung von der Rechtspflege in diesem Zeitabschnitte machen. Die Rechtsanwälte qualifizierten sich entweder als Rabulisten und Hetzer, oder als groteske

[1]) Konstantin hatte eine große Zahl von Verordnungen erlassen, welche das Postwesen regeln sollten, und welche sich zum Teile in sehr eingehender Weise mit den Verpflichtungen der Stationsbeamten, ja sogar mit ganz unwesentlichen Dingen, die Behandlung der Zug- und Reittiere betreffend, befaßten. Gesetzesbestimmungen ähnlicher Art erließen auch die Kaiser Julian, Valens, Valentinian II. und Gratian Die vollständigste Sammlung aller auf das römische Postwesen bezughabenden Gesetze verdanken wir dem zweiten Theodosius. Sie umfassen den Zeitraum von 314—407. Diese Sammlung — der *Codex Theodosianus* — wurde im Jahre 438 verfaßt. Schon der Großvater dieses Kaisers, Theodosius der Große, hatte berechtigten Wünschen der durch die Einrichtungen des *Cursus publicus* balasteten Gemeinwesen Gehör geschenkt und im Geiste der Billigkeit und des Rechtes mancherlei Erleichterungen geschaffen. Im gleichen Sinne waren seine Söhne bestrebt. Andere Kaiser (Honorius, Arcadius) gingen sogar so weit, den Staatsbeamten jeden Ranges das Benützungsrecht der Post zu entziehen und es lediglich den fremden Gesandten, den Senatoren und einigen hohen Funktionären zu belassen. Zuwiderhandelnde sollten mit den schwersten Strafen geahndet, Würdenträger, die sich unbefugterweise Übergriffe erlaubten, offiziell getadelt werden.

»Gelehrte«, welche aus dem Staube der Archive Gesetze und Hofdekrete ausgruben, die »mit Eunanders Mutter« seinerzeit beigesetzt wurden; oder sie waren Fallensteller der schlimmsten Art. Der Weizen der Winkeladvokaten stand in der schönsten Blüte. Dokumentenfälschung war an der Tagesordnung, vornehmlich dann, wenn es sich darum handelte, eine mißliebige Persönlichkeit ins Verderben zu stürzen. Besonders werktätig griff in solchen Fällen die Hofintrigue ein. Dazu kommt eine entsetzliche geistige Trägheit in allen Kreisen, vollständiger Stillstand, wenn nicht Rückschritt, auf den Gebieten der Landwirtschaft und Technik, abgestorbener Kunstsinn und geistlose Nachäfferei in literarischen Dingen.

* * *

Die Völkerwanderung.

Als Vorläufer der großen Bewegung, welche man als »Völkerwanderung« bezeichnet, treten die Goten auf. Es war um das Jahr 238, als sie an den Küsten des Pontos erschienen, hierauf in das eigentliche Donaugebiet einbrachen und vor sich Schrecken verbreiteten. Die römischen Gewalthaber, ohnedem vollauf mit äußeren Feinden beschäftigt, glaubten, den neuen furchtbaren Gegner durch Geldgeschenke sich vom Leibe halten zu können. Eine Zeit ging dies an; als man aber den Goten zu verstehen gab, daß ihnen die Zahlung gekündigt würde, erneuerten sich ihre Raubzüge (251). Aber erst fünfzehn Jahre später kamen die Barbarenscharen so recht eigentlich in Fluß und von diesem Zeitpunkte ab datiert ihr mächtiges Eingreifen in die Schicksale des Römerreiches.

Zu diesem Ende müssen wir einige Bemerkungen voraussenden. Schon vor dem Auftauchen der Goten scheinen sie von den Römern mit den Geten verwechselt worden zu sein. Noch häufiger geschieht dies seitens der Ausleger der alten Quellen. Daß diese Verwechslung oder richtiger Vermengung lange Zeit angehalten, beweist der Umstand, daß noch Cassiodor (gestorben 583) sich alle Mühe gibt, die Identität von Goten und Geten nachdrücklichst zu betonen und sie in den Vordergrund seiner »Geschichte der Goten« zu stellen. Gewiß ist, daß man unter der Bezeichnung der Goten verschiedene germanische Völker zusammenfaßte, deren hauptsächlichste Vertreter die eigentlichen Goten, ferner die Vandalen und die Gepiden waren. An diese drei Hauptvölker schließen sich noch andere an, als: Heruler, Rugier, Skiren, Turkilingen, die kleineren Stämme: Mösogoten, tetraxitische Goten, Taifalen und Viktofalen.

Wichtiger ist die Zweiteilung des Hauptvolkes in die Westgoten und Ostgoten; die ersteren heißen auch noch »Thorwinger«, die letzteren »Greuschungen«. Nebenher läuft auch noch der Sammelname »Gottones«, den die Römer den im nordöstlichen, an Sarmatien grenzenden Germanien herumstreifenden Horden beilegten. — Den zweiten großen Einfall der Goten in Mösien (257) konnte Kaiser Gallus selbst durch Geldangebote nicht abwehren. Vorerst plünderten sie die thrakischen Küsten, ja sie drangen mittels einer Flotte von zahlreichen leichten Schiffen bis Byzanz und über dieses hinaus bis in den griechi-

schen Archipelagus vor, überall Schrecken verbreitend. Seinen Rückzug nahm dieser Freibeuterzug quer durch die Hämushalbinsel von Thessalonike nordwärts. Zwar gelang es jetzt dem Kaiser Claudius, den gefürchteten Feind bei Naissus (Nisch) zu schlagen und ihm einen Verlust von 50.000 Mann beizubringen; ihn über die Donau zurückzutreiben vermochte jedoch der Kaiser nicht. Kaiser Aurelian (270 bis 275) sah sich sogar gezwungen, alles Land jenseits der Donau zu räumen.

In das leergewordene Land strömten die Goten noch in demselben Jahre ein. Es handelt sich hier, wie auch früher, stets um die Ostgoten; die Westgoten waren bereits im Jahre 250 aus dem ursprünglichen Verbande mit den Ostgoten geschieden, um unter selbständigen Teilkönigen auf eigene Faust zu leben. Während der ganzen Zeit des ersten Ostgotensturmes verblieben die Westgoten in ihren Heimsitzen. Unter Constantin fielen die ersteren unter Rausimuth wieder in Thrakien und Mösien ein, wurden aber zurückgewiesen, und als später der gotische Häuptling Aliquaka sich in die inneren Händel in Thrakien mischte, zog der Kaiser über die Donau und zwang den König Ariarich im eigenen Lande zum Frieden (336). Nichtsdestoweniger hatte sich die Macht der Ostgoten gefestigt und sie erreichte ihren Höhepunkt unter dem Nachfolger Ariarich, der in einer großen Schlacht die Vandalen besiegte und sie aus dem Lande verdrängte. Der Besitz der Ostgoten gestaltete sich zu einem mächtigen Reiche aus, das seine souveräne Verkörperung in dem »Eroberer« Ermanarich, dem »Herrlichsten der Amaler«, fand (350—376).

Den Westgoten war in Athanarich (366—384) ein Herrscher (»Gaufürst«) erstanden, der den Römern gewaltig zu schaffen gab. Da brach neues Unheil herein: die hunnische Völkerwoge. Den ersten Stoß hatten die Ostgoten auszuhalten, welche demselben zwar nicht auswichen, aber dem neuen furchtbaren Eroberer sich unterwerfen mußten. Die Westgoten dagegen wichen aus; ein Teil wandte sich nach dem »Hochlande« *(Hau haland)*, d. i. nach Siebenbürgen, die Hauptmasse des Volkes aber — mindestens eine Million, darunter 200.000 Waffenfähige — zog nach der Donau und verlangte Ansiedelung in Thrakien (376). Die Römer waren nicht in der Lage, diese Invasion abzuweisen und nahmen daher die neuen Gäste mit gemischten Gefühlen auf. Aber der Übermut der Statthalter brachte es mit sich, daß Fridigern nicht nur sein eigenes Volk zusammenraffte, sondern auch Scharen von Ostgoten und Taifalen an sich zog. Mit dieser entfesselten Macht wurde das fast wehrlose Thrakien verheert. Kaiser Valens zog ein großes Heer zusammen und bei Adrianopel kam es am 9. August 378 zu jener gewaltigen Entscheidungsschlacht, durch welche die Römerherrschaft auf der Hämushalbinsel zeitweilig niedergeworfen wurde. Der Kaiser und 40.000 seiner besten Krieger bedeckten die Walstatt. (Vergl. S. 162.)

Gleichwohl hemmte bereits ein Jahr später Valens' Nachfolger, Kaiser Theodosius, die gotische Überschwemmung. Er verstand es, die einzelnen Heerführer der Barbaren zu entzweien und durch geschickte Operationen mit seinen geschulten Truppen Vorteile zu erringen. Die ostgotischen Scharen zogen bereits im Jahre 380 wieder


Kaiser Theodosius. Kolossalstatue in Barletta.

nach Pannonien ab; die Westgoten wendeten sich nach Westen und drangen bis in den Peloponnes vor. Auf diesem Zuge starb Fridigern, und sein alter Gegner Athanarich, der durch Parteizwist aus Siebenbürgen verdrängt worden war, überschritt die Donau und schloß mit Theodosius Frieden. Dieser lud den Barbarenfürsten nach Byzanz, dessen Größe und Pracht ihn überwältigte. Kein Wunder also, daß diese Wirkung sich auch auf das Volk übertrug und das friedliche Verhältnis zum Ostreiche auch nach dem Tode des Gotenkönigs (25. Januar 381) eine Zeit hindurch erhalten blieb.

Erst nach dem Heimgange des Theodosius begann das Verhältnis schwankend zu werden. Die Augen der Westgoten richteten sich auf einen jungen Sproß des alten Geschlechtes der »Balten« (den Amalern ebenbürtig), auf Alarich (geboren um 370). Er war frühzeitig in römische Dienste getreten und hatte sich unter Theodosius auf einem Zuge gegen das Westreich bei Aquileja ausgezeichnet. Bald sollten ihm größere Aufgaben erwachsen. Im Ostreich war die Erbitterung gegenüber den (angeblich) anmaßenden barbarischen Gästen bis zu einem unleidlichen Grade gestiegen. Infolge der Weigerung des Kaisers Arkadius, dem Balten ein höheres Kommando einzuräumen, kam es zum Bruche. Alarich und seine Westgoten durchzogen nun kriegführend und brandschatzend die ganze Hämushalbinsel bis in den Peloponnes, wo ihnen der Feldherr des Westreiches, Stilicho, den Durchschlupf an der Landenge von Korinth sperrte. Damit waren die Scharen Alarichs in eine verhängnisvolle Sackgasse geraten. Gleichwohl erwirkten sie freien Abzug. Der Hof von Byzanz wandte alles auf, die unliebsamen Gäste zu beschwichtigen und zu entfernen.

Im Ostgotenreiche war im Jahre 376 Ermanarich im Alter von 110 Jahren zu seinen Vätern eingegangen. Jetzt erst gelang den Hunnen die Unterjochung des Volkes. Die Unterworfenen behielten ihre bisherigen Wohnsitze und ihre Könige, diese aber wurden abhängig von

dem Chan der Hunnen, hatten ihm unbedingt Heeresfolge zu leisten, auch gegen die eigenen Stammesgenossen (gegen die Westgoten auf den »Catalaunischen Feldern«!). Den nächsten Königen gelang es nicht, dieses Verhältnis zu ändern. Nach dem Tode des kinderlosen Thorismund kam eine königlose Zeit (390—440). Alsdann trat der unmündige Neffe Thorismunds, Walamar, an die Spitze seines Volkes, unterstützt von seinen jüngeren Brüdern, Theodemer und Widemer, die vereint eine einträchtliche Herrschaft ausübten, sehr im Gegensatze zu den Söhnen Attilas, welche alle die Herrschaft einbüßten, weil sie alle herrschen wollten.

Das große Ereignis der nächsten Zeit ist die furchtbare Schlacht zwischen den vereinigten Hunnen und Ostgoten einerseits und den mit den Römern verbündeten Westgoten anderseits auf den »Catalaunischen Feldern« im Jahre 451. Der Kampf, welcher ungeheure Opfer kostete (bekanntlich fiel auch der König der Westgoten durch den Speer des Ostgoten Andages), blieb eigentlich unentschieden; denn gegen die hunnische Wagenburg wagten Römer und Westgoten nicht anzustürmen. Das Ergebnis des Kampfes war der Rückzug der Hunnen und damit auch jener der Ostgoten. Da aber erstere die Ländereien der letzteren besetzten, zogen die Ostgoten nach Pannonien, das ihnen Rom angewiesen hatte. Dort, am Neusiedlersee, wo Theodemer herrschte, wurde diesem ein Knabe geboren, der spätere — Theodorich der Große.

Neue Ereignisse von großer Tragweite bereiteten sich vor. Die römische Politik war bestrebt, unter die Gotenstämme Zwietracht zu säen, erreichte aber nur so viel, daß die Amaler wieder in ein Schutzverhältnis zu Byzanz traten. Der achtjährige Theodorich wurde als Geisel an Kaiser Leo abgegeben, der den Knaben lieb gewann und ihn bis zum 18. Lebensjahre behielt. Dieser Aufenthalt des jungen Theodorich am Kaiserhofe wurde entscheidend für seine Zukunft. Zu seinem Volke zurückgekehrt, griff er sofort selbständig ein, ohne indes zunächst etwas zu erreichen. Die Existenz des Gotenvolkes war durchaus keine gesicherte. Zwar Theodorich suchte Anlehnung an Byzanz, aber die selbstsüchtige oströmische Politik, welche die Fremden nach Kräften ausnützte, brachte Zwietracht unter die Goten. Da diese schlechterdings durch Waffengewalt nicht unschädlich gemacht werden konnten, griff Byzanz zu einem bewährten Mittel: es spielte den einen Germanenfürsten gegen den anderen aus, um diesen oder jenen, oder beide zu verderben.



Ostgotische Münzen (Theodahat).

Diesmal war es Odoaker. Dieser, ein germanischer Kriegsmann rugischen Stammes, der sich zuletzt jenseits der Donau



Avarenring von Bény bei Gran.

bei Vindobona aufhielt, träumte von seinem künftigen Glücke in Italien. Vor seinem Zug dorthin suchte er den »Apostel Noricums«, den heiligen Severinus, in dessen Klause auf, um von dem gottesfürchtigen Manne Rat zu holen. Severin war ein geborener Afrikaner. Sein erstes Auftreten fällt in das Jahr 454. Er zog von Istrien aus durch Noricum bis an die Donau und dann längs dieser bis Juvavium (Salzburg), die christliche Gesittung in diesen Ländern verbreitend. Severin verhieß dem Odoaker Glück und Macht und verwies auf den dort siedelnden Stamm seines Volkes, das des Führers harrt.

So wurde Odoaker das Haupt eines aus allerlei Stämmen gemischten Heeres und setzte sich in Oberitalien fest. Ihn zu vernichten war das Ziel der oströmischen Politik. Das Werkzeug hierzu sollten Theodorich und seine Goten abgeben. Mit ihren Wohnsitzen unzufrieden, willigten sie ein und im Jahre 488 erfolgte der Aufbruch des ganzen Volkes mit Weib und Kind, Knechten und Mägden, Wagen, Rossen und Rindern. Die Zahl des Wandervolkes dürfte etwa 250.000 betragen haben. Der Zug ging stromauf der Donau und durch das südliche Pannonien, wo sich ihm die Gepiden in den Weg stellten. Die Tapferkeit Theodorichs brach das Hindernis. Mühsam, von Entbehrungen heimgesucht, ging es nach Westen, über den Karst bis zum Isonzo, wo das Heer Odoakers den Durchgang nach Italien sperrte. Am 29. September 489 entbrannte der Kampf, der zugunsten Theodorichs ausfiel.

Odoaker war gezwungen, nach Ravenna zu flüchten. Zur Ergebung genötigt, fand Odoaker durch Theodorich selbst seinen Tod (493). . . . So wurde das Ostgotenreich in Italien begründet, ein Ergebnis, das man in Byzanz sicher nicht vorhergesehen.

Der Abzug der Ostgoten aus der Hämushalbinsel hatte ihre Zukunft entschieden: sie sollte nicht germanisch, sondern slawisch werden. Von nun ab drängten fortgesetzt neue Völker über die Donau in die leer gewordenen Ländereien herein, zunächst die mit den Hunnen verwandten Bulgaren (sie wurden erst später slawisiert), sodann Schwärme von Slawen (Anten und Sklavenen), deren Zug durch Jahrhunderte anhielt. Die Hämushalbinsel war zum Kolonialland der überschüssigen Bevölkerung des sarmatischen Tieflandes geworden. Im Bunde mit den Bulgaren und Slawen erschienen auch die Awaren, ein kerntürkisches Volk, das nach und nach bis zur Adria vordrang und erst von Karl dem Großen vernichtet wurde.[1])

---

[1]) Es seien hier noch einige Bemerkungen über die anderen wichtigsten germanischen Völker, die an der großen Wanderbewegung beteiligt waren, eingeschoben. . . . Was zunächst die Vandalen betrifft, fällt ihr Vorrücken von Norden her in die Gegend an der oberen Theiß mit der ersten Gotenbewegung nach Süden zusammen. Die Rolle, welche der Vandale Stilicho im römischen Dienste spielte, beweist, daß auch dieses germanische Volk seine Beziehungen zu Rom auszunützen verstand. Bald nach dem Quadensturm, der Carnuntum niederwarf, brachen die Vandalen aus Pannonien auf, und zogen, durch Sueben verstärkt, donauaufwärts zum Rhein, durch Gallien und Spanien bis nach Nordafrika, von wo aus sie verheerend in Italien einbrachen. — Die Gepiden siedelten zur Zeit des Hunnensturmes nordöstlich der Karpathen. Dem König Ardarich gelang es, eine achtunggebietende Stellung am Hofe Attilas zu erringen. Nach dem Verschwinden der Hunnen gründeten die Gepiden ein mächtiges Reich im Theißgebiete, das mehr als hundert Jahre Bestand hatte. — Seinen Untergang fand dieses Reich durch die Langobarden, welche bereits zur Zeit der Markomannenkriege in großen Haufen von der unteren Elbe nach Süden gezogen und in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Herulern getreten waren. Zuletzt wurden sie in den nordwestlichen Karpathen Nachbarn der Gepiden, über die sie, im Bunde mit den Awaren, herfielen. König Kunimund fand den Tod und sein Reich wurde unter die Eroberer geteilt (567). Aber schon im folgenden Jahre zogen die Langobarden unter König Alboin nach Italien ab, wo sie ein neues Reich gründeten, dem erst zwei Jahrhunderte hernach Karl der Große ein Ende bereitete. — Heruler und Rugier siedelten ursprünglich an den Küsten der Ostsee, von wo sie gleichfalls in die Gegenden südlich der Karpathen vorrückten. In einem Verzweiflungskampfe mit den Langobarden mußten sie diesen weichen. Ein Teil erhielt unter Justinian Ländereien in Illyrien, ein anderer Teil scheint wieder heimgezogen zu sein. Die Rugier hatten ihre ursprünglichen Wohnsitze an der Odermündung, von wo sie vorerst bis zur Donau, später über diese nach Süden vordrangen, bis Odoaker ihr Reich zertrümmerte (487). Zuletzt schlossen sich die Rugier den nach Italien aufbrechenden Ostgoten an und führten seitdem eine von ihren Schutzherren abhängige Existenz. — Die Alemannen hatten um 288 den Besitz des »Dekumatenlandes« (den Winkel zwischen Main, Donau und Rhein) errungen und rissen in der Folge Teile von Rhätien an sich, wobei sie von den Ischungen unterstützt wurden. Der Name der letzteren wird 430 zum letzten Male erwähnt und durch die Bezeichnung Suebi ersetzt. — Im Donaugebiet hatten zwischen 488 und 520 die Nachkommen der alten Markomannen, die Bajovarier, indem sie ihre Heimsitze in Böhmen verließen, zwischen Donau, Enns und Inn ein neues Reich gegründet, wobei sie von Suebenstämmen unterstützt wurden. In der Folge dehnten sie ihr Herrschaftsgebiet nach Westen, Osten und Süden aus, wo sie mit den Wendischen Slaven, die einen großen Abschnitt des südlichen Noricum innehatten, in Berührung kamen. Die Bajovarier gaben nachmals den Grundstock der deutschen Bevölkerung der norischen Alpenländer ab, nachdem die keltischen Noriker in den Stürmen der Völkerwanderung bis auf kümmerliche Reste untergegangen waren.

Felix Dahn nennt die Völkerwanderung[1]) »die wundersame Zeit, in welcher die Weltgeschichte epische Poesie getrieben hat; das Lieblingsfeld historischer Phantasie; die Tage, da gelbhaarige Vandalen unter den Palmen Afrikas Löwen und Tiger (?) gejagt, und an den Ufern des Liris und Rubicon die schöne stolze Sprache der Goten scholl« ... Gleichwohl ist es eine auffällige Erscheinung, daß keines der germanischen Völker in der Zeit ihrer Beziehungen zu den großen Wandlungen am Ausgange des Altertums einen sagenhaften Niederschlag zurückgelassen hat. Georg Kaufmann[2]) bekämpft in dem Abschnitte, der von Poesie, Runen und Religion handelt, die Anschauung, daß die Heldensage der »poetische Niederschlag der Völkerwanderung« gewesen sei. Es müßte, wenn etwas derartiges stattgefunden hätte, die Zerstörung des römischen Reiches in ähnlicher Weise der Mittelpunkt der Sage geworden sein, wie die Zerstörung Trojas für einen Teil der griechischen Welt. Es müßte ferner der Gegensatz zwischen den Hunnen, namentlich dem König Attila und den deutschen Helden Dietrich, Siegfried usw. zum Ausdrucke gelangt sein. Auch der Kampf zwischen dem Heidentum und dem Christentum hätte der deutsche Heldensage nicht fern bleiben dürfen.

Immerhin: zwei kriegerische Gestalten aus dieser Zeit werfen einiges Glanzlicht in die Wirrnis der Völkerkämpfe: Odoaker und Alboin; ersterer als heimatloser Kriegsmann aus altem fürstlichen Geschlechte, der nach Italien zieht, um sich eine Krone zu holen, der Langobardenkönig als Held eines Sagenkreises, der sich um ihn, um den von ihm erschlagenen Gepidenkönig Kunimund und dessen Tochter Rosamunde, die er zum Weibe nahm, schlingt. Man wird vielleicht einwenden, daß an poetischer Gestaltung der Völkerschicksale allen voran die Ostgoten mit ihrem König Theodorich hervorragen. Aber »Dietrich von Bern«, wie die Sage den Amelungenrecken nennt, läßt sich nur in seinen Beziehungen zum Hunnenkönig Attila denken: sehr im Gegensatze zur Geschichte, da Theodorich zwei Jahre nach dem Tode des großen Weltstürmers ins Leben getreten war.

In der Tat bildet das Hunnentum den Kern des ganzen Sagenkreises, der sich an jene großartige Völkerbewegung am Ausgange des Altertums gehängt hat. Die Erscheinung Attilas muß somit die nachhaltigste Wirkung auf die Gemüter ausgeübt haben. Sie beherrschte durch Jahrhunderte die Einbildungskraft der Völker und befruchtete deren Sänger und Dichter. Beweis dessen, daß Attila als »König Etzel« eine der vornehmsten Gestalten des deutschen Heldenliedes bildet, daß der große Theodorich als dessen Gefolgsmann auftritt und den Glanz des Hunnenreiches erhöht. Im »Nibelungenlied« hat das Hunnentum eine poetische Verherrlichung gefunden, welche um so seltsamer berührt, als alle geschichtlichen Zeugnisse in dem gewaltigen Attila die verkörperte Wildheit und Schrecknis erblicken, ihn die »Geißel Gottes« nennen und sein Auftreten in Europa als ein Strafgericht der Vorsehung hinstellen.

---

[1]) »Bausteine«, zweite Reihe (1880).
[2]) »Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen« (1880).



Kampf mit Attila. (Nach einer mittelalterlichen Darstellung.)

Es darf nicht übersehen werden, daß auch in dieser Beziehung die unter dem Eindrucke elementarer Umwälzungen entstandenen geschichtlichen Zeugnisse, welche nachmals auf dem Wege der Überlieferung noch eine weitere erhebliche Entstellung erfuhren, vielfach den Tatsachen nicht entsprochen haben dürften. Der Untergang von Aquileja mit seinen entsetzlichen Szenen ist gewiß eine Tat blutigster barbarischer Greuel. Es wäre aber ungerecht, diese Katastrophe auf Kosten all der übrigen Scheußlichkeiten, welche die Völkerwanderung mit sich brachte, besonders hervorzuheben. Eine wilde Zeit gebiert wilde Taten. Davon sind die Hunnen so wenig ausgeschlossen, als die Germanen, die Awaren und Bulgaren, die Slawen und Magyaren. Ja die letzteren, welche fast ein halbes Jahrtausend nach den Hunnen das kaum zur Ruhe gelangte Abendland mit den furchtbarsten Heimsuchungen bescherten, haben weit ärger gehaust als die hunnischen Horden, der dritthalbhundertjährigen Awarenbarbarei nicht zu gedenken.

Lösen wir die Gestalt Attilas von den Greueln seiner Kriegführung ab, so tritt uns eine Persönlichkeit von schier faszinierendem Eindruck entgegen. Schon sein erstes Auftreten, beziehungsweise seine angeblich göttliche Mission, hüllt sich in das Kleid der Sage ... Ein Hunnenhirt gräbt ein Schwert aus, dessen aus dem Boden hervorragende Spitze den Fuß einer seiner weidenden Kühe verwundet. Wegen seiner ungewöhnlichen fremdartigen Form bringt er es dem König, der es als Symbol des Kriegsgottes, als dessen vom Himmel gefallenes Geschenk annimmt. Offenbar war es ein vorgeschichtliches Bronzeschwert. Die Hunnen erblickten in dieser Waffe das Unterpfand der

Weltherrschaft. In der Tat träumte Attila von dieser. Als sein Bruder Buda erklärt, lieber an der Donau und an der Theiß ein friedliches Leben führen zu wollen, als die Welt erobernd zu durchstürmen, stößt ihn Attila mit dem Schwerte nieder. Nur Gestalt und Wuchs — kein äußerliches Abzeichen — verkünden an ihm den König. An der Theiß steht sein Holzpalast, und in diesem empfängt er die byzantinische Gesandtschaft, dessen Führer, Priscus Rhetor, uns den Hunnenhof schildert.

.... Die erste Begrüßung erfolgte durch die Frauen vornehmer Hunnen, ein Beweis von deren durchaus nicht sklavischen Stellung. Auch die Königin (Kerka oder Reka) beteiligt sich an dem Empfange. Die wilden Asiaten, von denen es in manchen Geschichtsquellen heißt, sie hätten mehr das Aussehen von Hunden als von Menschen gehabt, sind mit Perlenstickereien und Goldschmuck behangen, desgleichen ihre Pferde. Nur der König macht eine Ausnahme: kein Geschmeide, kein Prunkgewand — stolz und kalt sitzt er auf seinem hölzernen Throne und ergötzt sich an den Bücklingen der Byzantiner. Am Abend findet das Gastmahl statt. Reihen weißgekleideter Frauen stehen bis zum Saal des Gelages; ihre weißen Schleier spannen sie als Himmelszelt aus über den Chor der Jungfrauen, welche nationale Lieder singen. Vor dem Palaste begrüßt den König die Gemahlin seines Lieblings Onegisius nebst ihren Frauen, wobei sie ihm nach Volkessitte Fleisch und Wein auf einem silbernen Tischchen darbietet.

Der König, hoch zu Roß, kostet und dankt. In dem ungeheuren Prunksaale, der in Gold und edlem Gestein erstrahlt und auf geschnitzten Säulen ruht, stehen Tische mit weißen Tüchern bedeckt und sind überladen mit goldenen und silbernen Schüsseln und Pokalen. Jeder Gast erhebt erst einen Becher auf das Heil des Königs; dann wird an den Tischen Platz genommen. Nur Attila allein speist auf einem Holzteller und trinkt aus einem Becher von Holz. Nichts von den zahlreichen Gängen berührt er, nur ein Stück gebratenen Fleisches. Um die Mitte des Gastmahles läßt der König einen Becher füllen und bringt ihn dem Gaste zu seiner Rechten, dem Fürsten Berich, dar, worauf er der Reihe nach jedem werteren Gaste zutrinkt. Den Beschluß bilden die Vorträge skythischer Sänger, welche den Ruhm der Ahnen preisen und die Zuschauer entflammen. Allerlei Gaukler geben ihre Späße zum Besten.

All dem gegenüber bewahrt Attila seine unerschütterliche Ruhe und Kälte. Nur beim Erscheinen seines jüngsten Sohnes, eines Knaben, erheitert sich das finstere Antlitz des Königs und er umarmt ihn mit väterlicher Zärtlichkeit. Das ist derselbe Barbar, der das Blutbad von Aquileja auf dem Gewissen hat, der aber gleichwohl vor Rom Kehrt macht, als er des flehenden und weinenden greisen Papstes ansichtig wird. Als derselbe Barbar in Mailand ein Bild sieht, auf welchem huldigende Hunnen vor einem römischen Kaiser knien, gerät er in Zorn, läßt aber das Gemälde nicht vernichten, sondern neben demselben ein anderes anbringen, auf welchem römische Machthaber dem Hunnenkönige huldigen.

Über die Lage der Heimsitze der Hunnen wissen wir nichts Bestimmtes. Manche verlegen sie in das Schamobecken, also in die Mon-

golei, woraus sich schließen ließe, daß die Hunnen ural-altaischen Stammes waren. Dementgegen aber liegen beglaubigte Zeugnisse für die finnisch-ugrische Abstammung dieses Volkes vor, so daß wir ihre Heimat im westlichen Nordasien, am Ural und an der Wolga, zu suchen hätten. Was den Anlaß zu ihrer Wanderung gegeben, ist nicht bekannt, doch dürfte derselbe wahrscheinlich in einer Überfüllung des Heimatsgebietes zu suchen sein. Ob Fehden mit mächtigen Nachbarvölkern mitgewirkt haben, ist möglich, doch nicht klargestellt. Um 372 überschritten die Hunnen die Wolga, warfen die Avaren nieder, stürzten sich auf die gotischen Völker und machten sich zu Herren des Gebietes zwischen der Wolga und der unteren Donau.

Seit etwa 444 vereinigte Attila die gesamte Macht der Hunnen in seiner Hand; von seiner Residenz an der Theiß aus bestimmte er die Geschicke aller Völker auf dem ungeheueren Erdraume zwischen Rhein und Wolga. Attila wußte die römische Zivilisation zu schätzen und er hatte nichts Geringeres vor, als dieselbe für sein Volk nutzbar zu machen, indem er sich das Römertum unterwarf. Nach seinem verheerenden Zuge bis ins Herz von Gallien, wo die unter Aëtius vereinigten Römer, Westgoten und Burgunder die Invasion zum Stehen brachten, und nach einem Einfalle in Italien, dem das blühende Aquileja zum Opfer fiel, kehrte er in seinen Holzpalast an der Theiß zurück.

Fast hundertjährig, bildet der Hunnenkönig noch den Anziehungspunkt für ein weibliches Herz: die römische Königstochter Honoria entbrennt in verhängnisvoller Liebe zu ihm. Die Auguren hatten geweissagt, daß um ihrer Liebe willen das römische Reich in seinen Grundfesten erbeben werde. Man darf allerdings nicht übersehen, daß Honoria eines Fehltrittes wegen von ihrem Bruder, Valentinian III., in aller Form gefangen gehalten wurde. Danach zu schließen, dürften andere Beweggründe als der der Liebe die Schwester des Kaisers zu dem greisen Barbarenfürsten geführt haben. Sei dem wie immer: als Honoria an Attila den Verlobungsring sandte, mit der flehentlichen Bitte, er möge kommen und sie aus ihrem Kerker befreien, setzte sich Attila in Bewegung und steckte auf dieser schreckensvollen Brautfahrt ein Dutzend Städte in Brand.

Wie seine Laufbahn, war auch Attilas Tod ungewöhnlich. Über hundert Jahre alt, starb er an Blutsturz auf dem Brautbette zur Seite seiner Neuvermählten, der fränkischen Königstochter Ildiko (453). In der Nacht seines Todes träumte der oströmische Kaiser, daß der Bogen Attilas entzweibrach. Die Leiche des Hunnenkönigs ward in einen dreifachen Sarg von Gold, Silber und Eisen gelegt und im Bette der Theiß versenkt. Sein Grab ist bis auf den Tag nicht aufgefunden worden.

Attilas Tod war das Signal zur Auflösung des Hunnenreiches. Schon im nächstfolgenden Jahre erstritten sich die germanischen Stämme in der Schlacht am Flusse Netad in Pannonien gegen Ernak, dem ältesten und kräftigsten Sohne Attilas, ihre Unabhängigkeit. Alsdann verschwand das Hunnentum von der Bildfläche, indem es in den sarmatischen Steppen in verwandten Stämmen aufging.... Wie man weiß, nähren die Magyaren mit Vorliebe die volkstümliche Überlieferung von ihrer engsten Verwandtschaft mit Attila und den Hunnen.

Volkslied und Sage unterstützen diese (auch ethnologisch nicht von der Hand zu weisenden) Beziehungen. Besonders volkstümlich ist die Sage von Csaba, dem jüngsten der Söhne Attilas (welcher die Reste des Hunnenheeres sammelte), der ein Zaubermittel besaß, tote Krieger wieder zum Leben zu erwecken. Angesichts dieses Totenheeres erfaßte Entsetzen die Feinde und sie ließen die Überreste von Csabas Volk in Frieden abziehen. Nach der Volkssage sei auch späterhin Csaba immer wieder mit seinen auferstandenen Kriegern erschienen — mitten durch den Himmel mit großem Getöse reitend, um die Feinde zu vertreiben. Jene glänzende Bahn quer durch den Himmel, die Milchstraße, sei aus den Hufspuren der Hunnenrosse entstanden. Das Volk nennt sie noch heute »Csabas Weg«, oder »die Straße der Heere«.

Eine ungleich größere Bedeutung als in den magyarischen Überlieferungen hat Attila als »König Etzel« in den deutschen Heldensagen erhalten. Hier tritt er zunächst als eine der hervorragendsten Gestalten im Amelungischen Sagenkreis auf. Im »Waltarilied« steht Etzel mitten in den Ereignissen, in dem großzügigen deutschen Nationalepos der »Nibelungen« tritt er als handelnde Hauptfigur zwar in den Hintergrund, bildet aber gleichwohl mit seinem Hofe zu »Etzelburg« (Gran) den Kern des Heldensanges von »der Nibelungen Not«. Im Waltarilied treten die Hunnen als eroberndes Volk auf, indem sie das Frankenland mit Krieg überziehen und reich mit Schätzen beladen heimziehen. Als Geiseln führen sie den späteren Helden des Nibelungenliedes, Hagen von Tronje, an Stelle des noch knabenhaften Gunther, des Frankenkönigs Gibich Sohn, mit sich, sowie Hildegund, die Tochter des Burgunderkönigs Herrich. Auch ihr Bräutigam, Waltari, der Königssohn von Aquitanien (Westgotenreich), teilt dieses Schicksal.

Die Hunnen behandeln die Geiseln freundlich und die Hunnenkönigin Ospirin hat so großes Vertrauen in die schöne jugendliche fränkische Fürstentochter, daß sie den Schatz unter deren Hut stellt. Da entspinnt sich allmählich der Plan zur Flucht. Hagen, der Kunde erhält, daß Gibich das Zeitliche gesegnet hat und sein Nachfolger Gunther die Tributzahlung verweigere, reißt zuerst aus. König Etzel ahnt, daß auch Waltari und Hildegund das Weite suchen würden und will ersteren bereden, sich mit einer Hunnin zu verehelichen, was Waltari mit der Bemerkung ablehnt:

»Mir soll im Schlachtenwetter nicht Sorg um Kind und Weib
Die Blicke rückwärts wenden und lähmen meinen Leib.«

Gelegentlich eines Festschmauses macht Waltari die Hunnen trunken und entflieht mit seiner Braut gegen Worms, vergißt aber in der Eile nicht, den Schatz mitzunehmen. Trotz des Inkognitos wittert Hagen, was er von dem Pärchen zu halten habe, berichtet darüber dem König Gunther, der, trotz der Abmahnung des Tronjers, den Flüchtigen nachzujagen befiehlt. Es entspinnen sich heldenhafte Kämpfe, in welche Gunther auch Hagen, der dem Burgunder Freundschaft geschworen, hineinreißt. Nachdem Waltari beide Gegner verwundet hat (Hagen verliert ein Auge), kommt es zur Aussöhnung und ersterer verbringt sein Leben in Glück und Frieden.



Kriemhild wird zu Etzel geführt. (Berliner Nibelungen-Handschrift.)

Mit dem Waltarilied klingt die große Epopöe des **Nibelungenliedes** an. Wie man weiß, spielen sich die Ereignisse dieses gewaltigen Heldenkampfes am Rhein (zu Worms) und an der Donau (vorwiegend in der mythischen Etzelburg) ab. Das Epos verknüpft sonach die beiden sagenreichsten Ströme miteinander. Steht die Bedeutung des Nibelungenliedes als poetische Schöpfung klar vor Augen, indem sie als Widerhall großer Ereignisse zu gelten hat, so vermißt man anderseits nach der historischen Seite hin, die Einheit der Handlung und der Zeit. Im Mittelpunkte stehen die mächtigen, das Schicksal lenkenden Könige, die dem Zeitalter der Völkerwanderung angehören. Als Beiwerk treten Helden, Markgrafen, Herzoge und Mannen als Gefolge auf, die aus einer weit späteren Zeit in den Heldensang herübergenommen worden sind. Durch diese Anachronismen haben die Sänger des Nibelungenliedes den historischen Kern teilweise verwischt und ihn in Geschehnisse eingehüllt,

welche durch Personen vertreten werden, die anderen Zeiten angehören. Desgleichen werden die Taten, Verhältnisse und Schicksale der Helden ihrer geschichtlichen Art beraubt, stark verschoben und umgewandelt.[1])

Die geschichtliche Grundlage des Nibelungenliedes wird, im ganzen übereinstimmend, von den Forschern in folgender Weise erläutert: König Gunther des Liedes ist in dem Gundikar der Geschichte zu erkennen, d. i. in einem sonst wenig bekannten Burgunderkönig, der im Jahre 437 samt seinem Volke durch die Hunnen den Untergang gefunden hat. Der Hunnenfürst Etzel ist eine poetische Ausschmückung des weltgeschichtlich gewaltigen Attila, der Amelungenfürst Dietrich von Bern (Verona) eine poetische Ausschmückung des Ostgotenkönigs Theodorich. Auch für den Nibelungen-Siegfried, den »König von Niederland«, werden, wenn auch nicht so übereinstimmend, Anknüpfungen an die Geschichte gesucht, und zwar in dem Hinweise auf einen Frankenkönig Sigibert (vielleicht der ripuarischen Franken), der 508 bei einer mittäglichen Ruhe im Walde dem Meuchelmord verfiel. Es kommt aber noch ein zweiter König dieses Namens in Betracht, jener der austrasischen Franken, der im Jahre 576 im Verlaufe des Weiberzwistes zwischen Fredegonde und Brunhilde durch Meuchelmord fiel. Offenbar ist die Erinnerung an diese beiden Könige in der Gestalt des Nibelungen-Siegfried zusammengeflossen.

Über das historische Burgunderreich ist noch folgendes zu berichten: Als die Vandalen im Vereine mit den Sueben Ende 406 ihren Zug nach Gallien unternahmen (S. 171, Note), berührten sie das

[1]) Daß im Nibelungenliede altes Volkssangliches mit jüngerem, von Schriftdichtern Hinzugefügtem und Überarbeitetem verbunden sei, ist das Urteil aller, die sich mit dem Epos beschäftigt haben. Ebenso übereinstimmend ist aber auch die Annahme, daß die Grenzscheide zwischen beiden in den handschriftlich erhaltenen Texten so stark verwischt ist, daß eine Absonderung des einen vom andern über das ganze Schriftwerk hin nicht möglich ist. Es wurde deshalb zu Zeiten ein heftiger Streit über die Frage geführt, ob das Lied aus Bruchstücken verschiedenen Alters zusammengestellt, oder einheitlich abgefaßt wurde. Daraus entwickelten sich drei Ansichten: Die erste, welche den Standpunkt vertritt, daß das Lied aus einer Anzahl von Dichtungen verschiedenen Alters und verschiedenen Wertes zusammengesetzt sei (K. Lachmann, »Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Not«, 1876); die zweite Anschauung vertritt den Standpunkt, daß das Lied einheitlichen Ursprunges sei (Ad. Holtzmann, »Untersuchungen über das Nibelungenlied«, 1854); die dritte Anschauung endlich hält sich in der Mitte, indem sie in den vorhandenen Textierungen der drei Handschriften die Umformung einer älteren Textierung erkennt (K. Bartsch, »Untersuchungen über das Nibelungenlied«, 1865). Unmittelbar bei Linz in Oberösterreich befindet sich eine Anhöhe, welche der Kürnberg genannt wird. Im Walde dieser Anhöhe sieht man einen Felsklotz von einigen unansehnlichen Mauertrümmern umgeben. Pfeiffer und Bartsch glauben, diese Stätte mit dem Ansitze eines mythischen »Kürnberger« identifizieren zu sollen, welcher als Dichter des Nibelungenliedes anzusehen sei. J. Strnadt tritt dieser Ansicht entgegen, indem er an der Hand der Urkunden nachweist, daß es »Kürnberger« in Oberösterreich niemals gegeben habe. Nun hat aber Fr. X. Wöber in dem reichhaltigen gräflich Traunschen Archive Zeugnisse für die Existenz der Kürnberger in Oberösterreich aufgefunden. Zugleich sucht Wöber den Nachweis zu liefern, daß ein gewisser Heinrich von Traun-Stein nicht nur identisch mit dem mythischen Sänger des Nibelungenliedes sei, sondern daß beide Genannten Eins mit dem nicht minder mythischen Ofterdingen sein möchten. Die Heimat dieses Ofterdingen — der Ort Oftering — liegt in der Welser Ebene. Für Ofterdingen hat sich bekanntlich auch Scheffel (in seiner »Frau Aventiure«) erklärt, obgleich er die Frage nicht endgültig entscheiden will, denn er sagt zum Schlusse: »Die Nebel wallen über dem berühmten Dichter ohne Lied und das berühmte Lied ohne Dichter noch immer unzerteilt hin und her.«

Gebiet der Burgunder und verursachten unter ihnen eine heftige Bewegung. Die Folge war, daß ein Stamm derselben sich nach Westen fortreißen ließ und auf gallischem Boden unter römischer Oberhoheit neue Sitze gewann. Das wäre also das sagenberühmte Burgunderreich, welches zwischen 413 und 437 bestanden hat. Als diese Burgunder mit den Römern zerfielen, bekriegte sie Aëtius mit Hilfe von hunnischen Söldnern und vernichtete im Jahre 437 König Gundikar (Gunther) mit seinem ganzen Geschlechte und der Mehrzahl seines Volkes.

Die mächtige Bewegung der Völkerwanderung und ihre staatenbrechende Gewalt hat nicht zu dem geführt, deren naturgemäße Wirkung, wie man meinen sollte, darauf hinzielte: die Ablösung der lateinisch-griechischen Welt durch die germanische. Die auf einem ungeheueren Erdraum verteilten germanischen Völker waren in dem Zustand der wilden Gärung, in welchem sie sich befanden, weder dazu befähigt, noch umschlossen sie gemeinsame Interessen. Gerade das Gegenteil war der Fall: Auf den Catalaunischen Feldern fochten die beiden großen Gotenstämme gegeneinander, andere Stämme lagen sich beständig in den Haaren, wieder andere traten überhaupt niemals maßgebend in den Vordergrund, sondern wurden hin- und hergeschoben, von der Bewegung teils mitgerissen, teils ihrer sich erwehrend, was ihre Zersprengung oder Verdrängung zur Folge hatte. Ein Abenteurer, wie Odoaker, mußte der stärkeren Faust eines Theodorich unterliegen, andere Germanenhäuptlinge, wie der gewaltige Alarich, folgten den Impulsen ihrer Persönlichkeit, trotzig auf ihre Kraft vertrauend, in der Sucht nach Ruhm alles in ihrem Bereiche vernichtend.

Dazu kommt, daß das Römertum noch keineswegs erschöpft war. Aëtius hatte das Wunder zustande gebracht, die verschiedensten Völker mit eiserner Energie zusammenzufügen und sie der Hunnenflut entgegenzustellen. Gleichwohl mochte er den entscheidenden Sieg der Westgoten über Attila in seiner Rückwirkung auf das Kraftbewußtsein der letzteren richtig beurteilt haben, als er dem vernichtenden Schlage auswich. Möglicherweise machte sich unter den Westgoten eine ähnliche Erwägung geltend. Man sieht, wie leicht die Dinge aus dem Gleichgewicht kommen konnten. Ähnlich verhielt es sich im Ostreich, wo der Orientalismus mehr und mehr zu überwuchern begann und den Gegensatz der in der politischen Gestaltung des Doppelreiches zum Ausdrucke kam, erheblich verschärfen mußte. Und dies um so mehr, als schließlich der legitime Träger der Reichsherrschaft nicht in Rom, sondern in Byzanz residierte. Das Ansehen, welches damit verbunden war, tritt immer wieder unter den Formen und Ansprüchen der alten Erinnerungen in seine Rechte.

Das Ende des Westreiches bezeichnet der Einbruch Odoakers in Italien. Im Jahre 476 vertreibt er den letzten sogenannten »Kaiser« Romulus, spottweise Augustulus genannt. Sofort meldet sich Byzanz: es »anerkennt« den durch dieses Ereignis geschaffenen Rechtstitel. Und als Theodorich den Usurpator beseitigt und als erster die Herrschaft des Germanentums in Italien begründet, ist es wieder Byzanz, das seine legitimen Rechte auf das Westreich geltend macht und Theodorich beeilt sich, durch die Anerkennung seitens des morgenländischen Kaisers



Aus dem Grabe des Frankenkönigs Childerich, Stammvater der Merowinger, gest. 481, Vater des Chlodowech. (Unter den Funden dieses Grabes befand sich ein Siegelring mit dem Brustbilde eines Mannes und der Umschrift »Childirici regis«. Die zweite in diesem Grabe beigesetzte Person dürfte Childerichs Gemahlin Basina sein. Das Grab wurde 1653 auf dem Friedhofe der Kirche zu St. Brixius in Doornick, Belgien, aufgefunden.)

sich in den Schein einer gewissen Legitimität gegenüber dem Volke zu setzen.

Angesichts der Tatkraft und des Machtbewußtseins der neuen Gebieter möchte dieser Sachverhalt Befremden erregen. Woher diese Unsicherheit, dieses Bedürfnis, sich an einen höheren staatlichen Faktor anzulehnen? Eine Erklärung hierfür findet sich leicht, wenn man vor Augen hält, daß die Verhältnisse auf der italischen Halbinsel eines vermittelnden Überganges entbehrten. Noch berührten sich die antike Welt und das Germanentum als zwei durchaus gegensätzliche Elemente. Es zeigt von hervorragender Einsicht, wenn Theodorich sich in die Vorstellung einlebte, das Gotenreich als vermittelndes Glied zwischen diese beiden Welten einzuschalten. Es gelang nicht; und es konnte nicht gelingen. Mochten der Weitblick, die sichere Kraft und die großartige Auffassung von seiner Herrscheraufgabe den Gotenkönig noch so sehr zur Lösung dieser hohen Aufgabe drängen: sein Volk war nicht bodenständig, es war ein mächtiger Baum ohne Wurzeln. Fremd unter fremden Kulturverhältnissen, mußte, bei aller Tüchtigkeit der Germanennatur, eine solche Verschmelzung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen.

Die Goten waren die Frühlingskinder auf dem Boden Italiens. Als Sommervolk im Wandel der Dinge stehen im Hintergrunde die Franken. Ihnen war es bestimmt, die eigentlichen Erben Roms zu werden. Unter dem

Merowingische Diplomschrift.

(Schluß der Charte Chilperich I., betreffend den Wiederaufbau der Kirche von Beauvais, 583.)

tatkräftigen König Chlodwig (Chlodewich, 481—511) vollzog sich eine völlige Verschiebung der Verhältnisse. Den ersten Anstoß gab die Gründung eines mächtigen Frankenreiches selbst. Bedeutungsvoller aber war die Bekehrung Chlodwig zum Christentum, und zwar zum katholischen, nicht zum arianischen, zu welchem sich die anderen Germanen bekannten. Und das Frankenvolk folgte diesem Beispiele. Die nächste Folge war die Verständigung mit dem Papsttum, wenn diese Bezeichnung für diesen Zeitabschnitt zulässig ist. Die fränkischen Waffen führten den Katholizismus zur Alleinherrschaft, die Kirche ihrerseits unterstützte die fränkischen Könige. Dank diesen wechselseitigen Diensten erstarkte das Frankenvolk unter der Dynastie der Merowinger zu einem mächtigen Staate, was den arianischen Ostgoten in Italien nicht gelungen war. Ein siegreicher Volksstamm ist weit davon entfernt, einen Staat zu repräsentieren. Und der Staat, in welchem die siegreichen Ostgoten hausten, hatte im Grunde genommen kein eigentliches, lebendiges Volk.

Man hat das Werk Chlodwigs als einen Eckstein der ganzen neueren Geschichte bezeichnet. Es war ein Werk, das vorzugsweise durch Gewalttaten und Frevel der schlimmsten Art zustande kam. Aber nicht dieser Sachverhalt war das Bedenkliche, sondern die altgermanische Überlieferung vom Privatfürstenrechte. Hierin klebte noch das Alte am Neuen. Und dies hatte zur Folge, daß das Frankenreich zugunsten der vier Söhne Chlodwigs geteilt wurde.[1]) Der König hatte den Staatsbegriff mächtig gefördert, aber seinem innersten Wesen nach erfaßt hat er ihn nicht. Zwar schloß sich das Frankenreich späterhin wieder zu einer Einheit, zerfiel aber wieder, aus dem gleichen Grunde wie das erste Mal.

Diese Ereignisse spielten sich unter den Augen Theodorichs ab, der nichts weiter war als ein Held, ein Gebieter, der kraft seiner Cha-

---

[1]) Chlotar, der seine drei Brüder überlebte, vereinigte zwar wieder das ganze Frankenreich, aber nach seinem Ableben (561) trat das germanische Erbrecht abermals in Kraft und so fand neuerdings eine Teilung des Reiches statt. Dies führte zu neuen Kämpfen zwischen den Teilfürsten, welche diesmal durch das Eingreifen zweier rivalisierender Frauen einen entsetzlichen Charakter annahmen. Es waren dies die westgotische Königstochter Brunhilde, Gattin des Königs Sigibert von Austrasien, und Fredegonde, ein Weib von gemeiner Herkunft. aber von König Chilperich I. von Neustrien zur Gemahlin erhoben. Unter Greueln aller Art verfielen die Teilfürsten einer nach dem anderen und auch die beiden Frauen dem Tode. Beide Herrscherinnen waren herrschsüchtig, energischen Charakters, haßerfüllt und keine Greuel scheuend. Nach dem Tode der Fredegonde übertrug Brunhilde ihren Haß auf den Sohn der ersteren, Chlotar. Als dieser zur Herrschaft gelangte und Brunhilde durch Verrat der Großen in die Hände des Königs fiel, ließ er die achtzigjährige Matrone an den Schweif eines Pferdes binden und zu Tode schleifen. Die Geschichte der älteren Merowinger ist voll der abscheulichsten Greuel. Chlodwig selbst, allen Lastern ergeben, hatte die Richtschnur angegeben. Unter seinen Söhnen griffen Willkürakte aller Art, Unsittlichkeit, Eidbruch und Meuchelmord platz. Dumpfer Aberglaube paarte sich mit spöttelndem Unglauben. Auch der Klerus ging vielfach mit bösem Beispiele voran. Der Name des Christentums war nur die Tünche über moralischer Verwesung. Ein halbes Jahrhundert währten diese gräßlichen Zustände. Vielleicht gibt die Mischung der heterogenen romanischen und germanischen Elemente den Schlüssel zu diesen wüsten Verhältnissen. Roheit der Völker und Verworfenheit der Herscher und der Großen kennzeichnen den gärenden Prozeß dieser tumultuarischen Übergangszeit aus der Barbarei zu den strammeren Verhältnissen, die nachmals unter dem Einflusse der sogenannten »Hausmeier« platzgriffen, deren erster, Pipin, das Haus der Karolinger begründete.



Fredegonde. (Gemälde von Alma Tadema.)

raktereigenschaften die Höhe menschlicher Größe erreichte, jedoch nicht dazu berufen war, ein staatlich organisiertes Reich auf dem Boden Italiens ins Leben zu rufen. Worin der Grund dieses Unvermögens lag, haben wir bereits erwähnt. Mit dem Frankenkönig kam Theodorich in Berührung, als jener die Westgoten aus Gallien südwärts abgedrängt hatte und nun daran ging, sie über die Pyrenäen nach Spanien zu werfen. Theodorich schritt ein, um sein eigenes Reich zu sichern. Chlodwig mußte an der Garonne Halt machen.

Theodorich starb im Jahre 526, überlebte sonach den Frankenkönig um fünfzehn Jahre. Ein Jahr später erstand dem bedrängten Byzanz wieder ein Mann, dessen staatsmännische Begabung und Tatkraft den politischen Schwerpunkt wieder nach dem Osten verlegte — Kaiser Justinian. Das alte römische Weltreich sollte wieder erstehen, die fremden Völker aus Italien und Afrika vertrieben werden. Den ersten Stoß hatten die Vandalen auszuhalten. Belisar übernahm die Aufgabe und es fiel ihm nicht schwer, die unter dem heißen Klima Afrikas des Waffenhandwerkes entwöhnten Barbaren zu überwältigen. Ihr letzter König, Gelimer (530—534), wurde nach Konstantinopel gebracht. Dann kamen die Ostgoten an die Reihe (535). Abermals war es Belisar, der den ersten Stoß auszuführen hatte. Aber der kraftvolle

Germanenstamm trotzte vorerst noch dem Sturme. Wittiges, Ildibad, Totila sind die unbeugsamen Könige, welche dem oströmischen Anpralle in verzweifelter Abwehr die Stirne darbieten. Erst dem Nachfolger Belisars, dem Eunuchen Narses, gelingt es, den Widerstand zu brechen. In der Schlacht am Vesuv fällt der letzte König der Ostgoten, Teja (553).

Als letzte Welle der germanischen Hochflut, welche das ganze europäische Gebiet des einstigen römischen Weltreiches überschwemmte, brachen die Langobarden in Italien ein, nur fünfzehn Jahre nach der Niederwerfung der Goten durch Narses. Im Jahre 569 zog König Alboin in Mailand ein und eroberte von hier aus sämtliche Städte Liguriens außer den am Meere gelegenen. Später folgte Tuskien, das Land bis in die Nähe von Rom und einige feste Plätze an der Küste. Auf dem Raume von Bergamo und Pavia bis Spoleto wurden 35 Herzogtümer eingerichtet. Später drangen die Langobarden auch nach Unteritalien vor, einzelne Scharen kamen sogar nach Sizilien. Im 7. Jahrhundert fielen ihnen die Städte des Exarchats zu, im 8. Jahrhundert setzte der Herzog Toto seinen Bruder mit Gewalt zum Papste ein, und als Karl der Große seinen Einzug in Rom hielt, gab es daselbst eine langobardische Landsmannschaft (neben der fränkischen), langobardische Priester, während in Latium langobardische Ritter in ihren Kastellen hausten.

Die langobardische Invasion in Italien ist völkergeschichtlich und kulturgeschichtlich insoferne von größtem Interesse, weil sie nachweisbar bis ins spätere Mittelalter hinein in ethnischer Beziehung von tiefgreifendem Einfluß war. Von dem langobardischen Herrenstand schied sich scharf die einheimische Bevölkerung, die völlig verknechtet wurde und in ein Hörigkeitsverhältnis überging, wie es in der Gotenzeit nicht bestand. Anderseits freilich gingen die Langobarden allmählich äußerlich in der von ihnen beherrschten Bevölkerung auf, indem sie die fremde Sprache annahmen, sich in Sitte und Tracht dem Lande anpaßten. Aber an die alten Familientraditionen und dem angestammten Recht hielten sie unverbrüchlich fest. Gemeinschaftsgefühl und Freiheitssinn ersetzten das nicht zur Entwicklung gekommene Nationalbewußtsein. Man ist geneigt, die langwierigen Kämpfe der Geschlechter und Städte im späteren Mittelalter auf das stark ausgebildete Selbstbewußtsein des einstigen langobardischen Adels zurückzuführen. Das langobardische Recht blieb bis ins 13., teilweise bis ins 15. Jahrhundert in Gebrauch, während die alte römische Stadtverfassung fast völlig vernichtet wurde.

Es ist folgerichtig, wenn man in diesen Verhältnissen, welche dem Individualismus im weitesten Umfange förderlich sein mußten, auch dessen Einwirkung auf das geistige Leben in Anschlag bringt. So darf denn auch der Nachweis, daß dieser »psychologische Quell« bis in die Renaissance hinein in Künsten und Wissenschaften nachwirkte, als erbracht angesehen werden. Es ist dies vornehmlich durch L. Woltmann (»Die Germanen und die Renaissance in Italien«, 1905) mit vielem Geschick und an der Hand eines reichen Tatsachenmaterials geschehen. Die Chroniken und Urkunden aus dem Mailand des Mittelalters »wimmeln geradezu von germanischen Namen«. Aus jener Zeit stammende ikono-

graphische Darstellungen zeigen Personen, welche blonde und rötliche Haare haben und auch sonst durch ihr Äußeres die nordische Herkunft



Zwei Seiten aus dem langobardischen Gesetzbuch. (Handschrift aus dem 10. Jahrhundert, Kloster Cava.)

verraten. Ja, bis in die letzten Jahrhunderte herein hat sich in vielen Adelsgeschlechtern der nordische Typus fast rein erhalten.

Sicher ist, daß an diesem Sachverhalte auch die Goten Anteil hatten. Die Schlacht am Vesuv hat zwar die Herrschaft der Ostgoten in Italien niedergebrochen, die Rasse selbst aber konnte doch wohl nicht spurlos verschwinden. Übrigens bestehen auch Zeugnisse, welcher dieser Annahme entgegentreten, z. B. das »Cartularium Langobardum«, welches gotische Rechtsgebräuche kennt, und eine andere Urkunde, nach welcher noch im 11. Jahrhundert gotisches Recht in Übung war. Nach dem Urteile aller Historiker waren die Goten das edelste und begabteste germanische Volk und da seine Überreste, teils im Koloniatsverhältnisse, teils als freie Gutsherren dem Wandel der Zeiten sich angepaßt hatten, kann kein Zweifel sein, daß die gotische Rasse an der geistigen Wiedergeburt Italiens nach dem Erlöschen des Römertums größeren Anteil hatte, als die einheimischen Verfechter der »Kontinuität der lateinischen Kultur« zuzugeben gewillt sind.

* * *

Die frühchristliche Kunst.

Innerhalb eines so gewaltigen Staatengebildes, wie es das römische Weltreich war, konnte der Zersetzungsprozeß des antiken Geisteslebens und einer Weltanschauung, deren Wurzelstöcke niemals gänzlich verwest sind, nur langsam vor sich gehen. Bezeichnend hierfür ist, daß dritthalb Jahrhunderte vergehen sollten, ehe sich das Christentum zur Staatsreligion durchzuringen vermochte. Die Zeit Konstantins d. Gr. bezeugt, wie zähe der nationalrömische Geist an dem Hergebrachten hing und wenigstens in einer Richtung, der monumentalen Baukunst, nach wie vor das Feld behauptete. Auf hellenischem Boden vollends wirkten die rumorenden Geister der Vergangenheit noch bis ins 6. Jahrhundert nach. Man zählte das Jahr 529, als in Athen der letzten heidnischen Philosophenschule das Lebenslicht ausging.

Das junge Christentum erweckte ein Leben, das lediglich in ideeller Richtung befruchtend wirkte. Als geistige Bewegung für sich, ohne Traditionen im Sinne der herrschenden Kulturströmungen und zugleich ohne aus sich selber hervorkeimenden künstlerischen Anregungen, mußte die neue Lehre dort, wo sie der künstlerischen Betätigung bedurfte, an die vorhandenen Vorbilder anknüpfen. Von schöpferischer Kraft, oder auch nur von einem Anlauf zu originellem Erfassen der ererbten künstlerischen Formen ist nicht die Rede. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß auch unter wesentlich günstigeren Bedingungen, etwa durch ein größeres Maß von Bewegungsfreiheit, als das Christentum sie in den ersten Jahrhunderten genoß, ein reicheres künstlerisches Leben sich schwerlich entwickelt haben würde. Alle Kunst ist in ihrer spontanen Wirksamkeit äußerlicher Natur. Der neue Glaube war und blieb durch geraume Zeit eine stille Feier der Innerlichkeit. Von der Außenwelt abgewandt, fand er seine intensive Befriedigung in jenen ethischen Grundlehren, welche das reine, edle, religiöse Empfinden in den Vordergrund rückten, auf Kosten jener ästhetischen Kräfte, die eine vergangene Zeit groß gemacht hatte.

Die frühchristliche Kunst, ohnedem bescheiden genug, kann demnach nicht als der Ausgangspunkt einer neuen Zeit, als der Grundstein der mittelalterlichen Kunst, gelten. Zwar der Lehrmeister von Nazareth hatte verkündet: »Ihr sollt nicht neuen Wein in alte Schläuche gießen.« Im übertragenen Sinne hat dieses Gebot keine Erfüllung gefunden. So wie die neue Lehre in der Sprache der Griechen und Römer ihre Verbreitung gefunden, so kam die künstlerische Betätigung über die hellenisch-römischen Formen nicht hinaus. Das Übrige tat der äußere Druck, der den künstlerischen Bedürfnissen der Christengemeinden der ersten Jahrhunderte buchstäblich das Licht nahm. Von den Geräten des christlichen Kultus abgesehen, die nur geringe künstlerische Betätigung erheischten, erübrigte nichts weiter als der Schmuck der Gräber. Und diese lagen unter der Erde, in den Katakomben.

An diese unterirdischen Gänge und Kammern (*Cubicula*) mit ihren Lichtschächten (*Luminaria*) und in den Felsen gearbeiteten Gräbern (*Lucoli*) knüpft sich denn auch eine höchst bescheidene Kunst, welche man bezeichnender Weise die »Katakombenkunst« genannt hat. Als Grabstätten waren die Katakomben auch den Römern heilig und so konnte sich die zu Zeiten hart bedrängte Christengemeinde der einen oder anderen großen Stadt (Rom, Syrakus, Alexandria) in die mystische Dämmerung jener unterirdischen Gänge flüchten, um ungefährdet ihren Andachtsübungen obliegen zu können. Ab und zu freilich, z. B. in der Zeit der diocletianischen Verfolgungen, verloren auch diese Räume ihre Schutzkraft. Die Mordlust drang unter die Erde und rötete sie mit dem Blute der Märtyrer.

Die Katakombenkunst beschränkte sich auf den Verputz und die Bemalung der großen ungegliederten Flächen. Die dekorativ wirksamen Elemente dieser Wandmalereien standen zunächst noch allenthalben im Banne ererbter heidnischer Formen, einfach deshalb, weil es keine anderen Vorbilder gab und die handwerksmäßige Durchführung der Motive einer Auslegung, die über das Herkömmliche hinausgriff, noch nicht zugänglich war. So kam jener wunderliche heidnisch-antike Dekorationsstil zustande, der sich in landschaftlichen Motiven, in Früchten und Blumen, Girlanden, Putten, Delphinen usw. gefiel und selbst dem Figuralen heidnische Vorstellungen zugrunde legte. Die Allegorie freilich vermag Wunder. Noch mehr aber der Symbolismus. Orpheus mit seiner die Tiere meisternden Leier wird zum Sinnbild der alle Kreatur an sich ziehenden christlichen Lehre, Amor und Psyche der bildliche Ausdruck für das große Liebesmysterium zwischen Gott und der Menschenseele. In denselben Kreis ideeller Transformation gehören der Hirte mit dem Lamm, die Herde Gottes, die Taube mit dem Ölzweig, der Brotkorb als Sinnbild des Abendmahles und manches andere.

Die Darstellungen waren also heidnisch, die Deutung christlich. Alle Kunst zerfloß in Symbolismus. Den Herrn selbst darzustellen, wagte man zunächst noch nicht. An seine Stelle tritt das »Labarum«, die mystische Namenschiffre des Heilands (XP) und ähnliche Zeichen in mannigfacher Abwechslung. Alsdann setzen Szenen aus dem alten und neuen Testament ein, auch diese noch auf dem Wege der Umbildung heidnischer Figuren, zuletzt wagt man sich an die Darstel-

lung der Geburt Christi und die Anbetung durch die Magier. Aber Maria erscheint noch als »Adorantin«, in jener heidnischen Darstellung einer Frau mit erhobenen Armen und himmelwärts gewandtem Haupte. Oder vielmehr die Adorantin wird in die anbetende heilige Jungfrau umgedeutet. In der Priscillakatakombe allerdings erscheint eine Frau mit einem Kinde am Arme neben einer männlichen Gestalt von Prophetenhabitus, eine Gruppe deren Auslegung als heilige Familie nicht schwer fällt. Christus selbst bleibt zunächst noch eine apollinische Figur und erscheint erst später mit Vollbart. Der Kreuzigung geht man aus dem Wege; das Kruzifix an sich ersetzt vorerst noch die bildliche Vermittlung der erschütternden Tragödie auf Golgatha. Alsdann stellt man den Heiland vor das Kreuz und noch später endlich kommt die Passion zur Darstellung.

Dieser Werdegang der frühchristlichen Kunst läßt deutlich erkennen, daß der antike Geist mit seiner Abkehr von allem Düsteren, Schwermütigen und Herben, mit seinem Hinneigen zu einer Weltanschauung, die selbst den Ernst des Todes mit den Schleiern eines heiteren Symbolismus verhüllt, die christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte noch allenthalben beherrschte. Derselbe Geist betätigt sich auch an den Sarkophagen, also in der Plastik, deren Reliefdarstellungen in sprechender Weise das Formgefühl der heidnischen Kunst zum Ausdrucke bringen.



Basilika San Paolo di fuori Mura (Rom).

Als das Christentum Staatsreligion geworden war, die neue Lehre aus ihren dumpfen Verstecken an das helle Tageslicht trat und damit den Weg zu einer Weltreligion betrat, mußte nun auch die Architektur zur Betätigung kommen. Nichts lag dem Geiste des zum Siege emporgestiegenen Glaubens ferner, als seinem Triumphbewußtsein durch entsprechend pompöse Tempelbauten Ausdruck zu geben. Es ist der Geist jener De-

mut, von welcher Tertullian zu berichten weiß, der über die Beträume der christlichen Gemeinden seiner Zeit berichtet. Die an den Typus der römischen Marktbasilika sich anschließenden neuen größeren Bethäuser erhielten im Innern durch zwei Säulenreihen eine Gliederung in drei Schiffe, womit der Grundplan für alle späteren Kirchenbauten gelegt war. An das breitere Mittelschiff schloß am rückwärtigen Ende ein halbrunder Anbau (Apsis) als Sitz des Kirchenvorstandes an, vor den Eingang wurde eine Halle (Narthex), der Raum für die Neubekehrten und Büßenden, gelegt. Die Wände des Mittelschiffes führte man höher empor und versah sie mit Fenstern, während die niedrigeren Seitenschiffe durch Pultdächer abgedeckt wurden. Der Mittelraum erhielt ein Satteldach.

Das ist der Urtypus der christlichen Basilika. Ist für das antike Vorbild — die Marktbasilika und Gerichtshalle — der säulenumschlossene Raum charakteristisch, so zeigt anderseits die bauliche Umformung den neuen Geist: den freien Blick durch die ganze Tiefe des Raumes nach dem Heiligsten, dem Altar und der Predigtstätte. Hinter dem Altar erhebt sich die Kathedra, der Sitz des Bischofs, eine Marmorschranke trennt das Presbyterium vom Gemeinderaum, der »Chor« nimmt die Sänger und die niedere Geistlichkeit auf. Die Decke ist meist flach und reich getäfelt oder sie fehlt und ist der Dachstuhl sichtbar.

Mag auch die schlichte Größe dieser Kirchenbauten vorwiegend im Sinne des feierlich-ernsten Kultus wirken und dem künstlerischen Formengefühl nicht Rechnung tragen, so fanden sich in ihnen gleichwohl die baulichen Elemente, welche nachmals auf dem Wege über das gotische Ravenna nach Byzanz jene prunkvolle Ausgestaltung erhielten, die mit dem Zeitalter Justinians (527—565) zusammenfällt. Es erblühte ein neuer Baustil, der byzantinische, als dessen Typus der Zentralbau mit Kuppelabschluß und vier Kreuzarmen als Tonnengewölbe sich dauernd erhielt. Reicher Mosaikschmuck und Freskomalerei ersetzt aber auch hier das fehlende Gefühl für plastische Gliederung des Raumes. In einem späteren Kapitel werden wir Gelegenheit finden, uns mit der byzantinischen Kunst etwas eingehender zu beschäftigen.

Mit den ersten Kirchenbauten war — und dies verleiht der neuen Zeit ein hervorragendes kulturgeschichtliches Interesse — der urchristliche Geist erloschen. Unversehens war die Kirche zu einem Machtfaktor auf Erden emporgewachsen. An Stelle des religiösen Dranges trat das theologische Denken und Empfinden. Gleichwohl berührten die dogmatischen Fragen die Gläubigen in ihrer überwiegenden Mehrheit zunächst noch nicht unmittelbar. Fern von dem Lärm, der von den Hauptburgen der christlichen Theologie (Antiochia und Alexandria) ausging, verliert sich auf lateinischer Erde das schlichte naive Urchristentum durch das Medium der Legende in eine vernebelte Welt mystischer Wunder. Ein äußerliches Mittel hierzu sind die liturgischen Kirchengesänge, jene Hymnen voll Feierlichkeit, wie sie zuerst in des Bischofs Hilarius »*Lucis largitor splendidae*« zum volltönenden Ausdruck kommen.

Es ist ein mächtiges Anschwellen kraftvollen Glaubensbewußtseins. Aber die wahre Innerlichkeit, die von der Phantasie eingegebene

künstlerische Regung mit ihrem frischen Drange nach poetischer Gestaltung fehlt dem gottesdienstlichen Gesang. Zwar der Mailänder Bischof Ambrosius bringt durch die musikalische Ausgestaltung des Kirchengesanges ein neues erfrischendes Element in die Liturgie, aber die Anlehnung an die griechische Musik, deren Born die profanen volkstümlichen Weisen sind, droht den ambrosianischen Kirchengesang zu verweltlichen. Er verstummt unter Gregor dem Großen. Dem gregorianischen Kirchengesange, der von nun ab die geweihten Hallen durchrauscht, ist der herbe, asketische Charakter seines Urhebers aufgedrückt. Der melodische Schwung, die rythmische Fülle, weichen der eintönigen Modulation des Rezitativs mit seiner streng-feierlichen Tonfolge.



Theodorichs Grabmal zu Ravenna.

(Turmartiger Zentralbau mit Rundbogen-Arkaden im Untergeschoß, über dem Tambour des Obergeschosses eine gewaltige Flachkuppel von 10 m Durchmesser, aus einem einzigen Riesenstein gehauen; am Hauptgesimse das berühmte Zangenornament.)

ZWEITES BUCH.

DAS MITTELALTER.



Mekkapilger. Nach dem Gemälde von L. Belly. (Louvre-Museum.)

Erstes Kapitel.

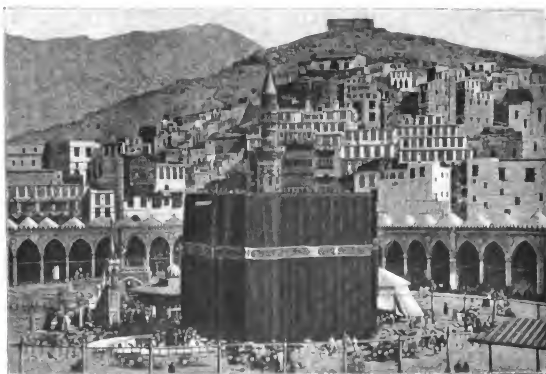
Der Islam.

Mohammed.

Wir haben an anderer Stelle[1]) der ältesten Kulturzustände in Arabien gedacht, und zwar in einer zusammenfassenden Schilderung alles dessen, was aus einheimischen Chroniken und einigen anderen Dokumenten über die Sabäer — beziehungsweise Himjaren — und ihren Königsgeschlechtern bekannt ist. Wenig historische Zeugnisse, viel sagenhafte Überlieferungen. Ein orientierender Blick auf das übrige Arabien, vornehmlich auf jenes zentrale Hochland, welches vielleicht als der eigentliche Urquell des arabischen Blutes zu gelten hat, konnte sich nicht auf historische Tatsachen, sondern lediglich auf rein ethnische Dinge stützen, wobei vornehmlich das sittengeschichtliche Moment schärfer hervortrat.

Daraus gestaltete sich ein übersichtliches Bild von der Stammesorganisation der alten Araber, von ihren Lebensverhältnissen auf Grund nationaler Eigenart und in Wechselwirkung mit der Natur des Landes, welch letztere besonders geeignet erscheint, den physischen und geistigen Charakter der arabischen Rasse klar vor Augen zu führen.

[1]) I. Band, S. 212.



Die Kaaba zu Mekka.

Nirgend sonstwo findet man die primitive Kultur, welche mit dem Nomadenleben zusammenhängt, in ähnlichem Maße durch die Pflege männlicher Tugenden, lebendiges Naturgefühl, lebhafte Phantasie und romantische Auffassung in allen das Leben bewegenden äußeren Anlässen geadelt, wie bei den alten Arabern des zentralen Hochlandes. Es genügt, auf die Rolle, welche der Adel der Abstammung bei diesem Volke spielte, hinzuweisen, um die festen Umrisse eines Charakterbildes zu erkennen, das um so lebensvoller sich gestaltet, als die vorhandenen Überlieferungen nicht als Geschehnisse im Sinne der Weltgeschichte, sondern als individualistische Erscheinungen sich darstellen.

Dies verdankt man der nationalen Dichtung. Sie ist so durchaus persönlich, bar aller Reflexion, die Dinge in ihren unmittelbaren Beziehungen zum Leben erfassend, daß in ihr zahlreiche Quellen in sittengeschichtlicher Beziehung sich erschließen. Die wichtigsten Quellen altarabischer Dichtkunst sind die Sammlungen der Muallakat, das Kitab al Aghani (von Abul Faradsch al Isfahani), die Hamasa und der Diwan der Hudseiliten. Die berühmtesten sind die Muallakat (d. h. »die wegen ihres Wortes erhabenen«), Dichtungen, welche im öffentlichen Wettstreit den Preis errangen und daraufhin, mit Goldbuchstaben auf Seide gestickt, im Nationalheiligtum der Kaaba zu Mekka aufgehängt wurden. Hauptsächlich sind es sieben Dichter: Imrulkais, Tarafa, Harit, Amr Ibn Kulthum, Lebid, Zuhair und Antara... Weit bedeutsamer für die Kunde vorislamitischer Verhältnisse ist die von Abu Temam besorgte Sammlung, welche den Titel »Hamasa« führt, und in der über 800, meist kleinere Gedichte enthalten sind, welche sich auf etwa 500 Dichter und 30 Dichterinnen verteilen. Der

Name Hamasa bedeutet »Tapferkeit«, entsprechend der ersten Sammlung, welche ausschließlich Kampfeslieder enthält. In der zweiten Abteilung, den »Totenklagen«, sind vornehmlich Dichterinnen vertreten, während die dritte Abteilung ausschließlich Liebeslieder enthält.

Da Abu Temam seine Anthologie zwischen 807 und 845 verfaßte, ist der Inhalt der Hamasa nicht ausschließlich altarabisch. Daraus ergibt sich, daß, mit Ausnahme jener Gedichte aus islamitischer Zeit, welche auf Grund von Namen und Geschehnissen in bezug auf ihre Zugehörigkeit keinen Zweifel aufkommen lassen, für manche Stücke zeitgeschichtliche Anhaltspunkte fehlen. Für den allgemeinen Charakter der Dichtungen und den Wert ihres Stoffes ist dies gleichgültig, eingedenk der Stabilität der arabischen Zustände. Ob vor, ob nach Mohammed: es ist immer derselbe Geist, der sich in diesen poetischen Erzeugnissen betätigt, die Lust an Kampf und Abenteuern, Lob des Stammes und seiner Heroen, Schmähungen des Feindes, Ehrenbezeigungen für den Gast, kriegerische Erinnerungen an die Vergangenheit und ungezügelte Rauflust.

Auch die Muallakat atmen diesen Geist. Schon Goethe hat dies in seinen Noten zum »Westöstlichen Diwan« hervorgehoben. . . . »Feste Anhänglichkeit an Stammesgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Rachelust, gemildert durch Liebestrauer, Wohltätigkeit, Aufopferung, sämtlich grenzenlos.« . . . Wein, Jagd, Spiel und Liebe galten den Arabern jener Zeit als die wertvollen Güter des Lebens.[1]) Die hier in Frage kommenden Dichtungen gestatten ihrem Inhalte nach und in ihren Beziehungen zu den realen Dingen des Lebens einen vorzüglichen Einblick in die Geisteswelt der alten Araber. Die Liebe und nachhaltige Begeisterung, welche jene der Dichtkunst entgegenbrachten, die hervorragende Stellung, welche die Ausüber der Kunst unter ihren Stammesgenossen einnahmen, das alles legt Zeugnis von einem starken Innenleben ab. Das ist aber auch das Gepräge der Dichtungen selbst, denen jede Objektivität abgeht und die durchaus persönlich sind. Daher das Jugendfrische, Überquellende, die natürliche Unbefangenheit, das weiche Naturgefühl voll lebendiger Bilder und Allegorien, die impulsive Leidenschaft und die Offenheit der Gesinnung.

Solcherart war das Volk, welches Mohammed vorfand, und dem er mit seiner göttlichen Sendung gegenübertrat. Wie man weiß, war der künftige Prophet ein posthumes Kind. Sein Vater Abdallah war auf der Rückkehr von einer Karawanenreise nach Syrien zu Medina

[1]) In ihrer maßlosen Form tritt diese Auffassung vornehmlich in den Muallakat in die Erscheinung. Bekanntlich nennt man diese längeren Dichtungen Kassiden, für welche sich frühzeitig gewissermaßen eine feste Disposition herausgebildet hat. Nach dem Vorbilde der Muallaka (Einheit von Muallakat) des Imrulkais beginnt die Kasside regelmäßig mit der Klage (Nasib) um die verlorene Geliebte, indem der Dichter in Gesellschaft seiner Reisebegleiter auf den Trümmern der Wohnstätte der Entschwundenen sich sentimentalen Betrachtungen hingibt. Dann folgt die Schilderung der Reisen, welche der Dichter unternommen hat, um die Geliebte wiederzufinden, und erwähnt der mancherlei Abenteuer, die er hierbei zu bestehen hatte. Beschreibungen seines vortrefflichen Pferdes oder Kameles folgen, dann stimmt der Sänger sein eigenes Lob an, preist sein treues Festhalten an den Stamm, an die Pflichten der Blutrache usw., bis ihn endlich seine Genossen auffordern, die Stätte seiner Trauer zu verlassen, in der Hoffnung, die Teuere wiederzufinden. Nach diesem Zuschnitte sind alle Kassiden gehalten.

gestorben, noch bevor das Kind zur Welt kam (im Frühjahr 571). Die junge Mutter, Amina, war krank und schwächlich und nicht imstande, ihr Kind zu stillen. Deshalb suchte sie eine Amme, die indes schwer zu finden war, da die junge Witwe über ein nur kärgliches Einkommen verfügte. Unter den Beduinenfrauen, welche regelmäßig nach Mekka kamen, um Säuglinge zu suchen, fand sich keine, welche des armen Waisenkindes sich angenommen hätte, bis zuletzt eine gewisse Alyma vom Stamme der Saad in Ermangelung einer besseren Akquisition sich mit dem kleinen Mohammed zufrieden gab. Die moslemische Tradition hat nicht verabsäumt, diese Frau, welche sich des Gottgesandten angenommen, mit dem Schleier des Wunderglaubens zu umweben und die Erinnerung an sie durch alle Zeiten lebendig zu erhalten.

Durch das ungebundene und gesunde Leben in der Wüste war der Knabe Mohammed erstarkt, und so konnte es Amina wagen, ihn zu sich zu nehmen. Sie reiste zu Verwandten nach Medina, starb aber auf der Rückkehr. Nun fiel alle Sorge auf die treue Sklavin Ayman, welche den Knaben zu dessen Großvater (väterlicher Seite) Abd-al Mottalib brachte. Der alte Mann liebte das Kind sehr und empfahl es, als er verschied, der Fürsorge seines Sohnes Abu Talib, der allerdings selber reichlich mit Kindern gesegnet war. Es ist daher begreiflich, daß Mohammed keine besonders erfreuliche Jugend hatte. Im Hause Abu Talibs gab es schmale Kost und der künftige Religionsstifter legte keine besondere Verwendbarkeit an den Tag.

Dem Oheim konnte es daher nur genehm sein, als der junge Mohammed sich die Erlaubnis erbat, auf Reisen zu gehen, zunächst als Begleiter einer Handelskarawane. Wahrscheinlich versah er auf dieser seiner ersten Reise den Dienst eines Kameltreibers. Gelegentlich eines zweiten solchen Ausfluges kam er nach Bostra in Syrien, wie es heißt im Alter von 13 Jahren, und hier sollte eine tiefgehende Veränderung seiner Lebensverhältnisse platzgreifen. Er trat nämlich als Handelsgehilfe in die Dienste der reichen Witwe Kadidscha, welche damals ungefähr 27 Jahre alt war. Dreizehn Jahre später wurden die beiden ein Paar, trotz des Widerstrebens seitens des Vaters, der diese Ehe als durchaus ungeziemend fand. Nur durch Anwendung einer List gelang es der Kadidscha, ihren Willen durchzusetzen.

Nun war die Entrüstung groß, doch wurde die Sache schließlich in Güte beigelegt und die Ehe war glücklich genug. Trotz des Altersunterschiedes und der abstoßenden Häßlichkeit, zu welcher wenigstens heutzutage die Araberinnen im vorgerückten Alter gedeihen, blieb Mohammed seiner (bereits zweimal vermählt gewesenen) Kadidscha musterhaft treu und er nahm keine andere Frau, so lange sie lebte. Die Ehe währte 24 Jahre und Kadidscha nahm großen Einfluß auf die göttliche Sendung ihres Gatten. Er hatte sechs Kinder von ihr, darunter zwei Knaben, welche frühzeitig starben. Die Töchter wurden verheiratet (eine an einen Heiden noch vor dem Auftreten Mohammeds als Prophet), aber nur durch die jüngste, Fatma (nachmals mit Ali, Abu Talibs Sohn, vermählt) hat des Propheten Stamm sich erhalten.

Kadidscha starb im Sommer 619. Sie war die erste Gläubige gewesen. Um diese Zeit scheint Mohammed sich nicht viel um die Frauen

gekümmert zu haben, sehr im Gegensatze zu seinem Verhalten in späteren Jahren, das seinem »Harem« immer wieder neuen Zuzug brachte. Gleichwohl war des Propheten Stellung zu seinen Frauen eine schwierige, und zwar deshalb, weil der freie Zug, der von altersher durch das arabische Frauenleben ging, weder durch den neuen Glauben, noch durch verschiedene, diese Freiheit beschränkende Gesetze Mohammeds nennenswerte Einbuße erfahren hatte. Daß Mohammed überhaupt die Polygamie beibehielt, scheint aus Gründen der »Staatsraison« geschehen zu sein. Er wollte ein zahlreiches Volk und ließ die Gläubigen wissen, daß er sich am Tage des Gerichtes in der Menge seiner Völker verherrlichen werde. Im übrigen bestand kein gesetzlicher Zwang und blieb es dem Einzelnen anheimgestellt, sich auch mit weniger Lebensgefährtinnen zu begnügen als Mohammed gestattet hatte (vier Frauen und ebensoviele Nebenfrauen, wobei jedoch der Prophet eine Ausnahme machte).

Wenn wir uns fragen, welche Bedeutung das Auftreten Mohammeds und die Begründung des Islam für seine Zeit hatte, so ist nicht zu leugnen, daß der Prophet — wenn man von allen Eingebungen persönlicher Natur absieht — das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, ein Wohltäter der Menschheit im Gebiete der arabischen Rasse gewesen zu sein. Das von ihm geschaffene gemeinsame Gesetz für alle Bekenner der neuen Lehre war eine mächtige und wirksame Schranke gegen die bis dahin bestandene Gesetzlosigkeit, welche ihren Ausdruck in der Selbsthilfe und in den von der Tradition gestützten Forderungen der Blutrache fand. Allerdings konnte der Prophet den tief eingewurzelten Gegensatz zwischen Süd- und Nordarabern, der auch weiterhin, und zwar in verstärktem Maße zur Geltung kam, als die arabischen Eroberer ganz Vorderasien, Teile von Mittel- und Südasien und den Nordrand von Afrika in ihre Gewalt bekamen, nicht beseitigen. Hie Jemeniden — hie Modhariden war der Kampfruf, der gerade in den glänzendsten Zeiten des Islam die wildesten Leidenschaften entfachte.

Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß Mohammed mehr Sozialist als Mystiker war. Die Ausbeutung der ärmeren Klassen in Mekka erregte seinen Zorn; er wetterte gegen die Leuteschinder, Betrüger und Wucherer, welche lediglich nur auf die Vergrößerung ihrer Reichtümer bedacht seien, kein Mitgefühl für die Armen hätten und die Waisen und Enterbten im Elend zugrunde gehen ließen. Daher seine flammenden Episteln, welche gegen Härte und Stolz, Hochmut und Verschwendung, Geiz, Verleumdung und andere Laster gerichtet sind. Ganz besonders aber ist es das Los der Frauen und Sklaven, das dem Propheten am Herzen lag. Vornehmlich einen Übelstand bekämpfte er mit drakonischer Strenge. Im vorislamitischen Arabien herrschte eigentlich Weibergemeinschaft. Zwar nicht der Form nach, wohl aber aus Anlaß der Leichtigkeit, mit welcher Frauen das eheliche Verhältnis lösen konnten

Als Begründer einer neuen Religion hat Mohammed, wie wir an anderer Stelle ausführlich erörtert haben[1], an den alten Monotheismus.

---

[1] I. Band, S. 235 ff.

der auf Abraham zurückführt, angeknüpft. Bei seinem öffentlichen Auftreten nannte sich der Prophet einen »Hunafa« (Mehrzahl: Hanyfe), ein Ehrenname für Abraham, im Gegensatz zu den Vielgötterern. Als heilige Bücher sollen die Hanyfe »Rollen des Abraham« besessen haben, und Mohammed verfehlt nicht zu Beginn seines Auftretens, auf diese Schriften hinzuweisen. Viele Koranstellen stimmen damit überein. Die Rollen selbst führen aber nicht auf Abraham, sondern auf die »Sabier« zurück, jenem Reste des chaldäischen Heidentums, das sich zu Haran bis tief in die mohammedanische Zeit erhält. Unmittelbaren Anteil an der Prophetie Mohammeds hatte der mekkanische Dichter Omayya, der ein Hunafa war und als erster gegen den Götzendienst auftrat. Es heißt, daß dieser Omayya selber den Prophetenberuf antreten wollte, aber zurücktrat, als Mohammed einen Vorsprung gewann. Ein anderer Hunafa, Zayd, hatte öffentlich erklärt: »O Koreischiten, ich allein unter euch bekenne Abrahams Religion.« ... Zayd starb noch vor dem Auftreten Mohammeds.

Man kann sich Gedanken darüber machen, was geschehen wäre, wenn einer der Genannten an Stelle Mohammeds die Aufgabe auf sich genommen hätte, die Araber dem Einheitsglauben zuzuführen. Daß schließlich alles so kam, wie es gekommen ist, verdankt man ganz gewiß weniger den persönlichen Eigenschaften des künftigen Propheten, als vielmehr einer krankhaften Anlage seines physischen Menschen. Er hatte zu Zeiten hysterische Anfälle, verbunden mit Sinnestäuschungen. Wenn ein Anfall heftig war, fiel Mohammed zu Boden, »röchelte wie ein Kamel« und wurde von konvulsivischen Zuckungen befallen. War der Anfall vorüber, so stellten sich große Mattigkeit und Schweißausbruch ein. Mit den krampfartigen Zuständen sind jene Sinnestäuschungen in Zusammenhang zu bringen, deren Ergebnis die »Offenbarungen« des Propheten waren. Die Zeitgenossen selbst nahmen die Sache nicht so einfach, und erklärten die Anfälle für Wirkungen des Teufels. Mohammed gab dies anfänglich zu, stellte die Sache aber so dar, als habe er in jenen schweren Augenblicken mit den Mächten der Finsternis gerungen, was zu dem außergewöhnlichen Erfolge seines Auftretens wesentlich beigetragen haben mochte.

Darauf gestützt, darf man wohl annehmen, daß Mohammed von seiner religiösen Mission persönlich völlig überzeugt war, daß er seine Offenbarungen tatsächlich für überirdische Inspirationen ansah und damit die aufrichtige Überzeugung verband, das Werkzeug des alleinigen Gottes zu sein. Später freilich, als der Prophet zur Macht emporstieg und von den in Fluß gekommenen Ideen und Tatsachen vorwärts getrieben wurde, nützte er die gewonnene Stellung in einer Weise aus, welche seine ehrliche Gesinnung stark in Frage stellt. Abgesehen davon, daß ihm der Vorwurf bewußter Lüge und planmäßiger Entstellungen der altehrwürdigen heiligen Schriften nicht erspart werden kann, gibt der Koran selbst das klare Zeugnis ab, daß zahlreiche Offenbarungen auf ganz bestimmte, oft rein persönliche Zwecke berechnet waren. Auch Wortbruch und Treulosigkeit waren ihm vielfach Mittel zum Zwecke. Unentschieden mag bleiben, ob in späterer Zeit, als Mohammed zur Betätigung seines Einflusses des Luges und Truges

nicht mehr bedurfte, derlei Bedenklichkeiten auf die Macht der Gewohnheit oder auf seine maßlose Selbstüberhebung, die all sein Tun als den Ausfluß der durch ihn wirkenden Gottheit erscheinen ließ, rückzuführen sei.

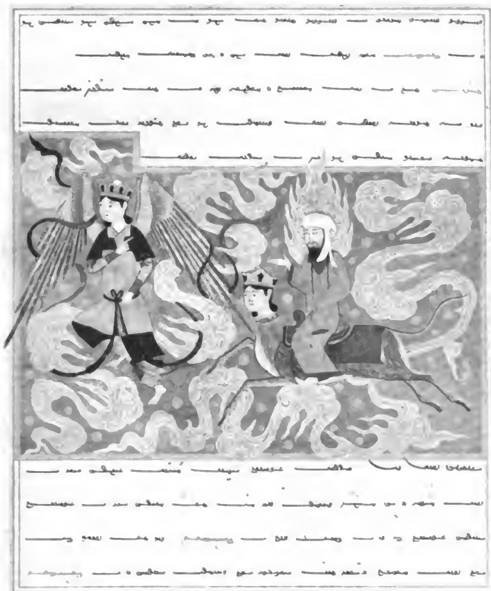
Also: zunächst Fanatiker aus Überzeugung, alsdann Betrüger aus Berechnung, aus Egoismus und als Mittel zum Zwecke, zuletzt, vom Erfolge berauscht, der Glaube an sich selbst, die feste Überzeugung von seiner Göttlichkeit, beziehungsweise seiner göttlichen Mission. Ein wunderliches Gemisch von glühendem Enthusiasmus und gemeiner Schlauheit, von Opfermut und niedriger Selbstsucht, Anhänglichkeit an die, welche er schätzte und deren Mitwirkung er bedurfte, Treulosigkeit und verräterische Hinterlist gegenüber allen, die ihm im Wege standen; das eine Mal voll Zähigkeit und Selbstvertrauen, das andere Mal kleinmütig und niedergeschlagen; bald energisch sich aufraffend, ernst und ausdauernd, dann wieder von Furcht befangen, Gutes oder Böses nach geringfügigen Äußerlichkeiten beurteilend, furchtsam oder tollkühn, tagelang dahinbrütend, um dann plötzlich in Scherz und Heiterkeit umzuspringen: so war der Mann, der ohne höhere Geistesanlagen, ohne gefestigten Charakter, in seinem Tun kleinlich und eitel, im Kampfe nichts weniger als ein Held — eine ganze Rasse zu erstaunlicher Tatkraft aufrüttelte.

Die Mekkaner machten sich wenig aus Mohammed. Er gehörte zwar dem Stamme der Koreïsch an, dem mächtigsten von Mekka, aber die Familie der Haschem, die ihn den ihren nannte, war arm und einflußlos. Abgesehen von dem Spott, den er erntete, mußte er der persönlichen Sicherheit halber wiederholt aus der Stadt fliehen, um immer wieder zurückzukehren. Zuletzt glaubte er durch seine angebliche (visionäre) Himmelsreise auf dem Flügelrosse Borak in Begleitung des Erzengels Gabriel, den Zweiflern zu imponieren. Aber auch diesmal verspotteten ihn die Mekkaner. Mohammed, für den es schmerzlich war, keine andere göttliche Beglaubigung als seine eigene Überzeugung bieten zu können, tröstete sich damit, daß auch alle früheren Propheten von ihrem Volke der Lüge geziehen wurden.

Aber die eben anwesenden Pilger aus Jahtrib (später Medina, d. h. kurzweg »die Stadt«, nämlich die des Propheten, genannt), welche zur Kaaba gewallfahrtet waren, dachten anders. Sie drangen in ihn, Mekka zu verlassen und sich unter ihnen anzusiedeln. Da eben eine neue Verschwörung gegen Mohammed im Zuge war, leistete dieser der Aufforderung seiner neuen Beschützer Folge und machte sich aus dem Staube. Diese »Flucht« (Hedschra) — am 14. September 622, später auf den 15. Juli zurückdatiert — eröffnet bekanntlich die Ära des Islam, sie ist der Zeitpunkt, von welchem die Moslemin die Entstehung ihrer Religion und den Beginn ihrer Zeitrechnung datieren.

Die Flucht des Propheten hatte zur Folge, daß zwischen Mekka und Medina Zwietracht ausbrach. Die neue Lehre, zu der kaum erst die Keime gelegt waren, hatte kriegerische Bewegungen zur Folge, und damit war ihre Signatur für alle kommenden Zeiten festgelegt. Der erste Kampf fand beim Brunnen Bedr (40 Stunden im Südwesten von Medina) statt, wo sich die Koreischiten eine Schlappe holten. Sie kamen

حضرت رسالت پناه علیه السلام آتی دکن وارب اطرافنده جوق ملائکه وار ایدی اول محلده



Mohammeds Himmelfahrt. Aus einer türkisch-uigurischen Handschrift des 15. Jahrhunderts. Original in Farben. (Pariser Nationalbibliothek.)

wieder, mit verstärkter Macht, und diesmal hätte die Sache des Propheten ein schlimmes Ende nehmen können. Es war am Berge Ohod. Der militärische Anhang des Propheten (nur 700 Mann, darunter hundert in Panzern) hatte regellos angegriffen und sich aufs Plündern des vom Feinde verlassenen Lagers verlegt. Zwar Hamza, der Oheim Mohammeds, kämpfte wie ein Löwe, bis ihn der Speer eines abessinischen Sklaven niederstreckte, und noch mehr Feinde als Hamza erschlug der Medinese Kuzman. Zuletzt aber brachen die Koreischiten erneut von den Basalthängen des Berges herab und zersprengten die Moslemin. Mohammed, eine Zeit hindurch mit wenigen Getreuen von den Seinen abgeschnitten, kam in arge Bedrängnis: es wurde ihm ein Vorderzahn eingeschlagen und ein Teil des Visiers in die Wange getrieben. Auch einen Säbelhieb soll der Prophet davongetragen haben. Da der schwere Doppelpanzer seine Bewegungen sehr hemmte, mußten die Getreuen Mohammeds ihn auf Armen und Schultern auf dem Berge Ohod in Sicherheit bringen. Gewiß ist, daß Hamza, wäre er nicht gefallen, nachmals noch eine große Rolle gespielt hätte.

Im 8. Jahre der Flucht konnte Mohammed Vergeltung üben. Mit einem Heere von 10.000 Mann zog er siegreich in Mekka ein und damit war seine Macht begründet. Sein Rachebedürfnis ging gleichwohl nicht weit; alles in allem zehn Personen überlieferte er dem Tode, verschonte aber die Stadt, deren Plünderung durch die beutegierigen Beduinen, die sich dem Zuge angeschlossen hatten, er verhinderte. Mit der Einnahme von Mekka beginnt die politische Periode des Islam, die bereits in Medina die ersten Anläufe hierzu genommen hatte. Aber es konnte der Natur der Sache nach auch weiterhin an religiöser Machtentfaltung nicht fehlen — alles zu Ehren des Propheten, der nun über alles Menschentum hinausrückte und gewissermaßen zum Attribute des Islam wurde.

Mohammed hatte es gewagt, den Koran für die getreue Abschrift der im Himmel aufbewahrten ewigen Wahrheiten auszugeben. Das heilige Buch der Mohammedaner aber bestand noch nicht zu Lebzeiten des Propheten, der lediglich seine »Offenbarungen«, zerstreut und fragmentarisch, hinterlassen hatte. Es heißt, Mohammed habe absichtlich vermieden, diese Offenbarungen zu sammeln und zu fixieren, um sie je nach Umständen verändern zu können. Erst Abu Bekr, der erste Chalif von Medina, ließ alle vorhandenen Urschriften, die sich vorfanden, sammeln. Unter dem dritten Chalifen, Othman, erfolgte dann eine letzte und durchgreifende Revision. Dies ist der eigentliche Ursprung des Koran, der zugleich Religions- und Gesetzbuch war und selbst in den Zeiten der Kulturblüte des Islam, als Wissenschaft und Kunst zur Entfaltung kamen, als der Inbegriff aller Wissenschaft galt.

Die Art, wie das heilige Buch entstand, erklärt dessen unordentliche Zusammenstellung. Eine chronologische Reihenfolge festzustellen, ist unmöglich, und neigt man der Ansicht zu, der Prophet selber habe die einzelnen Stücke (Suren) durcheinandergeschoben, um die Kontrolle der Aussprüche in ihren Beziehungen zu den Ereignissen zu erschweren, z. B. die nicht eingetroffenen Prophezeiungen usw. Im allgemeinen gibt die Sammlung ein Bild der drei verschiedenen Stellungen, welche Mohammed

nacheinander einnahm: erst als Reformator, dann als Stifter einer neuen Religion, endlich als Gesetzgeber und Fürst. In der ersten Periode sehen wir (Weil, »Geschichte der islamitischen Völker«, 27) den Propheten von innerer Begeisterung hingerissen, die Sprache rythmisch bewegt, mit wahrhaft poetischer Färbung; in der zweiten Periode herrscht ruhige Betrachtung vor, Rhetorik statt der Poesie, berechnender Verstand anstatt der Herzenswärme; in der dritten Periode bleibt nur noch matte Prosa übrig, auch dort, wo er zwischen seinen Gesetzen und Verordnungen die Wunder der Schöpfung, die Schrecken des jüngsten Gerichtes, oder die Herrlichkeiten des Paradieses schildert.

Bezeichnend für die Anpassungsfähigkeit der Satzungen des Propheten ist der folgende Zwischenfall. Als einst Omar und Hischam über den Wortlaut einer Sure sich stritten und jeder sie dem Propheten (der entscheiden sollte) anders vortrug, versicherte dieser sowohl bei Omars als bei Hischams Vortrag: »So ist mir offenbart worden« — und fuhr fort, als jene sich wundern wollten — »der Koran ist in sieben Lesarten vom Himmel gesandt; wählet diejenige, die euch am leichtesten ist« . . . Man begreift daher, daß es nicht an Stimmen fehlt, welche sagen, daß der starre orthodoxe Geist, der nachmals die Islamiten beherrschte und bis auf den Tag beherrscht, dem Sinne des Urhebers nicht entspricht; sollte jemals eine Reform des Koran möglich werden,

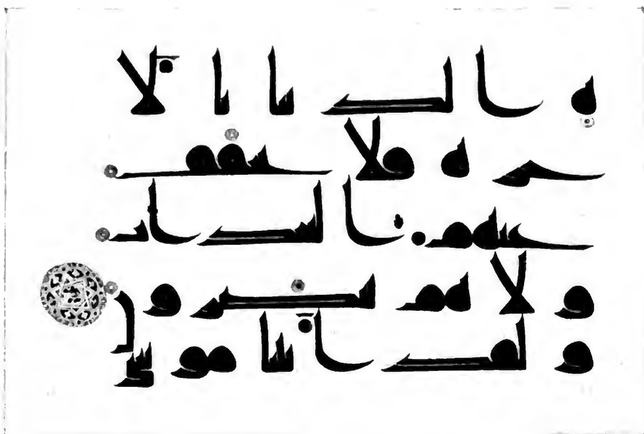
Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 10. Jahrhundert, 11. Sure (»Hud«), 100. Vers. (Pariser Nationalbibliothek.)

so brauchte sie nur in Mohammeds Geist zu geschehen, um auch dem Bedürfnis der Gegenwart zu genügen. Es waren also die Sammler der Offenbarungen, sowie die rechtgläubigen Schüler (darüber später), welche die Ausdeutung übernommen hatten, und dabei ist es geschehen, daß bald nichts mehr auf den Geist und alles auf den Buchstaben gegeben wurde. Selbst der Prädestinationsglaube, das schwerste sittliche Gebrechen des Islam, ist nicht eigentlich auf Mohammed zurückzuführen, denn einige dahin zu deutende Sätze scheinen lediglich durch das augenblickliche Bedürfnis eingegeben worden zu sein.[1])

Die Haupt- und Grundlehren des Islam sind die Lehre von der Einheit Gottes, die durch Mohammed vermittelte göttliche Offenbarung und die mit dem jüngsten Gericht zusammenfallende Vergeltung durch Paradies und Hölle — womit der Unsterblichkeitsglaube zusammenhängt. Das Hauptdogma ist die Einheit Gottes, das der Islam ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, da er einerseits in dem jüdischen Priestertum eine verwerfliche, gottmenschliche Vermittlung zwischen Himmel und Erde erblickt, während ihm die christliche Lehre von der Dreieinigkeit als der Gipfel des Irrtums erscheint. Zahllos sind die Attribute Gottes (99 nach den Kommentatoren); er ist der Allmächtige, der Unbegreifliche, der Allerbarmherzigste, der Allwissende, der Selbstgenügende, der Preiswürdige. Dagegen tritt die Gerechtigkeit und namentlich die Heiligkeit (im absoluten Sinne) sehr in den Hintergrund.

---

[1]) Nach einer einheimischen Überlieferung wird die Entstehung der arabischen Schrift auf drei Personen zurückgeführt, welche »gekommen waren, in der Stadt Anbar zu wohnen«. Anbar lag in der Nähe der berühmten »Buchstadt« Sippara in Chaldäa. Von jenen dreien erfand der erste (Moramir) die Form der Buchstaben, der zweite (Aslam) änderte die Formen der Buchstaben je nach ihrer Stellung im Worte, der dritte endlich (Amir) führte die diaritischen Punkte ein . . . Aus dieser dunklen Überlieferung ergibt sich für uns lediglich eine oberflächliche Anknüpfung an Chaldäa. Betrachtet man aber die alte Gestalt der arabischen Schrift — die Kufische — so ergibt ein Vergleich mit den syrischen Alphabeten, daß zwar eine gewisse Ähnlichkeit besteht, indem verwandte Züge mit der nabathäischen Schrift hervortreten, doch hat sich das Kufische so eigenartig ausgebildet, daß sie als eine Originalschrift angesehen werden muß. Die Bezeichnung »kufisch«, nach der Stadt Kufa, ist wohl auf die dortige hohe Schule, wo die kufische Schrift hauptsächlich gepflegt wurde, zurückzuführen; ihr Ursprungsort aber kann es nicht sein, da Kufa erst unter einem späteren Chalifen gegründet worden ist . . . Die kufische Schrift war vorzugsweise die Schrift des Koran, da sonst nur wenige arabische Bücher in dieser Schrift abgefaßt sind, dagegen als Grabschrift häufige Anwendung fand, offenbar deshalb, weil die Grabschriften stets dem Koran entlehnt wurden. Die sofort in die Augen springende Eigentümlichkeit des Kufischen ist der viereckige Charakter, der zwar in den Handschriften weniger hervortritt, desto mehr aber in Inschriften, z. B. in der Alhambra, wo sie sich den Ornamentenmustern vortrefflich anpaßt. Die kufische Schrift hatte die diakritischen Punkte noch nicht; in Koran-Handschriften sind dieselben daher in Farben eingetragen, um damit anzudeuten, daß der ursprüngliche Text davon nicht berührt werden solle. Durch die diakritischen Punkte wurde die Zahl der Buchstaben auf 28 erweitert . . . Eine etwas schwungvollere Form des Kufischen ist die karmatische Schrift, indem sie vielfach von der Quadratierung abweicht. Die eigentliche charakteristische arabische Schrift mit ihrem arabeskenartigen Schwung ist die Neskhi-Schrift; sie hat sich in der sogenannten Maghreb-Schrift (nach dem afrikanischen Westen, Maghreb, so genannt) eigenartig entwickelt. Alle weiteren Spielarten (Dscherisi, Neskhi-Dscherisi, Tülüt, Tülüt-Dscherisi, Toalik, Rikaa, Diwani, Dscheri, Kalemirasd, Syakat) gehören späteren Zeiten an, und wurden hauptsächlich von den Osmanen ausgebildet.



Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 7. Jahrhundert. Kufisch. 2. Sure (»Die Kuh«), 80. Vers. (Pariser Nationalbibliothek.)

Daraus folgert ein fundamentales Gebrechen des Islam, das vornehmlich in sittlicher Beziehung von verderblicher Rückwirkung ist: das Fehlen jener Erkenntnis, welche in dem absoluten Gegensatz zwischen Gott und der dem Menschen anhaftenden Sündhaftigkeit liegt. Der Koran kennt nur »Sünden«, nicht aber die Sünde im vorstehenden Sinne, woraus folgert, daß die moslimische Sittenlehre nicht als Ethik nach herkömmlichem Begriffe aufzufassen ist, sondern als eine Summe von sittlichen Handlungen, durch deren Befolgung der Gläubige durch das Medium des offenbarten Koran die Gnade Gottes erwirken kann. Eine Sittlichkeit also, die als umfassender Gesamtzustand, als innerlich begründete Ursache und Quelle sittlichen Handelns den Menschen zur Einkehr in sich und zur Umkehr durch den in der Seele lebendig werdenden Geist Gottes führte — eine solche Sittlichkeit kennt der Islam nicht.

Wenn schon aus diesem Sachverhalte sich folgern läßt, daß es dem Islam an Tiefe und Innerlichkeit gebricht und der Koran neben dem Evangelium sich ausnimmt wie trockenes Stroh neben einem blühenden Reis, tritt zu dem Vorgebrachten noch ein Element, das jede Ethik zu Schanden macht: die Prädestination. Die fatalistische Lehre, daß Gott alle Dinge der Welt und des Lebens, Schicksale und Handlungen, ja selbst sittliches und religiöses Verhalten in der Weise beeinflußt, daß jedem Menschen von Geburt aus durch Vorherbestim-

mung ein für allemal Gnade oder Ungnade des Allmächtigen zubemessen sind — in dieser Lehre ruht der Keim von zwei Grunderscheinungen des Islam. Die erste dieser Erscheinungen spiegelt sich in der Vorstellung von dem Unwert alles Tuns, von der Zwecklosigkeit menschlicher Strebungen, mit welchen nichts zu erreichen ist, wenn sie nicht in den Kreis göttlicher Vorherbestimmungen fallen. Die zweite Erscheinung ist die tröstliche Aussicht, daß trotz alledem die Vorherbestimmung, insoweit es sich um ewige Belohnung oder ewige Verdammnis handelt, einer Remedur fähig ist, wenn der Gläubige sein Leben dem Einheitsglauben zum Opfer bringt. Dadurch werden Fatalismus und Fanatismus zu einem einträchtigen Brüderpaar.

Obwohl die prädestinationische Lehre den ganzen Koran durchsickert und die Grunderscheinung des gesamten islamitischen Lebens in der Vergangenheit und in der Gegenwart bildet, haben die Rechtgläubigen selbst dagegen Stellung genommen. Zum mindesten fand man es als widersinnig, daß Gesinnungen und Handlungen durch den göttlichen Willen vorgezeichnet sein sollen. Aber anstatt mit dieser Anschauung den Stützpunkt für eine Ethik zu finden, die dem Menschen jenes Maß von Freiheit zuweist. das ihn befähigt, zwischen Gut und Böse zu wählen, artete der Widerspruch zu heftigen Streitigkeiten aus, die mehrfach zu Sektenbildungen führten, deren innere Hohlheit die Sache nicht besser machte.

Wenn es eine koranische Ethik, wie sie die aus dem Geiste des Evangeliums geborene christliche Anschauung darstellt, nicht gibt, kann gleichwohl nicht bestritten werden, daß die zahllosen sittlichen Einzelvorschriften, wie sie das heilige Buch enthält, zur Zeit Mohammeds von eminent läuternder Wirkung auf die aus dem Heidentume hervorgegangenen Araber waren. Der beschränkte Geist des Propheten aber verdarb sein eigenes Werk, indem er die Betätigung aller Tugenden nur im Schoße der Rechtgläubigkeit gelten ließ. Darüber hinaus sollte von all dem gerade das Gegenteil verdienstlich sein. Dazu kommen etliche Kardinalgebrechen. Der Koran umgeht Wahrhaftigkeit und selbst die Heiligkeit des Eides durch Dekretierung herzlich geringfügiger Sühnung; er mißachtet den Wert des Menschenlebens, er propagiert mit flammenden Worten, ohne Ahnung von dem, was wirkliche Sittlichkeit ist, den sogenannten »heiligen Krieg« (Dschihad) zum Zwecke der Ausrottung Andersgläubiger. Schließlich vermengt der Koran Religiöses und Weltliches, und daraus erwuchs nachmals im politischen Leben jene Form der Staatsverfassung, welche den Machthabern die Bedeutung eines Werkzeuges der Allmacht verlieh, womit der orientalische Despotismus seine Wiedergeburt fand. Da sich im Islam Religion und Sittlichkeit nicht decken, kann es nicht überraschen, wenn die frömmsten Machthaber nebenher die abgefeimtesten Schurken waren.

* * *

Staatengründungen. — Das Chalifat von Medina.

Das beschränkte Gebiet Arabiens konnte der gewaltigen Expansivkraft des Islam nicht den Raum zu seiner Machtentfaltung bieten.

Daher die sturmartige Wirkung der neuen Lehre, als sie, gleich dem Glutwinde der Wüste, aus dem heißen Hedjaz hervorbrach, um sich in unglaublich kurzer Zeit über ungeheuere Ländergebiete auszubreiten. So wurden die Araber eines der größten Erobervölker, das die Geschichte kennt. Aus dem fernen Jemen waren die kriegerischen Stämme der Kahtaniden in Syrien eingebrochen, um erst an den Abhängen des Taurus Halt zu machen. Die nicht minder kriegerischen Clane Inner-Arabiens anderseits hatten, dem uralten Zuge der Wanderbewegung frühester Jahrhunderte folgend, das Zweiströmeland mit ihren kampfbegeisterten Scharen überschwemmt, das Reich der persischen Sasaniden niedergeworfen, um ihre sieggewohnten Standarten bis zu den Schneehöhen des Hindukusch zu tragen.

Eine dritte Richtung endlich, welche dieser gewaltige Eroberungszug genommen hatte, ging nach Westen, durch das uralte Einbruchstor nördlich des Sinai, über ganz Nordafrika hinweg bis zum Atlantischen Ozean. Kaum vierzig Jahre nach dem Tode des Propheten hatte der wilde Okba, Feldherr des ommejadischen Chalifen Merwan, das ganze Atlasgebiet unter das Schwert des Islam gebeugt. Zuletzt ritt er in die Atlantische Meeresbrandung hinein und rief: »Herr, wenn dieses Meer mich nicht hinderte, ich zöge in die entlegensten Länder und ins Reich des Dulkharnain, kämpfend für deine Religion und diejenigen tötend, die nicht an dein Dasein glauben und andere Götter anbeten.«

Mohammed segnete das Zeitliche (am 8. Juni 632), ohne einen Nachfolger in der Ausgestaltung seines Werkes bestimmt zu haben. Für die Nachfolgerschaft waren aber so viele Kandidaten (Partisane des jungen Glaubens) vorhanden, daß unter anderen Umständen das begonnene Werk leicht hätte wieder auseinanderfallen können. Überdies rivalisierten die beiden Städte Medina und Mekka, wie zu Lebzeiten des Propheten auch nach dessen Ableben, und jede der beiden Städte glaubte sich berechtigt, über den geeigneten Nachfolger frei verfügen zu können. Daß die Angelegenheit nicht ohne Blutvergießen ablaufen würde, lag auf der Hand. Auf die Tatsache hin, daß der Prophet einst seinen Schwiegervater Abu Bekr zum Vorbeter bestimmt hatte, da ihm die Stimme Omars mißfiel, wählten die Koreischiten im Bunde mit den Aslamiten jenen zum »Stellvertreter« oder Chalifen.

Abu Bekr (632—634) erwies sich als ein treuer Vollstrecker der Pläne und Absichten, welche der Prophet noch zu Lebzeiten festgelegt hatte. Nur so erklärt es sich, weshalb der Chalif das starke Heer, welches unter Osamas Befehl bei Medina stand, nach Syrien geschickt hatte, wie es Mohammed gewollt, anstatt es zur Bekämpfung der Rebellen zu verwenden. Abu Bekr eröffnete die Reihe islamitischer Eroberungen mit den östlichen Teilen Arabiens, was zu mörderischen Kämpfen führte. In Zentral-Arabien hatte Museilama (»Moslimchen«) den Widerstand organisiert, war aber in den Pässen am Rande des Hochlandes im Kampfe erlegen. Dieser Museilama strebte noch zu Lebzeiten des Propheten nach der Herrschaft, und er wäre vielleicht für die Sache des Islam zu gewinnen gewesen, würde Mohammed ihn nicht vor aller Welt herausgefordert haben. Als nämlich Museilama

einst an Mohammed sich wandte und sein Schreiben mit den Worten einleitete: »Museilama, der Gesandte Gottes, an Mohammed, den Gesandten Gottes«, antwortete der Prophet: »Mohammed, der Gesandte Gottes, an Museilama, den Betrüger«.

Die Feindschaft, die nun zwischen beiden platzgriff, war eine derart heftige, daß ein großer Teil der Gläubigen, die sich dem Heere Chalids zur Bekriegung Inner-Arabiens angeschlossen hatten, ihr zum Opfer fielen. Dem Abu Bekr selbst scheint indes solches Blutvergießen Grauen eingeflößt zu haben. Gleichwohl setzte jener Chalid — »das Schwert Gottes« — seine Eroberungen über Nordarabien hinaus fort. Er zerstörte Hira und Anbar, und stieß bald hierauf zu einem anderen Heere Abu Bekrs, das nach Syrien vorgedrungen war, um die Byzantiner zu bekriegen. Chalids unerwartetes Erscheinen (am Jarmukflusse, unweit des Tiberiassees) führte die Entscheidung zugunsten der Araber herbei. Noch bevor die Nachricht von diesem großen Siege zu Abu Bekr gelangte, starb dieser, nachdem er nur zwei Jahre die Würde eines Chalifen bekleidet hatte.

Sein Nachfolger wurde Omar (634—644), den der sterbende Chalif als solchen bestimmt hatte. Um sicher zu gehen, hatte er die um ihn versammelten Häupter schwören lassen, demjenigen zu gehorchen, den er ernennen würde. Omar war der eigentliche Begründer des islamitischen Staates und der nachmaligen mohammedanischen Weltmacht. Er war, obwohl persönlich eine streng rechtliche und gerade Natur, der wahre Urheber des tiefen Hasses, welcher alsbald zwischen den Recht- und Andersgläubigen platzgriff. Eine ansehnliche Zahl von Verordnungen und Gesetzen, die er festsetzte, bezweckte schlankweg die Unterdrückung der Ungläubigen und die Verbreitung der neuen Lehre mit Feuer und Schwert.

Kein Wunder also, daß die begonnenen Eroberungen mit wachsender Tatkraft und unerhörten Grausamkeiten fortgesetzt wurden. In Syrien fiel eine Reihe von festen Plätzen (Damaskus, Aleppo, Antiochia) in die Hände Abu Obeidas (636). Jerusalem aber wollte sich nur an Omar selbst ergeben, der zu diesem Zwecke dort erscheinen mußte.[1])

---

[1]) In Jerusalem trägt der »Dom des Felsens« (Kubbet es Sahra) den Namen Omars, obwohl längst klargelegt ist, daß der tapfere Partisan des Islam mit ihm nichts zu schaffen hat. Der Chalif eroberte Jerusalem im Jahre 637, und sein erster Gang war nach dem berühmten »Bethause des David«, von dem ihm Mohammed erzählt hatte. Da der Prophet (trotz seiner Behauptung, vom heiligen Fels des David aus auf dem Flügelrosse Borak die sieben Himmel durchflogen zu haben) niemals in Jerusalem war, wußte Omar nicht, welcher von den jerusalemitischen Tempeln das bezeichnete Bethaus sei. Als er endlich auf der Terrasse von Moriah den herrlichen Dom erblickte, soll er ausgerufen haben: »Gott ist groß! Dies ist der Tempel, von welchem der Prophet mir erzählte, daß er die nächtliche Reise dahin gemacht habe« . . . Die Omar-Moschee (fälschlich so genannt) steht, wie überzeugend nachgewiesen worden ist, auf der Stelle des Tempels Salomons. Schon Prokopius, der Panegyriker des Kaisers Justinian, gibt Nachricht von einem großartigen Kirchenbau, den der letztere auf Moriah habe aufführen lassen. Im Jahre 570, also fast ein Menschenalter vor der Eroberung Jerusalems durch Omar, hatte »Antonio der Märtyrer« die Basilika, die er ausdrücklich an die Stelle des salomonischen Tempels setzt, gesehen und des Felsens, den er einen »viereckigen Block« nennt, gedacht. Dieser Felsblock war ursprünglich der Kern des Brandopferaltars, zu dem man auf breiter Treppe emporstieg. Der christlichen Tradition nach soll der Erlöser auf diesem Felsblock gestanden sein, als er durch Pilatus verhört wurde.



Namenszug des Chalifen Abu Bekr.

Bei Kadesia, unweit von Babylon, überwältigte Saud Ibn Wakaß nach dreitägigem Ringen das Sasanidenheer unter Rustem, angeblich infolge der Unklugheit des einundzwanzigjährigen Königs Yezdedscherd III., der die zuwartende Haltung seines Feldherrn mißbilligte und ihn zwang, den Euphrat zu überschreiten. Nach der Schlacht zogen die Araber sogleich in Ktesiphon ein. Hierauf brach Nurman mit nur 30.000 Islamiten in Persien ein, zersprengte das 150.000 Mann starke persische Heer bei Nehawend (642) und drang bis zum Kaspischen Meere und dem Oxus vor.

Schon drei Jahre früher war ein anderer Feldherr, Amr, mit einem verhältnismäßig schwachen Heere (anfangs 4000, später 16.000 Mann) nach Ägypten aufgebrochen, wo die Abneigung der monophysitischen Christen gegen die byzantinische Herrschaft die Erfolge des Islam wesentlich begünstigte. Am Nil, wo Amrs Zelt stand, wurde der Grundstein zu einer Stadt gelegt (»Fostat«), welche mit dem heutigen Alt-Kairo identisch ist. Im Jahre 641 fiel Alexandria, wobei dessen berühmte Bibliothek den Flammen übergeben wurde. Amr hatte erklärt: »Entweder steht alles, was diese Bücher enthalten, im Koran, dann sind sie überflüssig, oder es steht nicht in dem heiligen Buche, dann sind jene verwerflich.«

Der zweite Chalif sollte keines natürlichen Todes sterben. Auf Omars Gerechtigkeitssinn bauend — der, beiläufig bemerkt, so weit ging, daß der Chalif sich vor Gott verantwortlich glaubte, wenn einem Hirten fern im Irak ein Stück Vieh gestohlen wurde — wandte sich ein einfacher Handwerker aus Kufa, Firuz mit Namen und Nichtmoslim, um Abhilfe wegen Steuerüberbürdung. Als die Klage keine Abhilfe brachte, schlich sich Firuz in die Moschee, in der auch der Chalif betete, und stieß diesem den Dolch in die Brust. Omar soll die Vorsehung gepriesen haben, daß er durch die Hand eines Ungläubigen als »Märtyrer« fiel. Er war zweifellos ein großer Charakter, bei aller Härte und Schroffheit ein human gesinnter Mann, persönlich höchst ehrenhaft und beispiellos genügsam. Es wird erzählt, daß die Tochter Abu Bekrs, welche Omar ehelichen sollte, sich weigerte, diesen Bund einzugehen, weil es hieß, daß der Chalif seine Familie mit Kamelfleisch

Die Fußeindrücke blieben im Gestein zurück und Jahrhunderte hindurch wurde dieses Zeichen von den Christen mit Inbrunst verehrt, bis die Islamiten erklärten, die Fußspur rühre nicht von Jesum, sondern von Mohammed her. Sie erkennen auch im Gestein die Fingerabdrücke des Erzengels Gabriel, der den Block niedergehalten haben soll, als er nicht übel Lust zeigte, mit dem davonschwebenden Propheten gemeinschaftlich die vielversprechende Himmelsreise mitzumachen ... Der Dom ragt fast in der Mitte der Tempelplatte empor. Wie das Innere einer jeden großen Basilika, wirken auch hier die gewaltigen Abmessungen des Kuppelbaues. Von außen trägt zu der gleichen Wirkung wohl in erster Linie der freie Aufbau bei, den weder Annexe, noch andere Nebenbauten beengen.



Namenszug des Chalifen Omar.



Namenszug des Chalifen Othman.

und Gerstenbrot nähre. Omars Ermordung gilt unter den Schiiten noch heute als ruhmvolle Tat, indem sie behaupten, daß nur durch die Umtriebe der drei ersten Chalifen Ali, der Schwiegersohn des Propheten, von der unmittelbaren Nachfolgeschaft ausgeschlossen worden sei.

Auf Omar folgte Othman (644—656), der sich bis dahin fast gar nicht um den Islam verdient gemacht hatte. Dies veranlaßte mehrere der tapferen Heerführer und Parteigänger (Ali, Zobeïr, Saad, Telha u. a.) den Heimgang Omars persönlich auszunützen. Ein einziger Kandidat — Abderrahman — hielt sich dem Streite ferne, und gerade diesen wählte man zum Chalifen. Er verzichtete aber und trat die Würde an Othman (Osman) ab, der bereits im siebzigsten Lebensjahre stand, als er die Last der Chalifenherrlichkeit auf seine Schultern nahm. Man hatte ihn nie auf einem Schlachtfelde gesehen, und seine Unfähigkeit, öffentlich zu reden, war so groß, daß er ein einziges Mal die Kanzel bestieg und auch dieses eine Mal unverrichteter Dinge wieder herabsteigen mußte. Er war aber einer der Reichsten (durch langjährig betriebenen Sklavenhandel) und Vornehmsten von Mekka und sein Anhang groß. Gleichwohl schlug er diesem vor den Kopf, indem er seine Verwandten, die Ommejaden, bevorzugte. Darüber kam es zu Parteifehden und Rebellionen, die dem Islam vielfachen Schaden zufügten. Auch das alte Grundgesetz Omars, daß alles eroberte Land Staatseigentum sei, wurde von Othman durchbrochen. Es kam zu einer Verschwörung, an der sich auch die zurückgesetzten Partisane (Ali, Zobeïr, Telha) beteiligten. Othman war 82 Jahre alt, als er unter den Streichen seiner Mörder fiel.

Zu seinem Nachfolger erklärte sich nun endlich Ali (656—661), der sofort den Bürgerkrieg entfachte, um seine Rechte auf die Chalifenwürde geltend zu machen. Obwohl er der Liebling des Propheten gewesen war, rief gleichwohl dessen Witwe Aïscha, welche Ali früher einmal schwer beleidigt hatte, die Gläubigen zum Kampfe gegen Ali. Der Anschlag gelang. Selbst die bisherigen Anhänger Alis, wie Zobeïr und Telha, machten sich aus dem Staube, um ihren Anhang in Irak unter die Waffen zu rufen. Dorthin war auch Aïscha mit ihrem Anhange gezogen, und so kam es unweit von Basra zu einer mörderischen Schlacht, in welcher Aïscha gefangen, Telha erschlagen, Zobeïr auf der Flucht getötet wurde. Außerdem gingen 20.000 Menschenleben zugrunde. Sicher ist, daß nur die fanatische Glaubenswut der Anssaren die Schlacht entschieden hatte.

Solcher Fanatismus wollte indes beispielsweise den Syrern, bei denen sich Othmans Statthalter Moawija durch sein mildes Regiment sehr beliebt gemacht hatte, nimmer einleuchten. An der Seite Moawijas stand Amr, der Eroberer Ägyptens. Ali rückte heran und auf der Ebene Siffin am oberen Euphrat kam es zur Schlacht,



Namenszug des Chalifen Ali.

welche lange unentschieden hin- und herwogte. Über 70.000 Mann waren bereits gefallen und beide Teile waren des Schlachtens müde. Es kam zu einem Vertrage, in welchem Ali stark benachteiligt wurde, so daß die frühere Spaltung anhielt. Um sie endlich zu beseitigen, sollten alle drei Parteihäupter (Ali, Moawija und Amr) durch Mord beseitigt werden; aber nur Ali ward von der Mordwaffe ereilt, als er sich in der Moschee zu Kufa zum Gebete stellte.

Mit Moawija beginnt das Chalifat der Ommejaden. Der Geschichte dieser Dynastie vorgreifend, müssen wir der weiteren Schicksale des Alidenhauses gedenken. Die folgenschwerste Katastrophe, welche dieses letztere traf, fällt in der Zeit des zweiten ommejadischen Chalifen, Jezid I. Alis Sohn, Hossein, hielt sich nach dem Tode seines Vaters in Mekka auf, von wo er über Einladung der Kufaner auszog, um den Parteigängerkrieg von neuem aufzunehmen. Der Sohn Alis muß großes Vertrauen in seine Mission gesetzt haben, denn es waren nur 70 (nach anderen 150) Getreue, mit welchen er den Kampf mit dem Damaszener Chalifen wagen wollte. Als er vor Kufa erschien, fand er die Stadt vom Feinde bereits besetzt. Hossein verlegte sich aufs Unterhandeln, seine Gegner aber meinten, es lägen Beweise vor, daß Alis Sohn verräterische Pläne hege und drangen auf ihn und die Seinen ein. Zwar ließ Hossein Koranexemplare vorantragen, um sich zu decken. Jezids Parteigänger aber hieben ein und töteten das Brüderpaar Hossein und Hassan und deren Anhang, nachdem die Prophetenenkel, von der Außenwelt abgeschnitten, im glühenden Sonnenbrand dem Verschmachten nahe waren.

Dieses Ereignis zerriß in der Folge die gesamte islamitische Welt in zwei Glaubensgemeinschaften, in die Anhänger der Sunna (»Sunniten«) und in jene der Schia (»Schiiten«). Ein dogmatischer Unterschied zwischen beiden besteht nicht, es ist lediglich die Person Alis, welche das Schisma verursacht hat, indem seine Anhänger behaupteten — und die heutigen Schiiten noch immer behaupten — daß Ali, weil der Schwiegersohn des Propheten, als erster Chalif hätte eingesetzt werden sollen. Nach der Katastrophe gelangte alsbald eine Reaktion zugunsten der Schiiten zum Durchbruche, die sich bis zum blindesten Fanatismus verstieg, ohne gegen die übermächtigen Gegner etwas ausrichten zu können. Als die verbittertsten Feinde der Ommejaden erwiesen sich die Charidjiten, dessen Haupt Sabib während der Anwesenheit Hadjadj, des grimmigen ommejadischen Statthalters, der 120.000 Menschen hingemordet haben soll, in die Moschee von Kufa drang, um seiner Gattin Ghazala, welche geschworen hatte, von der Kanzel herab die zwei längsten Koransuren vorzulesen, zur Verwirklichung ihres Schwures zu verhelfen. Ghazala fiel später im Kampfe, Sabib ging in einem Flusse unter, in welchen sein scheuendes Pferd sich von der Brücke gestürzt hatte.

Nun erklärten die Fanatiker in öffentlichen Gebeten, daß Alis Blut an ihrem Halse hafte und jede Rache willkommen sei, um Vergeltung zu üben. Diese Rache traf aber verhältnismäßig doch nur Wenige; sie wurden niedergemetzelt, verstümmelt oder verbrannt. Man behauptete, daß diese Opfer samt und sonders Teilnehmer an der Mordtat Hosseins gewesen seien. Später unterlagen die Schiiten immer mehr, und nun verlegten

sie sich aufs Demonstrieren. Die Namen der drei ersten Chalifen und Aïschas wurden in Aufschriften an den Moscheen verflucht. Die Sunniten behaupten sogar heute noch, daß die Perser (welche Schiiten sind) in Bagdad jene Namen auf die untere Fläche der Schuhe schrieben, um sie unausgesetzt in den Staub zu treten. Weniger spaßhaft war die Revanche, welche der abbassidische Chalif Mutawakkil für die schiitischen Einflüsse unter seinen Vorgängern nahm. Der Dom zu Kerbela, wo Hossein begraben lag, wurde der Erde gleichgemacht, der Boden in Ackerfeld verwandelt. Die Wiederherstellung des Heiligtums erfolgte erst unter den Bujiden, und als später die Dynastie der Safiden zur Herrschaft gelangte, hatten die Grabstätten Hosseins und Alis (dieser zu Kufa) ihre alte Anziehungskraft und ihre frühere Bedeutung für alle Anhänger der Schia erlangt.[1])

* *
*

Die Ommejaden.

Als nach dem Ableben Othmans die Anhänger Alis und dieser selbst den Parteihader in den kaum erst erstandenen Islam getragen hatten, erklärte sich Moawija, der bis dahin Statthalter in Damaskus war, zum Chalifen (661—680) und seinen Aufenthalt zur neuen Residenz. Zwar Moawija selbst, der körperlich etwas mißraten war (er hatte einen außergewöhnlichen Leibesumfang), machte nichts weniger als einen achtunggebietenden Eindruck; er tat sich aber durch Milde und Klugheit hervor und verabsäumte nicht, Maßnahmen zu treffen, welche nach Alis Tod die Dynastie, die er gegründet und nach seinem Ahn Ommeja benannt hatte, festigen sollten. Die einschneidendste Neuerung, die er ins Leben rief, war die Abschaffung der Chalifenwahl. Da Moawija auf keinen nennenswerten Widerstand stieß, beeilte er sich, seinem Sohne Jezid huldigen zu lassen.

[1]) Das Martyrium Hosseins bildet den Inhalt der unter den Schiiten allerorts begangenen Passionsspiele. Alljährlich werden die Schicksale des Alidenhauses in erschütternder Weise dramatisch dargestellt, wobei sich vornehmlich die sogenannten »Märtyrer« mit Schwertern Wunden in die Stirne schlagen, während andere Leidensträger sich mit Ketten geißeln und andere Torturen an sich ausüben. Diese Schauspiele haben im religiösen Leben der Völker ihresgleichen nicht. Die große Szene, wo der Prophetenenkel dem Mörder Schamr erliegt, ruft ein Wehgeschrei hervor, das Steine erweichen könnte. Man zerkrallt die Brust, schlägt sich mit spitzen Steinen, streut Erde oder Häcksel auf das Haupt. Tausende von Stimmen jammern: »O Hossein! O Hossein!« Die Zuschauer lechzen — wie Hossein nach dem Labetrunke gelechzt, als er im Sonnenbrande dem Verschmachten nahe war — sie lechzen nach Blut, das ja auch der »Edelste der Sterblichen« vergossen hatte; sie lechzen nach den Schmerzen, unter welchen der Sohn Alis sein Leben beschloß ... Die Legende hat die historischen Züge der Alidenkatastrophe nur in der Hauptsache festgehalten und diesen Kern in weitschweifiger Weise mit wunderbaren Zutaten und Begebenheiten, die in Raum und Zeit weit auseinanderliegen, umrankt. Eine stramme dramatische Handlung ist nicht vorhanden. Die Darbietungen spielen sich in einer ansehnlichen Zahl von Einzelszenen (Tazijeh) ab, die keineswegs immer und überall in ihrer Gesamtheit zur Darstellung gebracht werden. — Am Hosseinkult haftet übrigens, wie leicht nachweislich, das chaldäische Heidentum, und zwar in der Annahme der Wiederkehr eines »Mahdi« (Erlösers, Trösters, Messias), woraus sich die charakteristische Lehre des Schiitismus, das sogenannte »Imamat«, entwickelt hat. Die Göttlichkeit, welche in Ali inkarniert war, wurde auf Alis Sohn Hossein, von diesem auf Alis Enkel usw. übertragen, so daß also von Imam zu Imam der sichtbare Geist des Prophetentums (als von Gott ausstrahlendes Licht) erhalten blieb. Die Reihe hört mit dem zwölften Imam auf. Derselbe ist aber nicht gestorben, sondern nur »verschwunden«, und seine Wiederkehr wird von den Schiiten seit jeher erhofft.



Damaskus.

Nach außen war der erste Ommejade außerordentlich vom Glücke begünstigt. Er hatte eine Streitmacht zur See begründet, erfolgreiche Kriege in Afrika geführt, dessen ganzen Nordrand er in seine Gewalt bekam, nach Süden hatte er seine Herrschaft bis nach Äthiopien, nach Osten bis Samarkand und Buchara ausgedehnt. Gegen Byzanz wurden vielfache Raubzüge unternommen und durch sieben Jahre landeten Sarazenen alljährlich in der Nähe von Konstantinopel, um es zu bedrohen.

Unter den Ommejaden griff ein lebensfreudiges Treiben in Damaskus platz, das im völligen Gegensatze zu der nüchternen Weise und der strammen militärischen Zucht in der Zeit des medinesischen Chalifates stand. Der Chalif Jezid I. (680—683) selbst war mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er Sängerinnen und Tänzerinnen an seinen Hof berief, der weltlichen Dichtung und Musik huldigte und sich dem Genusse des Weines, den der Koran verbietet, hingab. Daß Jezid dennoch — wenigstens bei einem Teile der damaligen mohammedanischen Welt — in üblen Ruf kommen konnte, verdankte er dem Zwischenfalle von Kerbela, an dem er persönlich freilich völlig unschuldig war. Die Mordtat an Alis Sohn Hossein hatten nur Jezids Soldaten begangen, und hätten die Kufaner, welche doch Hossein zur Wiederaufrichtung des Alidischen Chalifats gerufen hatten, den Prophetenenkel nicht treulos im Stiche gelassen, würde die Angelegenheit wahrscheinlich eine ganz andere Wendung genommen haben.

Jezids Sohn Moawija II. (683) legte schon nach 40 Tagen die Herrschaft nieder... Ein entfernter Verwandter, Merwan I. (683—685), ergriff dieselbe, ohne sich durch nennenswerte Taten hervorzutun... Dessen Sohn Abd el Melik (685—705), energischen Charakters, aber grausam, sah das Reich infolge des Auftretens von Kronprätendenten zerrissen und wankend; überall wütete der Kampf, herrschten anarchische Zustände. Die gefährlichsten Gegner waren Zobeïr und Abdallah, der ein Gegen-Chalifat mit Mekka als Mittelpunkt aufgerichtet hatte. Der Ommejade aber verfügte über einen starken Arm, den grimmen Hadjadj, der in der Moschee von Kufa verkündet hatte: der Chalif habe ihn entsendet, weil er »unter allen seinen Pfeilen der schärfste« sei. Schon war Abd el Melik entschlossen, seine Residenz nach Jerusalem zu verlegen, als der furchtbare Hadjadj nach siebenmonatlicher Belagerung Mekka bezwang. In dem Kampfe fiel Zobeïr. Hadjadj aber räumte im ganzen Reiche — vornehmlich im Osten — mit Feuer und Schwert auf. Gegen Byzanz ließ der Chalif gleichzeitig in Asien und Afrika Krieg führen. Auf letzterem Schauplatze zwang Musa die Berber zur Unterwerfung; er eroberte alles Land bis an die Grenzen von Marokko.

Auf den Gipfel seiner Macht gelangte das ommejadische Chalifat unter Abd el Meliks Sohn Welid I. (705—715), dem Begründer der ersten moslemitischen Weltmacht und dem Schöpfer der »Ommejaden-



Grabstätten von Angehörigen der Familie Mohammeds in Damaskus.

Moschee« zu Damaskus, welch letzteres er zum Range einer Weltstadt ausgestaltete. Was die äußeren Erfolge dieses Chalifen anbetrifft, genügt darauf hinzuweisen, daß seine Armeen einerseits tief in Mittelasien eindrangen, anderseits im Westen auf die pyrenäische Halbinsel hinübergriffen und diese bis zu den Pyrenäen in ihre Gewalt brachten. Wir kommen auf dieses Ereignis noch einmal zurück. Nie zuvor und nie später hatte die weltliche Macht des Islam eine solche Ausdehnung erreicht. Als Regent war Welid vornehmlich deshalb von Bedeutung, weil er zahlreiche administrative Einrichtungen traf und dem öffentlichen Wohle einen großen Bruchteil seines an Ereignissen und fruchtbringender Arbeit so reichen Lebens widmete. Großen Ruhm vor allem erwarb er sich in den Augen der Gläubigen, daß er der Prophetenlehre die prachtvolle »Ommejaden-Moschee« weihte.[1])

Unter dem nächsten Chalifen, Sulejman (715—718), hatte das ommejadische Reich seine Höhe bereits überschritten. Er war der erste jener gewalttätigen Tyrannen, deren der mohammedanische Orient im Laufe der Zeit so viele hervorbringen sollte. Zwar die große Moschee schmückte er noch kostbarer aus, offenbar deshalb, um vor Gott sein Verbrechen zu sühnen, das er einst zu Medina durch Niedermetzlung mehrerer hundert Gefangener beging. Die Schandtat aber sollten seine Hofdichter besingen, und damit diese sich die nötige Stimmung verschafften, zwang er den einen oder anderen, miteinzuhauen und spottete ihrer Ungeschicklichkeit. Dieser blutdürstige Spaßmacher hatte auch die ersten Eunuchen zur Bewachung des Harems eingeführt, da bei ihm die noch immer im Volke fortlebenden Erinnerungen an das höfische Minneleben unter seinen Vorgängern ernste Bedenken hervorriefen. Von den äußeren Ereignissen unter diesem Chalifen ist die Belagerung von Konstantinopel die bemerkenswerteste. Sie währte ein volles Jahr

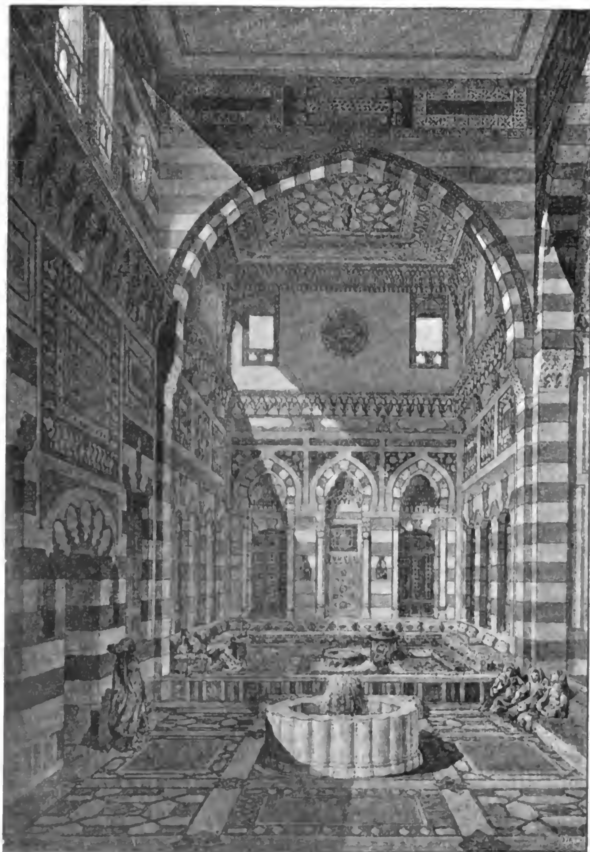
[1]) Ihre Stelle nahm zuerst ein heidnischer Tempel ein, den Theodosius zerstört und Arkadius wieder hergestellt hatte, diesmal aber als Kirche Johannes des Täufers. In ihr befand sich der Schrein, in welchem das Haupt des Täufers aufbewahrt wurde und das der Eroberer von Damaskus, Chalid, in einer Krypta noch vorgefunden haben soll. Mit der moslemischen Eroberung wurde die Johanneskirche natürlich Moschee; aber nur die Hälfte des Heiligtums wurde dem neuen Gotte geweiht, während die andere Hälfte die Christen nach wie vor als Gotteshaus benützen durften . . . Das sollte unter Welid anders werden. Um das Heiligtum ganz dem Prophetenglauben zu widmen, trat er mit den Christen in Unterhandlung, ihnen anderweitigen Ersatz für die Verzichtleistung auf die Hälfte des Gotteshauses zusagend. Die christlichen Damaszener glaubten, auf dieses Angebot nicht eingehen zu können und verschanzten sich hinter dem Volksglauben, daß derjenige in Wahnsinn verfallen würde, der das Bestehende umstoße. Einem Welid gegenüber konnte eine solche Ausflucht begreiflicherweise nichts fruchten und so zertrümmerte Welid mit eigener Hand das Altarbild der Christen. Dann ward der zweite Eingang zugemauert und die ganze Kirche in eine Moschee umgewandelt. Sie erhielt Annexe, wurde im Innern (namentlich die »Geierkuppel«) prachtvoll ausgeschmückt, zum Teile mit kostbaren Mosaiken, und mit 600 goldenen Ampeln ausgestattet. Alle Welt staunte das Wunder an und die Moslemin sagten, die Dschinen (Genien) hätten an dem Bau mitgeholfen. Tatsache ist, daß die Umgestaltung durch griechische Baumeister und Künstler (man behauptet, bei zwölfhundert) durchgeführt wurde. Aus ganz Syrien wurden die schönsten Säulen nach Damaskus geschleppt. Immerhin hatte der Islam bisher nichts Ähnliches zuwege gebracht und so begreift man die Mär, welche berichtet, daß die Rechnungen über den Bau dem Chalifen auf achtzehn Tragtieren vorgeführt worden sein sollen. Welid zahlte, ließ aber die Dokumente verbrennen, um die riesigen Kosten für ewig zum Geheimnis zu machen.

(717) und endete mit der Vertreibung der Angreifer, von welchen über 100.000 Mann dem Schwerte und der Pest erlegen sein sollen. Außerdem verloren die Araber ihre ganze Flotte (1800 Schiffe) durch das »griechische Feuer«, ein Verteidigungsmittel, dessen Geheimnis bekanntlich nicht entsiegelt worden ist.

Auf Sulejman folgte der schwache und wankelmütige Omar (717 bis 720), dem das — Koranbeten Hauptsache war. Um dieser Frömmigkeit gerecht zu werden, ließ er die 600 Goldampeln der großen Moschee einschmelzen und das Gold dem moslemitischen Nationalschatz zuführen. Fast wäre es den Christen diesmal gelungen, das frühere Privilegium hinsichtlich der Johanneskirche wieder zu erwirken, als die rechtgläubige Klerisei sich ins Mittel legte. Nun empfand der Chalif Reue und drohte mit der Niederreißung aller noch bestehenden Kirchen. Um etwas zu tun, was die Rechtgläubigen befriedigen konnte, verordnete er, daß die Nicht-Moslemin nicht nach Art der Gläubigen in Sätteln reiten und durch Kleidung und Schnitt der Haare auch äußerlich kenntlich gemacht werden sollten.

Dem griesgrämigen Omar folgte Jezid II. (720—724), der mit Vorliebe in Festfreuden schwelgte, sodann Hischam (724—743), eine gemeine, knickerische Natur, unter dessen Herrschaft gleichwohl ein Ereignis von großer Tragweite vorfiel, zum Glücke für die Christenheit gegen die Absichten des energischen Feldherrn Hischams, Abderrahman. Dieser war nämlich mit einem ungeheuren Heere in Frankreich eingebrochen mit der Absicht, das gesamte Abendland von Westen her bis unter den Mauern von Byzanz unter das Schwert des Islam zu beugen. Daß es nicht so kam, verdankt man den Franken und ihrem tatkräftigen Führer Karl Martell, der auf der Ebene zwischen Tours und Poitiers dem Eindringling eine der opferreichsten Schlachten in jener Zeit lieferte und als Sieger hervorging (Oktober 732). Ein vier Jahre später erneuter Versuch der Sarazenen wurde in der Schlacht zu Carboria abermals durch Karl Martell vereitelt.

Unter fortwährenden Kämpfen und Mißerfolgen nach außen regierten nach Hischam noch die Chalifen Welid II. (743—744), Jezid III. (744) und Merwan II. (744—750). Schon seit einiger Zeit hatte sich die Familie eines gewissen Abul Abbas, der von einem Oheim des Propheten abstammte, bemerkbar gemacht. Zu ihren Gunsten empörten sich Chorassan und Irak und riefen den jungen Abul Abbas zum Chalifen aus. Zwar zog Merwan dem Gegenchalifen mit einem starken Heere bis zum Zarbstrome (in Kurdistan) entgegen und bereitete hier den Rebellen eine entscheidende Niederlage (750). Da aber seine Truppen massenweise übergingen, konnte er sich trotz aller Energie und Tapferkeit weiterhin nicht behaupten. Gelegentlich eines Festmahles zu Damaskus, zu dem der dortige Statthalter Abdallah alle Mitglieder der Dynastie eingeladen, ließ jener die ganze Versammlung niederhauen. Ein einziger Sprößling des Hauses Ommeja, Abderrahman, war durch Zufall dem Mordfeste entgangen. Er hatte auf der Flucht den Euphrat durchschwimmen müssen und irrte in der Folge, stets von Gefahren umlauert, durch fünf Jahre in den asiatischen und afrikanischen Wüsten umher, bis die spanischen Getreuen der vernichteten Dynastie von dem Aufenthalte des



Altarabischer Palaststil.

Flüchtlings Kenntnis erhielten. Sie luden ihn ein, in dem durch Parteifehden arg heruntergekommenen Lande die Herrschaft anzutreten. Damit wurde das Ommejadische Reich auf der Pyrenäen-Halbinsel begründet.

Der Wandel in allen Dingen, welcher in der Welt des Islam seit Beginn der Ommejaden-Herrschaft platzgriff, ist eine auffallende Erscheinung. Auffallend vor allem dadurch, daß der junge Islam, der aus harten Kämpfen, Entsagung und Selbstentäußerung und aus einer fanatischen Lebensverachtung herausgewachsen war, in sittlicher Beziehung durchaus nicht Schritt hielt. Vielleicht würde ihm dieser Mangel nicht angehaftet haben, wenn diese mächtige Bewegung auf den Boden, von dem sie ausgegangen, den arabischen, beschränkt geblieben wäre. Das war aber bei dem impulsiven Charakter der neuen Lehre ausgeschlossen. Fremdländische Einflüsse hatten denn auch unverkennbar in die strammen altarabischen Lebensgewohnheiten ein Element freierer Anschauung gebracht, das im Widerspruche zu dem nüchternen Arabertum stand.

Das medinesische Chalifat trug noch das Gepräge altangestammter Einfachheit, trotz aller äußeren Erfolge. Später aber, mit der wachsenden Größe dieser Macht, mit ihrem allmählichen Loslösen von der heimatlichen Erde, mit der Mehrung des Ruhmes und Glanzes, brach sich der weltliche Geist Bahn. Der Rausch des Triumphes und der Machtfülle verdarb die alten, guten, patriarchalischen Sitten. So erklärt sich, wie in Damaskus ein Schwelgerleben platzgreifen konnte, das in auffälligem Gegensatze zu den alten, rauhen Sitten stand. Vielleicht hatte der Prophet eine Vorahnung von diesen Dingen, als er gelegentlich Damaskus als das »Haus der Glückseligkeit« pries. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß er keine Vorstellung von einem Leben hatte, wie es sich unter den Ommejaden entfaltete. Der von allen orientalischen Historiographen mit beredten Worten geschilderte Minnehof zu Damaskus hatte gewiß nicht sein Vorbild in den armseligen Lehmhütten der Frauen des Gottgesandten in Medina gefunden.

In vollen Zügen schlürften die Chalifen, denen die Erinnerung an das Asketentum ihres Lehrherrn entschwunden war, das Leben. Sie werden vielfach als wüste Lebemänner gekennzeichnet und in der Sonne ihrer Gnade tummelte sich ein größtenteils liederlicher Schwarm von Poeten, welcher der Erotik zum Siege über die Weisheit des Koran verhalf. Um die Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert gab man sich in Damaskus einem verfeinerten, durch die Dichtkunst veredelten Genußleben hin, das nur noch ein zweites Mal in der islamitischen Welt zu gleicher Blüte gedieh — im arabischen Spanien. Allerdings was Luxus und Reichtum, schwelgerische Lust und zwanglose Leichtlebigkeit anbelangt, überholte das abbassidische Chalifat von Bagdad weitaus alles das, was in Damaskus sich abspielte.

Aber in Bagdad war die Fäulnis gleich nach Beginn der neuen Herrlichkeit zu tage getreten und sie fraß sich nachmals bis zum innersten Kern der gesellschaftlichen Zustände durch: eine liederliche Wirtschaft, welche zu der, wenn auch nichts weniger als sittenstrengen, so doch vom Idealismus der Dichter und den kunstfreudigen Chalifen getragenen Lebensanschauungen, wie sie sich zur Zeit der Ommejaden betätigten in

einem Verhältnisse stand, wie etwa das provençalische Troubadourwesen zu der faulen Hofwirtschaft des »Sonnenkönigs« zu Versailles.

Dort zu Damaskus war vor allem das Paradies der arabischen Frauen. In der traumhaften Stimmung der Gartenhöfe mit den offenen Hallen, den Springbrunnen und künstlichen Kaskaden, den Marmorwänden und in Gold- und Farbenschmuck prangenden Decken, den wuchernden Schlingpflanzen, welche sich als grünes Gespinst um Altane und Fenster schlangen, erblühte den frohen Menschen, die dort hausten oder aus- und eingingen, der Traum des Lebens. Mitunter freilich gab es Rückschläge. Wir haben gesehen, wie es mit dem einen oder anderen Chalifen in diesem Sinne stand. Gleichwohl konnten solche Störungen dem eingelebten Zauber nichts anhaben. Es war ein Zauber, der mit seinen Mondnächten, plaudernden Nachtigallen, berauschenden Symposien und verwegenen Abenteuern durch ein Jahrhundert den Inbegriff irdischen Genußlebens ausmachte. Alles Denken und Fühlen ging in Wein und Liebe, in Gesang und Tanz und in den sonstigen Freuden der Geselligkeit auf. Immer aber war es ein vornehmer Zug, der dieses Leben kennzeichnete, und der Adel der Gesinnung, der in jener Zeit noch hochgehalten wurde, schützte vor gemeinen Ausschreitungen und erniedrigender Genußsucht.

* * *

Die Abbassiden.

Manssur, der Sohn jenes Abul Abbas Abdallah — des »Blutvergießers« — der den Ommejaden ein so grauenhaftes Ende bereitet hatte, schuf sich eine neue Residenz, indem er Bagdad gründete. Als dieser Manssur, gleichfalls ein Ungeheuer, das hinter sich die Spuren zahlreicher Verbrechen ließ, den Grundstein zu der neuen Stadt legte (762), geschah es mit der frommen Sentenz: »Im Namen Gottes! Gepriesen sei der Herr! Die ganze Erde gehört ihm; er verleiht sie, welchem er will von seinen Sklaven, und sichert denen, die ihn fürchten, ein glückliches Ende zu. Bauet mit Gottes Segen!«

So entstand auf der Westseite des Tigris zunächst jener ungeheuere doppelte Mauerring (mit eisernen Toren), der den eigentlichen Fürstensitz umschloß und um den herum, durch Torwege und Hallen verbunden, nach und nach die Stadt anwuchs. Im engeren Kreise, um den auf ebenem Platze stehenden Chalifenpalast, dessen Eingang die »Goldene Pforte« bildete, lagen die Wohngebäude der Familie des Chalifen, die Amtsgebäude der Behörden und andere Unterkunftsräume. Die Stadt muß sich sehr rasch entwickelt haben, dank ihrer geographischen Lage im unmittelbaren Bereiche der älteren Emporien und Residenzen dieses geschichtlich so bedeutsamen Kulturgebietes, in welchem einst die Weltstadt Babylon lag, Seleukia und Ktesiphon zu vorübergehendem Glanze erblühten, Hira und Kufa in der Reihe der denkwürdigen Städte standen.

Bot schon die Stadt in dieser ursprünglichen Anlage mit ihren zahlreichen, hochragenden Minaretten und Kuppeln, dem kastellartigen Schlosse Chold und den ausgedehnten Stadtvierteln mit ihrem regen Leben ein Gesamtbild von kräftigem Entwicklungsdrang, so betätigte

sich der letztere schon in Kürze in noch höherem Maße, als es der Familie des Chalifen in den zuerst geschaffenen Palasträumen zu enge wurde. So griff die Stadt auch auf das östliche Tigrisufer hinüber. Den ersten Anstoß gab der Thronfolger Mahdy, der sich hier einen neuen Palast erbaute, »Rosafa« mit Namen, welcher der Kern einer prächtigen und weitläufigen Stadtanlage wurde und wo die späteren Chalifen ihre Grabstätten fanden. Jetzt erst hatte Bagdad die Ausdehnung einer Weltstadt erlangt und damit ihren Ruf weit über die Länder und Reiche des Westens und Ostens verbreitet. Der triebkräftige Boden ließ herrliche Gärten gedeihen, Reichtum und Luxus traten in ihre Rechte und schufen jene märchenhaften Lustschlösser und Paläste, in welchen sich allmählich ein schwelgerisches und sorgenloses Genußleben entfaltete, dem nichts vorher und nichts nachher glich, das sich auf arabischem Boden abspielte.

Daß in einer Großstadt von weit über anderthalb Millionen Einwohnern auch die Schattenseiten einer solchen zum Ausdruck kommen mußten, liegt auf der Hand. Der Übermut und die bizarre Laune tafelten in goldprunkenden Gemächern, während Armut und Notdurft sich in Tausende elender Behausungen verkrochen. Der Tigris war bedeckt von den Frachtschiffen der seefahrenden Nationen, die ihre Kostbarkeiten an den breiten und stundenlangen Kais landeten. Prächtige Jachten glitten den Strom hinab, auf den die Erker und Hallen mit ihren glitzernden Glasurwänden herabsahen oder weitläufige Parks mit ihrem Baumgewühl säumten. Rauschende Feste, phantastische, farbenbunte Aufzüge, ein Straßenleben von der ganzen sinnverwirrenden Lebhaftigkeit des vielsprachigen Ostens, sinnlose Verschwendungssucht neben armseliger Dürftigkeit, Glaubenslauheit und zügellose Genußsucht auf der einen Seite, unbeschränkte Despotenwillkür und Mißachtung der Menschenrechte auf der anderen: das war der berückende »Chalifenzauber« am Tigris.

Man hat sich daran gewöhnt, wenn es sich um die Verkörperung der arabischen Weltmacht und den Glanz ihrer Kultur handelt, eine Art Idealgestalt sich vor Augen zu halten. Es ist dies der Chalif Harun, genannt er raschid (d. i. der Gerechte), der Chalif der Märchen von »Tausend und einer Nacht« und selber so etwas wie ein Märchenchalif. Die Geschichte weiß es besser, indem sie uns diesen berühmtesten aller morgenländischen Herrscher in einer Beleuchtung zeigt, die ihn als einen schwankenden, von bösen Launen beherrschten, ebenso freigebigen als wortbrüchigen und von grausamen Instinkten beeinflußten Charakter erscheinen läßt. Dennoch hat sich um diesen, vom Volke nichts weniger als geliebten Beherrscher der Gläubigen ein die moralischen Gebrechen des Tyrannen verschleiernder Goldnebel gebreitet. Er verdankte dies in erster Linie den Dichtern, welche sich in der Gunst des Chalifen sonnten, seine maßloße Freigebigkeit nach Kräften ausnützten und das prunkvolle Hofleben zu Bagdad als den Inbegriff irdischer Herrlichkeit darstellten.

So mußte es kommen, daß Bagdad selber, »die Stätte des Heils«, in einen Märchenzauber eingesponnen wurde, der uns jene ferne Welt bis auf den Tag als ein Abbild morgenländischer Phantasie bewahrte,

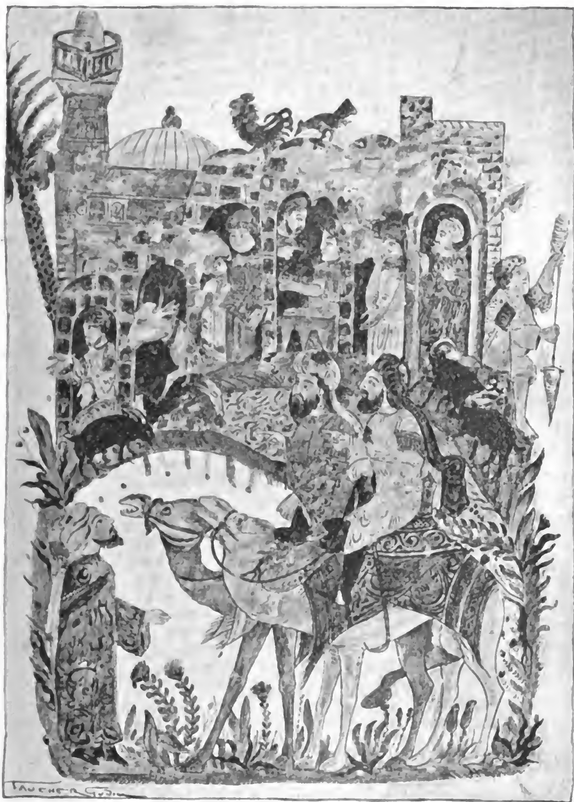
an welchem selbst das reale Leben einen Stich ins Außergewöhnliche erhielt. Gewiß ist, daß Bagdad eine der glänzendsten Weltstädte war, welche durch die Wünschelrute der Mächtigen aus dem Erdboden gezaubert worden ist. An den Herren dieser Welt war allerdings wenig Märchenhaftes. Zumeist bemühten sich die Chalifen Mahdy und Alhady die von Manssur aufgehäuften und von ihm selbst (der dem Laster des Geizes ergeben war) nur wenig berührten Schätze in Saus und Braus aufgehen zu lassen.[1])

Alsdann trat Harun (786—809) auf den Plan. Um seiner Frömmigkeit ein sichtbares Zeichen aufzudrücken, pilgerte der Chalif sieben- oder achtmal nach Mekka, meist in Begleitung seiner Gemahlin (der berühmten Zobeïde), welche nicht verabsäumte, ihren frommen Sinn durch Anlage einer großen Wasserleitung in Mekka und Errichtung von Pilgerherbergen zu betätigen. Allerdings richtete sich der Chalif diese Pilgerfahrten bequem ein, indem er die ganze Strecke, die er zurückzulegen hatte, mit Teppichen belegen ließ. Wessen man sich indes von diesem frommen Wallfahrer zu versehen hatte, zeigte vorerst der niederträchtige Meuchelmord, den er an seinem Wesir, dem vom Volke geliebten und geschätzten Djafar (dem Barmekhiden) beging. Eines Morgens fanden die Bagdadiner am Brückentor den verstümmelten Leichnam ihres Lieblings hängen.

Man hatte ausgesprengt: Djafar wäre ein glaubenslauer Moslim gewesen und hätte es mit den gottlosen Neuerern gehalten. Daß dem entgegen der leutselige Wesir allen religiösen Dingen den heiteren Lebensgenuß voransetzte, wußte die ganze Chalifenstadt. Übrigens steht es fest, daß Harun zu seiner eigenen Schwester, die er für Djafar bestimmt hatte, von heftiger Leidenschaft ergriffen war, wodurch die Vermählung verzögert wurde. Als dem Chalifen dann gelegentlich hinterbracht wurde, Abbasah — so hieß Haruns Schwester — besitze dennoch mit Djafar ein Kind und er sich in Mekka, wo dieses Kind in Verborgenheit aufgezogen worden sein sollte, von der Richtigkeit des Sachverhaltes überzeugt hatte, ließ er Mutter und Kind lebendig einmauern, Djafar aber auf dem Heimwege von der letzten Pilgerfahrt erdrosseln. Die letzten Lebensjahre Haruns zeigen, welchen Segen er über sich selber gebracht hatte. Aus Bagdad infolge des zunehmenden Unwillens der Bevölkerung verdrängt, suchte er zunächst Schutz und Ruhe in Rakka, einer nicht sehr bedeutenden Stadt am mittleren Euphrat, nordöstlich von Palmyra, und zuletzt in Rhages in Persien, unweit des heutigen Teheran. Hier beschloß der Chalif sein von Gewissensbissen und Kummer gepeinigtes Leben. Begraben liegt er in Meschhed in Chorassan unter goldener Kuppel. Zobeïde aber, welche die Millionen ihres Gebieters leichten Herzens verschwendete, das erste Tafelgeschirr aus Edelmetall eingeführt und zur Bestellung ihrer Aufträge eine berittene Leibgarde sich geschaffen hatte, welche Ambrakerzen und mit Juwelen besetzte Damenschuhe einführte, liegt im nordwestlichen Weichbilde von Bagdad begraben, wo die zerbröckelte Grabpyramide im Bereiche eines verwahrlosten Friedhofes am Saume der Wüste noch heute zu sehen ist.

[1]) Manssur herrschte von 754—775, Mahdy von 775—785, Alhady von 785—786.

Die nächsten Chalifen, deren wir flüchtig gedenken müssen, sind Emin, Mamun und Al Mutassim. Ersterer (809—813) mußte, von seinem Bruder Mamun bedrängt, Thron und Leben lassen und hierbei den



Arabisches Dorfleben im Mittelalter. Miniatur aus einer sehr alten Handschrift im Besitze M. Th. Schefers in Paris.

Schmerz erleben, daß die feindlichen Truppen in der durch seine Vorgänger am Ostufer des Tigris geschaffenen neuen Stadt ein furchtbares Zerstörungswerk begingen. Mamun (813—833) aber, der nicht nur ein Freigeist, sondern auch ein prachtliebender Weltmann war, wußte für solchen Schaden hinreichenden Ersatz. Die Stadt schmückte sich wieder mit hochragenden, in grüner und blauer Ziegelglasur schimmernden Moscheenkuppeln, mit prächtigen Palästen und rauschenden Festlichkeiten. Mamun selbst hatte sein Prachtschloß am Tigris unterhalb von Bagdad bezogen, um ungestört seiner Verschwendungslust leben zu können.

Von dem Weinverbot des Korans war keine Rede mehr. Zum begeisternden Trank, der aus goldenen Pokalen genossen wurde, gesellte sich ein freigeistiges Treiben, dessen Seele ein gewisser Hassan aus Persien war. An Stelle des Korans, dessen Göttlichkeit Mamun leugnete, trat das Buch des genannten Ketzers »Von der ewigen Vernunft«, eine Schrift, welche die starre Orthodoxie mit Entsetzen erfüllte. Der Chalif selber dürfte schwerlich großes Gewicht auf Hassans Lehren gelegt haben. Näher als sie stand ihm Hassans Tochter, die er zum Weibe nahm. Bei der Vermählungsfeier verstreute Mamun unter seine Gäste Moschuskügelchen, welche Anweisungen auf Ländereien, Statthalterposten, Gebäude, Geld usw. einschlossen. Trotz seines angeblichen Freisinnes war Mamun intolerant gegen Andersgläubige, unduldsam gegenüber Widersachern und unberechenbar in seinen Launen.

Nach Mamuns Ableben trat dessen Bruder Motassim (833—842) die Herrschaft an. Er setzte das tolle Treiben seiner Vorgänger fort. Ja, in einer Richtung übertraf er sie alle: Motassim hatte aus dürrem Wüstenboden ein Paradies hervorgezaubert, an dem sich nachmals der Staatsschatz ganzer Herrschergenerationen verblutete. Samarra hieß das neue Eden, wo der Chalifentraum seine groteskeste Blüte entfaltete und die ungeheueren Einkünfte des Reiches in Saus und Braus aufgingen.

Aber es folgte bald die Ernüchterung, schon unter dem Nachfolger Motassims, dem Chalifen Watik (842—847). Unter Mutawakkil (847—861) erlosch das phantastische Feuerwerk vollends. Zwar zu Samarra ging es noch immer üppig genug zu. Aber mit der Freigeisterei war es zu Ende. Die Lieder der Sängerinnen mußten den exegetischen Kunststücken der Korangelehrten weichen und nun folgte allmählich eine Versumpfung der Geister, die mit Beginn des 10. Jahrhunderts bereits gewaltigen Fortschritt gemacht hatte.

Diese Ära fand eine lärmende und blutige Störung durch die Karmaten, vor welchen die Rechtgläubigkeit von Bagdad bis Mekka, vom oberen Euphrat bis zum Persermeer zitterte. Die Bewegung, welche ein offener Rückfall zum Heidentum war, ging von Basra aus und fand in Hamdan el Karmat einen wilden und energischen Parteigänger. Man nannte die neue Lehre »die Wissenschaft des inneren Sinnes«, obwohl Hamdans Reformen und Maßregeln weit mehr mit den äußeren Sinnen zusammenhingen. Genaues weiß man von dieser Lehre nicht; da aber Weiber- und Gütergemeinschaft verkündet wurde, hat man es offenbar mit einer kommunistischen Sekte zu tun. Es ist nicht abzusehen, welche Folgen diese Bewegung gehabt hätte, wäre Hamdan nicht eines Tages in Chaldäa spurlos — verschwunden.

Sein Erbe traten verschiedene »Dais« (Werber) an, zunächst Zakaruya, der mit dem Rufe »Rache für Hossein!« bei Kufa eine Pilgerkarawane in die Pfanne schlug und hierauf die Stadt plünderte. Zwar gelang es dem Chalifen, sich dieses Eiferers zu bemächtigen und ihn um einen Kopf kürzer zu machen. Dessenungeachtet griff die Bewegung rapid um sich. Mit Entsetzen vernahm die gläubige Welt, daß Abu Tahir in Mekka eingedrungen sei, den »Schwarzen Stein« zertrümmert und den heiligen Zemzem-Brunnen mit Leichen gefüllt habe. Kurz vorher war Basra in Flammen aufgegangen und nun wurde man auch in Bagdad besorgt, wo man die kostbare Zeit mit Koran-Exegesen vergeudet hatte. Man predigte Buße und Enthaltsamkeit, man jagte leichtfertige Tänzerinnen aus den Privathäusern und goß allen Wein auf die Straße.

Die Karmaten-Bewegung verlief, ohne weiteres Unheil anzurichten, setzte aber ihre Ableger in entlegenen Schlupfwinkeln ab (beispielsweise in der persischen Provinz Azerbeidschan), wo sich Zweigsekten bildeten, unter welchen sich nachmals die Assassinen berüchtigt machen sollen. In Bagdad selbst hielt sich fortan nur mehr eine Schattenherrschaft über Wasser, die abwechselnd in sunnitischen und schiitischen Händen lag. Mordtaten, durch welche schwebende Thronstreitigkeiten »ins Reine« gebracht wurden, standen an der Tagesordnung. Dazu gesellte sich der wachsende Fanatismus der Schiiten, den selbst gemäßigte sunnitische Theologen und Moralisten (Aschary, Ghazaly) nicht zu beschwichtigen vermochten. Das Schisma war zu einer tiefen Kluft geworden, die nicht mehr überbrückt werden konnte.

Unter solchen Umständen mußte es mit der Chalifenherrlichkeit rasch zu Ende gehen. Vorübergehende Ordnung in die traurigen Zustände brachten die türkischen Seldschuken, welche sich Mitte des 11. Jahrhunderts Bagdads bemächtigt hatten.[1]) Damit war die Chalifen-

[1]) Sowohl das kunstfreudige Schaffen der seldschukidischen Dynastie, als die Verwicklungen, in welche sie seit dem Erscheinen der Kreuzfahrer in Kleinasien verstrickt wurden, werfen ein interessantes Licht auf die Vorfahren der anatolischen Osmanen. Leider besitzen wir nicht ausreichende Kenntnis von diesen »westlichen« Seldschuken. So viel steht jedoch fest, daß die Herrschaft der sogenannten »östlichen« Seldschuken (den Bezwingern des abbassidischen Chalifats) den Höhestand und den Glanzpunkt der Türkenherrschaft in Vorderasien bedeutet. Unter Melek Schah beispielsweise war es möglich, am Oxus das Fährgeld in Anweisungen zu bezahlen, die auf den Schatz von Antiochia, also einer Stadt lauteten, welche die Kleinigkeit von 400 Meilen vom Anweisungsorte entfernt lag. Der Wesir Nizam Mulk war die Seele von staatlichen und sozialen Einrichtungen, wie sie der moslimische Orient höchstens noch unter den ersten abbassidischen Chalifen gekannt hat Nachdem das östliche Seldschukenreich durch Hulagu zertrümmert worden war, fristete das westliche Reich in Lyakonien und den Nachbargebieten noch einige Jahrzehnte lang eine Scheinherrschaft, bis die Kreuzzüge sie wieder in den Vordergrund drängten. Späterhin zerrütteten Bedrängnis von außen und Verrat im Innern derart die Herrschaft der Seldschuken, daß an der Neige des 13. Jahrhunderts das kleinasiatische Reich nur mehr aus einem losen Bund von Vasallen-Fürstentümern bestand, welche die Oberhoheit des Sultans Alaeddin nur mit Widerstreben anerkannten. . . . In diese Zeit fällt das Auftreten der Osmanen. Die guten Beziehungen zwischen dem friedfertigen und kunstliebenden Alaeddin und dem Ahn der Osmaniden, Ertogrul, der ein Lehen im nördlichen Phrygien (bei Eskischehr) erhalten hatte, brachten es mit sich, daß Ertogruls Sohn Osman sich ohne Schwierigkeiten unabhängig machen konnte. Dieses kleine Stammland ist also die Wiege der Osmanenmacht. Infolge der herrschenden Uneinigkeit unter den seldschukidischen Teilfürsten konnte Osman

würde, welche dem Abbassidenhause verblieb, aller weltlichen Macht entkleidet. Aber auch das Seldschukenreich zerfiel im Thronstreit; mit Entsetzen hörte man in Bagdad die Einnahme von Jerusalem durch die Kreuzfahrer, ohne helfen zu können. Schon war das Chalifat im Begriffe, sich aus seiner Lethargie herauszureißen, als neues Unheil — diesmal von Osten — hereinbrach. Es war der Mongolensturm unter Hulagu, dem Enkel Temudschins (genannt »Dschingis-Chan«, d. i. »Herr der Welt«), der im Irak einbrach und Bagdad in Brand setzte. Zwar gab Hulagu alsbald Gegenbefehl und so konnte noch der größte Teil der Stadt gerettet werden. Der letzte Chalif aber mußte die Zisternen zeigen, in welchen er seine Goldklumpen verborgen hatte, und wurde hierauf mit vielen Prinzen seines Hauses hingerichtet, »als Buße für die Sünden der Väter«.

Unter den Ilchanen (Nachfolgern Hulagus) trat abermals eine Zeit der Ordnung und Sicherheit, des Aufblühens der Gewerbe, des Handels usw. ein, bis nicht ganz anderthalb Jahrhunderte nach dem Untergange des abbassidischen Chalifenhauses eine neue Katastrophe über Bagdad hereinbrach. Der Völkermörder Timur (Timur Lenk, der »hinkende« Timur, daher »Tamerlan«) erstickte mit seinen mordlustigen Horden die letzten Triebe eines einst glänzenden Kultur- und Staatslebens in Blut und Jammer (7. Juli 1401). Nun konnten allerdings die Schiiten jubeln, denn Timur war ja einer der ihrigen und damit galt als ausgemacht, daß fortan die Schia im Zweiströmeland herrschen werde. Aber auch Timurs düsterer Stern verblich und die Schiiten brachten die alte Chalifenstadt nur noch ärger herunter. Schließlich mischten sich die Osmanen in den Hader, und wenn auch Sultan Sulejman I. nur vorübergehend von Bagdad Besitz ergreifen konnte, sollte sie unter Sultan Murad IV. endgültig den neuen Herren in Vorderasien zufallen (1683).

* * *

Ägypten und Nordwest-Afrika. — Sizilien.

Als Amr, der Feldherr des Chalifen Omar, in Palästina stand, um in Ägypten einzubrechen, hatte letzterer in Anbetracht der geringen Streitkräfte, welche ersterem zur Verfügung standen, gezögert, die Einwilligung zu geben. Als sie endlich erfolgte, wurde der Chalif schwankend, und er sandte seinem Feldherrn ein Schreiben nach, in welchem stand: »Wenn du bei Empfang dieses bereits in Ägypten bist, dann gehe vorwärts; bist du noch nicht dort, dann kehre um.«

Amr hatte durch den Boten erfahren, was in dem Schreiben stand und erbrach es erst, als er am Nil eingetroffen war. Feldherrngeschick und kriegerischer Geist besorgten das Übrige. Der Widerstand der

sein Gebiet mehr und mehr vergrößern, wobei er bald mit Byzanz in Konflikt geriet. Immerhin war Osman kein gewalttätiger Herrscher und er unterhielt freundliche Beziehungen zu den benachbarten christlichen Fürsten. In der Folge sollte das allerdings anders werden: die Osmanen wurden das schärfste Schwert des Islams seit dem Weltsturme der Araber und die Verheerung, die es anrichtete, war um so größer, als die Osmanen sich nicht als Verfechter einer höheren Kultur (wie die Araber, Perser etc.), sondern als ihre grimmigsten Verächter erweisen sollten.

Byzantiner war bald gebrochen, die Bevölkerung (die Kopten), welche ihren griechischen Herren spinnefeind war, konnte leicht für den Islam gewonnen werden. Dort, wo Amrs Zelt (»Fostat«) gestanden, erhob sich eine neue Stadt, Memphis gegenüber, und von diesem »Alt-Kairo« aus wurden nachmals durch Achmed Ibn Tulun, einem unabhängig gewordenen Statthalter der Abbassiden, die ersten Bauten auf der Stelle der jetzigen Hauptstadt Kairo (Kahira) aufgeführt, ein Palast und eine Moschee, hundert Jahre nach dem Tode des Gründers von Bagdad, des abbassidischen Chalifen Manssur.

Und wieder etwa hundert Jahre später war dieses Kahira die glänzende Residenz der Fatimiden, welche (wenn auch nicht unmittelbar) das Erbe der Tuluniden angetreten hatten. Eine ähnliche Rolle wie Achmed Ibn Tulun in Ägypten spielte Ibrahim Ibn al Aghlab in Tunisien. Er war Statthalter der Abbassiden in Kairuan und hatte sich unabhängig gemacht. Im Jahre 827 faßten die Aghlabiten auf der Insel Sizilien festen Fuß. Dank der Hartnäckigkeit der Byzantiner ging die Eroberung nur langsam vor sich. Zunächst bedurfte es einer einjährigen Belagerung, um Palermo zu überwältigen (831), und es verging fast ein halbes Jahrhundert, bis Syrakus (879), und ein weiteres Menschenalter, bis Taormina (902), das letzte Bollwerk der Christen auf der Insel, in die Gewalt des Feindes kamen.

Nun folgte eine Zeit innerer Wirren, Fehden und Empörungen, welche Obeidullah im Lande hervorrief. Nachdem er auf der Landspitze von Thapsus, Sizilien gegenüber, die Seefestung Madieh als vorläufige Residenz erbaut hatte, zog er als Eroberer aus, erwarb sich den aghlabitischen Besitz und den größten Teil von Nordwest-Afrika, schließlich auch Ägypten, wo er dauernd blieb und die Dynastie der Fatimiden begründete. Sie leitete sich von Fatma, der Tochter des Propheten und deren Gatten Ali ab, stand also im Gegensatz zum orthodoxen Islam und seinen Machthabern im Osten und Westen, den Abbassiden im Irak und den Ommejaden in Spanien.

Das fatimidische Zeitalter in Ägypten spiegelt im großen und ganzen die Prachtliebe und den Luxus und die Formen des gesellschaftlichen Lebens von Bagdad wieder. Es war ein Ableger der irakischen Kultur gleich der ommejadischen in Spanien. Aber die Dauer dieser Nachblüte war am Nil ungleich kürzer als am Guadalquivir, wo noch Jahrhunderte nach dem Untergange des Chalifats unter der Herrschaft glanzvoller Dynastien in den einzelnen Teilfürstentümern des moslimischen Spanien Wissenschaft und Kunst blühten, das geistige und das gesellschaftliche Leben unter den Einwirkungen verfeinerter Sitten, begeisterter Pflege der Dichtkunst und ritterlichen Frauendienstes sich in einer Weise entwickelten wie nirgend sonstwo auf europäischem Boden und von Glaubenszwang gegenüber Andersgläubigen keine Spur war.

Die Herrlichkeit der Fatimiden sollte nicht lange andauern. Schon der Eyubide Salaheddin (Saladin) hatte ihr ein jähes Ende bereitet und eine Zeit hindurch im Namen des letzten fatimidischen Chalifen Adid Ledin Allah regiert. Als letzterer starb, riß Salaheddin die Herrschaft vollends an sich und damit wurde eine neue Dynastie, die der Eyubiden, begründet. Der merkwürdigste, wenn auch nicht der berühmteste

Vertreter der Fatimiden ist Al Hakim, ein wahnwitziger Gewalthaber, dem die irdische Macht nicht genügte und der sich im Anfalle einer despotischen Laune, gleich dem römischen Caligula, zum Gotte erheben ließ.

Hakim war erst 19 Jahre alt, als die Lehrer einer Schule zu Kairo zur Verherrlichung des »fleischgewordenen Gottes« (beamr 'illah) Hakim aufforderten. Im Anfange ging es schlecht. Die Verkünder der neuen Gottheit wurden totgeschlagen oder mußten flüchten. Mehr Glück hatte der Perser Hamza Ibn Ali, ein Filzfabrikant, der nicht nur den Hakim für den »einigen, ewigen, anfang- und endlosen« Gott erklärte, sondern auch sich selber für das »erstgeschaffene Licht, den geschaffenen Schöpfer« erklärte, in dessen Hand Gott von Ewigkeit her alles gelegt hat. Die entgegenstehende Finsternis aber sei — Iblis (Satan) und dieser ist — Mohammed. Die Schriften dieses Hamza (111 an der Zahl) sind noch heute die heiligen Schriften der Drusen, des bekannten kriegerischen Bergvolkes im Libanon und die Todfeinde der christlichen Maroniten. Als Hakim ermordet wurde — wie es heißt, auf Anstiften seiner Schwester, genannt »Sitt ul Mulk«, d. i. Dame der Herrschaft — fiel auch Hamza unter dem Meuchlerdolche.[1])

Es scheint zu den Privilegien der ägyptischen Dynastien gehört zu haben, ein möglichst kurzatmiges Dasein zu fristen. Ommejaden, Abbassiden, Tuluniden, Fatimiden und Eyubiden hatten zusammen wenig über 600 Jahre (641—1249) am Nil geherrscht. Wer den wenig glücklichen Eyubiden folgte, waren jene Mamluken-Sultane, die fortan zur Seite eines Schattenchalifen geboten. Sie wurden erhoben und gestürzt von den Mamluken, d. h. von jener trotzigen und einflußreichen Ritterschaft, die sich aus gekauften Knaben türkischen, kurdischen und kaukasischen Stammes ergänzte. Fast alle Sultane, welche verschiedenen Dynastien angehörten, fanden ein gewaltsames Ende, und nur die kräftigsten vermochten die wilde Mamlukenschaft im Zaume zu halten.

Im ganzen währte die Mamlukenherrschaft 268 Jahre, d. h. bis zu jener denkwürdigen Schlacht auf dem Felde von Heliopolis im Nordosten von Kairo, wo der Osmanen-Sultan Selim I. den letzten Mamluken-Sultan Tuman Beg besiegte, später gefangen nahm und aufhängen ließ. Die hervorragendsten Vertreter dieser Dynastie sind Nass'r und dessen Sohn Hassan. An diesen erinnert die prachtvolle Moschee — die auch seinen Namen trägt — in der von Salaheddin 1166 erbauten Zitadelle von Kairo. Es ist das bedeutendste Bauwerk aus der mohammedanischen Zeit des Landes. Als Herrscher steht Nass'r über seinem Sohne. Er verstand es, die Feinde des Landes mit kräftiger Faust niederzuhalten, war im übrigen aber ein Despot, der es vornehmlich auf die

[1]) Einer seiner Sendboten, El Darasi (daher »Drusen«) hatte noch zu Lebzeiten des überschnappten Filzfabrikanten einigen Anhang in Mittelsyrien gefunden, angeblich aber seine Vollmacht überschritten, weshalb ihn Hamza absetzte. Bald hierauf wurde El Darasi von den Bekennern der neuen Lehre erschlagen und an seine Stelle trat ein pflichtgetreuer Apostel, Moktana Bahaeddin, dem die Drusen die Festigung ihrer Religion und ihrer Moral verdanken. Doch ist auch die ältere Überlieferung nicht abgestorben, und wenn ein Teil der Drusen noch zur Zeit unter dem Titel Mysterien einen heiligen Deckmantel für Lüste und Verbrechen benützt, so dürfte es die Nachwirkung von El Darasis Lehre sein.

Christen abgesehen hatte. Fast alle demütigen Verordnungen, welchen letztere bis in die neueste Zeit herein der Brutalität und Verachtung seitens ihrer moslimischen Mitbewohner preisgegeben waren, sind auf Nass'r rückzuführen. Auch an Christenverfolgungen ließ er es nicht fehlen. Wenn man sich das charakterlose Wesen der heutigen Kopten vor Augen hält, wird man kaum fehlgehen, die frühesten Ursachen zu solchem moralischen Tiefstande auf die drakonischen Maßregeln jenes Nass'r rückzuführen. Der schwarzblaue Kopfbund, den der Sultan den Christen als Erkennungszeichen vorschrieb, hat sich bei den Kopten bis auf den Tag erhalten.

Auf Sizilien war es Mitte des 10. Jahrhunderts dem fatimidischen Statthalter Hassan Ibn Ali, dem »Kelbiden«, durch einen Gewaltstreich gelungen, die Macht an sich zu reißen und die Insel zu einem selbständigen, in seiner Familie erblichen Emirate zu machen. Diese Selbständigkeit währte bis 1071, in welchem Jahre die Normannen von Unteritalien aus sich der Insel bemächtigten, allerdings, wie ihre Vorgänger, nur schrittweise und nach heftigen Kämpfen. Als der Eroberer Roger die Insel betrat, hatte sie bereits völlig ein orientalisches Gepräge angenommen, und zwar nicht nur in bezug auf die Lebensverhältnisse, sondern auch rücksichtlich der Landeskultur. Die Umgebungen der großen Städte, die Ebenen und Täler hatten sich mit einer Vegetation bedeckt, die aus Asien und Afrika eingewandert war: die Baumwollstaude und das Zuckerrohr, die Dattelpalme und der Myrrhenstrauch, der Safran und die Banane. Daher die Pracht der Gärten, in welchen sich Landsitze im zierlichen arabischen Stil verbargen, die vielen Wasserläufe, Kaskaden und Fontänen, der herrliche Rosenflor und die üppigste Blumenherrlichkeit; daher auch der zu den Reizen der Natur und Kunst hinneigende Geist, die heitere Lebensfreude, der Sinn für die edleren Genüsse des Daseins, wissenschaftliches Streben und dichterischer Wetteifer.

In diese fremdartige Welt waren die nordischen Ritter nicht nur mit begreiflichem Erstaunen getreten, sondern sie ließen sich von deren Reizungen sehr rasch gefangen nehmen. Fern von der Vernichtungswut wilder Eroberer, ja im Gegenteile, von den vorgefundenen Sitten, den Reizen des Landes und der ihnen imponierenden Kultur mächtig angezogen, fügten sich die Fremdlinge um so bereitwilliger in die Verhältnisse der Insel, als angesichts ihrer Minderzahl eine durchgreifende Änderung des Bestehenden ein undankbares und zweckloses Vorgehen gewesen wäre.

Schon Graf Roger, der Eroberer, duldete keinen Glaubenszwang, er führte die arabische Sprache am Hofe und in der Verwaltung ein, pflegte arabische Wissenschaft und Dichtung und scheint — wenn man dem einheimischen Chronisten Falkand Glauben schenken darf — auch dem Haremswesen Geschmack abgewonnen zu haben. Noch weiter ging Robert II., der den Königstitel angenommen hatte und sich mit gelehrten und angesehenen Arabern umgab. Noch von Wilhelm dem Guten (Ende des 12. Jahrhunderts) erzählte man, er habe seine Wesire und Kämmerer, Regierungs- und Hofbeamte aus dem Kreise der Moslimen gewählt. Diese prunkten mit kostbaren Gewändern, feurigen

Pferden, großem Gefolge usw. Der König las und schrieb arabisch. Sein Wahlspruch war: »Gepriesen sei Allah, gerecht ist sein Lob.«

Wer hat nicht von dem orientalischen Hofstaat des großen deutschen Kaisers Friedrich II. gehört, der in Palermo aufwuchs, als diese Stadt noch eine vorwiegend mohammedanische Bevölkerung hatte? Arabische Gelehrte waren sein täglicher Umgang, in seinen Schlössern hausten Astrologen aus Bagdad mit langen Bärten und wallenden Gewändern, und schöne Tänzerinnen zierten die Gelage. Sie tanzten auf rollenden Kugeln und schlugen silberne Cymbeln. Selbstverständlich blieb dem Kaiser die üble Nachrede nicht erspart. Sogar der Papst verstieg sich zu der Behauptung, daß Friedrich sich sarazenische Weiber halte und selbst im Felde ein Harem mit sich führe, von mohammedanischen Pagen sich bedienen und seine Gattin von Eunuchen bewachen lasse.

Daß die Herrschaft der Hohenstaufen auf Sizilien, der kunstliebende Hof zu Palermo unter Friedrich II. und seinen Söhnen Manfred und Enzio große Anziehungskraft auf die Gebildeten des Abendlandes ausgeübt hat, ist unschwer zu begreifen. So fanden sich zu den Vertretern des geistigen Adels arabischer Herkunft nach und nach auch solche deutscher, italienischer und französischer Nation, provençalische Troubadours, Dichter fremder Zungen, Sänger und Musiker. Manfred selbst führte in diesem Kreise den Vorsitz, und so darf man wohl glauben, daß es nicht nur ein Königshof, sondern zugleich ein Minnehof war. Denn mit den Fremden kamen auch die Frauen und Mädchen der betreffenden Länder. Kaum ein anderer Sachverhalt spricht deutlicher dafür, wie sich hier Abendland und Morgenland innig berührten, Glaubens- und Rassenunterschied wie Nebel zerflossen. Die deutsche Maid mit gesenktem Blick vor dem glutäugigen Sarazenen, das Lob des sizilianischen Dichters Abu Musa auf die »Blonden«, das Abenteuer seines Bruders in Apoll Ibn Tubi im Nonnenkloster u. dgl. m. beleuchten zur Genüge das Gesagte.

* * *

Spanien.

Die Eroberung Nordafrikas durch den Islam setzte, wie bereits flüchtig angedeutet wurde, keineswegs den Machtbestrebungen der ommejadischen Chalifen ein Ziel. Zwar bedurfte es noch gewaltiger Anstrengungen, um der zu Zeiten rebellierenden berberischen Bevölkerung Herr zu werden, aber die Nachbarschaft Spaniens mit ihrer, von den westgotischen Herrschern schwer bedrückten, verkommenen Bevölkerung stach den Machthabern in Damaskus zu sehr in die Augen, um den Eroberungsgelüsten an der Meerenge von Gibraltar Halt zu gebieten. Unter dem Chalifen Welid begab es sich, daß Julian, der Bruder Witizas, des letzten westgotischen Königs, der den Usurpator Roderich um Thron und Leben gebracht hatte, die Araber zu einem Eroberungszuge nach Spanien aneiferte.

Der mächtige Statthalter von Nordafrika, Musa, erhielt von Damaskus aus die Bewilligung hierzu, worauf der Unterfeldherr Tarik

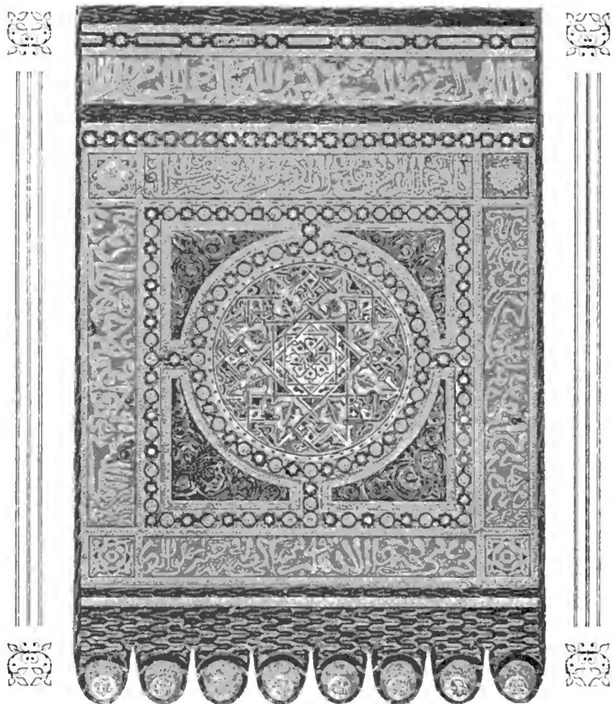
von Ceuta aus die gegenüberliegende, steil vorspringende Gebirgshalbinsel besetzte, die seitdem »Tariksberg« (Dschebel al Tarik — Gibraltar) heißt. In der mehrtägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) wurden die Westgoten vernichtet. Roderich verschwand spurlos. Tarik war bis Toledo siegreich vorgedrungen, das eigentliche Eroberungswerk aber vollendete Musa selber, indem er mit einem stärkeren Heere nachrückte und fast ganz Spanien bis zu den Pyrenäen den Ommejaden unterwarf. Nur in dem nordwestlichen Gebirgsstreifen vermochte sich die christliche Bevölkerung zu halten.

Musa erntete für seine Tat keinen Dank. Welids Nachfolger, der Chalif Sulejman, hegte Verdacht gegen den mächtigen Feldherrn, der sich damals mit der spanischen Beute in Damaskus eingefunden hatte, und ließ heimtückischer Weise den in Spanien als Statthalter fungierenden Sohn des Musa, Abd ul Aziz, niedermachen, dessen Kopf nach Damaskus bringen und dem greisen Vater vorzeigen. Von dem Chalifen gefragt, ob er das Haupt kenne, antwortete jener: »Allerdings kenne ich es; es ist das Haupt eines Mannes, der früh das Morgengebet verrichtet und viel gefastet hat. Gottes Fluch möge ihn treffen, wenn er nicht besser war, als seine Mörder!« ... Der Eroberer Spaniens soll als Bettler geendet haben.

In »Andalus«, wie der spanische Besitz der Ommejaden hieß, kam alsbald der alte Stammeshaß zwischen Nord- und Südarabern zum Durchbruch, woraus blutige Fehden wurden, welche das Land zerrütteten. Inzwischen hatte das Haus der Ommejaden durch den Usurpator Abul Abbas (S. 215) ein Ende mit Schrecken genommen. Der einzige Sprößling der Dynastie, der entkam, gelangte nach jahrelangen Irrfahrten nach Nordwestafrika, wo er sich versteckt hielt, bis dessen Anwesenheit den Getreuen der ausgerotteten Dynastie bekannt wurde. Die Folge war, daß er nach Spanien berufen wurde, um die Herrschaft über das vom Parteihader arg zerrüttete Land anzutreten.

Abderrahman — dies der Name des letzten Ommejaden — leistete dem Rufe Folge und begründete das Chalifat von Cordoba. Der neue Chalif, ein Zeitgenosse des Abbassiden Manssur, war durchaus nicht wählerisch in seinen Mitteln, hinterließ aber nach 32jähriger Regierung ein gefestigtes und einheitliches Reich seinem Nachfolger, dem frommen Hischam, dem genußliebenden Hakam, dem glanzvollen Abderrahman II., dem liebenswürdigen, vom Volke geliebten Abderrahman III., dem hochgelehrten Hakam II. usw., einer Reihe von Herrschern, welche die Geistesbildung zu einer im damaligen Europa unerhörten Höhe emporhoben und die arabische Kultur zu ihrer glänzendsten Entfaltung brachten. Unter Almanssur, dem kraftvollen Reichsverweser zur Zeit der Regierung von Hakams minderjährigem Sohne, gedieh Andalusien zum schönsten und mächtigsten Staate der Welt.

Aber Ommejadenmacht war nur von kurzer Dauer. Als die herrschende Dynastie vom Schauplatze verschwunden war, zerfiel das Reich in kleinere Staaten mit eigenen (meist berberischen) Dynastien, deren Rivalität untereinander sich hauptsächlich auf die Pflege von Wissenschaft, Kunst und Dichtung, glänzende Hofhaltungen und freisinnigen Regierungsprinzipien erstreckte, so daß hier — Jahrhunderte



Fahne der Almohaden.

vor der italienischen Renaissance — sich ähnliche Verhältnisse gestalteten, wie in den kleinen Staaten auf der italienischen Halbinsel.

Besonders glanzvoll ließ sich das Leben zu Sevilla an, der Hauptstadt der Abadiden. Auf Tagereisen weit war der Guadalquivir von Lustgärten, Schlössern und Landsitzen gesäumt, von Lustgondeln bedeckt, in welchen man bei Musik und Gesang in den warmen Nächten auf dem herrlichen Strom dahinglitt, schwelgerischen Genuß im Liede preisend. Die Romantik hatte das alltägliche Leben so sehr durchsickert, daß selbst der Ackersmann hinter dem Pfluge dichtete, die Frauen an allen

öffentlichen Angelegenheiten teilnahmen und zugleich eine geistige Regsamkeit betätigten, die bis dahin in der moslimischen Welt unbekannt war. Dank dieser freien Stellung des weiblichen Geschlechtes herrschte in dem glücklichen Andalusien zur Zeit der Abadiden eine so freisinnige Auffassung in allen Lebensfragen, daß man den Wein der religiösen Erleuchtung, »gazellenschlanke« Mädchen den Verkündern des Wortes Gottes vorzog.

Über diesem heißpulsierenden sorglosen Leben hatte man der kriegerischen Nachbarn vergessen und war mit Schrecken der anwachsenden christlichen Macht inne geworden. In der Bedrängnis rief man den gewaltigen Morabiten Jusuf Ibn Taschfin aus Afrika herüber, der die spanische Ritterschaft in der furchtbaren Schlacht bei Zalaka (bei Badajoz, 1086) vernichtete. Zwar kehrte der übermütige Sieger nach Afrika zurück, kam aber wieder, um die einheimischen Könige zu vertreiben und sich selber zum Herrscher von Spanien aufzuwerfen. Ein besonders tragisches Schicksal ereilte den lebensfreudigen und glücklichen König von Sevilla, Al Motamid, der, mit schweren Ketten beladen, sein Leben in einem düsteren marokkanischen Gefängnisse beschloß, während eine seiner Töchter ihr Dasein als Sklavin fristen mußte.

Glücklicherweise währte die berberische Schreckensherrschaft nicht lange. Von dem berühmten Religionsgelehrten Ghazaly zu Bagdad, dessen Schriften der Almoravide Ali (Jusufs Sohn) öffentlich hatte verbrennen lassen, aufgestachelt, bot sich des Meisters fanatischer Schüler Mohammed Abdallah Ibn Tomrut als Werkzeug der Rache an. Seine Mission war von Erfolg begleitet. Da er aber während der Belagerung von Marokko fiel, konnte erst sein zweitnächster Nachfolger in Spanien landen, die Christen auf Jahrhunderte hinaus in ihre alten Grenzen zurückweisen und eine neue Dynastie, die der Almohaden, begründen.

Sie herrschte nicht ganz anderthalb Jahrhunderte über das neugefestigte Reich, als die Dinge eine verhängnisvolle Wendung nahmen. Mit Entsetzen hatte man in der ganzen islamitischen Welt davon Kenntnis erhalten, daß Ferdinand der Katholische siegreich in Cordoba eingezogen sei. Nun folgte Schlag auf Schlag. Auch Sevilla ging verloren und ebenso die übrigen Sitze einstiger mohammedanischer Macht. Nur im östlichen Winkel von Andalusien war es den Nassriden Mohammed Ibn al Ahmar gelungen, aus den Trümmern des Almohadenreiches einen neuen Staat zu gründen, mit der Hauptstadt Granada. Es war dies nur möglich im Bunde mit Ferdinand, zu dem und seinen Nachfolgern der Nassride in das Verhältnis der Tributpflicht trat.

Dennoch währte dieses Reich noch dritthalb Jahrhunderte. Der andalusische Zauber setzte allenthalben neue Blüten an. Alles Land war in einen Garten verwandelt; von den Wassern der Sierra Nevada — dem Schneegebirge im Osten — belebt, grünten die herrlichen Haine der Eichen und Ulmen, der Lorbeer- und Granatbäume, und entsproßte den Höhen, welche das malerische Granada überragten, die üppige Pflanzenfülle, aus derem Grün die zierlichen Bauten der Alhambra hervorragten. Gleich einem Werke der Genien, in zartester Farbenharmonie und Gold prangend, von Wassern umrauscht und im



Maurische Prunkkassette in Elfenbeinschnitzerei und Emailinkrustation aus dem 11. Jahrhundert. Im Schatze der Kathedrale von Palencia. (Länge 34 cm, Breite 23 cm, Höhe 23 cm.)

Schmucke berauschender Blumenfülle ward hier das Menschenwerk zum Märchen, das Leben zu einem Traume, die Arbeit zum Segen eines glücklichen Volkes.

Noch einmal blühte der arabische Geist unter der Triebkraft eines unvergleichlichen Klimas auf, um dann für immer zu verlöschen. Im Jahre 1238 wurde der neue Staat gegründet, am Morgen des 2. Januar 1492 pflanzte der Kardinal Don Pedro Gonzalez auf dem höchsten Turm der Alhambra das Kreuz. Weithin strahlte sein silberner Glanz bis in die Ebene von Armilla, wo das Christenheer lagerte. Als das heilige Zeichen sichtbar wurde, fielen die Sieger ins Knie und stimmten das Tedeum an. Abu Abdillah, der letzte granadinische König, erhielt mit den Seinen freien Abzug und ging ins Exil des unwirtlichen Alpujarrasgebirges, später nach Afrika ... So endete die zu Zeiten so glorreiche, im Lichte einer hochentwickelten Kultur strahlende Herrschaft der Araber in Spanien.

Wenn wir die Wurzeln dieser Kultur einer Prüfung unterziehen, ergeben sich als deren unverkennbare Merkmale: erstens die arabisch-berberische Blutmischung, zweitens die örtlichen Einflüsse, Boden und Klima. Wo immer die arabische Rasse Fuß faßte, fand sie die örtlichen Bedingungen zu seiner weiteren gedeihlichen Entwicklung, die jenen in der Stammheimat im großen und ganzen entsprachen: in Syrien und im Irak, in ganz Nordafrika und teilweise sogar auf den Hochflächen Irans. Nicht so in Spanien. Es war eine andere Welt, in welche die Eroberer einzogen, vielleicht da und dort in äußerlichen Dingen an den Orient mahnend, indes gleichwohl grundverschieden von dem typischen Charakter jener Länder, welche vom Glutwinde der Wüste berührt wurden, das Oasenleben selbst in der glänzenden Kultur-

epoche seine reale und bildliche Bedeutung als kraftspendender Born niemals einbüßte, und die unmittelbaren Beziehungen zur Stammheimat und deren erbgesessenen Clanen dem nationalen Leben fortgesetzt durch die Jahrhunderte seine Eigenart aufprägten.

Unter den veränderten Verhältnissen mußte der arabische Geist in Bahnen lenken, die ihn aus den Fesseln des typischen Semitismus loslösten und ihn zum Bindeglied zwischen Morgen- und Abendland gestalteten. Am greifbarsten tritt dieser Sachverhalt in dem gänzlichen Mangel an religiösem Fanatismus, in einer romantischen Ritterlichkeit, die ihre Quelle unverkennbar im christlich-spanischen Hidalgotum hat und in einer Zartheit des poetischen Empfindens auf Seite der maurischen Dichter Andalusiens hervor. Von großer Wirkung scheint die Natur der neuen Heimsitze auf Denken und Empfinden gewesen zu sein. Die Vermengung mit dem christlichen Element, der stete Kontakt mit dem kriegerischen Kern der unabhängig gebliebenen Bevölkerung und ihren Fürsten bilden weitere Anhaltspunkte. Vornehmlich in den späteren Jahrhunderten, als die christlichen Nachbarreiche zur Machtfülle gelangten und die ritterlichen Tugenden ihrer kampfgeübten Gottesstreiter den Gegnern Achtung und Bewunderung aufzwangen, mögen sich europäische Einflüsse geltend gemacht haben.

Gleichwohl darf man diesen Wechselwirkungen keine zu tiefgehende Bedeutung beilegen, angesichts des scharf ausgeprägten Antagonismus der um Macht und Glauben ringenden Gegner. Dagegen fiele es schwer, zu leugnen, daß die nationale Eigenart der Araber, ihre Denk- und Empfindungsweise, gestützt auf eine höhere Gesittung, welche das verfeinerte Kulturleben der Chalifenzeit mit sich brachte, die Mohammedaner Spaniens, viel früher als es im christlichen Europa der Fall war, das echte Rittertum förderten. Lange vor den Troubadours und den deutschen Minnesängern widmeten sich die arabisch-spanischen Dichter dem Frauendienste. Von hunderten Dichtern gefeiert, an dem geistigen Leben regen Anteil nehmend, stets bedacht, durch edlen Wettstreit in allen sozialen Angelegenheiten Anwert zu erringen, voll Witz und Geist: in dieser Verfassung mußte das Weib der Mittelpunkt einer verfeinerten Gesittung werden.

In allen Betätigungen des Kulturlebens war man im arabischen Spanien weit über das abbassidische Chalifat hinaus. Als eine Art »Harun er Reschid des Westens« tritt jener später so unglückliche König Al Motamid auf, nach dem Zeugnisse des Chronisten Ibn Challikan »der freigeistigste, gastfreundlichste, großmütigste und mächtigste unter allen Fürsten Spaniens und sein Hof der Rastort der Reisenden, der Sammelpunkt der Geister, der Stätte, nach welcher sich alle Hoffnungen richteten, so daß an keinem anderen Herrschersitz jener Zeit gleich viele hervorragende Dichter und Gelehrte zusammenströmten« ...

Noch zurzeit ist Granada der Ort, wo die Sinne des nordischen Besuchers zu hundertfältigen Genüssen angeregt werden und die Seele sich in der weichen Umarmung des Märchenhaften gleichsam in eine andere Welt versetzt fühlt. Denn all das Blendende und Bezaubernde scheint nur vorhanden zu sein, um jenen anderen Zauber, der in der Erinnerung an das Vergangene nachwirkt, zu neuem Leben zu verhelfen. Zu der anmutigen Idylle der arabischen Lyrik tritt hier das Element

der Romantik. Die letzten, verzweifelten Heroenkämpfe geben den Stoff hierzu. Das Ritterwesen tritt uns, an der Grenzscheide zwischen Mittelalter und einer neuen Zeit, noch ein letztes Mal in poetischer Verklärung vor Augen, um dann für immer zu verlöschen ...

* * *

Iran und Indien.

Die Perser, zwischen Mongolen und Tataren eingeklemmt und nach Maßgabe der Gelegenheit bald von diesen, bald von jenen bedrückt, waren Jahrhunderte hindurch dem politischen und nationalen Marasmus verfallen. [1]) Der erste Anstoß zu einer Änderung dieses Zustandes ging von der Landschaft Azerbeidschan (dem nordwestlichsten Iran) aus, dem uralten Schauplatze so mancher nationalen oder religiösen Bewegung. Dort, und zwar in der Stadt Ardebil, trat zunächst ein heiliger Mann Saffi Eddin (d. i. »Reinheit des Glaubens«) auf, der allerdings nur durch seinen religiösen Lebenswandel, nicht aber durch politische Taten sich bemerkbar machte. Auch seine Nachfolger (Saffi Eddin starb 1334) blieben dieser Rolle treu. Dadurch waren diese Männer in den Ruf der Heiligkeit gelangt, und als der Weltstürmer Timur in Azerbeidschan weilte, war er weit davon entfernt, in dem damaligen Asketen von Ardebil einen gefährlichen Gegner zu erblicken. Im Gegenteile, als Timur dem Sadder Eddin (erstem Nachfolger Saffi Eddins) eine Gnade freistellte, erbat er sich die Freilassung aller künftigen Gefangenen, welche der Eroberer im Verlaufe seines Siegeszuges machen würde. So geschah es. Der Massenmörder hatte der Gefangenen fürwahr nicht nötig.

Mit einem Schlage besaß der einflußreiche Heilige einen zahlreichen Anhang. Solche sichtbare Machterweitung reizte den benachbarten seldschukidischen Fürsten vom »Schwarzen Hammel« und er bedrohte den Saffiden Djuneid, der, wie seine Vorfahren, noch immer den Asketenmantel trug. Das Ende hätte sich schlimmer angelassen, wenn nicht verwandtschaftliche Beziehungen zum Hofe des Fürsten vom »Weißen Hammel« als Gegendruck benützt worden wären. Durch solche Zwischenfälle kam einiges politisches Leben in das Anachoretenheim von Ardebil. Das zeigte sich in Kürze, als Djuneids Sohn, Heidar, die ersten Waffenerfolge zu verzeichnen hatte. Nebenher verdankte er viel verwandtschaftlichen Beziehungen von weiblicher Seite. Seine Mutter war eine Schwester des tatkräftigen Usun Hassan, der sich vorübergehend zum Herrscher von Persien aufgeschwungen hatte. Heidars Gattin war eine Tochter des Usurpators.

Nun wurde der Asketenmantel abgelegt und das Schwert umgürtet. Ismaïl, Heidars Sohn, nahm kraft des Rechtes des Eroberers den Titel eines »Schah von Iran« an. Er ist sonach der Begründer der Saffidendynastie. Zur Staatsreligion wurde natürlich die Schia erhoben. Ein Zusammenstoß mit den Türken (1514) brachte zwar den Persern, die mit wildem Fanatismus, mit nackter Brust, den Truppen des Sultans

[1]) Die Herrschaft der Araber in Iran währte von 640 bis 1258, die der Mongolen von 1258 bis 1502, worauf wieder eine einheimische Dynastie, die der Saffiden, auf den Thron Persiens gelangte. Sie herrschte von 1502 bis 1794.



Tänzerinnen vor Schah Abbas d. Gr. Nach der Kopie des Wandbildes in der »Vierzig Säulenhalle« zu Isfahan.

Selim I. sich entgegenwarfen, eine Niederlage, doch hatte sie keine weiteren Folgen.

So war denn die Herrschaft der Saffiden begründet und die Dinge nahmen nun den gleichen Verlauf wie in anderen islamitischen Staaten: Der Heiligenberuf wurde Nebensache — Herrschsucht, Gewaltwirtschaft und Grausamkeiten feierten fortan ihre Orgien. Selbst der größte unter den Saffiden — Schah Abbas I. — ist hiervon nicht freizusprechen. Abbas (1586—1628) erwarb sich durch seine erfolgreichen Kriege, seine Prachtliebe, Reformen und Bautätigkeit den Ehrennamen »der Große«. Zeugen seiner Tätigkeit sind die zahlreichen Ruinen von Brücken, Karawansarais, Schlössern und anderen Bauwerken, die man noch heute allenthalben antrifft. Die Tradition hat sich so sehr in die Vorstellung eingelebt, in allen bedeutsamen Schöpfungen im Reiche diesen Schah als Urheber zu erklären.

Die politischen Erfolge dieses Herrschers erstreckten sich auch über die Grenzen Persiens hinaus. Er züchtigte die übermütig gewordenen Turkmenen und brach in Mesopotamien ein, wo er auf den heiligen Stätten der Schiiten die Standarten des Sieges aufpflanzte. Seit dem Untergange des Sasanidenhauses (631), d. i. seit fast einem Jahr-

tausend, hatte kein persischer Herrscher am Tigris Hof gehalten. Bei dem Glanz und Reichtum, den sich Abbas errungen, konnte es ihm nicht schwer fallen, in seinen Palästen ein schwelgerisches Leben zu führen. Aber es war verfeinert durch die chevalereske Persönlichkeit des Herrn dieser Tummelplätze des sorglosen Genießens und durchgeistigt von dem edlen, künstlerischen Geschmacke, den der Schah allenthalben betätigte. Unter ihm erhob sich Isfahan zu einer mohammedanischen Weltstadt, die in mehr als einer Beziehung an die glänzenden Zeiten von Bagdad erinnert. Nicht minder vereinigten sich in Abbas Charakter Eigenschaften, die ihn in eine Linie mit Harun er Reschid stellen.

Zu den berühmten Schöpfungen des Schah zählen die Paläste »In den acht Paradiesen« und der »Halle der vierzig Säulen«, prangend in Gold und Farben und geschmückt mit Wandgemälden historischen Inhaltes, an welche sich die Namen berühmter Meister knüpfen (Zaman, Zadeik, Lufti Ali u. a.). In diesen Palästen herrschte ein üppiges, heiteres Leben, das der Schah im Kreise seiner Frauen, Sängerinnen und Tänzerinnen oder in Gesellschaft seines Hofstaates genoß. Anknüpfungen geben die Darstellungen in dem Palaste auf dem »Meidan i Schah« — dem Königsplatz — vielleicht dem weitläufigsten Platze, den jemals eine Stadt aufzuweisen hatte.

Auf diesen ungeheueren Raum schaute jene »Loge«, von der aus der Schah das Marktgewühl und die tummelnden Reiter und weiterhin die buntstrahlenden Kuppeln der schier unbegrenzten Riesenstadt überblicken konnte. Auch hier hatte sich die Kunst in den Dienst des Schah gestellt. Es ist »Haremskunst«, wenn man sie richtig bezeichnen will. Symposien, Tänze in jenen grotesken Darstellungen, wie man sie auch auf den abendländischen Miniaturen aus dem Mittelalter sieht. Abbas' Freude an solchem Bildwerk war so groß, daß er selbst öffentliche Gebäude, Brücken usw. damit schmücken ließ.

Als persischer »Harun« war der Schah derselbe grausame Tyrann, wie sein abbassidisches Vorbild. Aus Eifersucht auf seinen allbewunderten Sohn Saffi Mirza wurde Argwohn, aus diesem ein Mordbefehl. Nur ein geringer Trost war es, daß der Schah in quälender Reue später dem Mörder (einem Hofwürdenträger) befahl, ihm den Kopf seines eigenen Sohnes zu bringen. Es wird erzählt, der Bruder des Gemordeten, Riza Mirza, sei über das Geschehene derart empört gewesen, daß er dem Vater die heftigsten Vorwürfe machte und sich so weit vergaß, in dessen Gegenwart das Schwert gegen den Mörder zu zücken. Das war sein Verderben. Abbas ließ den Unglücklichen blenden. Nun folgte etwas Entsetzliches. Riza hatte eine Tochter, Fatma, die der Liebling des Großvaters war, das einzige Wesen, das den Tyrannen in seinen wilden Ausbrüchen zu besänftigen vermochte. Mit wilder Freude erfuhr der Prinz von dieser zärtlichen Hingebung des Großvaters an die Enkelin. Als Fatma eines Tages an der Brust Rizas lag und ihn liebkoste, ergriff er sie mit der Wut eines Wahnsinnigen und tötete sie auf der Stelle ... Diese furchtbare Familientragödie schloß damit, daß Abbas Gift nahm (1628).

Mit diesem Schah ist der Höhepunkt der Saffidenherrschaft erreicht. Es geht nun rasch abwärts, dank der Zerrüttung, welche durch Ver-



Die »Vierzig-Säulenhalle« in Isfahan.



Kaiser Akbar. (Aus einem indischen Manuskript, Bibliothek des Firmin-Didot, Paris.)

wandtenmord, Grausamkeit und Unfähigkeit der nächsten Könige im Schoße der Dynastie eingerissen war. Ein wahres Scheusal war Schah Sofi, unter welchem die meisten Würdenträger und fast alle Prinzen des Hauses geblendet wurden. Namentlich gegen Frauen wütete er mit unfaßlichem Grimm. Das Laster des Trunkes hat in mehr als einer persischen Dynastie grenzenloses Unheil angerichtet. Sofi darf für sich beanspruchen, ein königlicher Trunkenbold von auserlesener Qualität gewesen zu sein.

Auch Sofis Nachfolger wüteten nach Möglichkeit im eigenen Fleische. Seit Abbas wurden die königlichen Prinzen nicht wie bis dahin in der Schule des Lebens herangebildet, sondern in die Frauengemächer gesperrt, wo sie, von sinnlichen Freuden in Anspruch genommen, weniger Gelegenheit fanden, gegen den jeweiligen König zu konspirieren. Schließlich wurde alle Tatkraft im Weine ersäuft, wenn einzelne Herrscher nicht — wie beispielsweise Abbas II. — infolge geschlechtlicher Ausschweifungen frühzeitig starben.

Der letzte in der Reihe dieser im Beginne asketischen, alsdann prunkliebenden, zuletzt fluchwürdigen Herrscher war Hussein. Das Strafgericht kam diesmal aus Afghanistan. Mahmud, ein junger Häuptling vom Afghanenstamm der Ghildschis (Kandahar) benützte die in Persien herrschende Zerrüttung, um mit einem mäßig starken Heere in das Land einzufallen. Er belagerte Isfahan und in der bedrängten Stadt herrschte eine Not, so schlimm, oder vielleicht noch schlimmer als in Jerusalem während der Belagerung durch Titus. Da begab sich

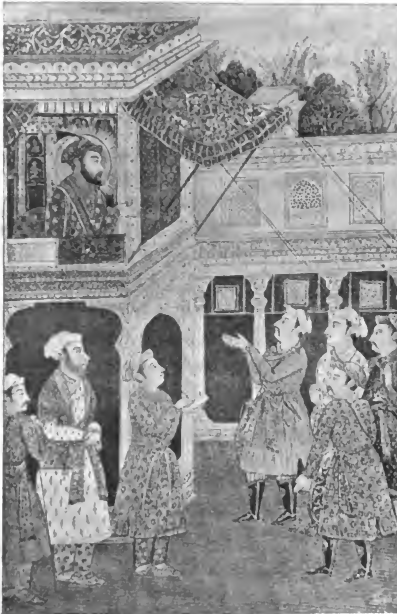
Hussein mit seinen Söhnen in das feindliche Lager zu Mahmud, wo er mit den Worten »Herrsche in Frieden!« sich dem Sieger unterwarf. In blinder Wut wurde alles niedergemetzelt. Aber auch Mahmud nahm ein grauenhaftes Ende. Nachdem er zuletzt seine eigenen Hände angenagt hatte, starb er im Irrsinn.

Es ist nicht zu leugnen, daß, trotz aller Greuel der Machthaber, die iranische Kultur gerade in den wildesten politischen Stürmen eine wunderbare Zähigkeit an den Tag legte. Mahmud von Ghazna würde nachmals nicht von Millionen im Munde geführt worden sein, hätte an seinem Hofe nicht persischer Geist den Ton angegeben. Niemand würde heute mehr an die Schlachten und Eroberungszüge des Ghaznaviden erinnert werden, wenn nicht der Dichter des Königsbuches, Firdusi, mit dem finsteren Krieger in engster Beziehung gestanden hätte. Nicht die Götzen strahlen Licht aus, sondern sie empfangen es von den Tempelampeln.

Ein halbes Jahrtausend später sehen wir dieses Schauspiel in noch weit eindringlicherer Art sich wiederholen. Abermals war es ein fremdes, barbarisches Volk, das mit seinen Reiterhorden den iranischen Rosengarten in den Boden stampfte. In der Zeit, als einer der größten europäischen Monarchen, Karl V., sagen konnte, daß in seinem Reiche die Sonne nie untergehe, richtete im fernen Indien ein schlitzäugiger Mongolen-Chan einen Thron auf, der denjenigen des großen Habsburgers weit überstrahlte. Dieser Mann war Kaiser Baber, der Begründer des Kaisertums Hindostan (1526). In dem uralten Märchenlande war eine Sonne aufgegangen, die im übertragenen Sinne Jahrhunderte hindurch in strahlender Unbeweglichkeit ein Reich beschien, das vom nordischen Altai bis in das heiße indische Tiefland reichte.

Was Baber geschaffen, erhielten und verstärkten seine Nachfolger. Dieselben Mongolen, welche den Chalifentraum der Abbassiden in Blut und Feuer erstickt hatten, schufen ein anderes Feenmärchen an den Ufern des heiligen Ganges. Noch heute sprechen die Überreste dieser phantastischen Herrlichkeit eine nur zu beredte Sprache. Nicht in den dürren, von schemenhaften Luftspiegelungen bedeckten Steppen Mesopotamiens tritt uns die vielgerühmte Märchenpracht des Orients entgegen, sondern an jenen grotesk-romantischen Palästen, Moscheen und Mausoleen der indischen Großmogule . . . Der ruhmreichsten einer war jener Akbar (1556—1605), den die Geschichte »den Großen« nennt. Ein dreifacher Glorienschein umgab dieses backenknochige Mongolenhaupt: Kriegsruhm, Staatskunst und geistige Größe. Es ist also augenscheinlich nicht die Rasse, welche die Kultur macht. Dschengis-Chan und Akbar waren die Auserkorenen desselben Volkes, aber sie sind fürwahr nicht eins.

An dem prunkvollen Hof zu Delhi war alles, was Geist hatte, vereinigt, mochte dieser Geist von woher immer kommen: aus dem verwüsteten Arabien, aus dem unter der gleichzeitigen Herrschaft der Saffiden wieder aufblühenden Persien, aus dem uralten Sagengeranke Hindustans. Das entspricht völlig der geläuterten, aus pantheistischen Neigungen hervorgegangenen Weltanschauung des großen Kaisers. Ihm war es einerlei, ob Koran oder Bibel, Avesta oder Veda: wo er das



Schah Djehan, Audienz erteilend.
(Aus einem indischen Manuskript, Bibliothek des Firmin-Didot, Paris.)

Schöne, Erhebende, geistig Veredelnde fand, faßte er es an. Niemals hat an einem orientalischen Fürstenhofe auch nur eine ähnliche geistige Regsamkeit geherrscht wie zur Zeit Akbars in Delhi.

Es mutet ganz fabelhaft an, wie es an diesem Sonnenhofe von Schöngeistern nur so wimmelte, die Literatur sozusagen ihre Staatskanzlei hatte, in welcher alle Fäden einer ans Großartige grenzenden geistigen Tätigkeit zusammenliefen. Nie war die Dichtkunst hoffähiger als dort, nie übte sie auf das ganze Kulturleben größeren Einfluß aus, als in diesem indischen Capua der Geister. Und die Vermittler dieser geistigen Auferstehung waren die Perser. Sie knüpften das Alte des Westens an das Alte des Ostens. Altarabische und persische Überlieferungen tauchten in die hindustanische Märchenwelt der Vorzeit unter, um aus diesem Lichtbade zu neuem Leben zu erwachen.

Um diesen geistigen Austausch zu ermöglichen, entstand neben der einheimischen Sprache, dem Hindi, ein neues Idiom, das Hindustani (Urdu, d. i. »Lagersprache«). Die Hofsprache aber war das Persische. Akbar selber, durch und durch Schöngeist, hüllte sich von Zeit zu Zeit in das härene Kleid der »Sufi«, um sich in dem Irrgarten der persischen Mystik zu ergehen und über die Nichtigheit des Daseins nachzusinnen. Ein anderer Salomo unter dem heißen Himmel Indiens, denn auch mit Akbars Fatalismus vertrug sich recht gut ein wohlbesetztes Frauenhaus, das den üppigen Neigungen des Kaisers gerecht wurde. Danach läßt sich ermessen, in welchen Geleisen sich im allgemeinen das Leben be-

wegte: Glanz und Pracht, durch ausschweifende Phantasie ins Maßloße gesteigert, im Bunde mit den sinnlichen Erregungen, welche durch die



Chosru, persisch-indischer Prinz mit Bajaderen. (Miniatur in der Sammlung des »Cabinet des Estampes«, Paris.)

Wirkungen eines tropischen Klimas und einer üppigen Natur gefördert wurden. Die mystische Ekstase, die es seit jeher verstanden hat, dem

irdischen Genußleben unter dem Deckmantel göttlicher Begeisterung zu frönen, verwischte vollends alle ethischen Grundsätze und räumte dem schrankenlosen Verlangen nach irdischem Glück den Platz.

Das ist das Feuerwerk der Sinne, das, wie jede pyrotechnische Kunst, in um so deutlicherer Flammenschrift aufloht, je dunkler der Hintergrund ist. Das klingt paradox, wenn man an den indischen Feuerhimmel denkt und an die lichttrunkenen Blumenkelche, an die marmorhellen Palasthallen und an das leuchtende Arabeskenwerk kaiserlicher Lustschlösser. Aber all diese lichtheitere Zier haftet auch an den Gräberstätten, den pompösen Mausoleen. Der Tod ist hier der freundliche Pförtner, der an der Schwelle der ewigen Paradiesesgärten steht.

Gleichwohl möchte man sich von einer so aussichtsreichen Übersiedelung nicht so ohne weiteres überraschen lassen. Welche Stimmung mochte wohl den Nachkommen Akbars, Kaiser Djehan, beherrscht haben, als er sich in die philosophische Weisheit der Puranas und Upanischads vertiefte und bei dieser erbaulichen Beschäftigung von seinem eigenen Bruder, dem fanatischen Aureng Zeb, niedergemacht wurde? Oder vollends jenen unglücklichen Kaiser Alam, der als Dichter den schmeichelhaften Namen »Aftab« (Sonnenglanz) führte und den man des Augenlichtes beraubte? Wo die Gier nach schrankenloser Lebenslust ihre Orgien feiert, sitzt die Muhme Grausamkeit daneben und würgt im Sinnentaumel. Der geblendete Kaiser stimmt ergreifende Trauerklänge an, indes ein Mohammed Taki sich an den Schönheiten seiner sensualistischen Kunst ergötzt. Kaiser Akbar ist längst nicht mehr, als die üppige Courtisane Farh Bachsch die salomonische Herrlichkeit jener vergangenen Zeit im Kreise gleichgesinnter und gleichgestimmter Freunde zu neuem Leben erweckt.[1])



Die Kulturperiode des Islam.

In vormohammedanischer Zeit ist unter den Arabern von einem eigentlichen Geistesleben, das, weit ausgreifend, alle intellektuellen Arbeitsgebiete umfaßte, noch keine Rede. Auch noch nicht in der glänzenden Zeit der Ommejadischen Chalifen zu Damaskus. Es war lediglich die Dichtkunst, welche hier gepflegt wurde, eine geistige Betätigung, welche sich dem sorglosen Genusse und dem romantisch-abenteuerlichen Charakter jener Zeit anpaßte. Von dem Chalifen Jezid II. wird erzählt, er sei gelegentlich des Vortrages eines Liedes derart in Entzücken geraten, daß er im Saale so lange herumtanzte, bis er besinnungslos zusammenbrach. Größere Neigung noch zeigte er gegenüber den Sängerinnen, von denen zwei an seinem Hofe in außergewöhnlichen Ehren standen. Als die eine gestorben war, gebärdete sich der Chalif so verzweifelt, daß man fürchtete, er werde in Trübsinn verfallen. Die Sängerinnen trugen fast immer die Dichtungen anderer vor und findet man

[1]) Dem Reiche der Großmogule machten die Engländer im Jahre 1788 ein Ende, nachdem es ein halbes Jahrhundert vorher von den Persern unter Nadir Schah gebrandschatzt wurde, wobei als kostbarstes Beutestück der berühmte perlenbesäete Pfauenthron figurierte.

poetisch veranlagte in ihrer Gilde selten. Die Frauen dagegen, welche die Versekunst ausübten, gehörten selbstverständlich nicht zu den herumziehenden, für ihre Kunst bezahlten Sängerinnen, sondern pflegten daheim der Dichtkunst und waren nebenher wahrscheinlich gute Hausfrauen.

Am Hofe der Ommejaden ist als Liebesdichter besonders der weichmütige Waddah berühmt geworden, hauptsächlich seines tragischen Geschickes wegen. Er war ein Jemenide und scheint jener Spur gefolgt zu sein, welche so manchen Versemacher über die heiligen Städte nach Damaskus geführt hat. Das entsprach der damaligen Freizügigkeit. Für die Frauen waren das herrliche Zeiten. Sie pilgerten nach Mekka und suchten und fanden dort unter den Dichtern und Rhapsoden die ihnen passenden Bekanntschaften, welche dann dem unwiderstehlichen Zuge nach der Chalifenstadt folgten. Bei einem Stelldichein mit der Gattin des Chalifen Welid I. von diesem ertappt, wurde er ergriffen und lebendig begraben.

Als Verherrlicher der Frauen im ersten Jahrhundert des Islam steht der abenteuerlustige Omar Ibn Abu Rabia an der Spitze. Selbst ommejadische Prinzessinnen mußten sich von ihm Huldigungen gefallen lassen, sehr zum Ärger der Machthaber. Er predigte einen Koran der Liebe, welcher den alten Herren von Mekka so bedenklich erschien, daß sie ihren Töchtern strengstens das Lesen der Gedichte Omars untersagten ... In dem gleichen Fahrwasser schwamm der Mekkaner Ferazdak, dem man Charakterlosigkeit, zügellose Leidenschaft, maßlose Genußsucht und Verachtung aller gesetzlichen Bande nachsagte ... Ein anderer Minnesänger, Abu Dahbal, kompromittierte sich in ähnlicher Weise am Ommejadenhofe wie Waddah, doch nahm der Zwischenfall, dank der Klugheit und Milde des Chalifen Moawija, ein gutes Ende.

Der übrigen Dichter aus dieser Zeit zu gedenken, lohnt nicht der Mühe. Trotz des höfischen Anstriches, den die Dichtkunst seit Begründung der ommejadischen Dynastie erhalten hatte, blieb die eigentliche Wiege des Liebesgesanges die Wüste.[1]) In den Minnesang klingt nicht selten

[1]) In der Zeit vor Mohammed war der Marktort Okaz in der Nähe von Mekka der Ort, wo sich ab und zu die Dichter zum Wettstreite einfanden. Hier entstanden denn auch die berühmten »Muallakat«. Das Auftreten des Propheten hatte den altererbten Gepflogenheiten des Rhapsodentums keinen wesentlichen Abbruch getan. Daß dies zu Konflikten führen mußte, liegt auf der Hand. Der Mekkaner Dichter Hassan Ibn Thalith, der eine höchst verfängliche Begegnung Aischas, der Lieblingsfrau Mohammeds, mit einem gewissen Safwan in einem Spottgedichte behandelt hatte, erhielt vom Propheten hundert Geißelhiebe zudiktiert. Aber auch in diesen Dingen verstand es Mohammed, sie für seine Person auszunützen. Als der Dichter Ka'b Ibn Malik gelegentlich ein Lobgedicht auf den Propheten vortrug, nahm dieser den grünen Mantel von seinen Schultern und warf ihn dem Dichter zu. Dieser schätzte das Geschenk so hoch, daß er es dem Chalifen Moawija nicht für 10.000 Dirhems (Mark) hergeben wollte. Erst nach seinem Tode verkauften es die Erben dem Chalifen für 20.000 Dirhem. Als eine der kostbarsten Reliquien wurde der Mantel zuerst im Schatze zu Damaskus, später in Bagdad aufbewahrt, bis die Stadt von den Mongolen eingeäschert wurde (1258). Ob es sich hier um jenen »Mantel des Propheten« (hirkai scherif) handelt, der heute im alten Saraj zu Stambul aufbewahrt wird, ist nicht über alle Zweifel erhaben. — Um nun auf die Mekkaner Dichter zurückzukommen, sei bemerkt, daß es den Zeloten nicht leicht wurde, dem Geschmack des Volkes, insbesondere der vornehmen Kreise, an poetischen Vorträgen entgegenzutreten. Wie lange dieser Zustand dauerte, beweist die Tatsache, daß die am Ommejadenhofe

ein schmerzlicher Ton hinein, wie es jene kampfreiche Zeit mit sich brachte. Die schon in vorislamitischer Zeit bestandene Gattung der »Totenklagen«, welche von Frauen (»Trauersängerinnen«) angestimmt wurden, gelangten zur Zeit des Propheten zu besonderem Ansehen. Die berühmteste von diesen Dichterinnen ist wohl Tomadhir al Chansa (geb. 580). Unter dem ommejadischen Chalifen Abd ul Melik fand die Totenklage eine hervorragende Vertreterin in Laila el Achjalia, welche der Chalif an seinen Hof berief und vielfach auszeichnete.

Ein völliger Umschwung in der Art der literarischen Produktion trat mit der Begründung des abbassidischen Chalifats ein, indem sich alsbald im gesamten geistigen Leben der persische Einfluß geltend machte. Als Vorläufer der späteren, aus dem Osten bezogenen Erzählungsliteratur, darf der Perser Ruzbeh (nach seiner Bekehrung zum Islam Ibn al Makaffa genannt) angesehen werden. Er übersetzte die indische Sammlung von Fabeln und Erzählungen »Pantschatantra« unter dem Namen »Kalilah wa Dimna« ins Arabische. Da die Araber wenig Erfindungsgabe bekunden und das Leben fast ausschließlich von der realistischen Seite auffassen, boten die zum Teile phantastischen Erzählungen aus einer ihnen fremden Welt eine begeisterte Aufnahme.

Ein Wunderbaum, aus fremder Erde in den arabischen Boden verpflanzt, schoß triebkräftig empor und setzte tausendfache Blüten und Früchte an. Die köstlichste dieser Früchte war die persische Märchensammlung »Hazar af zanah«, d. i. die »Tausend Märchen«, welche nachmals unter der abgeänderten Bezeichnung »Alf leilah wa leilah«, d. i. »Tausend und eine Nacht«, das Entzücken des ganzen rechtgläubigen Orients war und als die Krone aller Märchenbücher gelten darf. Da der Grundstock dieses Märchenbuches nicht über das 10. Jahrhundert zurückreicht, erkennt man sofort den Anachronismus, der durch das Einflechten der Person des Chalifen Harun in die meisten dieser Erzählungen zum Ausdrucke kommt. Man hat die Dichtungen kurzweg in Raum und Zeit verschoben, Bagdad zu ihrem Schauplatze gemacht und sie um ein Jahrhundert zurückverlegt.

Auffällig an den Märchen »Tausend und eine Nacht« ist die Vermengung von Realismus und Phantastik. Dies erklärt sich aus dem Gegensatz zwischen dem Ursprung des nichtarabischen Stoffkreises der ältesten Märchen und den von arabischen Schriftstellern nach und nach hinzugefügten Erzählungen mit ausgesprochen realistischer Färbung. Aus

---

gefeiertsten Dichter aus Mekka stammten. Das Unerhörte aber trug sich in Medina, also an dem geweihten Begräbnisorte des Propheten zu. Hier gab es eine Schule für öffentliche Sängerinnen, welche durch Gesangsmeister aus der Königsstadt Hira (am unteren Euphrat) und aus Persien ausgebildet wurden und deren einige so großen Ruhm ernteten, daß ihre Namen erhalten blieben. Als ihr Typus mag jene lebensfreudige Dschemila gelten, die einen fürstlichen Aufwand trieb und deren Ruhm sich nach und nach über ganz Arabien verbreitete. Das Unerhörte aber war, daß Dschemila förmliche Empfangstage hatte, zu welchen sich die Lebewelt Mekkas drängte, wie diejenige unserer Tage zu irgend einer gefeierten Diva einer modernen weltstädtischen Opernbühne . . . Die Mekkaner Sängerin Izza vergaß sich so weit, der Aischa ihre knochigen Füße vorzuhalten. Im übrigen hatte die Lieblingsfrau des Propheten den guten Geschmack, übereifrige Panegyriker in ihrer Art abzuweisen. Als der oben genannte durchgepeitschte Dichter Thalith den ebenmäßigen Körperbau der Aischa lobte, unterbrach ihn diese mit den Worten: »Dafür bist du fett genug.«

dieser zwanglosen Vermengung von Märchenhaftem und Alltäglichem ergab sich schließlich ein in sich abgeschlossenes Ganzes, dem die Bedeutung eines Kultur- und Sittengemäldes zukommt, aus welchem sich mehr Belehrung schöpfen läßt, als aus den dürren Chroniken und tendenziös gefärbten Überlieferungen.

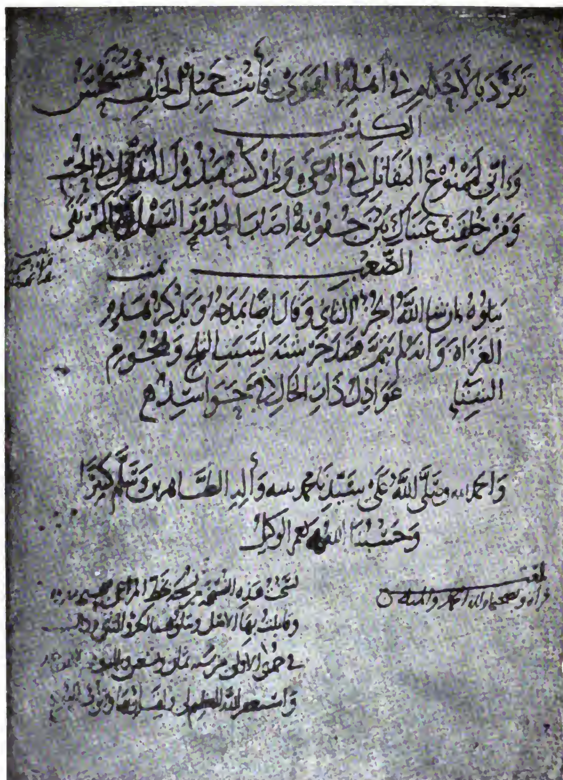
In anderer Weise treten uns die Dichtungen einheimischer Geister als Sittenspiegel entgegen. Das sind nun allerdings bedenkliche Gestalten, denen wir begegnen, wenn wir im Geiste die Zechgelage und Gartenfeste aufsuchen, und der Lebensweise der dichtenden Taugenichtse nachspüren, welche an die Stelle des Korans den Kodex der genialen Liederlichkeit und der frivolen Genußsucht gesetzt hatten. Allen voran der verlotterte Moty Ibn Ajas, der noch an den Erinnerungen der Ommejadenzeit zehrte, als er unter dem ersten Abbassiden in Kufa durch seine Begabung die Zuneigung des neuen Herrscherhauses sich zu erringen verstand. In Bagdad scheint Moty in der Stickluft des Hofes vollends allen moralischen Halt verloren zu haben.

Im Fahrwasser Motys steuerte dessen Nachfolger Abu Nowas (750—810), der für den berühmtesten Lyriker der Araber gült. Er erfreute sich der Gunst dreier Chalifen — Harun, Amyn und Mamun. — Die Arabisten vergleichen ihn mit Vorliebe mit Heine, den er aber an Zynismus weit übertraf. Den Zauber der Sprache und die formvollendete Technik verdankte der Dichter einem längeren Aufenthalte unter den Beduinen, den Hütern des alten Sprachgeistes und der poetischen Gestaltungskraft. In den Dichtungen des Abu Nowas findet das Geschlechtlich-Sinnliche, ja die nackte Sexualität, ihre dichterische Verherrlichung. Solche Früchte hatte neben der sonstigen üppigen Lebensweise die zunehmende Strenge der Haremsklausur in Verbindung mit einem Heere von Sklaven, Sklavinnen und Hofparasiten jeder Art gezeitigt. Die zügellose Spottsucht brachte den Dichter wiederholt hart an das Schafott; auch Kerkerhaft war ihm nicht erspart. Bezeichnend für die gesellschaftliche Stellung des Dichters ist, daß nur wenige Freunde seinem Sarge folgten, während ein an demselben Tage zu Grabe getragener Gelehrter halb Bagdad zu seinem Trauergefolge hatte.

Ein Zeitgenosse des Abu Nowas war Abu al Atahija (gestorben 826), zugleich sein Gegenpol. Zwar in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Bagdad stellte er seine Muse ausschließlich in den Dienst der Liebe. Dann aber vollzog sich der Umschwung. Er entlehnte seine Stoffe dem religiösen Leben und paßte die Dichtungen dem Verständnisse der breiten Schichten des Volkes an, nicht ohne eine scharfe moralisierende Tendenz gegen das zügellose Genußleben der Großen und Reichen. Bezeichnend ist, daß dem Chalifen Harun dies gegen den Strich ging. Es folgten Kerkerhaft und andere Quälereien, aber Atahija blieb standhaft. Genützt hat ihm dies nicht, denn bei der herrschenden Geschmacksverwirrung fiel ihm die Rolle eines Predigers in der Wüste zu.

Dies bezeugt das Wiederaufleuchten des Feuerwerkes der Hofdichtung, als der Abbassidenprinz Ibn al Mutaz (861—908) sich auf die Versekunst geworfen hatte. Alle Anklänge an die alte Wüstenpoesie verschwinden. An die Stelle der Beduinenzelte treten die prachtvollen

Marmorpaläste, die in Gold prunkenden Hallen, die mit Samt und Seide und Kostbarkeiten aller Art geschmückten Räumlichkeiten, in welchen die schönsten Frauen und die anmutigsten Sängerinnen das Leben einer Gesellschaft versüßen, die bei Schwelgereien ihre Tage verbringt.


والحمد لله وصلى الله على سيدنا محمد وآله الطاهرين وسلم كثيرا
وحسبنا الله ونعم الوكيل

Faksimile einer Seite aus einer der ältesten Handschriften des Divans von Motanebbi vom Jahre 1008 n. Chr. mit Anmerkungen von Ali Ibn Hamsa von Basra. (Britisches Museum.)

Später verstieg er sich zu einem Lobgedichte auf seinen Vetter, den Chalifen al Mutadid. Ein nicht unverdienstliches Werk ist seine Sammlung von Anthologien der Dichter fürstlicher Herkunft und der Sänger des Weines. Auch ist er der Verfasser des ersten größeren Werkes über Poetik. In einen politischen Handel verwickelt, fiel Mutaz gelegentlich des Thronwechsels seinen Gegnern in die Hände und wurde erdrosselt.

In vollem Maße in der Hofgunst sich zu sonnen war dem Kufaner Abu et Taijib Achmed Ibn Hossein, mit dem Beinamen Al Motanebbi, d. i. »Prophetenprätendent«, beschieden. Er war indes gleichwohl ein mittelmäßiger Poet, der am Hamdanidenhofe zu Aleppo, in Ägypten und zuletzt in Bagdad Unglaubliches an Lobhudeleien leistete. Dennoch galt er bei seinen Zeitgenossen als eine der größten Leuchten der Dichtkunst und die orientalischen Philologen haben sich vielfach dieser Meinung angeschlossen. Seinen Tod fand der Dichter bei einem räuberischen Beduinenüberfall auf der Reise von Bagdad nach Schiraz (965).

Zugleich mit Motanebbi lebte am Hamdanidenhofe zu Aleppo Abu Firaz (932—968), der letzte Sänger des echten altarabischen ritterlichen Geistes, der, wie er dichtete, so auch gelebt hat. Krieg und Jagd, schwärmerische Liebe und Frauenverehrung bilden den Stoffkreis seiner Dichtungen, welche er im Zelte, auf dem Schilde oder im Sattel niederschrieb. Er fand sein Ende in einem politischen Putsch gegen die Stadt Homs in Syrien. Als das phantastische Chalifenmärchen zu verblassen begann, stieg noch der letzte helleuchtende Stern am arabischen Dichterhimmel empor. Dieser Genius war Abul Allah (973—1057) ein Syrer aus Maarra (daher auch Maarry genannt), der tiefste und ernsteste Denker seines Volkes. Ein bedauernswertes Schicksal fügte es, daß dieser Mann der großen Gedanken und der Meister der Sprache frühzeitig erblindete. Vom Wissensdurste nach Bagdad getrieben, kehrte er nach dem Besuche der dortigen hohen Schule in seine Heimat zurück, wo er sich der Philosophie und der religionsgeschichtlichen Polemik widmete. Als Frucht dieser gelehrten Studien reifte eine düstere, pessimistische Weltanschauung aus, welche den Inhalt seines bedeutendsten Werkes, eines philosophischen Lehrgedichtes, bildet. Sein Pessimismus ging so weit, daß er ernstlich vor der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes warnte.

Grundverschieden von den Dichtern des abbassidischen Chalifats waren jene des arabischen Spanien. Bemerkenswert an ihren Schöpfungen ist, daß sie ihrem Stoffkreise nach an die Vorbilder des Mutterlandes anknüpfen. Diese Geschmacklosigkeit dürfte auf das sklavische Festhalten an der Kassidenform zurückzuführen sein. Auch die Überschwänglichkeit erinnert an die orientalische Heimat. Die arabisch-spanische Lyrik ist ausschließlich eine Lyrik des Weines und der Liebe. Ein Heer von Dichtern, das nach Tausenden zählt, hat dieses Genre gepflegt, vom 9. Jahrhundert bis zum Falle von Granada. In glühender Sprache, kühnen Bildern und grellen Farben verherrlicht diese üppige Lyrik des Lebens Genuß in den Armen schöner Mädchen und beim Becher feurigen Weines in träumerischen Mondnächten und unter dem funkelnden Sternenhimmel, in herrlichen Gärten, oder im schaukelnden

Kahne, beim Spiel der Laute und freudigem Sang. So war es in Cordoba, so in Sevilla und in den anderen Hauptstädten des Landes, zuletzt noch in Granada.

Wenn es ein hervortretender Zug an diesen lyrischen Schöpfungen ist, daß inniges Empfinden und Naturschwärmerei sich paaren, bringt es gleichwohl das feurige Temperament der Rasse, die Glut des südlichen Himmels und die zumeist an den sinnlichen Reizungen des Lebens sich erhitzende Phantasie mit sich, daß letztere zuweilen an Bildern schwülster Erotik Gefallen findet. Was jedoch hierbei angenehm berührt, ist, daß selbst nur ein Hauch des Rohen oder Anstößigen ferngehalten ist. Derbheiten, wie sie nicht nur die arabische Lyrik des Ostens, sondern die aller Zeiten und Völker hervorgebracht hat, werden bei den arabisch-spanischen Dichtern gänzlich vermißt. Das wäre gegen den Geist und gegen das ausgeprägte Schönheitsgefühl gewesen, welch letzteres sich überdies in den Dienst einer Kunstpoesie gestellt hatte, die nach Inhalt und Form stets das Vollendetste anstrebte.

Und dann noch ein anderes: Die Wertschätzung des Weibes nach der geistigen Seite hin war im arabischen Spanien seit den frühesten Zeiten eines der hervortretendsten Kennzeichen in den Beziehungen der Geschlechter. Die Chroniken sind voll von Beispielen dieser Art. Eine schlagfertige Improvisation, ein von Geistesblitzen durchhelltes Gedicht konnte seinen Urheber aus untergeordneter Lebensstellung in einem Augenblicke auf die Höhe des Glückes, in die glanzvolle Umgebung eines Kronenträgers versetzen. Von diesen hatte sich einer, der Abadide Al Motamid, König von Sevilla, dank seiner zahlreichen feinfühligen poetischen Schöpfungen, den Ehrennamen eines »Dichterkönigs« errungen. Manche der Gedichte Motamids sind das Anmutigste und Zarteste, was die arabische Lyrik hervorgebracht hat.

Wenden wir unsere Blicke auf Persien. Es bedarf kaum des Hinweises, daß nach der Invasion des Islam die Geister Irans durch neue Ideen und neue Eindrücke befruchtet wurden, wie denn auch feststeht, daß bald nach der arabischen Eroberung geistiges Schaffen sich hier zu regen begann, und zwar zunächst im äußersten Nordosten des alten Reiches und unter der Einwirkung der neuen Ordnung der Dinge. Aber erst nach dem Sturze der Ommejaden brachen iranischer Geist, nationales Fühlen und Denken durch. Vorerst freilich war es noch eine harmlose Betätigung. Es entstand zunächst eine eigenartige Bildersprache der Erotik, die unter den Dynastien der Tahiriden und Saffariden (beide in Chorassan) bald zur üppigen Entfaltung gelangte. Unterstützt wurde diese duftschwere Schöngeisterei von der lebhaften Phantasie der Perser und ihrem angeborenen Hange, den Sinn des Vorgetragenen in wunderliche Geheimnisse zu kleiden oder hinter einem Schwulste von Umschreibungen zu verbergen.

Daß das poetische Schaffen auf so fruchtbaren Boden fiel und geradezu den geistigen Inhalt des Lebens weiter Kreise bildete, erklärt sich aus der Zwangslage, welche der in Iran von altersher einheimische Despotismus schuf, der die Massen mit eiserner Faust niederhielt und den Einzelnen mit seinen geistigen Aspirationen auf seine vier Pfähle verwies. Unter der Dynastie der Samaniden (welche den Tahiriden

folgte) begann die Dichtkunst bereits reiche Blüten zu entfalten, nicht zum mindesten mächtig angeregt durch den edlen Eifer der Großen, welche mit der Feder ebensogut umzugehen wußten wie mit dem Schwerte. Dieses rege Geisterleben wurde sogar ein Erbe der auf die Samaniden folgenden Türkenherrschaft. Sultan Mahmud, der Begründer der Dynastie der Ghaznaviden, erkannte, gleich manchem anderen zur Weltherrschaft gelangten Barbaren, die sich in ähnlicher Lage befanden, daß geistige Bildung und die belebenden Faktoren einer höheren Kultur selbst dem härtesten Säbelregimente zum Vorteile gereichen können.

Was dem turkomanischen Machthaber abging, sollte durch persischen Geist ersetzt werden. Die vernünftige Duldsamkeit Mahmuds ging so weit, daß er — der fanatische Sunnite, dem die schiitischen Perser von vornherein ein Greuel waren — den Dichtern nicht nur keinen Zwang auferlegte, sondern sie mit allen Mitteln nach seiner Residenz Ghazna lockte, um deren Glanz zu erhöhen. Hier gelangte das Dreigestirn Farruchi-Unssuri-Asdschadi zu besonderem Ruhme. Es waren »Hofdichter« im guten und schlechten Sinne. Farruchi wird mit Motanebbi (S. 247) verglichen und von Unssuri weiß man, daß er sich zur souveränen Höhe eines Poeta laureatus emporschwang.

Trotz der Bedeutung der genannten Dichter wäre der Ruhm des Ghaznavidenhofes der Nachwelt sehr verdunkelt worden, wenn von ihm nicht das große Licht der persischen Dichtkunst, Abul Kasim Manssur, genannt »Firdusi«, ausgegangen wäre. Sein »Königsbuch« (Schah-nameh) steht als Nationalepos gleichwertig neben der Ilias und dem Nibelungenliede. Dem Umfange nach übertrifft es die genannten Dichtungen weitaus; dem Geiste nach steht es dem deutschen Reckenepos näher als dem griechischen Heldenmythus. Seine Eigenart besteht eben darin, daß es einerseits die ganze alt- und mittelpersische Sagengeschichte (also nicht bloß Episoden wie dort) umfaßt, anderseits im Zauber einer phantastischen Romantik sich spiegelt, die ein uraltes Erbe des Morgenlandes ist. Im letzteren Sinne nähert sich das Königsbuch zwei verwandten Epen der Inder, dem »Mahabharata« und dem »Ramayana«, doch büßt hier die Heldensage durch das Dazwischentreten oder vielmehr Überwiegen einer phantastischen Götterwelt, jene kraftvolle Plastik ein, wie sie im Königsbuche zum Ausdrucke kommt, unbeschadet der sich hierbei geltend machenden fabelhaften Wesen und Geschehnisse.[1])

[1]) Die Phantasie des Dichters fühlte die ungeheuere Leere, die sich vor ihm auftat, als er seinen geistigen Blick in die schattenhafte Vergangenheit tauchte, und so bedurfte er des erlösenden Lichtes. Seine kraftvollen Helden konnten der Natur der Dinge nach für sich allein nicht bestehen. So schuf der Dichter von Tus das Weib der persischen Vorzeit. Eine so große Zahl von weiblichen Gestalten, wie sie in Firdusis Königsbuch uns vor Augen tritt — mit allen Merkmalen ihres rein sagenhaften Ursprunges behaftet und dennoch vielfach von ergreifender Menschlichkeit — hat nach dem Sänger der altiranischen Heldensage nur noch ein Dichter als weibliche Typen von unverwüstlicher Lebenskraft in die Welt gesetzt — Shakespeare. Der arische Geist ist der gemeinsame Born, dem diese Erscheinungen entsteigen. Sal und Rudabeh stehen in demselben Banne wie Romeo und Julie. Das Reckenweib Banu Guschasp (Rustems überweibliche Tochter) ist die germanische Brunhild. Sucht man nach dem reizendsten, zartesten Frauenbilde, das durch den Schlachtenlärm der iranischen Heldensage schreitet,

Firdusi war der Sohn eines Landmannes aus Schadab bei Tus in Chorassan. Sein Geburtsjahr läßt sich nicht genau bestimmen, doch hat man Anhaltspunkte, daß es zwischen die Jahre 920 und 925 fällt. Er war 36 Jahre alt, als er sein großes Werk, mit Zugrundelegung der fragmentarisch überlieferten Sagen, in Angriff nahm. Etwas früher war Firdusi an den Hof Mahmuds gekommen, wo er fast unausgesetzt von den Intrigen der poetischen Kamarilla zu leiden hatte und auch materiell sehr in die Enge geriet. Der Sultan hatte zugeknöpfte Taschen, und was die Notdurft des Lebens erheischte, bestritten einige mildtätige Privatleute. So arbeitete der verkümmerte Greis weiter, immer wieder von Neidern angefeindet und selbst in seinen Leistungen hämisch herabgesetzt. Er war dem achtzigsten Jahre nahe, als er die Feder aus der Hand legte. An 60.000 Doppelversen enthielt das gewaltige Werk, also fast achtmal mehr als die Ilias. Es umfaßte Sage und Geschichte Persiens von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange der Sasaniden.

Mahmud hatte versprochen, daß jeder Doppelvers mit einem Goldstücke aufgewogen werden sollte. Er hielt aber nicht Wort und sandte 60.000 Silberstücke. Nun war Firdusi König und Mahmud der Abgefertigte. Der Dichter war damals gerade im Bade. Ein Drittel der Summe schenkte er dem Bademeister, ein Drittel dem Boten, für das letzte Drittel kaufte er sich ein Glas Fuka (eine Art Bier). Dann ließ er dem Sultan sagen, das Werk eines Dichters, der Firdusi heißt, sei nicht um Gold zu haben.

Das war stark. Eine solche Sprache am Ghaznavidenhofe! Mahmud gab in seinem maßlosen Zorn den Auftrag, Firdusi von einem Elefanten in den Boden stampfen zu lassen. Zum Glücke wurde der Tyrann besänftigt und in der Pause, die nun folgte, fand der Dichter Zeit, als Derwisch verkleidet, aus Ghazna zu entfliehen. Er fand aber noch zu etwas anderem Zeit: zu einer vernichtenden Satire, welche der Dichter in Freundeshänden zurückließ und die einige Wochen später dem Sultan in die Hände gespielt wurde.

Der Zorn des Machthabers, dem eine so verdiente Lektion zuteil geworden war, erreichte den Fliehenden nicht. Er fand am Abbassiden-

---

so braucht man nur den Namen Menischeh, der schönen Tochter des turanischen Eisenfressers Afrasiab, zu nennen, um in ihr die Verkörperung hingebendster treuer Liebe zu erkennen. Dem Recken Rustem steht die Heldenmutter Temineh zur Seite, die an der Leiche Sohrabs, ihres Sohnes, in grenzenlosem Mutterschmerz zusammenbricht. Immer sind es die »großen Mütter«, welche die Schicksale der Helden lenken: Irandocht, die den Iredsch, den Erben Irans nach Feriduns Abgang, gebiert; Feringis, die dem Tode geweihte, aber diesem Schicksale entrinnende Mutter des Kai Chosru; Humai, das starke Weib auf dem Throne der Kayaniden, die dem Dara (Dareios), Nahid, die dem Iskender das Leben schenkt. Auch die Gegensätze dieser Charaktergestalten sind von tiefem psychologischem Interesse: Sudabeh, die den herrlichen Jüngling Sijawusch (ihren Stiefsohn) umstrickt, ist die iranische Phädra; die Kaiserstochter Katajun, die ihr Liebesglück im Traume sucht und findet, trägt die Züge der shakespearischen Cordelia; in Kaidafeh, der großen »Königin des Westens«, verkörpern sich die Prachtliebe und die Herrscherherrlichkeit der Königin von Saba und der Semiramis. Wenn Guschtasp, der den Ambos mit einem Schlage entzweispaltet, an den nordischen Sigurd in Mimrs Schmiede erinnert: könnte da nicht der Name Katajun (oder Kutagun) eine Verstümmlung von »Kutrun«, dem nordischen Namen der Kriemhilde sein? Die Verschleppung könnte durch gotische Krieger im römischen Heere, mit denen die Perser beständig im Kampfe lagen, stattgefunden haben.

hofe freundliche Aufnahme und hier schuf er die romantische Epopöe »Jussuf und Zuleikha« (9000 Doppelverse, also dem Umfange nach ungefähr der Ilias gleich). Die neue Schöpfung Firdusis enthüllte dessen Feinden seinen Aufenthalt. Mahmud, der Schwerbeleidigte, forderte Auslieferung. Der Chalif (Al Kadir Billah), zwischen Fürstengunst und Feindesfurcht schwankend, gab dem Dichter einen Wink. Er verließ Bagdad, ohne weiterhin gefährdet zu werden, ja er fand sogar Gnade vor Mahmud. Aber nach Ghazna ging er nicht, sondern in seine Heimat, wo der größte dichterische Genius des Morgenlandes in Not und Kümmernis endete. Bekannt ist die Erzählung, daß Firdusis Leichenzug aus dem einen Stadttore nach dem Friedhofe auszog, als am entgegengesetzten Tore die Karawane mit den 60.000 Goldstücken anlangte. Wahrscheinlich bezweckt diese Geschichte nichts anderes als eine Ehrenrettung des Ghaznaviden, denn eigentlich weiß man gar nicht, wo und wie Firdusi geendet.

Die weitere literarische Entwicklung Persiens steht völlig im Banne jenes mystisch-philosophischen Systemes des Sufismus. Sein Begründer war der Asket Abu Said ben Abul Chair (979—1062), und die Sekte, die er ins Leben rief, bezweckte zunächst nichts anderes, als in Weltabgeschiedenheit erbaulichen Betrachtungen sich hinzugeben. Ihren Namen erhielt die Sekte von den härenen Gewändern, in welche sie sich kleidete: »Sufi«, von suf, d. i. Wolle. Als organisierte Sekte waren die Sufi ein überraschendes Novum im Islam, der das monastische Leben verpönt. Insofern sich aber die Askese mehr und mehr zu mystischen Spekulationen erweiterte, fanden sich die Wurzeln dieses neu aufkeimenden Triebes auch bei den Arabern, welche noch in der Jugendzeit des Islam Gemeinschaften organisierten, deren Angehörige, über die stramme Dogmatik des Korans hinweg, in ihrer Weise engen Anschluß an Gott suchten. Aber die arabischen Sufi, streng asketisch, bleiben auch streng orthodox. Bei den Persern hingegen rief das poetische Bedürfnis alle lebensfähigen Elemente des Heidentumes wieder hervor. Aus dem fertigen Gerippe einer kirchlichen Dogmatik ließ sich nichts mehr machen; aus den gestaltlosen, aber farbenreichen Phantasien der uralten Kosmogonien dagegen ließen sich Anregungen holen, die wie ein frisches Bad wirkten.

Solche Anschauungen mußten das energische Einschreiten der orthodoxen Priesterschaft geradezu herausfordern. Verfolgungen der Schwärmer mit Feuer und Schwert waren an der Tagesordnung. Daß dies nicht die richtige Methode ist, einen Sektenglauben zu vernichten, weiß man von anderwärts her. Das Martyrium war durch alle Zeiten nur ein Ansporn mehr zum Ausharren. Auch der Sufismus schuf Märtyrer in Hülle und Fülle. Da aber die Verfolgungen auf die Dauer dennoch störend wirkten, schob man jene Zweideutigkeiten ein, welche dem Sufismus in seiner weiteren Ausgestaltung die Handhabe gaben, alles und jedes zu deuten, wie es ihm beliebte. Den Dichtern zumal, denen es um das Kasteien gar nicht zu tun war, bildete der Sufismus stets das Hinterpförtchen, durch welches sie den Knütteln der orthodoxen Religionswächter entschlüpfen konnten.

Diese Geistesrichtung, welche dem Bedürfnisse entsprang, sich der starren Dogmatik des Korans zu entwinden, hat den iranischen Volks-

geist weit von der Bahn seiner naturgemäßen Entwicklung abgelenkt. Mit dieser Richtung zugleich wurde dem Nationallaster der Perser, der Heuchelei, in großartiger Weise Vorschub geleistet. Während man öffentlich fast schemenhaft im Meer der Mystik zerfloß — im »Fama«, dem indischen Nirvana entsprechend — versank man im Geheimen im Schmutze gemeinster Laster. Auf diesem Wege ist die sufische Lyrik zur Allegorie geworden. Die moschuswangige Geliebte ist Gott, der Inhalt des Bechers ein himmlischer Tropfen, den die Seele schlürft, die Sehnsucht nach der Teueren eine solche nach dem Ewigen.

Wenn nun auch religiöse Schwärmerei ansteckend wirkt, wird sie gleichwohl nicht alle Geister mit sich fortreißen. Im Gegenteil: sie wird zum Widerspruch geradezu herausfordern. In der Zeit, als der Sufismus mit fast elementarer Gewalt die Herzen erfüllte und die Köpfe verdrehte, geschah Ähnliches. Die Freidenker kamen zum Wort. Sie erklärten, daß die Mystik gar keine Berechtigung habe, dem Leben, Denken und Fühlen Inhalt zu geben. Der Mathematiker und Astronom Omar Chijam (geboren in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, gestorben 1123) erklärte den Sufismus für blauen Dunst, wie wir sagen würden. Dieser »persische Voltaire« hatte den dürren religiösen Dogmen die Freude an irdischem Genuß entgegengesetzt und sich dafür die bitterste Feindschaft der Orthodoxie zugezogen. Da aber der gelehrte Astronom nebenher auch ein vortrefflicher Dichter war, konnten seine Schöpfungen nicht mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Um sie der Nachwelt zu erhalten, wurden sie nachmals mystisch umgedeutet. In diesem Sachverhalt prägt sich die volle Verlogenheit der persischen Lyrik aus.

Noch aber hatte diese Art Mystik ihren Höhepunkt nicht erreicht. Sehr nahe kam ihm Ibrahim Ferid eddin Attar (1119—1230), der, mit einem Übermaß schwärmerischer Begeisterung und lebendiger Einbildungskraft bedacht, den sieben Himmeln des Propheten ebenso viele irdische Vervollkommnungsstufen gegenüberstellte. Das System der sieben Stufen mußte, um wirksam zu sein, entsprechend popularisiert werden. Der neue Prophet erreichte dies durch das Mittel der Dichtung. In seinen berühmten »Vogelgesprächen« (mantik ut tair) läßt er die Vögel eine abenteuerliche Reise durch sieben Täler nach dem Zauberberge Kaf unternehmen, von welchen jedoch nur wenige das Ziel erreichen. So ergeht es auch den Sufi, die nach der Höhe streben, oder Geist und Seele in die verwickelte Lehre von der »Substanz der Wesenheit« versenken. Ferid eddin ist auch der Verfasser eines »Buch des Rates« (Pand nameh), das eine Sammlung von moralischen Mahnungen und Sprüchen enthält.

Der König unter den sufischen Dichtern ist Dschelal eddin (1207—1273), mit dem Beinamen »Rumi«, d. i. der aus Rum, mit welchem Namen die Orientalen das byzantinische Reich bezeichneten. Zu diesem gehörte auch Kleinasien, wo der Dichter am Hofe des Seldschukensultans Alaeddin I. zu Konja, selber ein begeisterter Freund der Dichtkunst, sein Leben verbrachte. Geboren ist Dschelal eddin zu Balch in Chorassan. Er ist der größte Mystiker des Morgenlandes und zugleich der größte pantheistische Dichter aller Zeiten. Er ist der

Stifter der Drehderwische und seine Hymnen werden heute noch von seinem Orden (Mewlewi) statt der Gebete gesungen, obgleich darin der sufische Pantheismus, die Auflösung des mohammedanischen Gottes ins All und Nichts unverkennbar ist. Dies geht schon aus dem Glaubensbekenntnisse Dschelal eddins hervor, wenn er sagt, wie er seinen Gott vergebens am Kreuz der Christen und im Götzentempel, aber vergebens auch in der Kaaba, vergebens in sieben Erden und sieben Himmeln gesucht habe, bis er ins eigene Herz hineinsah. Und dort war Gott, und nur in dieser Erkenntnis Befriedigung und Beseligung.

Die weltliche Dichtung nahm gerade von dem Zeitpunkte sufischer Geistesbenebelung ab ihre eigentliche Entwicklung. Nizami (1141 bis 1202), der »Tasso der Perser« stimmte die vollen Akkorde der Erotik an. Zwar ist er auch der Verfasser eines größeren moralischen Lehrgedichtes, »Magazin der Geheimnisse« (Machzan ul azrar) und etlicher didaktischer Poesien; seinen Ruhm aber verdankt er den versifizierten Liebesromanen.[1]) Das Beste an ihm ist das Persönliche: ein tiefes echt lyrisches Stimmungstalent, zart und rein, in allem einem Perser so unähnlich wie möglich. Und dennoch keine Blumenromantik. Er hat Freude am Leben und will sie niemand verkümmern. Er ist ohne Falsch, seine Erotik ist nicht geheuchelt.

Der furchtbare Mongolensturm zu Beginn des 13. Jahrhunderts machte bis auf weiteres allem Liebes- und Versegetändel ein Ende. Schon hatte es den Anschein, als sollte die ganze persische Kultur für immer vom Erdboden hinweggefegt werden, als die Wogen des turanischen Schreckens allmählich abliefen. Eine Verschiebung in bezug auf die Örtlichkeiten, in welchen das Geistesleben sich wieder betätigen konnte, hatte gleichwohl platzgegriffen. Aber dieses Geistesleben kam nur sehr langsam zur Entfaltung. Die Zeiten waren furchtbar ernst gewesen, der überstandene Schrecken stak noch allen in den Gliedern. Eiferer, ob nun unberufene Sittenrichter oder berufene Religionswächter, nützten die Lage aus. Der Weltuntergang war zwar nicht hereingebrochen, sondern auf halbem Wege stehen geblieben, aber das war denn doch eine sehr eindringliche Mahnung.

Man glaubte mit einem Male zu erkennen, daß man eine Zeit des hohlen Treibens, der angefressenen Moral und Charakterlosigkeit hinter sich habe. Was waren denn alle diese phantastischen Überspanntheiten der Romantik, dieses Spielen mit Luftgebilden, der kriechende Panegyrismus anderes, als Zeichen einer niedergehenden Geistesepoche? In einer Gesellschaft, die dem süßen Leichtsinn gehuldigt, das dichterische Schaffen für ihre geselligen Freuden und als Mittel zur Lobhudelei der Großen ausgenutzt hatte, war fast elementar der Alarmruf zur Umkehr hineingefahren. Ein düsteres Memento auf den übermütigen Bacchanal.

Daß in der Zeit dieser geistigen Reaktion der Weizen der Moralisten in Blüte kommen mußte, liegt auf der Hand. Der größten einer, in welchem diese Wandlung verkörpert in die Erscheinung tritt, ist Saadi, mit seinem vollen Namen Muscheriff Eddin ben Muslih eddin Abdula, im Jahre 1184 in Schiras geboren, wo er auch im Jahre 1292 das Zeitliche segnete.

---

[1]) »Chosru und Schirin«, »Leila und Medschnun, »Sieben Schönheiten« etc.



Aus dem Divan des Hafis. Persische Handschrift des Schiraser Kalligraphen Fadhlallah aus dem Jahre 1494. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Er ist der größte Moralist des Morgenlandes und sein Name ist noch heute gefeiert von der Meerenge von Gibraltar bis zum Sunda-Meer. Saadi, der Dichter der Spruchweisheit, hat als Derwisch den ganzen Osten bis nach Indien lang durchwandert und durchlebt, und er war 90 Jahre alt, als er zur Feder griff. Er ist von großartiger Bedeutung für die ganze mohammedanische Welt, denn sein »Gulistan« (Rosengarten) dient als Lehrbuch neben dem Koran von Westafrika bis nach China. Zumal die Perser holen sich in seinen Werken Rat in allen schwierigen Lebenslagen.

Ob er in der Tat jener gewaltige Ethiker ist, als welcher er von diesem oder jenem Literarhistoriker angesehen wird, ist nicht über alle Zweifel erhaben. In seinen Hauptwerken herrscht allerdings die volle ethische Reinheit. Aber was ist's mit der »Khabissat« (Buch der Unreinheiten) oder dem »Hazliyyat« (Buch der Scherze), das der Sitte und dem Anstande Hohn spricht, oder vollends mit den »Heseliat« (Possen), diesen abscheulichen Ausgelassenheiten? Dieser Widerspruch ist ein Rätsel. Auch fehlt es nicht an sufischen Seitenblicken, wenn Saadi predigt, sich nicht von der Welt abzukehren, sondern der irdischen Lust ihren Anteil am Leben zukommen zu lassen. Bedenklich ist ferner, daß die Perser aus dem »Gulistan«, diesem Kanon tiefer Sittlichkeit und edler Menschlichkeit, so wenig profitieren. Von der Nächstenliebe und der Weisheit, welche sich in Saadis Hauptwerken spiegeln, scheinen die Bewunderer und Verehrer des Dichters sich seit

jeher bloß die schönen Sentenzen angeeignet zu haben, um sie möglichst oft im Munde zu führen. —

Noch vor dem Erlöschen der Mongolenherrschaft hatte sich der Süden Persiens der Knechtschaft entwunden und unter dem Fürsten Muzaffer ein selbständiges nationales Reich geschaffen. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Sedscha, erhielt das Geistesleben eine Richtung, welche durch religiöse Einflüsse wenig behindert wurde. Als glänzendster Vertreter dieses neuen Geistes tritt Schems eddin Mohammed, besser bekannt unter dem Namen Hafiz (d. i. der Koranfeste, Gedächtnisstarke) auf den Plan (geb. Anfang des 14. Jahrhunderts, gest. 1389). Er ist der Dichter, der den Rosenduft und die Nachtigallen der Gärten von Schiras und die eigene glückliche Laune in ihrem genialen Schwung zum Gemeingut und Genuß der Welt gemacht hat. Um die Lieder seines »Divan« dulden zu können, mußte und muß die Geistlichkeit allerdings sich bemühen, sie mystisch umzudeuten. Darin hat man es (zum Ergötzen der Unbefangenen) so weit gebracht, daß selbst büßende Wallfahrer bei Hafiz' Grab eintreffen und die Vermittlung des frivolen Dichters als die eines Heiligen anflehen. Er gibt Orakel, denn um jede eigene Verantwortung los zu sein, braucht man nur in den Divan des Dichters hineinzustechen und sich von dem Vers, auf den man gerade trifft, oder von seiner Ausdeutung, leiten zu lassen. Kein Wunder also, daß der Prophet aller »nassen Brüder« und der Abgott der Erotiker die Beinamen »mystische Zunge« und »Dolmetscher der Geheimnisse« erhalten hat.

Der letzte der großen Klassiker Persiens ist Nur eddin Abd ur Rahman (1414—1492), gewöhnlich Dschami (nach seiner Geburtsstadt Dscham in Chorassan) genannt. Er war ein literarisches Universalgenie und in allen Arten der Dichtkunst, nebenher auch in mancher Wissenschaft (Geschichte, Theologie, Grammatik) sattelfest. Als Poet ist er ebensosehr seiner zahlreichen lyrischen Gedichte halber (drei Divane), wie seiner romantischen Erzählungen wegen gefeiert. Vielleicht fallen die letzteren noch mehr ins Gewicht. Im ganzen sind es sieben (daher der Name der Sammlung Heft Aurang). Er ist allerdings vorwiegend ein Nachahmer, aber ein geschickter; anmutig, wenn er Hafiz kopiert, voll Feuer, wenn er sich in die Phantasie Nizamis versenkt, ernst und beschaulich in der Anlehnung an Saadi.

Diese Nebeneinanderstellung will indes nicht sagen, daß es sich um sklavische Nachahmung handelt. Schon seine Meisterschaft in bezug auf die Form schützt ihn vor solchem Gebrechen. Der Dichter hat hinlänglich Geist, um seinen Schöpfungen ein eigenartiges Gepräge aufzudrücken. Immerhin kündet Dschami, der an der Schwelle eines neuen Zeitalters steht, den beginnenden Verfall der persischen Dichtkunst an. Mit ihm erlischt die klassische Literaturepoche der Perser. Vom heimatlichen Boden losgelöst, treibt der alte Wurzelstock neue Reiser zur Zeit der Mogulenherrschaft in Hindustan (S. 239), bis auch diese durch Entartung und in politischen Stürmen abwelken.

Wenn wir uns nun den wissenschaftlichen Betätigungen, welche aus dem Schoße des Islam hervorgewachsen sind, zuwenden, fällt der Löwenanteil, wie nicht anders zu denken, den Arabern zu. Die Bezeichnung »Betätigungen« ist wohlbedacht; denn eine eigentliche arabische

Wissenschaft, die, dem ureigenen Borne entsprungen, befruchtend für alle kommenden Zeiten fortgewirkt hätte, gibt es nicht. Auch kam der Impuls zu jenen Betätigungen nicht von innen, sondern von außen. Man begreift dies ohne weiteres bei dem gänzlichen Mangel eines Fundamentes, auf welchem von jenem Zeitpunkte ab, wo der Islam zur vollen Machtentfaltung gelangt war und sich gezwungener Weise der friedlichen Arbeit, kurz den Bedürfnissen des Kulturlebens zuwenden mußte, aufgebaut hätte werden können.

Es ist selbstverständlich, daß aus Heerlagern wissenschaftliche Arbeit nicht hervorgehen konnte. Die ersten Anläufe hierzu fallen daher in die Zeit nach der Begründung des abbassidischen Chalifates, beziehungsweise mit der Erhebung Bagdads zu einer Weltstadt, die der Natur der Sache nach des geistigen Lebens nicht entraten konnte. Im Gefühle des eigenen Unvermögens, ohne Beziehungen zur Vergangenheit, ohne vorbereiteten Boden, ergab sich die zwingende Notwendigkeit, an das Erbe des antiken Geisteslebens anzuknüpfen. Es war gewissermaßen ein Tasten, ein verständnisvolles Anschmiegen an das Zunächstliegende. Den freisinnigen ersten Chalifen konnte es nicht bedenklich erscheinen, wenn die Quellen, welche hierbei erschlossen werden sollten, durch Christen oder christliches Schrifttum vermittelt wurden.

Man erkennt sofort, daß mit dieser Methode eine grundlegende, alle Wissenszweige umfassende geistige Tätigkeit nicht platzgreifen konnte. Abgelöst aus dem logischen Zusammenhange, den alle Gelehrtenarbeit anderer Völker der Vergangenheit geschaffen, ohne fundamentale Kenntnis des Werdeganges dieser Gelehrtenarbeit, nahm die wissenschaftliche Tätigkeit der Araber den Charakter des Sprunghaften, Fragmentarischen an, ein stark entwickelter Wissenstrieb dilettierte auf allen möglichen Gebieten und dieser Dilettantismus mußte vornehmlich deshalb zu schärferem Ausdruck kommen, als es dem arabischen Geiste angesichts seiner materiell-praktischen Veranlagung nicht gegeben war, sich zu idealen Gesichtspunkten zu erheben.

Gleichwohl sollte sich die wissenschaftliche Tätigkeit der Araber — obwohl es sich hierbei im großen und ganzen vorwiegend um ein Realwissen bei auffälligem Zurücktreten aller humanistischen Bildungselemente handelt — von nicht zu unterschätzender Bedeutung werden, und zwar eben aus dem Grunde, daß sie zwar der Originalität entbehrte, jedoch dort anknüpfte, wo durch den Zerfall des römischen Weltreiches und die Wirren der Völkerwanderung die Fäden abgerissen waren. In der Zeit, da das Abendland von den Quellen der antiken Bildung abgeschnitten war, ernteten die Araber auf dem Boden des Orientes, vornehmlich in Syrien, zum Teile auch in Mesopotamien und Persien, alsdann in Nordafrika, die geistigen Früchte der Vergangenheit. Es ist weniger die Fortentwicklung des Ererbten, als vielmehr das konservierende Moment, das hier in Betracht kommt. Gewiß ist, daß uns ohne den lebendigen Wissensdrang der Araber ein ansehnlicher Teil der wissenschaftlichen Literatur der Griechen verloren gegangen wäre.

Den Grundstein zu dieser wissenschaftlichen Arbeit bildete die durch den Chalifen Mamun zu Bagdad ins Leben gerufene Akademie, genannt »das Haus der Wissenschaft«. Mit ihr stand eine Bibliothek



Vorlesung in einer Moschee. Miniatur aus einer sehr alten arabischen Handschrift im Besitze M. Th. Schefers in Paris. (Die vorlesende Person ist eine Frau.)

und eine Sternwarte in Verbindung. Den Beginn der Arbeit bezeichnen die Aristotelischen Schriften, welche aus dem Syrischen ins Arabische übersetzt wurden, nachdem man schon in der Zeit Haruns durch Ver-

mittlung christlicher Ärzte aus Persien sich mit den Schriften des Hippokrates und Galenus vertraut gemacht hatte. Fast gleichzeitig erwuchs am anderen Ende der islamitischen Welt, im spanischen Cordoba, eine zweite, hochangesehene Pflanzstätte der Wissenschaft, wo unter dem Schutze der freigebigen, alles geistige Wirken tatkräftigst unterstützenden ommejadischen Chalifen vornehmlich die exakten Wissenschaften einen höchst beachtenswerten Aufschwung nahmen.

Als einer der ältesten arabischen Bahnbrecher gelehrter Studien kann der Philosoph Al Kindi gelten, der bereits in der Zeit Mamuns wirkte. Zu besonderem Ruhme aber gelangten vor allen auf diesem Gebiete der Perser Ibn Sina (Avicenna) und der Andalusier Abul Walid Mohammed Ibn Roschd (Averrhoes), die nach der Jahreszahl der Geburt um 133 Jahre auseinander liegen.[1] Beide gelten als die hervorragendsten Vertreter der arabischen Philosophie, welches wohl bei dem Zweitgenannten zutrifft, der eine rationalistische Weltanschauung förderte, nicht aber bei Ibn Sina, der den Ruf als größte Leuchte der arabischen medizinischen Wissenschaft genießt. Er war der »Fürst der Ärzte«. Sein berühmtestes Werk behandelt die Anatomie, Physiologie und Arzneimittellehre. Anlehnungen an Galenus sind unverkennbar. Seine Heilmittellehre ist ein wunderliches Gemisch von Anwendung sogenannter Sympathiemittel und bedenklichster Quacksalberei. Operative Eingriffe verschmäht er nach Tunlichkeit. Alles Heil wird an den Gebrauch von Mixturen und Pillen gehängt. Sogar das Ausziehen der Zähne erklärt er für überflüssig, da das — Fett von Laubfröschen deren Ausfallen schmerzlos bewirkt.

Bekanntlich schreibt man den Arabern die Urheberschaft der Alchymie zu. Offenbar ist hier einem wahrscheinlich griechischen Worte der Artikel *al* vorgesetzt. Das arabische Wort Alembic für den Destillierhelm ist griechischen Ursprunges, ebenso Alkehest, ein fiktives Auflösungsmittel (von *χαύστη*, »verbrennen«). Als Haupt der Gilde der Goldmacherkunst im Mittelalter hat Djaffar ali Sofi, genannt »Dscheber« (Mitte des 8. Jahrhunderts) zu gelten, ein Sevillaner, dem man die Verfasserschaft von 500 Schriften zuschreibt, die das ganze Mittelalter hindurch in hohem Ansehen standen. Immerhin war er ein tüchtiger Chemiker, der Begründer der »Chemie des nassen Weges«, im Gegensatze zu der römischen Chemie, die auf die Operationen des trockenen Weges beschränkt war. — Als Begründer der Pharmazie gült Abul Kasis aus Zahara bei Cordoba (in den lateinischen Übersetzungen Alzaharavicus genannt), der 1122 als Professor zu Cordoba starb.

Wie die Araber zur Mathematik gekommen sind, entnimmt man jener Erzählung, nach der im Jahre 773 eine Gesandtschaft aus Indien an den Hof des Chalifen Manssur nach Bagdad gekommen und astronomische Tafeln mitgebracht haben soll. Wahrscheinlich waren es Abhandlungen über Rechenkunst. Bei dieser Gelegenheit kamen die Ziffern auf, die wir als »arabische« bezeichnen, was nicht richtig ist, da bis dahin die Araber, gleich den Griechen, sich der Buchstaben als Zahlenzeichen von 1 bis 9 bedienten. Auf die Neuerung begründete Mohammed

---

[1]) Avicenna 980—1037, Averrhoes 1127—1198.

ben Musa (genannt Alkharizm, 9. Jahrhundert) seine berühmte Arithmetik. Indes ist zu bemerken, daß die Araber ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher sie mit der indischen Rechenkunst bekannt wurden, auch die griechische Mathematik kennen lernten, welcher Sachverhalt sich daraus ergibt, daß Anschauungen der letzteren in ihren Werken sich abspiegeln.

In der Astronomie war eine Tat des Chalifen Mamun bahnbrechend.[1]) Dieser Chalif ließ nämlich die »Magna constructio« des Ptolemäos unter dem Namen »Almagest« ins Arabische übersetzen. Diese Bearbeitung, welche später durch Thebit (Tabit) erweitert und durch Al Farabi kommentiert wurde, bildete die Grundlage der Sternkunde der Araber. Zur Zeit der Kreuzzüge gelangte ein Exemplar des Almagest ins Abendland, wo bereits eine durch Boethius besorgte Übersetzung aus dem Urtexte irgendwo liegen mochte, aber offenbar keine Beachtung gefunden hatte. Der Almagest war nach einigen im 12. Jahrhundert von Gherardo von Cremona, Astrologen und Arzt Friedrich I., nach anderen im 13. Jahrhundert auf Wunsch Kaiser Friedrich II. ins Lateinische übertragen worden. Im 15. Jahrhundert brachte der nachmalige Kardinal Bessarion auch das griechische Original nach Italien, wo es von Georg von Trapezunt ins Lateinische übersetzt wurde. Eine bessere Übersetzung besorgte Regiomontanus (gedruckt 1473).[2])

Bemerkenswert ist ein Werk über Optik Alhazens (11. oder 12. Jahrhundert), das bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts in hohem Ansehen stand. Manches darin ist allerdings phantastisch, z. B. die Erklärung der Reflexion auf Basis einer von ihm gegebenen anatomischen Beschreibung des Auges, welche mit sieben Spiegeln zusammenhänge, einem ebenen, zwei sphärischen, zwei zylindrischen und zwei konischen. Dagegen macht er bezüglich der Refraktion die zutreffende Bemerkung,

[1]) Mamun hatte auch Gradmessungen vornehmen lassen, wobei der Längenwert auf $56^1/_3$ arabische Meilen festgesetzt wurde.

[2]) Es sei hier eingeschaltet, daß überraschender Weise das von den Arabern erweckte Interesse für die astronomische Wissenschaft lange nachwirkte und bis zu den Tataren drang. Ulugh Beg, Timurs Enkel, errichtete um das Jahr 1430 zu Samarkand eine große Sternwarte und stattete sie mit den, nach damaligen Begriffen, kostbarsten Instrumenten aus. Die Tätigkeit dieses Tatarenfürsten und seines Gelehrtenstabes umfaßte zwar das Gesamtgebiet der Astronomie, doch wurde im besonderen auf die Umarbeitung und Vervollkommnung der Ptolemäischen Tafeln Gewicht gelegt. Diese in ihrer Art großartige Arbeit führte den Titel »Zig' Ulug Beg« und gliederte sich in vier Abschnitte: Epochen und Aeren — Zeitbestimmung — Planetenbewegung — Fixsternkarte. Der Sternkatalog wurde in neuester Zeit von Baily herausgegeben. Leider sollten diese wissenschaftlichen Bestrebungen nicht von Dauer sein. Nachdem Ulugh Beg von seinem eigenen Sohne vom Throne gestoßen worden war und später unter Mörderhänden fiel, versank die Wissenschaft, die zuerst im Morgenlande ihre Sterne aufleuchten sah, in Nacht. — Zur Zeit des Chalifates befanden sich außer in Bagdad auch in Damaskus und in Kairo Sternwarten (9. Jahrhundert). Al Batani beobachtete das Fortrücken der Apsidenlinie der Erdbahn; Al Beruni und Ibn al Haitham bereicherten die Astronomie mit wichtigen Untersuchungen. Beruni, der am Ghaznavidenhofe lebte, war zugleich einer der kenntnisreichsten Gelehrten des Islam. Er war mit Plato und Aristoteles vertraut und ein gründlicher Kenner der Sanskrit-Literatur, die er in allen ihren Zweigen beherrschte, von den Heldenepen angefangen bis zu den Fachwerken über Astronomie, Chronologie, Medizin und Geographie. Auch im buddhistischen Schrifttum war er sattelfest. — In Persien hatte es besonders der Dichter Omar Khijam als Mathematiker und Astronom zu Ruhm gebracht.

daß der von Ptolemäus aufgestellte Satz, zwischen den Winkeln des einfallenden und gebrochenen Strahles bestehe mit dem Perpendikel ein konstantes Verhältnis, nicht für den ganzen Quadranten gelte, womit Alhazen auf dem Wege war, das richtige Gesetz aufzufinden.

Zu den schätzenswertesten Arbeiten, die vielfach bis auf den Tag den Forschern als unentbehrliche Quellenwerke gelten, zählen jene der



Edrisis Weltkarte: Tabula rotunda Rogeriana. (Die Orientierung ist nach Süd.)

arabischen Geographen. Angesichts des ungeheueren Erdraumes, den der Islam beherrschte, und in Berücksichtigung der jedem Rechtgläubigen auferlegten Pflicht der Wallfahrt nach Mekka, mußten geographische Kenntnisse weite Verbreitung finden. Das akademische Leben, wenn man sich so ausdrücken darf, zog die Studienbeflissenen aus den entlegensten Gebieten nach bestimmten Stätten der Wissenschaft, wozu Reisen von beträchtlicher Ausdehnung nötig waren.

Unter solchen Umständen mußte die geographische Literatur einen Umfang erreichen, der im Mittelalter bei keinem anderen Volke seinesgleichen

hatte. Hier sind in erster Linie zu nennen: Ibn Chordhadbeh, der seine geographischen Kenntnisse seinem Berufe (höherer Postbeamter) verdankte, Hamadani, Istachri, Ibn Haukal, Al Mukaddassi, Ibn Fadlan, Al Jakubi, Al Beruni. Einer späteren Zeit gehören an: Edrisi, Dimaschki, Ibn Al Wardi und Abul Feda. Ihrer umfassenden Reisewerke wegen sind hauptsächlich Ibn Dschubair und Ibn Batuta hervorzuheben. Edrisi war ein Marokkaner, der in Cordoba studiert und sodann große Reisen bis nach Kleinasien unternommen hatte, worauf er vom König Roger II. nach Sizilien berufen wurde, um daselbst eine Erdbeschreibung auszuarbeiten. Zu diesem Zwecke wurden ge-

Karte des mittelländischen Meeres nach Istakhri.

eignete Männer in verschiedene Länder gesendet und ihre Berichte bildeten die Grundlage zu jener berühmten Karte, welche den Namen *Tabula rotunda Rogeriana* erhielt (1154).

Ibn Batuta (1303—1377), zu Tanger geboren, ist wohl der größte arabische Forschungsreisende. Der Weg vom fernen Mauretanien bis Arabien (Mekka) war ihm von der Pilgerpflicht vorgezeichnet. Von hier aus besuchte er Mesopotamien, Syrien, Kleinasien, Persien und das südliche Rußland und gelangte nach Konstantinopel. Die zweite große Reise führte den unermüdlichen Wanderer über Kleinasien, Buchara und Afghanistan bis nach Indien (Dehli) und nach kurzer Pause, in der er auf den Malediven ein Amt bekleidete, in diplomatischer Mission nach China. In seine Heimat zurückgekehrt, durchquerte er ganz Westafrika mit Timbuktu als Reiseziel.

Auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung sind nicht minder glänzende Namen vertreten. Schon die älteren Werke dieser Art sind von Wichtigkeit, z. B. jenes des Jakubi (nebenher auch Geograph), eine Weltgeschichte in zwei Teilen, von welchen der erste Teil Universal-



Faksimile einer Seite aus einer Handschrift des biographischen Wörterbuches von Ibn Chalikan vom Jahre 1257. Handschrift des Verfassers. (Britisches Museum.)

geschichte, der zweite Teil speziell islamitische Geschichte ist. — Tabari, ein Perser aus Tabaristan, ist der Verfasser einer umfassenden Weltchronik, der es zwar an kritischem Geist mangelt und die an dem Fehler eines zu engen Gesichtskreises leidet, jedoch durch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Autor seinen Stoff behandelt hat (zum Teile in annalistischer Ordnung) und durch den Reichtum der Quellenangaben ein grundlegendes Werk, auf welchem fast alle späteren arabischen Historiker weiterbauten.

Einen höheren Rang als Tabari nimmt Massudi ein, der den Osten bis China bereiste, später auch dem Westen sich zuwandte und damit — entgegen dem Vorgenannten — einen umfassenden Gesichtskreis gewann. Er war demgemäß auch mit der christlichen und heidnischen (indischen) Wissenschaft vertraut, verzettelte jedoch sein Talent und seine freie Auffassung der Dinge auf Einzelheiten, und in der naiven Freude an allerlei Merkwürdigkeiten, die er gesehen oder von welchen er gelesen, ging die stramme Zusammenfassung des Ganzen verloren. Von seinem Werke »Die Goldwäschen und Edelsteingruben« (fälschlich mitunter »Die goldenen Wiesen« genannt), besitzen wir nur einen Auszug.

In der Zeit vom 11. bis ins 13. Jahrhundert erhält die Geschichtsschreibung eine neue Richtung durch das historiographische Genre. Einzelbiographien, historische Monographien und ähnliche Arbeiten bereichern die Zeitgeschichte. Leider tragen sie fast durchwegs einen panegyrischen Charakter. Der Ghaznavide Mahmud und der Eyubide Salaheddin sind die bemerkenswertesten Persönlichkeiten, welchen diese Werke gelten. Dazu kommen Spezialgeschichten (Bagdad, Mekka, Damaskus, Alleppo, Jerusalem), eine Geschichte Südarabiens (von Omara al Hakami), von Ägypten (von Musabbihi) usw. Ali Ibn Asakirs Geschichte von Damaskus soll nicht weniger als 80 Bände umfaßt haben. Es sind nur Bruchstücke erhalten geblieben. In Spanien blühte vorzugsweise die Gelehrtengeschichte . . . Dank etlichen Werken, die uns erhalten blieben, sind wir über die wissenschaftlichen Leistungen der Araber in Spanien in dieser Zeit besser unterrichtet als über die der meisten anderen Länder.

Ibn Chalikan (1211—1282) aus Arbela in Obermesopotamien, ist der Verfasser eines biographischen Sammelwerkes, welches in alphabetischer Ordnung die Lebensbeschreibungen aller politischen und literarischen Berühmtheiten des Islam, mit Ausnahme des Propheten und seiner unmittelbaren Nachfolger enthält. Von weit größerer Bedeutung ist Ibn Chaldun (1337—1406) aus Tunis, der vielfach in politische Verwirrungen verwickelt war, bis er schließlich — aber mit Unterbrechungen — in Kairo eine Professur erhielt, um später in El Fayum sein großes Geschichtswerk zu vollenden. Es unterscheidet sich wesentlich von den Arbeiten seiner Vorgänger, da es nicht lediglich die Tatsachen verzeichnet, sondern den Ursachen der Wandlungen im Völker- und Staatsleben nachgeht. Aber diese kritische Methode, welche den Erfahrungen des Autors in den westafrikanischen Kleinstaaten und seinem Hange zur politischen Intrigue entsprang, leidet darunter, daß die benützten Quellen minderwertig und die Art der Darstellung deutlich die Spuren nachlässiger Kompilation zeigt. Auch ist er nicht frei von Parteilichkeit.

An der Grenze des Mittelalters, beziehungsweise über dasselbe hinausreichend, stehen drei Historiker von großem Rufe: Makrizi,



Faksimile einer Seite aus einer arabischen Handschrift von 1314—1315 n. Chr., welche eine arabische Übersetzung der »Allgemeinen Geschichte« des persischen Geschichtsschreibers Raschid Tabib enthält. (Royal Asiatic Society.)

Makkari und Hadschi Chalfa. Der erstgenannte (1364—1442) hat in seinem umfassenden Spezialwerke über Ägypten ein wertvolles kultur-

geschichtliches Material der Nachwelt hinterlassen, während Makkari (1591—1632) sich vornehmlich um die Gelehrtengeschichte von Spanien verdient gemacht hat. Hadschi Chalfa (eigentlich Chalifa, 1606—1658) ist fast mehr türkischer als arabischer Schriftsteller (er war im Kriegsministerium zu Konstantinopel angestellt), was schon daraus hervorgeht, daß sein Hauptwerk — eine umfassende Bibliographie der gesamten Literatur des Islam — wohl in arabischer Sprache abgefaßt ist, die historischen und geographischen Schriften dagegen in türkischer Sprache.

Eine bekannte Anekdote läßt Amr, den Feldherrn des Chalifen Omar, als er siegreich in Alexandria einzog und die weltberühmte Bibliothek daselbst den Flammen übergab, den Ausspruch tun: »Entweder ist alles das, was in diesen Büchern steht, im Koran enthalten, dann sind sie überflüssig; oder es stehen Dinge darin, von welchen der Koran nichts weiß, dann sind sie verwerflich« . . . Der Ausspruch ist bezeichnend für den Kulturwert des Islam zur Zeit seiner Machtentfaltung. Ein Blick auf die vielseitige und reiche literarische Tätigkeit der Araber belehrt indes, daß der rauhe Soldat nachmals durch die Vertreter des Schrifttums desavouiert worden ist.

Gleichwohl blieb der Koran für die Araber von Anbeginn her die »Wissenschaft der Wissenschaften«. An diese Auffassung knüpft sich der wichtigste Zweig arabischer Gelehrsamkeit — die Theologie, die zugleich Rechtswissenschaft ist.[1]) Da nämlich der Koran nicht nur

[1]) Es ist hier der Ort, einige Bemerkungen über den literarischen Charakter des Korans vorzubringen. Th. Nöldeke sagt hierüber: »Was Stil und künstliche Wirkung betrifft, sind die verschiedenen Teile des Korans von sehr ungleichem Wert. Ein unvoreingenommener und kritischer Leser wird sehr wenige Stellen finden, welche seinen ästhetischen Forderungen völlig entsprechen. Aber er würde öfter, besonders in den älteren Stücken, überrascht werden von einer wilden Leidenschaftlichkeit und einer kräftigen, wenn auch nicht reichen Phantasie . . . Der größte Teil des Korans ist jedoch entschieden prosaisch, vieles steif ausgeführt. Mohammed ist nach keiner Richtung hin ein Meister des Stiles« . . . Die Islamiten sind bekanntlich ganz anderer Ansicht, denn sie erkennen in Mohammed des unerreichte Vorbild der Sprache und des Stiles. Schon zu des Propheten Lebzeiten war kein Dichter, der an dieser Vollkommenheit zu zweifeln gewagt hätte, seines Lebens sicher. In der Folge galt es unter den Rechtgläubigen für die frevelhafteste Lästerung und Gottlosigkeit, der (angeblichen) unvergleichlichen Schönheit des Korans auch nur den leisesten Widerspruch entgegenzusetzen. Es ist daher von Interesse, zu sehen, wie im 2. Jahrhundert d. Fl. allmählich das wissenschaftliche Bedürfnis erwachte, vergleichende Studien über das in den Städten gesprochene Vulgär-Arabisch und die Ursprache, die sich nur unter den Beduinen rein erhalten hatte, anzustellen. Im Laufe der Zeit hat die arabische Philologie eine reiche Entfaltung erfahren und die hierauf bezügliche Literatur bezeigt den scharfen, kritischen Geist der Sprachgelehrten. Den Anfang machte die Schule von Basra mit der Sammlung und Erklärung der alten Sprachdenkmäler. Die nächsten Generationen arbeiteten auf der gegebenen Basis weiter. Später wurde die Schule von Basra durch jene von Kufa abgelöst. Die Gegensätze, welche die Lehrmeister beider Schulen gezeitigt hatten, suchten die Gelehrten von Bagdad, das mit der Begründung des abbassidischen Chalifats zum Mittelpunkte aller wissenschaftlichen Arbeiten wurde, auszugleichen. Zu Bagdad hat denn auch die arabische Sprachwissenschaft ihren dauernden Sitz gefunden, ja sie erfuhr zur Zeit der Seldschuken sogar eine Neubelebung (in der von dem berühmten Wesir Nizam ul Mulk gestifteten Hochschule »Nizamija«), wobei die Literaturwissenschaft besondere Pflege erfuhr. In den östlichen Ländern des Islam waren Nischabur und Chwarazm die Hauptsitze der philologischen Studien. In Südarabien verband sich mit den sprachwissenschaftlichen Studien zugleich das lokalpatriotische Interesse an der alten Herrlichkeit der sabäischen und himjarischen Kultur, während sie in Spanien zugleich mit der Poesie aufblühte, wobei besonders das Studium der alten Dichter bevorzugt wurde.

als Religionsbuch, sondern auch als bürgerliches Gesetzbuch zu gelten hat, bildet er die Grundlage alles Rechtes im moslimischen Staate. Als Offenbarung ist sein Inhalt heilig und unantastbar. Ein starres Gefüge von Satzungen, deren Ursprung auf die patriarchalischen Verhältnisse zur Zeit des Propheten zurückreicht, vielfach aber auch den jeweils sich geltend machenden persönlichen Bedürfnissen Mohammeds angepaßt wurden, konnte unmöglich für alle kommende Zeit ausreichen. Mohammed hatte eine Nationalreligion und nicht eine Weltreligion vor Augen; auch reichte sein Gesichtskreis nicht weit über seine engere Heimat hinaus und von den Weltdingen wußte er überhaupt nichts.

Um nun dem Rechtsleben eine breitere Grundlage geben zu können und, ohne Antastung des Korans, gesetzliche Bestimmungen für staatliche Bedürfnisse zu treffen, mußte zu einem Auskunftsmittel gegriffen werden. Dasselbe fand sich in den sogenannten Überlieferungen, womit nicht nur alle aus der Zeit des Propheten bekannten, von letzterem getroffenen Maßnahmen, Urteilssprüche und sonstige Entscheidungen bezeichnet wurden, sondern auch alle jene in Erinnerung gebliebenen Fälle passiven Verhaltens oder stillschweigender Gewährung seitens Mohammeds die Richtschnur für die legislatorische Vervollständigung der Koransatzungen abgeben sollten. Diese Überlieferungen — die »Sunna« — beruhten ausschließlich auf mündlichen Mitteilungen, und zwar unterschied man Überlieferungen von »Gefährten des Propheten« und solche von den »Nachkommen« (tâbiy), d. i. in ersterem Falle von Leuten, welche mit Mohammed in persönlicher Berührung gestanden waren, während die sogenannten Nachkommen der nächsten Generation angehörten, welche die Traditionen der Gefährten bewahrten. Da die Zahl der letzteren viele Tausende betragen haben mochte, läßt sich ermessen, bis zu welchem Umfange die Zahl der tâbiy angewachsen war. Als dritte Rechtsquelle endlich galten die Entscheidungen, welche die drei ersten Chalifen (Abu Bekr, Omar und Othman) getroffen hatten, und die man mit dem Namen »Atar« bezeichnet.

Koran, Sunna und Atar bilden sonach die Säulen des ursprünglichen mohammedanischen Rechtes. Die ältesten Traditionssammler waren die »sieben Rechtsgelehrten von Medina«, welche einige der Prophetenwitwen nach Kräften ausbeuteten. Daß hier sehr viel Persönliches mitunterlief, kann nicht angezweifelt werden. Den Männern aber, die sich dieser Aufgabe unterzogen hatten, war es sicher heiliger Ernst in ihrem Bestreben. Später freilich fanden sich Leute, welchen der Ruhm der großen Traditionssammler in die Augen stach und sie verlegten sich aufs Fälschen. Welche Vorsicht übrigens hierin geboten war, bezeugt die große Traditionssammlung des Al Bochary — das großartigste Sammelwerk dieser Art — welche 7000 Traditionen enthält, die der Verfasser dieses als heilig und als kostbarstes Vermächtnis der Gelehrsamkeit und Glaubensbegeisterung der früheren Generationen geltendes Werk aus 600.000 Überlieferungen ausgewählt haben soll.

Von der medinesischen Schule, welche als die traditionelle (historische) bezeichnet wurde, und welche ausschließlich auf Koran, Sunna und Atar fußte, lösten sich mit der Zeit andere Schulen ab, die auf dem Wege der juristischen Spekulation neue Lehrsysteme aufstellten,

von welchen vornehmlich vier für alle späteren Zeiten Rechtskraft erhielten. Ihre Vertreter sind: Malik Ibn Anas, Abu Hanyfa, Mohammed esch Schafiy und Achmed Ibn Hanbal.

Abu Hanyfa ist der Begründer der ältesten dieser Rechtsschulen. Er war der Enkel eines persischen Sklaven und wurde 699 in Kufa geboren. Als eifriger Alide war er dem Chalifen Manssur verhaßt, doch wagte es dieser lange nicht, so viel Gelehrsamkeit und Tugend anzutasten, bis sich der Gelehrte zu einem alidischen Putsch verleiten ließ, der ihm Kerker und Tod brachte (762). Abu Hanyfa ist unbestritten der größte Rechtslehrer der Araber und wenn er auch aus politischen Gründen ein Gegner der Abbassiden war, wurde sein System gleichwohl das herrschende im Irak. Zurzeit sind die Osmanen und der größte Teil der türkischen Völker Mittelasiens »Hanafyten«. Erwähnenswert ist, daß Abu Hanyfa für die Zulässigkeit der Frauen zum Richteramte eintrat, falls deren Zeugnisaussage als gesetzlich zulässig anerkannt ist. Der Jurist Abu Garyr Takary ging noch weiter, indem er bedingungslos die Frauen für das Richteramt reklamierte. Die hervorragendsten Schüler Abu Hanyfas waren Abu Jussuf († 795), der unter Harun er Raschid oberster Richter in Bagdad war, und Mohammed Asch Schaibany, der zwar den Meister selbst noch gehört, seine Aus-

زخرفها وازينت وظن أهلها أنهم قادرون
عليها أتاها أمرنا ليلا أو نهارا فجعلناها
حصيدا كأن لم تغن بالأمس كذلك
نفصل الآيات لقوم يتفكرون والله يدعو
إلى دار السلام ويهدي من يشاء إلى صراط
مستقيم للذين أحسنوا الحسنى وزيادة



Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 10. Jahrhundert. 27. Sure. (»Die Ameise«), 65. Vers. (Pariser Nationalbibliothek.)

bildung aber hauptsächlich dem Abu Jussuf zu verdanken hatte. Von ihm rührt die abschließende Kodifizierung der Lehre Abu Hanyfas her. Der von den nächsten Generationen besorgte Ausbau des hanafitischen Rechtes fand seinen Abschluß in dem bis auf den Tag vielgebrauchten Kompendium des Kudury († 1036).

Im Gegensatze zu der hanafitischen Schule lehrt Malik Ibn Anas (705—795) den strengsten Anschluß an die Tradition. Als geborener Medinese und sozusagen in der Schule der »Sieben« aufgewachsen, konnte er wohl nicht anders. Er schöpfte eben aus der reinsten Quelle der Überlieferung, und das Bestreben, dieselbe auf Grund des bisher zustande gebrachten Materiales in einem Gesamtwerke zu vereinigen, liegt nahe genug. Malik gab diesem Werke den Namen »Mowatta«, d. i. »Das Geebnete«, womit wohl ausgedrückt werden sollte, daß alle Zweifel und Schwierigkeiten beseitigt seien. Seiner Lehre (»Malekiten«) folgt ganz Nordafrika, dessen geistliches Oberhaupt der Sultan von Marokko ist.

Die dritte als orthodox anerkannte Schule gründete Mohammed esch Schafiy († 820), ein Schüler Maliks, der in Bagdad unter großem Zulauf lehrte und in seinem System gewissermaßen die Brücke zwischen der streng historischen Schule seines Meisters und der spekulativen Richtung Abu Hanyfas bildete. Zur Regel Schafiys (»Schafiyten«) bekennen sich vornehmlich die Syrer und Ägypter, doch hat sie auch im Irak, dann in Indien und auf Java Anhänger.

Die extremste von den vier orthodoxen Schulen ist jene Achmed Ibn Hanbals (»Hanbaliten«), der alle Konzessionen, welche seine Vorgänger gemacht hatten, verwarf, und in allen Punkten an die Tradition anknüpfte. Er war ein Schüler Schafiys, verließ aber für längere Zeit Bagdad, um große Reisen zu unternehmen und die Vorlesungen berühmter Traditionslehrer zu hören. In die Chalifenstadt zurückgekehrt, wagte er es, der Aufklärungstyrannei des Hofes zu trotzen; man warf ihn in den Kerker, doch entging er einem schlimmen Ende infolge plötzlichen Ablebens des Chalifen Mamun im fernen Tarsus. Für seine Gesinnungstüchtigkeit ward der Gelehrte unter dem Chalifen Al Mutassim gegeißelt. Daß aber das Volk auf seiner Seite stand, beweist der Leichenzug des Gelehrten († 855), an welchem 800.000 Männer und 60.000 Frauen teilgenommen haben sollen. Noch unter dem Chalifen Radhi (seit 934) drangen die Hanbaliten in die Privathäuser, gossen den Wein aus, zerschlugen die Musikinstrumente, mißhandelten die Sängerinnen und forderten Inquisition. Ibn Hanbals Lehre hat über Irak hinaus wenig Boden gefunden. Am längsten erhielt sie sich in Zentralarabien, wo aus ihr in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die puritanische Sekte den Wahabiten hervorging.

Von kulturgeschichtlichem Interesse sind vornehmlich die Grundzüge des Eherechtes. Sie sind im hanafytischen Lehrsystem gegeben, und zwar in der kodifizierten Form, wie sie im Kompendium des Kudury festgelegt wurde. Meist handelt es sich um eine gerechtere Handhabung des Ehegesetzes im praktischen Leben, im Gegensatze zu den starren Verfügungen des heiligen Buches. In der Ehe ist dem weiblichen Teile die volle Freiheit des Willens gewahrt. Großes Gewicht

wird auf die Ebenbürtigkeit gelegt, und bezieht sich dieselbe nicht nur auf das Blut, sondern auch auf das Glaubensbekenntnis und das Vermögen. Im übrigen sind die gesetzlichen Bestimmungen, welche die Familie betreffen, ziemlich strenge, was bei der Heiligkeit des moslimischen Heims begreiflich ist. Zur Zeit der arabischen Kulturepoche war es selbst Polizeiorganen strenge untersagt, sich in Familienangelegenheiten einzumengen oder auch nur sich aufs Spionieren zu verlegen. Für schwere Vergehen gegen die Sittlichkeit bestanden äußerst strenge Strafen.

Was das Erbrecht anbetrifft, enthält der Koran allenthalben klare Bestimmungen. Stellt man aber dieselben durch geeignete Beispiele auf die Probe, so erkennt man sofort die Möglichkeit verwickelter Fälle. Daß man von altersher ebenso dachte, und obgleich auch hier die Tradition ergänzend eingreifen mußte, kam es in der Folge gleichwohl zu derart umfangreichen Kommentaren, daß den mohammedanischen Juristen der weiteste Spielraum für ihre Systeme zufiel. In der Tat sind damit förmliche Bibliotheken gefüllt. Immer aber sind diese juristischen Spekulationen, welche schließlich zu einem abgerundeten, durchaus logischen System führten, das Substrat arabischer, beziehungsweise semitischer Anschauungen und Rechtsbegriffe. Ein berufener Beurteiler nennt das mohammedanische Erbrecht die bedeutendste Leistung des Islam auf dem Gebiete des Rechtes.

Schließlich sei noch der rechtlichen Stellung der Sklaven und Sklavinnen gedacht. Schon der zweite Chalif, Omar, hatte die humane Bestimmung getroffen, daß eine Sklavin, die ihrem Herrn ein Kind geboren, nicht mehr verkauft werden dürfe und im Falle des Ablebens ihres Gebieters frei werde. Übrigens stand der persönliche Wert der Sklavinnen, zumal wenn sie schön und in der Kunst des Gesanges ausgebildet waren, zu Zeiten sogar höher als der der freien Frauen. Überhaupt ist das moslemische Sklavenwesen eine Einrichtung, die sich keineswegs mit der gleichen Institution der ältesten morgenländischen Völker und später mit jener der Römer und Griechen deckt. Schon Mohammed dachte äußerst human über Sklaven und Sklavinnen, und die nachmaligen Gesetzgeber haben nicht verabsäumt, das Los dieser unentbehrlichen Hausgenossen der Islamiten in mancher Hinsicht noch weiter zu mildern.

Wie auf geistigem Gebiete lehnte sich auch die Kunst des Islam an die in den unterworfenen Ländern vorgefundenen Vorbilder. In Vorderasien waren es römisch-byzantinische, in Iran persische (sasanidische), in Hindustan indische Bauweisen und Kunstformen, welche die Grundlagen zu einer Architektur abgaben, die sodann eine dem Wesen des Mohammedanismus entsprechende Ausgestaltung erhielt. Wenn es nun auch einen islamitischen Kunststil, der aus sich selbst herausgewachsen wäre, nicht gibt, tragen zum mindesten die arabischen Bauwerke aus der islamitischen Kulturepoche ein einheitliches Gepräge, wobei vornehmlich die ornamentale Dekorationskunst in durchaus origineller Weise sich entfaltete und zu bedeutsamer Wirkung gelangte.

Die wichtigsten Bauten, die hier in Frage kommen, sind die Moscheen. Die Lehre Mohammeds stellte keine Ansprüche in bezug



Inneres einer Moschee mit dem Mimbar (Kanzel).

auf die Räumlichkeiten, in welchen der Gottesdienst abzuhalten war. Jede beliebige Örtlichkeit konnte sich dazu eignen. Baulichkeiten, die gewissermaßen als Heiligtümer des Glaubens im Sinne der heidnischen Tempel oder der christlichen Kirchen dienen sollten, kannte der junge Islam nicht. Es gab nur ein religiöses Heiligtum, die Kaaba zu Mekka, die aber kein Bethaus war. Als das Bedürfnis sich einstellte, behufs gemeinsamer Verrichtung des Gebetes geschlossene Räumlichkeiten zu schaffen, nahmen sie die Gestalt von gedeckten Hallen an, der Grundform nach entweder Zentralbau oder Langhaus, in letzterem Falle mit umlaufenden Säulenreihen, welche entweder flache Decken oder kleine, aneinandergereihte Kuppeln trugen.

Das Vorbild zu den ersten Moscheebauten gab die Anlage, welche der Prophet selber in Medina geschaffen: ein rechteckiger, geebneter Platz, von einer Lehmwand umgeben und innerhalb, in einigem Abstand von der Mauer, Palmstämme, welche die leichte Hallendecke zu tragen hatten. Der Prophet sprach, an einen Palmstamm gelehnt, zu ebener Erde. Später, als die Gemeinde wuchs, richtete man einen erhöhten Standort für die Predigt ein, der in einigen Bretterstufen bestand. Beleuchtet wurde die Halle abends mit Spänen von Dattelholz, bis die anfangs sehr schwachen Geldkräfte des Islam erlaubten, Öllampen zu stiften. Der Prophet selber hatte erklärt: »Das Schlimmste, was ein Moslim tun könne, sei, sein Geld auf Bauten zu verwenden.«



Moscheehof mit dem Brunnen für die rituellen Waschungen.

Diesem Grundsatze entsprechend, konnte in der ersten Zeit des Islam der Moscheenbau eine



Die Moschee zu Kairwan und Umgebung.

architektonisch wirksame Ausgestaltung nicht erfahren. Die Form der Gebethallen und ihre Ausstattung war Nebensache, Vorschrift lediglich eine Nische (Kiblah, Mihrab), welche die Richtung nach Mekka, dem Heiligtum des Glaubens, andeutete. An Stelle der Holzstufen als Ort des Predigers trat eine erhöhte Kanzel (Mimbar), an der Außenseite der Halle wurde ein schlanker Turm (oder mehrere Türme) für den Gebetrufer (Muezzin) aufgeführt, mit einer Galerie, oder mehreren Galerien übereinander und einen darüber oft bis zu ansehnlicher Höhe hinausragenden, spitz zulaufenden Aufbau.

Den eigentlichen Anstoß zu der nachmaligen monumentalen Ausgestaltung des Moscheenstiles gaben die von den Eroberern dem Islam geweihten christlichen Kirchen. Das erste Beispiel gab Amr, der Feldherr des Chalifen Omar, der neben seinem Zelte (»Fostat«) am Nil, gegenüber von Memphis, eine christliche Kirche als Moschee einrichtete. Damals galt eine Predigerkanzel noch für eine so unerhörte Neuerung, daß Omar das Vorgehen Amrs, der eine solche Kanzel aufgerichtet hatte, mit dem Bemerken tadelte, er stelle sich den Gläubigen »auf den Nacken«. In der Tat hatte Abu Bekr, Mohammeds Nachfolger, sich gescheut, die oberste der drei Stufen, von der herab der Prophet gepredigt hatte, zu betreten, und Omar blieb wieder ganz unten.

Okba Ibn Nafi, der Feldherr Moawias, der wie ein Sturmwind über ganz Nordafrika hinweggerast war, ließ es sich angelegen sein, in dem eroberten Gebiete ein Bollwerk des Islam zu schaffen, das nach seinem Ausspruche bis zum jüngsten Tage sich halten sollte. So grün-



Das Innere der Omar-Moschee mit dem Felsen des ehemaligen Brandopferaltars.

dete er Kairwan (im Süden von Tunis) und die zu gleicher Zeit aufgeführte Moschee war die erste, welche als Neuschöpfung auf islamitischem Boden erstand. Sie teilte mit den Heiligtümern der arabischen Mutterstädte, mit Omars Moschee in Jerusalem, der Ommejaden-Moschee in Damaskus und der großartigen Schöpfung der spanischen Ommejaden zu Cordoba den Ruhm, zu den erhabensten Kultusstätten des Islam zur Zeit seiner größten Machtentfaltung zu zählen. Auch heute noch steht die Moschee Kairwans, welche mehrmals umgebaut worden ist, aber bereits im 9. Jahrhundert 17 Schiffe mit 414 Säulen hatte, in höchstem Ansehen.

Der »Dom des Felsens«, die Moschee Omars in Jerusalem, den der siegreiche Chalif aus dem Heiligtum des Justinian in eine islamitische Kultusstätte umgewandelt hatte (wie nachmals der osmanische Sultan Mohammed II. die Aja Sophia in Konstantinopel), entsprach nicht dem Bedürfnisse des mohammedanischen Gottesdienstes.[1]) Deshalb fühlte sich

[1]) Der Dom des Felsens (Kubbet es Sachra) schließt den ehemaligen »Brandopferaltar« ein. Ursprünglich war dieser etwa 20 *m* lange und breite Fels durch Hinzufügung von unbehauenen Steinen zu einer regelmäßigen Form ergänzt worden und zwar in stufenweisem Aufbau mit einer Treppe auf die oberste Plattform für den Priester. Jede der drei monotheistischen Religionen knüpft an dieses Objekt an. Nach hebräischer Überlieferung ist es der Ort, wo der Engel stand, als er für Davids Hochmut das Volk mit Pest schlug. Bei den Christen galt eine Vertiefung im Fels für die Fußspur des Heilands, der dort stand, als er angeklagt wurde. Nach Antonin von Placentia (570) hätte der Fels einst inmitten des Prätoriums aufgeragt. Mohammed endlich hatte gesagt: »Der erste der Orte ist Jerusalem und der erste unter den Felsen ist der Fels Gottes.« Der Prophet behauptete, wie man aus dem Koran weiß, daß er von diesem Fels aus in Be-



Die Mamlukengräber bei Kairo.



Decke eines altarabischen Hauses in Kairo.

der Ommejade Abd el Melik veranlaßt, auf der Tempelplatte einen Neubau aufzuführen, die Moschee Al Aksa, ein Langhaus, durch Säulenreihen in sieben Schiffe geteilt, mit einer Kuppel am Südende, der ältesten, welche der Islam an seine Gebethallen gefügt hat. In

gleitung des Erzengels Gabriel die Reise in den Himmel unternahm. Hierbei habe Mohammed den Fußeindruck, der Engel den Eindruck eines Fingers zurückgelassen, indem Gabriel den Fels abhielt, jenen Himmelsflug mitzumachen . . . Justinians Kirche mit dem Fels (S. Sophia, wie des Kaisers Dom zu Konstantinopel, genannt) ist ein Zentralbau, ein Achteck mit Pultdach, über dem sich die Kuppel erhebt. Den inneren Raum nimmt fast ganz der Fels ein. Es ist also kein Raum zur Ausübung der moslimischen Andachtsübungen vorhanden. Ein Purpurbaldachin ruht darüber. Nach dem Talmud ist der Fels »der Grundstein der Schöpfung« und ruhe über dem Abgrunde. In der Tat führt von oben ein Schacht und von der Seite eine Treppe durch den Fels zu einer Kammer (mit den Gebetnischen des David, Salomo usw.) und setzt sich weiter fort zu einem Schlund, der unmittelbar in die Hölle führt. Er wurde mit einer Marmorplatte abgedeckt, da eine Witwe durch ihre Zuträgereien zwischen den Toten und den Lebenden zu Beunruhigungen geführt hatte. Die Moslimen behaupten, daß alle Wasser der Erde unter dem Fels hervorströmen. Im Jahre 1016 stürzte die Kuppel des Domes ein, worauf sie durch einen Holzbau mit Bleiplattendeckung ersetzt wurde. Die Wände sind bunt von Marmor und Ziegelglasur. Nach Verjagung der Kreuzfahrer ließ Salaheddin das Kreuz von der Kuppel herunterreißen, am Boden schleifen und den Dom mit drei Kamelladungen Rosenwasser reinigen.



Die Chalifengräber bei Kairo.

Damaskus hatte Abd el Meliks Sohn, der Chalif Welid, die bis dahin von den Christen und den Mohammedanern gemeinsam benützte Johanniskirche in eine Moschee umwandeln lassen. Das alte Hauptschiff wurde nun zum Querschiffe zwischen langen geschlossenen Hallen, die man rechts und links anfügte, mit zwei Reihen korinthischer Säulen in jeder derselben. Andere Zu- und Umbauten folgten. Die gewaltige »Adlerkuppel«, die reichen Marmorverkleidungen, prachtvolle Mosaiken, Lasur und Gold und die 600 an dicken Goldketten hängenden Lampen gestalteten diesen Bau zu einem Wunderwerk in der islamitischen Welt. Die Werkmeister und Künstler, welche das alles geschaffen hatten, waren aber keine Araber, sondern Griechen aus Konstantinopel.

Seine typische Ausgestaltung erhielt der islamitische Baustil in Ägypten. Hier war es Achmed Ibn Tulun, ein abbassidischer Statthalter, welcher sich unabhängig gemacht hatte, der durch den Bau eines Palastes und einer Moschee die neue Richtung wies (876). Die Tulunmoschee ist vornehmlich deshalb bemerkenswert, weil bei ihren Hallen zuerst an Stelle des Rundbogens der Spitzbogen trat. Den Anstoß hierzu hatte ein christlicher Architekt gegeben, der, von den Absichten Tuluns unterrichtet, aus dem Gefängnisse schrieb, er wolle bauen, ohne Säulen aus christlichen Kirchen zu verwenden. Tulun ließ den Architekten kommen, den Plan entwerfen und war entzückt von dem, was er sah. Der Meister nahm sich die Anlagen der Kaaba zum Vorbilde: jenen hallengesäumten Hof um das Heiligtum, den schon der Chalif Othman hatte aufführen lassen. Bei der Tulunmoschee trat an Stelle der Kaaba

der Brunnen für die rituellen Waschungen, ein ansehnlicher Kuppelbau. Die Hallengänge setzten sich aus Pfeilerarkaden mit Spitzbogen, die überdies (oberhalb der Pfeiler) Spitzbogenfenster zwischen sich nahmen, zusammen.

Die Tulunmoschee ist noch zwei anderer Neuheiten wegen bemerkenswert. Von dem Bauherrn selbst ging der Gedanke aus, als Minarett die bisherige schwere Turmmasse, die man zu diesem Zwecke aufführte (Damaskus, Kairwan und noch in späterer Zeit die »Giralda« in Sevilla) zu umgehen und an ihre Stelle ein schlankeres Bauwerk treten zu lassen, in diesem Falle einen runden Unterbau mit darüber ragendem, sich mehrmals verjüngendem Achteck mit dem Balkon für den Gebetrufer und einer kleinen Kuppel als Abschluß. Der Zugang zum Balkon war noch von außen. Die zweite Neuerung war die bis dahin niemals in Anwendung gebrachte ornamentale Ausschmückung, die für den arabischen Baustil so überaus charakteristisch geworden ist und auf das künstlerische Können unendlich anregend wirkte: das reiche, vielfach phantastische Formenspiel mit linearen Motiven von Sechsecken, Rauten, wagrechten und schiefen Bändern in stets wechselnder Anordnung. Ob diese dekorative Kunst dem christlichen Baumeister zuzuschreiben ist, oder sich an Vorbilder anlehnte, die aus Bagdad bezogen wurden, bleibt unentschieden, da von den abbassidischen Monumentalwerken der Nachwelt nichts erhalten blieb.

Unter den Fatimiden, welche in Ägypten den Tuluniden folgten, fand die Baukunst keine wesentliche Förderung. Um so eifriger betätig-



Die Hassan-Moschee zu Kairo



Ein Teil der ehemaligen Ommejaden-Mosche zu Cordova in ihrem jetzigen Zustande.

ten die Mamlukensultane ihre Baulust, vornehmlich in der Sorge, eine würdige Grabstätte zu finden. Die kairensischen Mamlukengräber sind der sprechende Ausdruck jenes der turkotatarischen Rasse innewohnenden Dranges, ihrem Andenken Mausoleumsbauten von mitunter phantastischer Pracht zu widmen. Auch ihren Familien, ja selbst einzelnen Lieblingsfrauen. Man denke an Schah Djehans großartiges Marmormausoleum zu Agra, den »Tadsch i Machal«, den er zu Ehren seiner Lieblingsgattin aufführen ließ. Die Mamlukengräber bei Kairo befinden sich heute in argem Verfalle — teilweise oder völlige Ruinen, Moscheen ohne Minaretts, Minaretts ohne Moscheen. Besser erhalten sind die Chalifengräber. Neben jeder Gruft steht eine kleine Moschee mit Kuppel und Minarett. Die Kuppeln sind mit dem zierlichsten steinernen Netzwerk übersponnen. Prächtige Portale, reizende Nischen, Rosetten, Säulenbündel und anderer architektonischer Schmuck erfreuten, in bunten Farben prangend, den Beschauer und erfreuen heute noch den Kunstfreund.

Unter den Mamlukensultanen rang sich der Minarettstil vollends von seiner früheren Schwerfälligkeit los und die neuen zierlichen Formen dieser schlanken Gebetruferwarten bedeuten einen spezifisch ägyptisch-arabischen Fortschritt. Was Perser und Türken hierin geschaffen, ist etwas wesentlich anderes. Die Kairenser Minaretts setzen sich aus einem vierseitigen Unterbau mit dem ersten Balkon, einem runden Schaft mit dem zweiten Balkon und einem Bündel von acht Säulen mit dem dritten Balkon zusammen. Darüber ragt ein dünner säulenartiger Schaft mit zugespitztem Knopf. Die kleine Kuppel ist verschwunden.

Das Andenken der Mamluken bewahrt — außer den Mausoleen — eine leider im Verfall begriffene Prachtmoschee, die des Sultans Hassan am Fuße der Zitadelle. Es ist die größte und hochragendste Moschee der Stadt. Etwa 30 *m* hoch erhebt sich die Portalnische in der Seitenwand, und ähnlich hohe Fensternischen öffnen acht, neun Fenster übereinander. Der Innenraum, gegen seine ursprüngliche Anlage erheblich zusammengeschrumpft, zeigt keine Hallen mehr, sondern vier hohe Spitzbogenräume, die eigentlich nichts anderes als kolossale Nischen sind. Eine dieser Riesennischen, dem Eingangsraume gegenüber, hat sich zu einem fast 60 *m* hohen Kuppeldom ausgewachsen. Er umschließt das Grab des Sultans Hassan. In dem unbedeckten Mittelraume der Moschee ruht auf hölzernen Pfeilern eine ansehnliche Kuppel über dem Brunnenbecken für die rituellen Waschungen.

Auf spanischem Boden sind es vornehmlich drei Bauwerke, welche den Entwicklungsgang der islamitischen Architektur kennzeichnen, auch im historischen Sinne drei Etappen: die große Moschee zu Cordoba aus der Zeit der Ommejaden, die »Giralda« (ein mächtiger Turm) aus der Abbadidenzeit, und das Märchenschloß Alhambra aus der Zeit der granadinischen Dynastie der Naßriden, mit deren Untergang die maurische Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel ihr Ende erreichte (1492). Die Moschee von Cordoba (begonnen unter Abdurrahman I., vollendet unter Hakam II.) ist ein einseitiger hallengesäumter Hof; die Halle in der Richtung des Gebetes hat 17 Schiffe zu je 33 Säulen, so daß sie zusammen einen förmlichen Wald von Säulen bilden. Die Säulen im Inneren sind durch schwere Hufeisenbogen miteinander verbunden. Da aber die Säulen nur etwa 7 *m* hoch sind, die Decke also für einen so weiten Raum gar zu niedrig würde, steht auf dem Knauf jeder Säule, zwischen die aufschwingenden Hufeisenbögen gepreßt, noch ein Pfeiler, und von Pfeiler zu Pfeiler schwingen abermals Bogen (einfache Rundbogen). Diese erst nehmen die Decke auf, vormals eine reich geschmückte flache Holzdecke, jetzt schwere, unpassende Wölbungen.

Inmitten dieser unzähligen Schäfte mit ihren durcheinanderwallenden Bögen und der mangelhaften Beleuchtung kann sich die Einbildungskraft unschwer in einen dämmerigen Urwald versetzt fühlen. Die Arabesken, welche Schäfte und Wölbungen überwuchern, vermitteln den passenden Vergleich mit Schlinggewächsen. Und wie ein Wald haben diese Räume sich immer wieder, von einer Bauperiode zur anderen, erweitert. Schon darin kennzeichnet sich der Mangel eines festen Bauplanes. Am reichsten ausgestattet ist die Anlage Hakams II. Dort, in der Südwand, befindet sich der Hauptmihrab, eine dunkle Nische, von einem Hufeisenbogen eingerahmt und von einer mächtigen weißen Marmormuschel überwölbt. Davor erhebt sich eine helle Kuppel von weißem Marmor, deren untere Hufeisenbogen ausgezackt sind. Zwischen diesen und den oberen einfachen Bogen schiebt sich noch eine dritte, gleichfalls gezackte Bogenreihe, so daß ein Geflecht von Zackenbogen entsteht, phantastisch genug, wenn man sich noch die frühere blendende Ausstattung dieses heiligsten Raumes (Maksura) mit Koransprüchen, Blumengewinden, Arabesken und farbigen Mosaiken auf Goldgrund hinzudenkt. Zur Rechten des Hauptportales erhob sich das Minarett

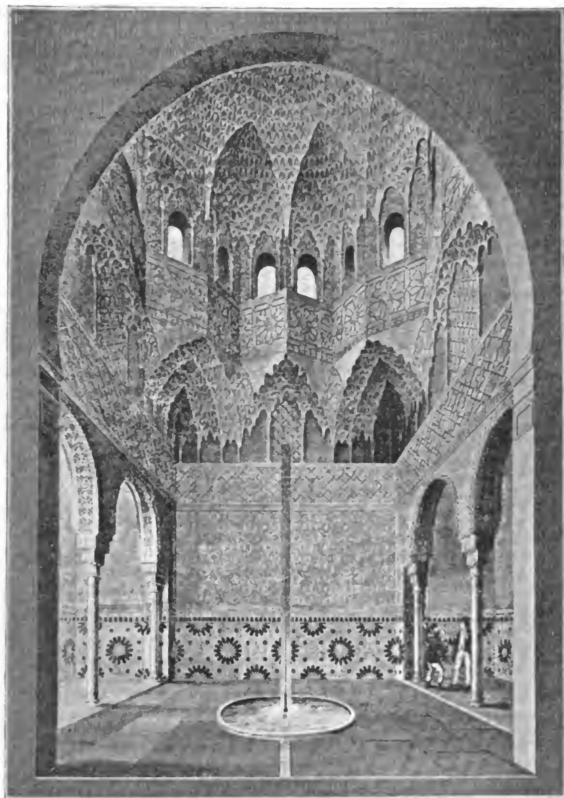

Die Giralda in Sevilla.

Abdurrahmans III., ein Turm von mächtigen Dimensionen, auf dessen Spitze drei gigantische Granatäpfel, zwei von lauterem Golde, einer von Silber, über Cordoba funkelten.

Als ein ähnlicher starker Turm stellt sich die Giralda zu Sevilla dar, das ehemalige Minarett jener Moschee, an deren Stelle eine der gewaltigsten Kathedralen gotischen Stiles getreten ist. Die Höhe des Turmes mißt 120 *m*, doch sind nur die unteren zwei Drittel der Gesamthöhe maurisch. Auch von diesem gewaltigen viereckigen Turme mit seinen flachen Stuckornamenten und seinen Fenstern von zwei oder drei Hufeisenbogen strahlten mächtige Kugeln, hier vier übereinander von abnehmender Größe, deren Vergoldung 100.000 Golddinare gekostet haben soll. Man sah sie auf Tagereisen weit funkeln. Ein Erdbeben warf sie herab.

Zu der Moschee von Cordoba und der Giralda von Sevilla gesellt sich als drittes architektonisches Denkmal aus der Maurenzeit ein Palast, die Alhambra — die zu Stein gewordene Träumerei einer überschwenglichen Phantasie. Schon die zeitgenössischen Schriftsteller preisen den Zauber, der an diesem reizendsten aller maurischen Königsschlösser haftete, in beredten Worten. Und nicht minder jene anderen Lustsitze in der Umgebung der Burg: das von märchenhafter Lieblichkeit verklärte Generalife (dschennet al arif = Garten des Baumeisters), der einstige Sommersitz der granadinischen Könige, mit seinem Myrten- und Granatdickicht und seinen wasserdurchrauschten Terrassen. Alsdann das seiner Pracht wegen einst berühmte Felsenschloß Alijarez (Kass'r al hidschar) und die von Blumenduft und kühlendem Lufthauche umwehte Königsvilla Daralharazo (dar al aruz = Haus der Braut).

Bis auf wenige Reste ist diese Herrlichkeit nun allerdings verschwunden. In der Alhambra selbst bedarf es jedoch keiner zu lebhaften Phantasie, um den verwehten Zauber auf sich wirken zu lassen. Wir betreten zunächst den »Myrtenhof«, dessen auf schlanken Säulen ruhende Rundbogen sich in einem Wasserbecken spiegeln. Alsdann den »Saal



Die Abencerragenhalle in der Alhambra. (Nach einer Zeichnung von Murphi.)

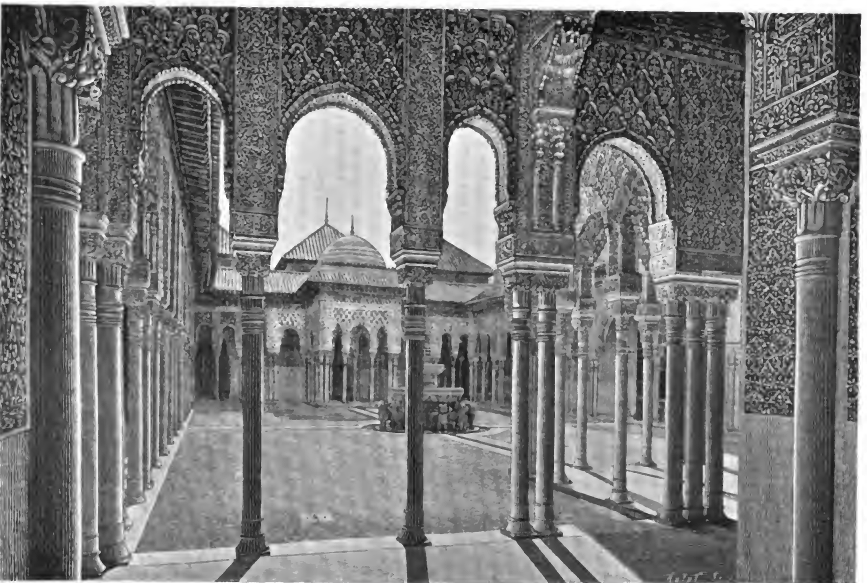
des Segens« mit seiner Ornamentenpracht, den gewaltigen Komaresturm, die »Abencerragenhalle«, den herrlichen »Löwenhof« und den gefeiertsten der Alhambraräume, den »Saal der zwei Schwestern«. Im Löwenhofe

wächst ein Wald von 168 schlanken Säulen aus dem Boden, und säulenreiche Veranden (kleine Fontänen überdachend) treten in den Hof heraus, mit Durchblicken in ein phantastisches Gewirr von Gewinden, Geweben und Farbenvisionen.

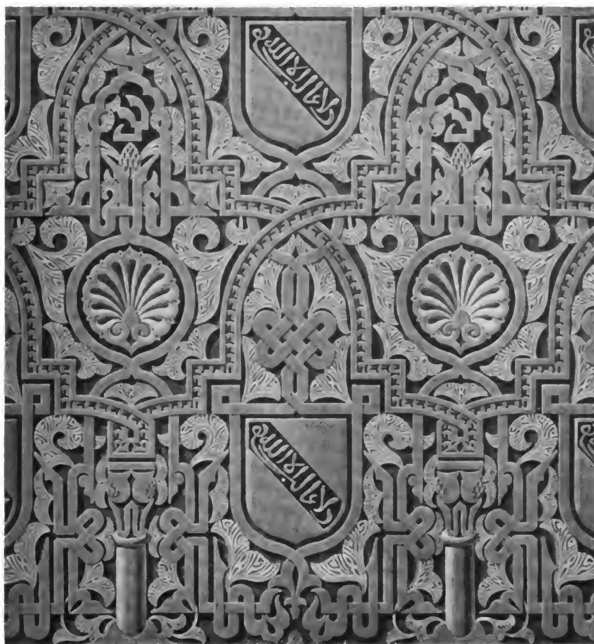
Der »Saal der zwei Schwestern« ist ein quadratischer Raum (von einer geschlossenen Galerie für die Frauen umgeben), der sich zu einem Achteck erhöht und in einem Tropfsteingewölbe endigt. Die Kuppelfenster werfen ihr spärliches Licht auf ein wundersames Gewirr von Sternen, Gittern, Rosetten und Bändern, es blühen Lotosblumen aus dem Stein, Schmetterlinge flattern durch ein Wogen und Winden von prachtvollen Ornamenten in allen Farben: Gold, Blau, Rot, Violett, Purpur und Orange, durchflochten von Koranversen und Sprüchen. Zuletzt treten wir in den eigentlichen »Königssaal« (fälschlich Sala de la Justicia genannt), mit seinen drei großen Bogenportalen unter einem Gewölbe von Stuckornamenten und den merkwürdigen Deckenbildern (auf Leder mit Goldgrund) in den drei, den Eingängen gegenüberliegenden alkovenartigen Nischen. Außer einer Art Tafelrunde der granadinischen Könige sieht man hier Szenen aus dem ritterlichen Frauendienste, sowohl christliche als maurische Ritter, welche ihren Damen huldigen u. dgl. m.[1])

Dem Plane der Alhambra liegt das arabische Haus zugrunde, und diesem der altrömische Plan: Zwei Höfe hintereinander — also Atrium und Peristyl — in welche die in der Regel nur vom Hofe aus

[1]) Es ist eine viel umstrittene Frage, ob Mohammed ein besonderes Verbot bezüglich bildlicher Darstellungen erlassen hat. Im Koran (5, 39) heißt es: »O ihr Gläubigen, fürwahr, Wein, Spiel, Bildsäulen und Loswerfen sind verabscheuungswürdig.« Die Bezeichnung »Bildsäulen« weist darauf hin, daß der Prophet offenbar Götzenbilder, wenn nicht vollends rohe Opfersteine vor Augen hatte. Indes bezeugen moslimische Überlieferungen, daß der Prophet jede Art Darstellung von lebenden Wesen »mißbilligte«. Daß daraus nachmals ein förmliches Verbot gemacht wurde, fällt hauptsächlich auf Rechnung der Kommentatoren. Aber wie in so manchen anderen Dingen zur Zeit der arabischen Kulturblüte den Koransatzungen manches Schnippchen geschlagen wurde (man denke an Damaskus, Bagdad, Sevilla), bedurfte es auch bezüglich der bildlichen Darstellungen nur einer entsprechenden Deutung des Korantextes, um für ihre Zulässigkeit eine Begründung zu finden. In Ägypten waren die Tuluniden (siehe S. 225) mit gutem Beispiele vorangegangen. In ihren Kairensischen Palästen standen die bunt bemalten, reich gekleideten Holzfiguren schöner Frauen, Gattinnen der Herrscher, Sängerinnen und berühmter Favoritinnen, kunstvolle Schnitzarbeit im Schmucke von Kronen und edelsteinbesetzten Turbanen. Die Fatimiden ließen sich nicht spotten und bedeckten die Wände ihrer Prunkgemächer mit Prachtteppichen, welche in kunstvoller Arbeit bildliche Darstellungen zeigten. Es waren Bildnisse von Königen und berühmten Männern. In ihrem Schatze befanden sich Porzellanschalen, die auf künstlich geformten Tierleibern ruhten. (Nach Makrizi.) Bei Gastmählern kamen Statuetten auf die Tafel und man nahm nur dann davon Umgang, wenn der Kadi und andere hohe Funktionäre geladen waren, um nicht gegen ihre Orthodoxie zu verstoßen. Manche Künstler hatten es gerade ihrer bildlichen Darstellungen wegen zu hohem Ansehen gebracht, wie beispielsweise Al Kitami, der einen »Joseph im Brunnen« gemalt hatte. In den Erzählungen von »Tausend und eine Nacht« fehlt es nicht an Schilderungen, in welchen gemalte Bilder vorkommen. Makrizi zitiert ein Werk »Über die Schulen der Maler«. Daß zahlreiche arabische Handschriften mit Abbildungen geschmückt sind, weiß jeder, der sich mit diesen Dingen beschäftigt hat. Am weitesten gingen wohl die Ommejaden Moawia und Abd ul Melik, welche ihr Bildnis auf Münzen prägen ließen, und der Tulunide Chomarujah, der einen prachtvollen in Gold und Azur strahlenden Saal seines Kairiner Palastes mit seiner eigenen Bildsäule schmückte.

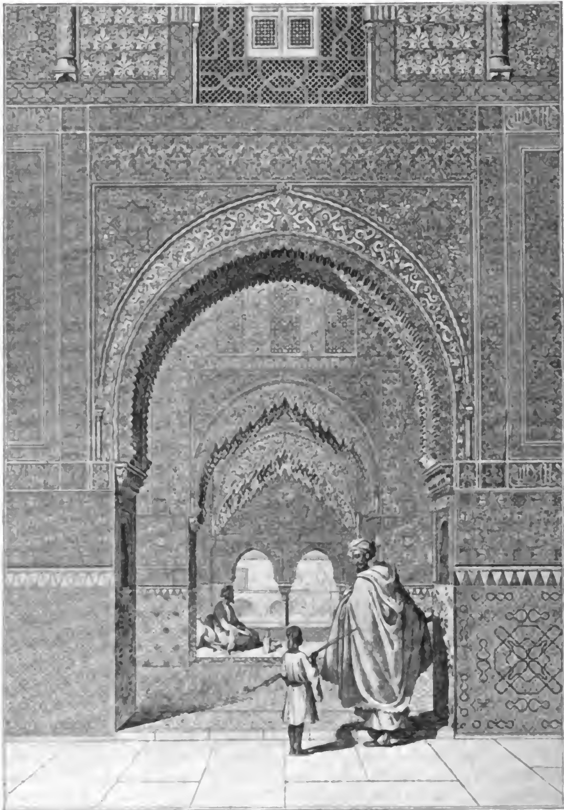


Der Löwenhof in der Alhambra. (Nach einer Zeichnung von Jones.)



Stuckornamentmuster aus der Alhambra.

erleuchteten Gemächer sich öffnen. In der Alhambra freilich liegen die zwei Höfe nicht hintereinander, sondern stehen im rechten Winkel zueinander: der Hof des Wasserbeckens (Myrtenhof) als »Atrium« (also zum Verkehre mit der Außenwelt) und der Löwenhof mit den anschließenden Prachtgemächern des Harems. Als »Tablinum« endlich — der Empfangsraum für Besuche im römischen Hause — reiht sich als drittes Glied die »Halle des Segens« und der Komaresturm an. Allerdings lag das römische Tablinum gewöhnlich zwischen Atrium und Peristyl, doch folgten die drei Teile nur dann in gerader Flucht aufeinander, wenn der Platz es gestattete. Im »Haus des Sallustius« zu Pompeji beispiels weise schließt das Peristyl im rechten Winkel an das Atrium an.



Saal der »Zwei Schwestern« in der Alhambra. (Nach einer Zeichnung von Jones.)

Die Bedeutung der Alhambra liegt nicht in den Verhältnissen der Anlage im ganzen, die fast klein zu nennen sind, sondern in dem reichen Schatze der Ornamentalkunst. Was aber auch die monumentale Palast-

architektur und noch dazu in viel früherer Zeit hervorzubringen imstande war, entnehmen wir den Beschreibungen jener großartigen Anlage, welche ihre Entstehung der Laune einer Favoritin des Chalifen Abdurrahman III., der im Liede gefeierten Az Zahra (der »Blühenden«) verdankt. Es war kein einfacher Palast, sondern eine ganze Gruppe von Palastbauten, die sich am »Berge der Braut«, etwa drei arabische Meilen im Norden von Cordoba in drei Terrassen erhoben: zu unterst zauberhafte Gärten mit Wasserkünsten, darüber die Wohnungen des Hofstaates und des Gesindes (die Zahl der Diener wird von arabischen Chronisten mit 13.750 angegeben), der Beamten und Garde (3000 Mann), zu oberst der eigentliche Chalifenpalast. Dieser bestand aus einer hängenden Terrasse, Hallen und Sälen, in welchen Gold, edles Gestein, Edelholz und Elfenbein in verschwenderischer Fülle zur Ausschmückung der Wände, Fußböden, Decken und Türen zur Verwendung kam.

Die Zahl der Türen soll nicht weniger als 15.000 betragen haben. Fabelhafte Pracht zeigte die als »Schloß des Chalifates« bezeichnete Halle, deren Decke und Wände mit Goldplatten und buntem Marmor bekleidet waren. Beim Baue der Märchenburg fanden nicht weniger als 4300 Säulen Verwendung, welche teils in den Steinbrüchen des Landes, teils im ganzen Umkreise des Mittelmeeres bezogen wurden. Herrliche Wasserbecken, geschmückt mit goldenen Tierbildern als Wasserspeier, künstliche Seen, Kaskaden, Teiche mit Scharen von Fischen, exotische Pflanzenfülle gestalteten dieses Chalifenheim zu einem Wonnesitze, wie ihn noch nie die Phantasie eines Machthabers verwirklicht hatte. Über dem Haupttore ließ der Chalif das Standbild der Favoritin anbringen. Der Grundstein zu den Palastbauten wurde im Jahre 936 gelegt, fertig waren sie im großen und ganzen im Jahre 965, also nach fast dreißig Jahren. Beschäftigt waren durchschnittlich 10.000 Arbeiter.



Motiv aus der »Zisa«.

Der Vorliebe der Araber für ländliche Mußesitze verdankte man in Spanien eine große Zahl der herrlichsten Landsitze, Villen und Lustschlösser. Aus der Zeit der Abbadiden, im besonderen unter Al Motamid, werden zahlreiche Lustschlösser dieser Art genannt, ausgestattet mit verschwenderischem Luxus, inmitten herrlicher Gärten gelegen, deren Blumenfülle und Dickichte, Teiche und Bäche zu lauschigem Verweilen einluden. Solche Mußesitze waren Al Mubanak, Al Mukarram, Az Zoraya (Plejaden), Az Zahi u. a. m. . . . Noch im 18. Jahrhunderte wirkte die Überlieferung von diesen Herrlichkeiten so mächtig nach, daß ein marokkanischer Herrscher — Muley Ismael — in Miknäs (Mekinez) einen großartigen Kaiserpalast schuf, der noch immer besteht und als der größte dieser Art in der islamitischen Welt gilt. Einheimische erzählen fabelhafte Dinge von den Innenräumen dieser Burg. Von einem Europäer sind sie niemals betreten worden.

Über die technischen Details der arabischen Bauweise verdanken wir dem Chronisten Ibn Chaldun einige schätzenswerte Einzelheiten. Außer Hausteinen und Ziegeln gelangte eine eigene Masse (Tapia) zur Verwendung. Ihre Bestandteile waren Erde und Kalk, welche zu außergewöhnlicher Festigkeit zusammengefügt wurden. In den Prachträumen waren die untersten Teile mit Marmor bekleidet, während die höheren Partien mit jenen Prachtmosaiken geschmückt waren, welche Fesifisa heißen: teils farbige, teils vergoldete Glasstückchen, mittels welchen man Bäume, Städte und andere Gegenstände darstellte. Stets spontane künstlerische Betätigung dieser Kunst vorauszusetzen, geht nicht an. Nach Makkari gab es in Andalusien zahlreiche Fabriken von Fesifisa, welche auf Bestellung arbeiteten. Überdies ist vor Augen zu halten, daß die Lehrmeister in dieser Technik die Byzantiner waren. Als dekoratives Element fanden ferner bemalte Stuckornamente und die prächtigen Azulejos, d. h. farbige Fayenceplatten oder glasierte Ziegel, Verwendung.

Auf dem Boden Siziliens, das — nicht nur in arabischer Zeit, sondern auch unter den Normannen (S. 227) unter dem Kultureinflusse Spaniens stand — finden wir in einigen noch erhaltenen Denkmälern die erwünschte Anknüpfung an das früher Gesagte. So die Überreste der Villa »Favara« (die »Quelle«) im Süden von Palermo mit ihren flachen Spitzbogennischen (die Fenster wurden nachmals ausgebrochen) und die würfelförmigen Bauten »Cuba« und »Zisa« im Westen der Stadt. In letzterer sieht man noch eine Quellkaskade unter arabischem Tropfsteingewölbe. An dem herrlichen Dom von Monreale (von Wilhelm II. 1174 begonnen), der »goldenen Basilika«, sieht man die sarazenisch überhöhten Spitzbogen, die von antiken Säulenreihen aufsteigen, angewendet. Von den Palästen, welche Palermo wie »mit einer Perlenschnur« umgaben, ist nichts mehr vorhanden.

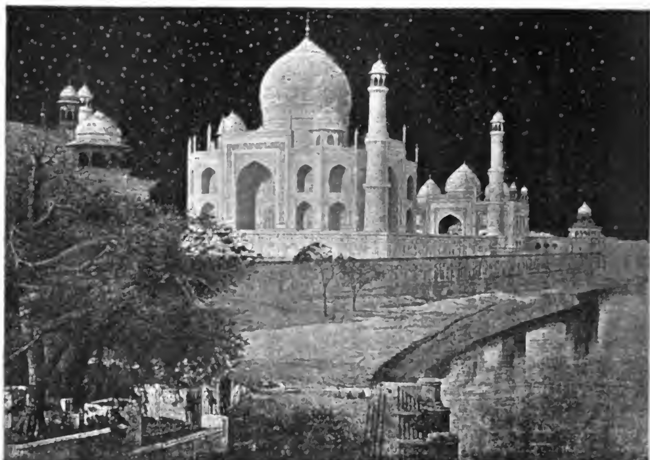
Die großartigste Ausgestaltung erfuhr die islamitische Monumentalarchitektur merkwürdigerweise nicht im Bereiche des ehemaligen Chalifats und nicht durch Araber, sondern in Indien. Die vielbewunderten Prachtbauten Hindustans verdanken ihr Dasein der Baulust, vornehmlich aber der Sorge um eine würdige Grabstätte seitens der turkotatarischen Herrscher, welche ihren Thron unter dem fernen Gluthimmel

aufgerichtet hatten. Der Natur der Sache nach handelt es sich hier nicht um einen besonderen Stil, sondern um eine großartige Ausbildung



Bharoch: Inneres der Moschee in Masjid. Beispiel mohammedanischer Innenarchitektur indischen Stils.

übernommener Formen und eine bauliche Anordnung, welche für die Zeit der mohammedanischen Herrschaft in Hindustan typisch ist.



Der Tadsch i Mahal in Agra. Grabmal der Lieblingsfrau des Schah Djehan.
(Begonnen zirka 1630. Weißer Marmor mit reicher Mosaikinkrustation. Vielleicht das schönste Baudenkmal Indiens, an dem 20.000 Arbeiter durch 17 Jahre arbeiteten.)

Man kann drei Bauperioden unterscheiden: die der Ghori-Sultane (1193—1290), der Tughlak-Sultane (1290—1413) und der Moghul-Kaiser (seit 1526). In der ersten Periode kam das Tonnengewölbe, das die Hindu nicht kannten, zur Anwendung, ferner der freistehenden Turm als Gebetruferwarte, wie jenes »Kutab Minar« des Kaisers Altamsch (1211—1236), der mit seinen fünf Stockwerken 72 *m* hoch ist und zu den größten alleinstehenden Türmen der Erde zählt. Die Kuppel am Fuße der Säule ist das Dach einer Moschee, vor der eine Riesenmauer liegt, überragt von sieben gewaltigen Bogengängen (16 *m* hoch, 6·6 *m* breit), durch welche man eine Halle von 41 *m* Länge und 10·6 *m* Tiefe betritt. Fünf Reihen der schönsten Tragpfeiler gliedern den Raum. Die Pfeiler sind kein Werk moslimischer Werkmeister, sondern wurden aus Hindutempeln nach Dehli gebracht.

Wie erwähnt, brachte der Islam ein neues konstruktives Element nach Indien, den Spitzbogen. An dem großartigen Grabdenkmale des Kaisers Altamsch kommt die neue Richtung noch wenig wirksam zum Ausdruck. Als Material gelangt zum ersten Male weißer Marmor in Anwendung, der nachmals in Agra in wahrhaft verschwenderischer Fülle an jenen märchenhaften Mausoleen zur Geltung kam, welche den Glanzpunkt der moghulischen Architekturperiode bezeichnen.... Aus

der Zeit der Tughlak-Sultane ragt jenes des Mohammed ben Tughlak hervor, ohne indes Anspruch auf ein Kunstwerk von Bedeutung zu machen. Es sind dies langsame Entwicklungsstadien bis zu jenem Gipfel moslimisch-hindustanischer Baukunst, welche mit der Herrschaft der Moghul-Kaiser zusammenfällt, zuerst in Dehli, dann in Agra. Es sind fast durchwegs Mausoleen, in blendend weißem Marmor aufgeführt, mit gewaltigen Portalen, alle Wände von feinstem Ornamentenschmuck und Koransprüchen bedeckt, in der Gesamtanlage unruhig und phantastisch durch die überaus reiche Gliederung in Erker, Säulenpavillons, vorspringenden Hallengängen und anderen Annexen. Die innere Ausschmückung übernehmen vielfach glasierte Ziegel und farbige Steine in Form von Blumenarabesken.

Das berühmteste Bauwerk dieser Art ist wohl der Tadsch i Mahal zu Agra, der Grabdom der Lieblingsfrau des Kaisers Djehan, Mumtaz Mahal. Es wird versichert, die Pracht dieses durchaus in weißem Marmor aufgeführten Baues sei im Sonnenlichte derart blendend, daß man sich seinem Anblick ohne Schutzbrille nicht hingeben könne.[1])

Das Mausoleum steht am Ende einer wasserbelebten Allee auf erhöhter Sandsteinplattform und hat eine viereckige Grundfläche. In 42 *m* Höhe wölbt sich über den Mauern die Kuppel, der Schlußstein liegt in 65 *m* Höhe, die Spitze des Aufsatzes in 82 *m* über dem Gartenwege. An den vier Ecken des Unterbaues stehen Minarette von je zirka 50 *m* Höhe. Das Riesentor reicht fast bis zum Mauerkranze. Kein Detail ist vernachlässigt, alles in wunderbarer Steinmetzarbeit ausgeführt, ein in Licht und Luft aufsteigender märchenhafter Bau von unsagbarem Reize.



Altarabische Wasserkanne aus Kristallglas (Louvre-Museum).

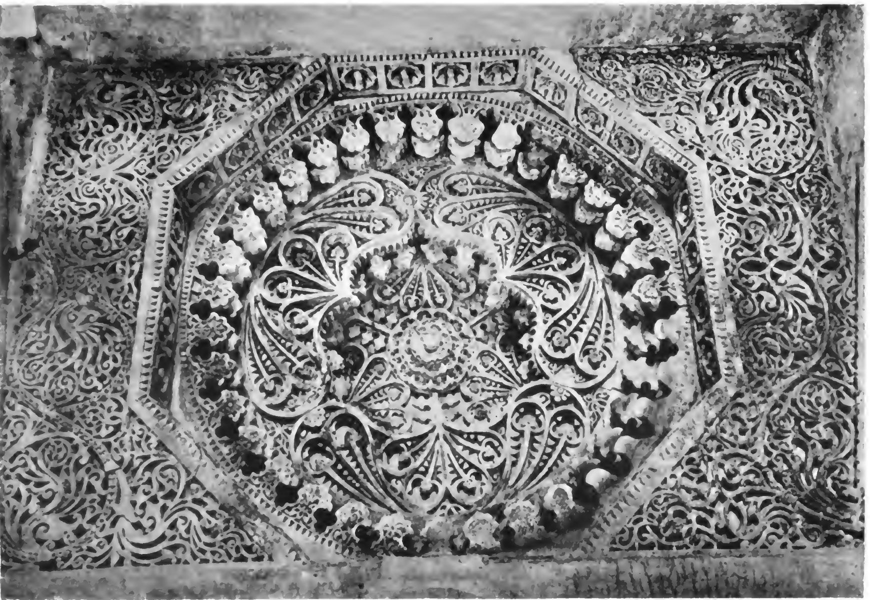
[1]) E. v. Schlagintweit, »Indien in Wort und Bild«, Bd. II, S. 64.

Im Hauptraume stehen zwei leere Särge. Sie enthielten einst die sterblichen Reste Djehans und seiner Gattin. Die Sarkophage sind von weißem Marmor, die Seiten kunstvoll verziert durch eingelegte Edelsteine und eingefaßt von einem zart ausgeführten Gitterwerke von durchbrochenem Marmor, *2 m* hoch. Das einfallende Licht ist schwach, was die Gesamtwirkung wesentlich erhöht und den Kuppelraum noch großartiger erscheinen läßt als er tatsächlich ist. . . . Der Meister, der dieses Wunderwerk zustande gebracht, war kein Inder, sondern ein Osmane aus Konstantinopel, Isa Mohammed. Die Kunst, Edelsteine in Marmor einzufügen und mit diesem glatt zu polieren, lernten die indischen Arbeiter vollends von einem Christen des Abendlandes, dem Franzosen Austin von Bordeaux, der im Dienste des Kaisers Djehan stand und in Agra begraben liegt.

Was die materielle Kultur des Islam anbetrifft, stand dessen Entwicklung unter einem günstigen Zeichen. Mohammed, der selber aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen war, förderte in jeder Weise Handel und Gewerbe. Der Koran macht die Betreibung eines Gewerbes zur Pflicht und bei dem ererbten Geschäftsgeist der Araber konnte eine durch die heiligen Satzungen gestützte Gewerbstätigkeit sich zur vollen Blüte entfalten. Das Bedeutsame in der Entwicklung des arabischen Wirtschaftslebens ist, daß sein Machtbereich sich mit dem staatlichen deckte. Schon der Umstand, daß die Mittelpunkte der gewerblichen Tätigkeit und des Handels die Sitze der Statthalter waren, gab dem Wirtschaftsleben kräftige Stützpunkte, der geordnete Verkehr und nicht zuletzt die alljährlichen großen Pilgerfahrten nach Mekka, kamen dem geschäftlichen Leben in nicht gewöhnlichem Maße zugute.

Durch die Ausbreitung des Arabertums gelangten viele Kulturpflanzen auch nach Europa, nach Sizilien und Spanien, der Bodenbau nahm vornehmlich in Nordafrika, wo die Bedingungen hierzu schon von den Römern geschaffen worden waren, bedeutenden Aufschwung. Das Gleiche gilt für Spanien, das zur Zeit der arabischen Herrschaft überhaupt den Hochstand materieller Kultur erreichte. Palmenpflanzungen, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Maulbeerbäume, Feigen, Oliven und Orangen gediehen unter sorgfältiger Pflege und Anwendung künstlicher Bewässerung. Auch der Bergbau gelangte wieder zu Bedeutung. Die wichtigsten Metalle, welche abgebaut wurden, waren Gold, Silber und Blei. Die Viehzucht fand überall, wo das arabische Leben zur Geltung kam, kräftige Förderung.

Dem allen aber ging der Handel voran. Der Araber war zu allen Zeiten stets in erster Linie Kaufmann. Das alte Kulturleben in Südarabien fußte vorzugsweise auf einer intensiven Handelstätigkeit, welche durch den glücklichen Umstand unterstützt wurde, daß jenes Gebiet über etliche kostbare Naturprodukte verfügte, welche schon im grauen Altertum von allen umwohnenden und auch entfernteren Völkern lebhaft begehrt wurden. Diese Produkte waren Myrrhe, Weihrauch, Zimt und Kalmus. Die »Weihrauchstraße«, der große Handelsweg, welcher von Hadrmaut durch Jemen und ganz Westarabien bis nach Syrien zog, brachte die dortigen Stämme frühzeitig in lebhafte Beziehungen, im Gegensatze zu Mittelarabien, wo Stillstand herrschte.



Ornamentenfüllung an der Fassade der Moschee von Masjid, Indien. (Mohammedanische Dekorationsskulptur.)

Wie die Handelstätigkeit der Araber westwärts auf europäisches Gebiet übergriff, erstreckte sie sich ostwärts weit in die Gebiete Mittel- und Südasiens, wobei vornehmlich die Provinz Chorassan in Iran hervorragende Bedeutung erhielt. Auf indischem Boden entstanden arabische Faktoreien zu Multan, Mansura, Kallari und anderwärts. Am Oxus begegneten sich die arabischen Seidenhändler mit den chinesischen, am Persischen Golfe tauschten die Kaufleute des Chalifenreiches ihre Kostbarkeiten mit den indischen Maklern, welche die Naturschätze und Kunstprodukte einer uralten Gewerbstätigkeit feilboten. Die Araber



Arabischer Kupferteller.

waren überdies tüchtige Seefahrer, und wenn man das alte Goldland Sofala in Südostarabien für das »Ophir« der Bibel ansehen will, waren Araber seine Wiederentdecker. Jedenfalls muß es dort mancherlei Schätze gegeben haben, denn es ist bekannt, daß die Araber die abenteuerlichsten Märchen über jene Region in Kurs brachten, Berichte von schrecklichen Gefahren, einem »kochenden Meer« usw., was den Verdacht erweckt, daß die schlauen Händler sich jede Konkurrenz vom Leibe halten wollten. Sehr lebhaft waren auch die Handelsbeziehungen mit den Sundainseln und mit China. Die große Verbreitung, welche die arabische Sprache durch den Islam erfahren hatte, war dieser umfassenden Handelstätigkeit in außergewöhnlichem Maße förderlich.

Zur Zeit des Chalifats hatte das Kunstgewerbe einen geradezu märchenhaften Aufschwung genommen. Was man über die Pracht-

entfaltung und den Luxus in den einheimischen Chroniken liest, überragt alles Ähnliche in früheren Geschichtsepochen. Da wären zunächst die Torflügel aus kostbarem Holz, mit Goldblech beschlagen, Marmorböden und Mosaikfliesen, von Löwen getragene Wasserbecken, von Kuppelgewölben herabschwebende Ampeln von Kristall und Gold. Die phantastische arabische Ornamentalkunst, strahlend in Gold und bunten Farben, gab diesen herrlichen Innenräumen gewissermaßen das typische Gepräge. Man bekleidete die Wände mit Goldstoffen und drapierte die umlaufenden Simse (auf welchen die kostbarsten Luxusgegenstände, darunter Porzellan- und Lacksachen aus China, standen) mit Brokaten, während die schweren, seidenen Fenstervorhänge herrliche Arabesken und Inschriften, alles in Gold gestickt, schmückten.

Das Morgenland ist die Heimat der Teppichindustrie und hat, wenn ihrem Ursprunge nach auch uralt, hauptsächlich in Persien den höchsten Grad der Vollendung erreicht. Von den Persern lernten die Araber die herrlichen Erzeugnisse dieser Industrie kennen, und es ist nicht zu leugnen, daß das Luxusbedürfnis der Abbassidenzeit der alten Kunstübung neue Belebung verlieh. In der schwülen Sommerzeit wurden die schweren Teppiche durch leichte Binsenmatten ersetzt, jene berühmten »Samanmatten«, die von kunstgeübten Händen von Gold- und Silberfäden durchflochten und mit bunten Stickereien verziert waren. Zum Schmuck der Wände dienten außer Seidenteppichen prachtvolle Brokattapeten, mit reichem ornamentalen und figuralen Schmuck. Großer Luxus herrschte auch in allen Einrichtungsgegenständen. Zu den Luxussachen zählten vornehmlich solche aus edlem Gestein (Onyx) und Glas, Kristallbecher und Vasen aus Schmelzmasse mit Goldbelag, Kannen und Scherbetschalen, wunderbare zierliche Flakons und gewaltige Humpen, in welchen der funkelnde Wein kredenzt wurde, dem man bekanntlich trotz Koranverbotes in der Zeit der vollen Machtfülle des Islam allenthalben in reichlichem Maße zusprach.

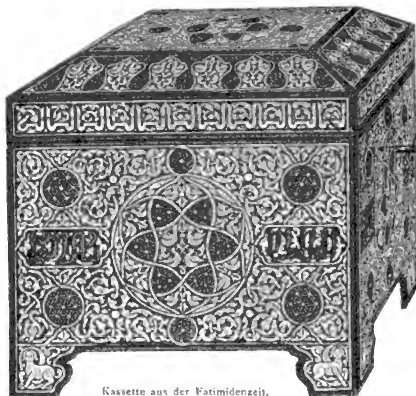
Für Räucherwerk und Wohlgerüche hatten die Araber seit jeher eine große Vorliebe. Der Prophet hatte gesagt: »Das Beste auf Erden sind die Weiber und die Wohlgerüche.« Südarabisches Räucherwerk wurde jederzeit mit Gold aufgewogen. Die Geräte zum Verglimmen der aromatischen Kräuter in den Wohnungen spielten eine große Rolle. In silbernen Schalen verglühten die graue und die gelbe Ambra, Kampfer und Moschus und das stark duftende »Sokk«, eine Mischung aus Bernstein und Benzoeharz. Man räucherte nicht nur die Wohnräume, sondern auch die Gärten, in welchen bei besonderen Anlässen den ankommenden Gästen förmliche Wolken entgegenzogen. Die Wohlgerüche kamen als Essenzen, Extrakte, Salben und Öle in Verwendung. Sehr beliebt war in Rosenwasser aufgelöster Moschus und in Wein gesättigte Gewürznelken; ferner Safran- und Weidenwasser und der stark duftende Extrakt der Kaisumpflanze. Die bevorzugtesten Parfümerien waren das Levkojen- und Veilchenöl aus Kufa, das Weidenöl aus dem persischen Sabur, das feinste Rosen- und Jasminöl und die berühmte Razikypomade aus Darabgird. Zu den unentbehrlichsten Toiletteartikeln gehörten auch die Schminken, von welchen die »Henna« sich in den orientalischen Frauengemächern bis auf den Tag erhalten hat.



Arabischer Stoff.

Durchwegs auf hoher Stufe stand die Textilindustrie. Bezeichnend hierfür ist, daß die Benennungen mancher Stoffe in alle europäischen Sprachen übergegangen sind: der »Damast«, der zuerst in Damaskus aufkam, das »Mousselin«, ein zuerst in der Stadt Mossul in Nordmesopotamien erzeugter Stoff, der »Atlas«, dessen Name im Arabischen »glatt« bedeutet. Besonders geschätzt waren die Fabrikate Ägyptens, wie beispielsweise der mit »sharb« bezeichnete feine Gazestoff, den man in Tianys erzeugte, ferner die schweren Goldbrokate aus Damietta und der kostbare Dybagstoff aus feinster Seide . . . Aus dem »Kitab almowasha« erfährt man Verschiedenes über mancherlei, meist äußerst kostbare Toilettegegenstände der Damen. Es sind dies: Umhängtücher aus Naisabur *(alozor alnaisaburijjah)*, Gewänder aus Angag, Mäntel aus Rosette *(alardijat alrashydijjah)*, Turbane aus Sus, seidene Leibbinden, Damenschuhe, Sandalen aus Kanbaja, juwelenbesetzte Kopfbinden *(al' asaïb almorassa'ah)*, gegliederte Armspangen, ambraduftende Hemden, mit Moschus parfümierte Chemisetten *(ghalaïl)*.

Was das Schmuckbedürfnis der Frauenwelt anbetrifft, hatte im abbassidischen Bagdad zuerst Zobeïda, die gefeierte Gattin des Chalifen Harun den Ton angegeben. Von ihr selbst wird behauptet, sie hätte sich mitunter derart mit Schmucksachen von fabelhaftem Werte beladen, daß sie sich auf zwei Sklavinnen stützen mußte, um sich von der Stelle bewegen zu können. Viel genannt werden die juwelenbesetzten Gürtel, der in Schuppen angeordnete Goldschmuck der Jäckchen, Knöchelspangen mit Schellen, Arm- und Gelenkspangen usw. Von Edelsteinen standen besonders der Granat, der Karneol und der Türkis in Gunst,


Kassette aus der Fatimidenzeit.

ferner Rubine, Smaragde und Saphire. Die mit Edelsteinen besetzten Damenschuhe sollen eine Erfindung der Zobeïda sein. Das Tafelgeschirr der Vornehmen und Reichen war aus Silber und Gold, als Trinkgefäße dienten prächtige Onyxschalen, deren Rand in Gold gefaßt war, Becher aus Kristallglas usw.

Werfen wir noch einen Blick in den fatimidischen Hausschatz zu Kairo, von welchem Makrizi (S. 264) berichtet. Da gab es einen Spiegel, dessen Griff aus einem Stück Smaragd bestand, ein Speisetischchen aus einem Jaspisblock geschnitten, Trinkbecher aus Halbedelsteinen, Onyx-Taburetts, Becken aus Bergkristall, Messergriffe aus Karneol und wunderbare Elfenbeinschnitzereien, von den unzählbaren Prachtgewändern, alle reich mit Goldstickereien und Juwelen geschmückt, nicht zu reden. In den Zaubergärten der Fatimiden waren die Palmbäume mit vergoldeten Metallplatten belegt. Zwischen roten, blauen und gelben Lotos führten verschlungene Pfade zu Pavillons von unbeschreiblicher Pracht, von welchen besonders einer aus Teakholz eine gewisse Berühmtheit genoß. Es war eine wundervolle durchbrochene Arbeit, umrankt von duftenden Lianen, in deren Gewirren Körbchen für nistende Vögel angebracht waren. Von den Pfeilern rieselten dünne Wasserstrahlen herab, zierliche Kaskaden bildend, während vor dem schattigen Versteck Pfauen und Perlhühner die Pracht ihres Gefieders zur Schau trugen. [1])

[1]) Wenn man den ungeheueren Aufwand der fürstlichen Machthaber in der Chalifenzeit sich vor Augen hält, darf nicht übersehen werden, daß es sich hier um Lebensverhältnisse handelt, deren tiefer gehende Bedeutung erst klar wird, wenn man den Zusammenhang dieser Erscheinung mit den allgemeinen sittlichen Zuständen sucht. Es war die Zeit, in der das arabische Hetärentum zerstörend in die Gestaltung der Familienverhältnisse des abbassidischen Hauses eingriff. Das ist ein kulturgeschichtlicher Faktor von einschneidender Bedeutung. Fürs erste hatte die Herabsetzung der legitimen Gattinnen in ihrer Eigenschaft als Mütter der Thronerben den Kindern von Nebenfrauen, ja selbst solchen von Sklavinnen, den Weg zum Throne geebnet, womit die Blutreinheit der herrschenden Dynastie — in früherer Zeit eine unerläßliche Voraussetzung — für immer abgetan war. War dieser Zustand schlimm, so wurde er durch die Folgen der fast unbeschränkten, das heißt lediglich von der Laune und der Verschwendungssucht des jeweiligen Machthabers abhängigen Freiheit der Polygamie zu einer wahren Kalamität. Man erhält von ihr einen Begriff, wenn man sich den fabelhaften Aufwand vergegenwärtigt, den die Hofhaltungen des jeweiligen Chalifen, seiner Söhne und Töchter, das

Zum Schlusse hätten wir noch Einiges über die Verkehrseinrichtungen in der Chalifenzeit zu berichten. Die Weltstadt Bagdad war kaum erstanden, als dessen Bewohnerschaft das seltsame Schauspiel des Einzuges einer fränkischen Gesandtschaft geboten wurde, welche König Pipin an den Hof des Chalifen Manssur gesandt hatte, um mit ihm Vereinbarungen gegen die von beiden Herrschern gleich gehaßten Ommejaden in Spanien zu treffen. Schon daraus geht hervor, auf welch ungeheuere Entfernungen engere Beziehungen zwischen dem Chalifat und fremden Reichen bestanden. Noch lebhafter gestalteten sich diese Beziehungen zwischen Morgenland und Abendland unter Harun, von dem man weiß, daß er mit Karl d. Gr. in Verkehr stand, Geschenke tauschte, Gesandtschaften empfing und solche nach dem fernen fremden Lande ziehen ließ.

Bei der Ausdehnung des Reiches liegt es auf der Hand, daß der Bagdadiner Hof eines geordneten Beförderungsdienstes bedurfte. Vom Chalifen Manssur rührt der Ausspruch: »Mein Thron ruht auf vier Pfeilern und meine Herrschaft auf vier Männern; diese sind: ein tadelloser Kadi, ein energischer Polizeiverwalter, ein rechtschaffener Finanzminister und ein weiser Postmeister, der mir über alles Auskunft gibt.«

Die Formen des Postwesens im Reiche der Chalifen waren im großen und ganzen die gleichen wie unter den Achämeniden. Und auch dem Wesen nach waren sich beide ähnlich. Dort wie hier handelte es sich um eine Einrichtung, welche ausschließlich zur Verfügung der Machthaber stand, wenngleich wir im Chalifat die Erleichterung finden, daß auch Privatpersonen sich der Botenanstalten bedienen durften, wobei es allerdings unentschieden bleibt, ob man es hier mit einer offiziellen Billigung oder bloß mit einer stillschweigenden Duldung zu tun hat. Letzteres ist das wahrscheinlichere.

Die Mittel der Botenanstalten des Chalifats waren die herkömmlichen: Fußboten, Läufer, Reiter. Bei diesen kamen außer Pferden und Maultieren auch Kamele (richtiger Renndromedare) zur Verwendung. Da die Schnelligkeit der letzteren bekannt ist, kann es nicht über-

---

sich hieran klammernde Parasitentum, das unübersehbare Heer von Palastbeamten, Sklaven, Dienern usw., verursachten . . . Wie es unter solchen Umständen mit den sittlichen Verhältnissen in den Familien der Großen und Reichen, für welche das Leben am Chalifenhofe das Vorbild abgab, bestellt war, ist unschwer zu erraten. Man fand es vergnüglicher, im Kreise schöner Sünderinnen sich den Reizungen des Lebens hinzugeben, als mit den legitimen Gattinnen ehrsame Gespräche zu führen und an den Angelegenheiten des Hauses teilzunehmen. Schöne Sklavinnen wurden ihnen vorgezogen, uneheliche Kinder in allem und jedem mit den legitimen gleichgestellt. Parallel damit lief eine schärfere Beaufsichtigung der rechtmäßigen Frauen, Mißachtung ihrer Würde, das Überhandnehmen frivoler Lebensanschauungen, welche mehr und mehr zu jener tiefgehenden Demoralisation führten, an welcher die arabische Zivilisation zugrunde ging. Dieser Übergang mit seinen verderblichen Folgen vollzog sich im großen und ganzen in der Zeit vom Untergange der Ommejaden bis zum Ableben Harun er Raschids. Wundern muß man sich, daß angesichts solcher Zustände das Familienleben jener Kreise, welche von der herrschenden Klasse nicht beeinflußt wurden, ein vorwiegend ehrenwertes war. Auch das Verhältnis der Eltern zu den Kindern zeigt sich häufig im Lichte glücklichsten Familienlebens. Von der Anhänglichkeit und Treue der Kinder zu ihren Eltern liegen vielfach erhebende Beispiele vor. Das alles nützte nichts Der Individualismus ist nicht nur der mächtigste Förderer aller Kultur, sondern auch ihr brutalster Vernichter.

raschen, wenn die arabischen Chronisten von fabelhaften Leistungen solcher Botenreiter berichten. Sie sollen 200 bis 300 *km* innerhalb 24 Stunden zurückgelegt haben, was entschieden übertrieben ist. Sicher war das für die Zurücklegung von Wüsten und Einöden so außerordentlich günstig veranlagte Dromedar ein vorzügliches Mittel für den schnellen Nachrichtendienst.

Über die Entwicklung dieses Dienstes besitzen wir keine zusammenhängenden Nachrichten. Im 9. Jahrhundert sollen im ganzen Reiche bereits 930 Poststationen bestanden haben, und aus dem 10. Jahrhundert besitzen wir ausführlichere Berichte über die Organisation des Postdienstes. An seiner Spitze stand entweder ein Vezier oder ein anderer hoher Verwaltungsbeamter, der aber in Berücksichtigung des obersten Zweckes des Nachrichtendienstes stets eine Vertrauensperson des Chalifen war. Also eine Art Generalpostmeister. Neben ihm fungierten die Verweser der Provinzen als Aufsichtsorgane innerhalb ihres Verwaltungsgebietes, und in den Stationen endlich amtierten wirkliche Postmeister (Mowabbi), denen die Überwachung des untergeordneten Personales oblag. Die Stationen waren, wie unter den Achämeniden, vielfach lediglich Relais, wo der Pferdewechsel erfolgte oder die Läufer abgefertigt wurden. Aber wie unter den Perserkönigen bildeten auch zur Zeit der Chalifen die Stationen da und dort den Kern zu öffentlichen Anlagen, welche zur Bequemlichkeit der Reisenden und Kaufleute entstanden (Karawansarajs).

Die Mowabbi waren für den tadellosen Betrieb des Botendienstes verantwortlich. Sie führten Listen des ihnen unterstellten Personales, Verzeichnisse der Stationen mit Angabe der Entfernungen und hatten die Boten, Pferdewärter usw. zu entlohnen. Da die Post als solche keine Einnahmen hatte, mußten die Auslagen wohl seitens der Statthalter gedeckt worden sein, denn die Hofhaltung wird sich damit schwerlich abgegeben haben. Diese Annahme findet darin ihre Begründung, daß die Statthalter für die ordnungsmäßige Abwicklung des Botendienstes mitverantwortlich waren. Inwieweit sie in die Ordnung der Dinge aus eigener Machtvollkommenheit eingriffen, ist nicht bekannt. Man kann jedoch mit Gewißheit annehmen, daß bei der toleranten Auffassung von dem Zwecke des Nachrichtendienstes, wie sie unter den Chalifen herrschte, den Statthaltern für ihre Bedürfnisse freie Hand gegeben war; und dies um so mehr als der Hof selbst die Posteinrichtung nicht regelmäßig, sondern nur im Bedarfsfalle in Anspruch nahm.

Aus dem Mitgeteilten ergibt sich, daß die Botenanstalten im abbassidischen Chalifat gegenüber der gleichen Organisation der Perser und dem römischen Cursus publicus immerhin einen kleinen Fortschritt bedeuten und bereits das Wesen der späteren auf europäischem Boden sich entfaltenden eigentlichen Posteinrichtungen durchschimmern lassen, und zwar in einer Zeit, in der man sich im Abendlande noch mit primitiven Auskunftsmitteln von örtlicher Beschränktheit behalf . . . Von Bagdad liefen sechs große Post- und Heerstraßen strahlenförmig aus, welche den Mittelpunkt des Reiches mit den äußersten Grenzen verbanden. Feste, ununterbrochene Ketten von Poststationen verknüpften die gefährdeten Grenzfestungen mit dem Machtzentrum des Reiches,

hielten die Hauptstädte der Provinzen, in welchen die mächtigen Statthalter residierten, in stetem Verkehr mit der Staatsgewalt und sicherten die Verbindung der Hauptstadt mit den Seestädten und Flottenstationen.

Nach dem Zerfall des Chalifats bleiben die Posteinrichtungen in den neuen Reichen, die aus den Trümmern desselben hervorgegangen waren, insoweit bestehen, als sie den Zwecken der betreffenden Staatswesen entsprachen. Auch dem allgemeinen Bedürfnisse mußte Rechnung getragen werden, wozu die Abwicklung des herkömmlichen Karawanenverkehrs jedenfalls den entscheidenden Anstoß gab. Soviel ist gewiß, daß im 13. Jahrhundert, also nach Beendigung der Kreuzzüge, in Syrien bereits ein gut organisierter Kurierdienst funktionierte, der es ermöglichte, daß jede Woche zweimal Nachrichten von Damaskus nach Kairo in vier Tagen, und umgekehrt, befördert werden konnten. Selbstverständlich waren es berittene Boten, die in den Wechselstationen sich ablösten. Sprenger erzählt, daß die Einrichtung dieser Postkurse, auch was das Verpflegswesen anbelangt, so vortrefflich war, daß eine allein reisende Frau von Kairo nach Damaskus gelangen konnte, ohne daß sie nötig gehabt hätte, für Zehrung auch nur im geringsten zu sorgen. Die Tatarenstürme unter Timur machten all dem ein Ende.

Der tiefgehende Wandel, welchen die Welt des Islam in den letzten Jahrhunderten durchgemacht hat, legt unwillkürlich die Frage nahe, welche fundamentalen Ursachen dieser Erscheinung zugrunde liegen. Die Antwort fällt nicht schwer, wenn wir uns das Wesen des Islam vor Augen halten. Die Lehre Mohammeds ist nicht nur ein religiöses, sondern auch ein staatliches Dogma. Sie ist der feste, unverrückbare Anker, der zahllose Millionen an ein starres, jeder Umbildung unfähiges Prinzip kettet, sie knechtisch der Allmacht eines leitenden Gedankens unterwirft. Es ist die Vorstellung von der Unankämpfbarkeit gegen die Autorität, welche in den Mächtigen der Völker moslemischen Glaubens verkörpert ist. Unter dieser Autorität, der Vertreterin eines inappellabeln Willens, erstickt jeder Individualismus. Die vielgerühmten patriarchalischen Verhältnisse in der islamitischen Welt sind nichts anderes als der Ausdruck einer Autorität, die im Familienleben ihre unverrückbare Grundlage hat, in das Staatsleben hinübergreift und in jenen Gottmenschen ihre Krönung erhält, in deren Persönlichkeit sich der unbeschränkte Absolutismus verkörpert zeigt.

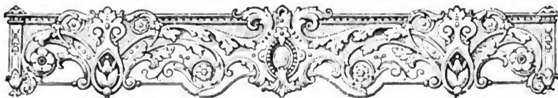
In der Staatsform, welche sich aus den starren Satzungen der koranischen Lehren herausgebildet hat, liegt der Schlüssel zu dem Stillstand, in welchen die moslimische Welt seit Jahrhunderten versunken ist. Der Stumpfsinn der Masse kennt kein Selbstbestimmungsrecht, keine Menschenwürde, keine Betätigung des Eigenwillens. Im Koran sind ein- für allemal alle Lebensformen, alle geistigen Betätigungen festgelegt, in ihm ruht alle Wahrheit, er ist Religionsbuch, Gesetzeskodex, Inbegriff der Weisheit und der Wissenschaft. Daher entwickelt sich nur fallweise ein regeres Kulturleben und erwachen die Geister, wenn der Koran beiseite geschoben und dem natürlichen Fortschritt eine Gasse geöffnet wird. So in Damaskus und Bagdad, in Sevilla und

Dehli. Ein kurzer Frühling treibt tausendfältige Blüten, bis die herbe Herbstluft, die engherzige, durch koranische Gedankengymnastik verblödete Orthodoxie, die frischen Triebe wieder versengt.

Alles Unheil hängt also an jenem Buche, das sich ein halb epileptischer Menschenbeglücker direkt vom Himmel kommen ließ, um zunächst einen großen Bruchteil der Menschheit aus seinem Halbschlummer aufzurütteln und ungeahnte Kräfte zu entbinden, nachmals aber mit lethargischer Schwere auf die in ihrem Siegeslaufe erlahmten Weltstürmer sich legte. Das Unheil zeigt sich ferner in der verbrecherischen Mißachtung des Menschenlebens, in der blinden Tyrannei einer theokratischen Idee, der alle Kräfte untertan sind, einer Idee, welche zur Ehre eines finsteren Gottes stets bereit war, die Welt in eine Blutlache zu verwandeln. Eine Religion, die auf der Macht der Waffen beruht, der die wahre Humanität ein inhaltloses Wort ist und die von dem befreienden Geist wahrer Gesittung keine Ahnung hat: eine solche Religion, deren Dogmen zudem auf starre Exklusivität berechnet sind, mußte notgedrungen zu jenen Zuständen führen, in welche die Welt des Islam einlenkte, nachdem das erste Aufschäumen nationaler Jugendkräfte verraucht war. Stillstand und Verfall sind die Kennzeichen dieser Verhältnisse.



Altarabisches Räucherbecken von Silber oder vergoldetem Kupferblech.



Zweites Kapitel.

Morgenland und Abendland.

Byzanz und die Welt der Slaven.

Weithin dehnt sich der Eichwald, schier unermeßlich, über Höhen und Tiefen schattend, eine grüne Einsamkeit voll geheimnisvollen Lebens. Das Geheimnis webt in den Dickichten, es plaudert von rätselhaften Dingen in murmelnden Kaskadenbächen, es raunt in den einsamen Gelassen festungsartiger Klöster. Uralte Legenden von heiligen Männern, vom unvergänglichen »Taborlicht«, in welchem die Gottheit dem visionären Auge sich offenbart. In verstaubten Kammern liegen vergessene Urkunden von glaubenseifrigen Kaisern, an deren Wiege der sterbende Geist der Antike gekauert hat, just als das heidnische Licht verlöschte und das des Christentums zur hellen Aureole aufflammte. Dieses Licht ist das Medium, in welches jene Einsiedler eingetaucht sind, die im Schatten der Eichwälder wohnen und zwischen den Rebendächern, in der beredten Stille der Kastanienhaine, an den murmelnden Wassern. Und in Gesellschaft dieser Heiligen, die des Himmels voll sind, auch wenn sie ihren Kohl pflanzen, die »Seelenkinder«, Flüchtige aus dem Schwefelpfuhle der Weltlust, träumerische Asketen, hohe, schwarzbärtige, dunkeläugige, schemenhafte Figuren, gleich jenen auf dem Goldgrund einer byzantinischen Ikonostas.



Kaiser Manuel Paläologos mit seinen Kindern. (Miniatur aus einem byzantinischen Kodex, Paris, Louvre.)

Das ist der »heilige Berg«, der chalkidische Athos, auf dessen gewaltigem Gipfel, um den die Stürme heulen und an dessen felsigem Fuße die Wellen des Ägäischen Meeres anschlagen, einst ein

Riesenbild des Zeus stand. Seit fünfzehn Jahrhunderten geht dort der Geist von Byzanz um, der den Einsiedler von damals inspirierte, wie er den von heute inspiriert. Am Athos hält derjenige an, der die dumpfe Resignation der anatolischen Kirche auf sich wirken lassen will; dort findet er die Anknüpfungen, die ihn bis auf Konstantin I., den gottbegeisterten Mörder, zurückleiten; dort erschließen sich seiner Erkenntnis die Seelentrauer und das unstillbare Verlangen nach übersinnlichen Dingen; dort erschließt sich ihm das dunkle Mysterium, in dessen Schatten die Eremiten wandeln, und die »Hesychasten« — die »Stillen« — und die ehrwürdigen Väter der Weltentsagung. Ehrwürdige Müßiggänger, heilige Ignoranten wie damals, als die ersten Eremiten sich in die Wildnis verkrochen, als der Völkersturm aus Sarmatien über die Länder von Byzanz hinwegfegte (5. bis 9. Jahrhundert) und später, zur Zeit des Trunkenboldes und Spötters Michael, Theophils Sohn, hauptsächlich aber im 8. Jahrhundert zur Zeit des wütenden Bilderstürmers Konstantin Kopronymus. Die furchtbare Geißel der Mönche, der Antichrist, der die geweihten Konterfeis unzähliger Heiligen in Trümmer schlägt, Klöster demoliert, mit Brandfackel und Henkerbeil wütet, Bücher verbrennt, harmlose Mönche durchpeitschen läßt, oder sie unter die Soldaten steckt, oder vollends hinrichten läßt.

Das Alles hängt an dem verhängnisvollen Namen »Byzanz«. Im Gesetzbuche des Theodosius steht, daß Konstantinopel auf ausdrücklichen Befehl Gottes erbaut worden sei . . . »*Urbis, quam eterno nomine jubente Deo donavimus*«[1]) das ist keine heilige Legende, sondern eine weltgeschichtliche Sentenz. Die Heiligkeit der Gründung deckt sich mit der Heiligkeit des Amtes, das die morgenländische Kirche auf sich genommen: der grundsätzliche Widerspruch gegen Rom, gegen das lateinische Christentum. Dieser Gegensatz ist die mächtige Triebfeder eines Kampfes, der mit Konstantin anhub und ein Jahrtausend lang die zivilisierte Welt in zwei Hälften auseinander hielt: den lebensvollen Entwicklungsprozeß im Westen und das dahindämmernde Stillstehen im Osten. Es ist wie das Walten eines Naturgesetzes, das auf der einen Seite die aufgespeicherte Kraft immer wieder auf den Trägheitszustand der anderen Seite wirksam werden läßt — in allen Formen und Betätigungen, im Streit in Waffen und ödem dogmatischen Gezänke, mit Gewaltmitteln und diplomatischer Intrigue.

Aber eine »Idee« ist kein Steinhaufen, wie etwa eine Burg, die sich mit Sturmböcken niederbrechen läßt. Byzanz ist die Verkörperung des Insichverharrens, es ist der ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht. Nicht einmal die großen Völkerbewegungen vermochten dieses starre Staatengebilde zu erschüttern. Ungleich der Intelligenz und der impulsive Jugendkraft der germanischen Völker, welche dem degenerierten Römertum frisches Blut einimpfte, umbrandeten die Sarmaten ergebnislos die wuchtigen Mauern von Byzanz. Die Ankunft der Slaven hat in Ostrom wohl einen Rassenkampf, aber keinen Kulturkampf eingeleitet. Und nichts von dem, was man Rassenmischung nennt, der »Kompost«, dem neues Leben in voller Frische entsprießt.

[1]) Cod. Theodos., tom. V, lib. 13, tit. V, lex 7 de Naviculariis.

Während die Germanen den Westen einer völligen Wiedergeburt zuführten, blieb das Slaventum im Osten einflußlos auf den Zustand der Dinge in Byzanz. Dieses blieb herrschend, es isolierte sich von der Außenwelt, es mumifizierte seine kirchlichen und staatlichen Einrichtungen und konnte in diesem Zustande die westliche Rivalin ein volles Jahrtausend überdauern. Ja noch mehr: der Triumph der turko-tatarischen Krummsäbel über das oströmische Griechentum bedeutete keineswegs den Untergang des byzantinischen Geistes, sondern lediglich eine radikale Umgestaltung im Sinne der Rasse. Und das Byzantinertum stand dem Wandel der Dinge nicht einmal feindlich gegenüber: seine kraftvollen Erben waren ja das zuverlässigste Instrument für die Fortsetzung des Kampfes gegen den verhaßten lateinischen Westen.

Für die Kultur ist der Name »Byzanz« gewissermaßen ein Begriff. Er kennzeichnet eine Summe von Attributen, die allem, was Fortschritt, Beweglichkeit, geistige Regsamkeit, Freiheit, Entwicklungsfähigkeit bedeutet, diametral entgegensteht. Wenn Rassenmischungen ethnische Wandlungen im günstigen Sinne herbeiführen, gilt dies nicht von der Verschmelzung von Ideen. Im Byzantinismus erkennt man das Unheilvolle solcher völkerpsychologischer Kopulationen: der Geist der orientalisch-griechischen Kultur — an sich eine Mischkultur — und das altrömische Wesen mit seiner Negation des Individualismus zugunsten einer bedingungslosen Unterordnung unter die staatliche Autorität. In Byzanz saß das juwelengeschmückte Idol dieses monströsen Staatsbegriffes auf prunkvollem Throne. Der Kaisertitel hat nichts zu bedeuten, denn der Imperator selbst ist nichts anderes als der verkörperte Staat. Da aber auch die Kirche dem Staatszwecke sich zu unterordnen hat, ist der Kaiser zugleich Haupt der Kirche, der Vertreter Gottes auf Erden.

Da ein solcher Zustand sich nicht künstlich organisieren läßt, drängt sich unwillkürlich die Frage nach den Grundursachen dieser Erscheinung auf. Wir haben die Andeutung bereits vorstehend gegeben, aber in dieser Fassung genügt sie nicht. Man halte vor allem daran fest, daß der Byzantinismus in jener eigentümlichen Mischkultur wurzelt, die von Alexandria ausgegangen ist. Dieses Gebilde hätte vielleicht noch etwas Leben und Regsamkeit in den neuen Staatskörper gebracht, wenn nicht ein Legierungsmittel dazu gekommen wäre, das jenen innerlich verhärtete: die römische Zucht. Nun war das Petrefakt fertig. Es war die Antike, die petrifiziert worden war. Nicht ihr Geist, nur ihre Formen. Die Romantik der Völkerwanderung, dieser rauhe Frühlingsgruß einer neuen Zeit, hat den Osten nur gestreift. Der alte Geist war in neue Hüllen geschlüpft, eine Verjüngung gab es nicht. Alles wurde zur Maschine: die Verwaltung, die Religion, die Kunst, die Literatur. Das Christentum war nur der äußere Aufputz, es fehlte der belebende Antrieb, die Reibung der Geister, die elementare Wucht der aufeinanderprallenden Gegensätze. Die Staatswissenschaft katexochen war die Theologie, jener starre Dogmatismus, der jede geistige Regung erstickt, den alten Heidengeist aber im Verborgenen fortwirken läßt, ohne daß er die Kraft hätte, den Weihrauchduft wegzuwehen und den Lichterglanz auszublasen.

In diesen Weihrauchwolken und in diesem flimmernden Lichterglanze kommen alsdann die grellen Gegensätze zutage, die im Wesen des

Byzantinismus begründet sind. Zwar der Kaiser selber ist nicht Theologe, muß aber, um sein hohes Amt würdig vertreten zu können, theologisch gebildet sein. Dies gibt die Richtschnur für alle, die durch Rang und persönliche Verhältnisse dem Throne zunächst stehen. Alsdann für den ganzen staatlichen Mechanismus. Es ist eine hochheilige Gesellschaft, aber ohne den papistischen Anstrich des Westens, denn auch die Religion ist Staatszweck. Die kostbaren Reliquien sind die Symbole dieser mystischen Welt. Da werfen wir einen Blick über die glanzvolle Siebenhügelstadt des Ostens und nicht ohne Verwunderung sehen wir ein Bild, wie aus dem antiken Rom herausgeschnitten: ein reges, völkerbuntes Treiben, glänzende Marmorhallen, statuengeschmückte Fora, antike Götterbilder, in Erz und Marmor verewigte Imperatoren und die dahinsausenden Wagenrenner im Zirkus.

Es ist von einschneidender Bedeutung, daß das orientalische Christentum auf dem wichtigsten Gebiete des Staatslebens — der Gesetzgebung — nicht reformierend einzuwirken vermochte. Das römische Recht blieb bestehen und erhielt nur die durch das neu einzuführende Kirchenrecht bedingte Erweiterung. Und nun stellt sich wieder ein Gegensatz zu Rom ein: Byzanz hatte kein politisches Leben. Die Thronstreitigkeiten, inneren Intriguen, Revolutionen, Morde und barbarische Maßnahmen aller Art sind keine Politik. Da aber jeder gewaltige Druck widerstrebende Tendenzen äußert und die expandierenden geistigen Kräfte in irgend einer Form sich Luft machen müssen, trat an Stelle des politischen Parteihaders der kirchlich-dogmatische Streit, der durch Jahrhunderte das öffentliche Leben zu Byzanz beherrschte. Und das Ergebnis dieser Kämpfe mußte folgerichtig die Formen des Staatslebens selbst annehmen, d. h. jeder Laie konnte — ja er war vermöge seines Bildungsganges dazu berechtigt — in kirchlichen Fragen mitreden. Religion und Corpus juris traten in einträchtliche Beziehungen. Und die Krönung dieser Art geistiger Tätigkeit war die säuberliche Zergliederung der religiösen Doktrinen in Rechtssätzen, Begriffen, Paragraphen gleich einem juristischen Kodex.

Daß unter solchen Verhältnissen wirkliches religiöses Leben nicht aufkommen kann, liegt auf der Hand. Aber gerade für den beschaulichen Orient mit seiner Neigung zu mystischem Dahindämmern, zur Weltabkehr und jener Art Frömmigkeit, welche in fatalistischer Ergebenheit, bei völliger Abwesenheit aller praktischen Tätigkeit den Inbegriff des Daseinszweckes erkennt, mußte der tote Formenkram, wie ihn die Verweltlichung der Religion mit sich brachte, eine innere Reaktion hervorrufen. Allerdings war es der Natur der Sache nach eine rein passive. Sie ging vom Mönchtum aus, also von einer Klasse, die sich nicht in den Mechanismus eines Staates einfügen ließ, der jeden Einzelnen als Diener des Staates ansah. Aber das Volk stand auf Seite der Mönche. Seltsam genug, daß die Gegenreaktion vom Thron ausging. Als Konstantin Kopronymus den »Bilderstreit« provozierte, war es ein gegen den Geist des Volkes mit Waffengewalt durchzuführender politisch-theologischer Umwälzungsversuch. Der Schlag war furchtbar. Zu beiden Seiten des Hellespont wüteten Zerstörungswut und Volksaufruhr, Brand und Schlächtereien. Aber es nützte nichts. Das byzanti-

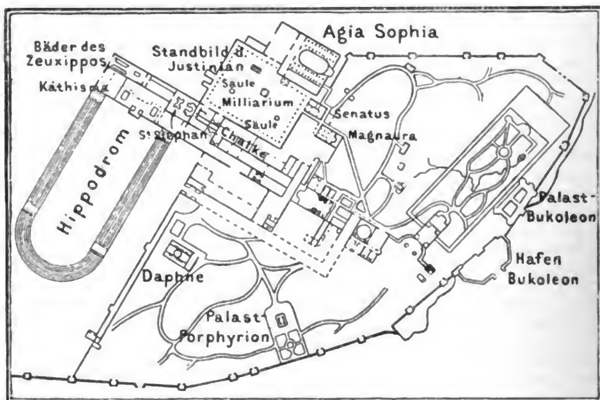
nische Mönchtum vertrat den orientalisch-christlichen Geist, und man weiß aus anderen Beispielen, daß solche unverwüstlichen Kräfte nicht durch äußere Machtmittel zu beseitigen sind.

Das Ergebnis des Bilderstreites war jene tiefe Kluft, welche fortan die Staatsreligion von dem Mönchtum trennte. Beide waren politisch und geistig unfruchtbar: jene infolge des ihr mangelnden Impulses, sich aktiv zu betätigen, das Mönchtum auf Grund seines Wesens, der Askese im Geiste und am Leibe, glühende Mystik als Bereich seiner Gedanken- und Empfindungswelt. Die Mönche flüchteten in die Einsiedeleien, vornehmlich auf den heiligen Berg, wo das byzantinische Christentum in seiner eigentümlichen Anschauungswelt sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Weltflüchtlinge hatten die Genugtuung, zu sehen, wie der byzantinische Genius schließlich über die vom Hofe ausgegangenen Reformideen triumphiert hatte. Und wie der antike Heidengeist ein Jahrtausend hindurch im byzantinischen Staats- und Geistesleben latent blieb, so erhielt sich das typisch-morgenländische monastische Leben ein weiteres Jahrtausend — ein Anachoretendasein, das seit der Zeit Basilios des Kappadokiers und der Kirchenväter Sankt Paphnutius und Sankt Schnudius bis auf den Tag keine Änderung erfahren hat. Es ist immer derselbe Geist stumpfer Verachtung alles Weltlichen und jeder wissenschaftlichen Tätigkeit. Auf dem Athos steht die Lebensuhr der Völker stille.

Die Romantik des Mittelalters im Abendlande, die Abenteuerlust, das Ineinandergreifen von Völkern verschiedener Rasse und Kulturgrade brachte ein gärendes Element in alle Betätigungen des Geistes und der Politik. Tausend Keime schlummerten unter der dünnen Hülle papistischer Universalbestrebungen und die jungen Triebe brachen allenthalben hervor, dank den neuen Bildungselementen, welche »barbarische« Völker in den alten Kulturboden verpflanzt hatten. In Ostrom war gerade das Gegenteil der Fall: Abwesenheit eines eigentlichen Volkes, mumifizierte Verwaltungsformen, Reichseinheit, eine argwöhnische Despotie und ein politischer Dauerzustand, der jeder Entwicklung trotzte. Eine bureaukratische Maschinerie, die jede freiheitliche Regung niederhielt, das gänzlich unmündige Volk bedrückte und beraubte, eine absolute Autorität, die sich bis zum niedrigsten Funktionär herab differenzierte und vom Einzelnen als oberste Tugenden des Staatsbürgers nicht mehr und nicht weniger als stillschweigenden Gehorsam, kriechende Verehrung und peinliche Befolgung der paragraphierten Glaubenssätze forderte: das ist jene byzantinische Kultur, deren Träger mit unsäglicher Verachtung auf das »lateinische« Europa, diesem Tummelplatze zucht- und sittenlosen Gesindels mit einem Barbarenkaiser als Folie, herabblickten.

Im Gegensatze zu dem Ausgleich der Kräfte und Bildungselemente, wie er im Abendlande durch die jugendkräftigen Völker der großen Wanderzeit angebahnt und noch ein halbes Jahrtausend nachwirkend gefördert wurde, steht Byzanz in seiner starren Exklusivität. Seine eingerostete Kultur erfährt keine Verjüngung, keine Belebung, sie weist jeden fremdrassigen Einfluß ab. Dafür überträgt dieses durch und durch aristokratische Byzanz seine Sitten und Ideen, seinen Formalismus in

Glaubenssachen und das unfreie Wesen seiner Staats- und Gesellschaftseinrichtungen auf die Barbaren in seinem Bereiche, die Slaven, die denn auch das byzantinische Erbe antreten. Es ist merkwürdig zu sehen, wie der byzantinische Geist, wenn alles Leben sich in Wirrnissen der schlimmsten Art auflöste und die Verwilderung hart an die wüsteste Barbarei streifte, sich immer wieder an den antiken Traditionen erhob und aus seinem Mumienschreine neue Kraft sich holte. Gerade in dieser Erscheinung wurzelt die gänzliche Ohnmacht dieser einbalsamierten Welt, sich zu neuen Ideen aufzuschwingen und im Sinne der freien Entwicklung neue Bahnen einzuschlagen. Im Gegenteile: sie unterdrückt



Der Palastbezirk von Konstantinopel im 10. Jahrhundert (nach Labarte).

die Freiheit der Nachbarvölker, hindert sie in ihrer naturgemäßen Entwicklung und siecht endlich an der Unfähigkeit, sich von innen heraus zu regenerieren, elend dahin.

Und dennoch war es eine glanzvolle Welt, die sich dort an dem engen Sunde zwischen Asien und Europa entfaltete: römischer Kaiserprunk in die Farbenglut des Morgenlandes getaucht. Wenn Roms weltgeschichtliche Bedeutung mit seiner ganzen Gestaltenfülle auf den denkenden Beschauer gleich den Eingebungen einer gewaltigen Epopöe wirkt, so sind die Eindrücke, welche die Einbildungskraft von Byzanz erhält, anderer Art. Schon die unvergleichliche Lage zwischen dem Meer und der fjordartigen Bucht des »Goldenen Horn« *(Chrysokeras)* erweckt Stimmungen, die im Bereiche der Siebenhügelstadt am Tiber nicht zur Wirkung kommen. Der Rahmen ist weit gezogen und schließt des

Wundersamen so viel in seinen lichten Ring, daß der sinnende Geist zum schöpferischen Bildner wird, indem er den grotesken Wirrwarr eines verrauschten Jahrtausends — Bild um Bild, Gestalt um Gestalt auf diesen hellen Hintergrund hinzaubert.

Es ist zunächst die Gestaltung der Landschaft selbst, die den Anstoß zur Erweckung eines verwehten Lebens gibt. Erscheinungen aus waffenklirrenden Zeiten melden sich an, wenn das geistige Auge die Mysterien durchdringen will, welche sich an die Örtlichkeiten knüpfen,



Der Hebdomonpalast zu Konstantinopel.

wo jetzt die wilde Rose im Gemäuer wuchert und die Nachtigallen klagen. Dann wieder sind es einsame Stunden im milden Glanze der Sternennacht, die sich auf die Lusthaine und Schlösser, Garteninseln und Blütendächer, luftige Altane und in Dickichten verborgene Marmorkioske herabsenkt: eine Umarmung des Irdischen durch die unfaßliche Weite der Unendlichkeit. Es ist der berühmte Kaiserpalast, den Konstantin der Große gegründet, Justinian teilweise umgebaut hat, durch Jahrhunderte hindurch erweitert, ergänzt, verschönt durch die Marmorpracht von Baulichkeiten, in welchen die gottgleiche Majestät in ihrem blendenden Ornate thronte, die Hofintrigue ihre verbrecherischen Listen

ausklügelte, heilige Männer und buhlerische Dirnen im Purpur die Schicksale der Völker des Ostens gängelten.

Dieser ganze, weitgedehnte, die jetzige Seraispitze umfassende Raum, von Festungswerken umspannt, meerwärts überragt vom Palaste Bukoleon, der letzte Zufluchtsort der vor der Rebellion flüchtenden Kaiser, lehnte sich im Westen an den Hyppodrom, von Kaiser Severus begonnen, der Ausgangspunkt zahlreicher blutiger Empörungen, welche wiederholt das Reich in seinen Grundfesten erschütterten.[1]) Diese Rennbahn erinnert auch an den mystischen Philosophen Apollonius von Tyana, der hier (und anderwärts in der Stadt) Bildsäulen mit geheimnis vollen Inschriften errichtet, aus denen man später Weissagungen auf die Schicksale der Stadt herauslas. Im Norden anschließend, noch zum Palastgebiete gehörig, lag das »Kathisma«, die kaiserliche Tribüne, und weiter dahinter die Kirche des hl. Stephan, von deren Gynäkeion aus die Kaiserin mit ihren Hofdamen den Spielen zusah. In die Nachbarschaft des Kathisma haben wir uns die großartigen, hallengesäumten und mit zahllosen Erz- und Marmorbildern gezierten Bäder des Zeuxippos zu denken und anschließend hieran, gegen das Forum Augusteum, den Palast Chalke, eine Art Bollwerk zum Schutze jener Machthaber, die über zwei Meere und zwei Erdteile geboten, jedoch keine Stunde ihres Lebens vor Gift und Dolch, Blendung und Kerkermauern sicher waren.

Von der Nordfront des Palastes Chalke schweifte der Blick über das Forum Augusteum, einen von Säulenhallen umschlossenen quadratischen Platz, in dessen Mitte sich das »Milliarium« erhob, ein für verschiedene Hofzeremonien bestimmter Triumphbogen. Jenseits des Platzes ragt der gewaltige Dom der Hagia Sophia, das Wunderwerk Justinians, und neben diesem das kolossale Reiterstandbild des Kaisers, welches nachmals das Schicksal so vieler in Erz verewigter Großen des Altertums und frühen Mittelalters erfuhr: eingeschmolzen zu werden. Die Osmanen, als sie die Stadt eroberten, erkannten nämlich in dem Erz des Imperators ein vorzügliches — Kanonenmetall. Die östliche Fortsetzung des Chalke-Palastes verlor sich in jenem bereits erwähnten Labyrinth von Baulichkeiten und Gärten, Beamtenwohnungen und Gardekasernen, Kiosken und Säulenhallen, Höfen und kirchlichen Gebäuden — der Palatin der östlichen Welt, der Schauplatz glänzender Hofhaltungen und brutaler Gewaltakte, traulicher Familienidyllen und scheußlicher Mordtaten, von Spiel und Lustbarkeiten in Blütendickichten bei Mondenschein und wüsten Tumulten, in welchen rebellierende Horden als Vertreter der Staatsraison auftreten, elende Schattenkaiser entthronen, um noch

[1]) Es waren vornehmlich die Parteien der öffentlichen Rennspiele, welche das Reich in Unruhe erhielten. Schon im 1. Jahrhundert hatten sich gewisse Fraktionen im Zirkus bleibend gebildet und nachmals zu förmlichen Korporationen organisiert. Ihre kleinlichen Feindschaften wurden immer wilder und erreichten unter Kaiser Justinian I ihren Höhestand. Als dieser von den vier Hauptparteien — den »Blauen« mit den »Weißen«, den »Grünen« mit den »Roten« — die ersteren auffallend begünstigte, kam es wiederholt zu den blutigsten Kämpfen, deren einer — »Nika« genannt — im Jahre 532 sogar den Thron bedrohte und 30.000 Menschen als Opfer forderte. Der energische Belisar hatte große Mühe, diesen Ausbruch der Volksleidenschaft zu dämpfen und diesem Umstande vornehmlich verdankte er die Gunst, die er sich am Hofe erwarb.

elendere Günstlinge der Menge auf den stets wankenden Kaisersitz zu erheben.[1])

Es ist immer wieder dieses Wechselspiel von kraftvollen, vor keiner Brutalität zurückschreckenden Menschenschlächtern in Purpur und weibischen, ausschweifenden, vor ihrem eigenen Schatten erschreckenden Jammergestalten. Und auch die Weiber sind aus diesen beiden Stoffen geformt. Neben dem tatkräftigen, glänzenden Justinian (527—565) steht die lasterhafte Theodora, neben dem schwachen Justin II. (565—578) die energische Sophia. Dem rohen und grausamen Phokas, den das empörte Volk entthront, folgt der schwankende Heraklius, dem das Wunder gelingt, die Sasaniden zu besiegen und bis zur glänzenden Residenz des Chosru Parwiz, Ktesiphon, vorzudringen (627). Dann brechen endlose schwere Zeiten herein. An eine lange Liste von Schwächlingen oder grausamen Tyrannen, die den Kaiserpurpur tragen, knüpfen sich Rebellionen, unglückliche Kriege, Palastrevolten mit obligaten Blendungen, Nasenabschneiden oder Erdrosselungen.

Nun bricht der Bilderstreit herein. Ein Wüten im eigenen Fleische. Leo III. Isauricus, sein Sohn Konstantin V. und Enkel Leo IV.

---

[1]) Die Gruppe der alten Kaiserpaläste — es zählen dazu noch die Paläste Magnaura, Daphne, Palatium sacrum (der Kaiserpalast im engeren Sinne), Porphyrion, Bukoleon und Pentakubuklon — gehören dem Zeitalter von Konstantin dem Großen bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts an. Manuel der Komnene verlegte seine Residenz in die nordwestliche Ecke der Stadt, an das Goldene Horn, wo er den berühmten Blachernenpalast erbauen ließ. Er war ein Wunder seiner Zeit und die Chronisten des lateinischen Kaisertums können die Pracht und Größe dieses Bauwerkes nicht genug loben. Er diente den Kaisern bis zur Wiedereroberung der Stadt durch Michael Paläologos als Residenz, und auch noch über diese Zeit hinaus, erlebte aber den Untergang des Reiches nicht, da er zuverlässigen Nachrichten zufolge drei Jahrzehnte vor der osmanischen Eroberung nicht mehr vorhanden war. Dieser Palast war Zeuge der denkwürdigen Begegnung zwischen Gottfried von Bouillon und dem Kaiser Alexios I. gelegentlich des ersten Kreuzzuges. Zum Schutze der Residenz ließ Isaak Angelos einen mächtigen Turm erbauen (1188), von dem noch Reste vorhanden sind. Mit dem Kaiserpalast stand, durch einen unterirdischen Gang erreichbar, das Staatsgefängnis — gewöhnlich nach dem ersten Opfer, das in ihm schmachtete, das »Gefängnis des Anemas« genannt — ein berüchtigter Kerker mit Marterkammern, in welchen die byzantinische Staatskunst und der Tyrannensinn der Gott-Kaiser dem Glauben an ihre Allmacht und Unverantwortlichkeit mit auserlesenen Foltern nachhalfen. Er ist ein würdiges Seitenstück zu den Staatsgefängnissen von Venedig. — Nordöstlich vom Adrianopeler Tore befindet sich, in die Stadtmauer eingebaut, der Hebdomonpalast (so genannt nach der 7. Tausendschaft der gotischen Hilfstruppen, die hier, beziehungsweise auf dem Hügel gleichen Namens, ihr Lager hatten). Er war kein Kaiserpalast, sondern ein irgend einem allgemeinen Zwecke dienendes Gebäude. Auch die Bezeichnung als »Palast des Belisar«, die man an das Bauwerk gehängt hat, ist unbegründet. Die Reste sind ansehnlich und lassen einen dreistöckigen Bau erkennen, dessen oberstes Geschoß einen einzigen großen Saal gebildet zu haben scheint. — Von anderen baulichen byzantinischen Altertümern sind zu erwähnen: Die Säule des Theodosius, richtiger wohl — nach der Inschrift »*Fortunae reduci ob devictos Gothos*« zu urteilen — dem Claudius Gothicus (Sieger über die Goten bei Nissa 278) zuzuweisen, das älteste aufrechtstehende Denkmal in Byzanz. Die sogenannte »Verbrannte Säule«, von der es heißt, sie habe einst ein Standbild Konstantin d. Gr. getragen. Die Marcianssäule und die Reste der Valensschen Wasserleitung, letztere das Häusermeer Stambuls überragend und weithin sichtbar. Die Zisterne des Philoxenos mit 672 Säulen, das große Wasserreservoir, aus welchem die Brunnen von Byzanz gespeist wurden. Die eherne Schlangensäule am Hippodrom — wohl die berühmteste Antiquität Konstantinopels — ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Konstantin d. Gr. aus dem Apollotempel von Delphi als vornehmster Schmuck der von ihm gegründeten Stadt hierhergebracht worden.



Älteste Abbildung türkischer Horden. (Handzeichnung aus der Zeit Friedrich III. im germanischen Museum zu Nürnberg.)

Chazaras — sämtlich dem 8. Jahrhundert angehörend — und nicht zuletzt die Kaiserin-Mutter Irene, die ihren minderjährigen Sohn Konstantin VI. blenden läßt, vertreten diese Zeit der Greuel. Erst in der Mitte des 9. Jahrhunderts gelangt der Bilderkreuzzug zum Abschluß. Es ist die Kaiserin Theodora, die schließlich den alten Zustand der Dinge herbeiführt. Zu seiner Festigung tragen zunächst die Kaiser aus dem Geschlechte der Komnenen (Alexios I., Kalojohannes, Alexios II.) vermöge ihrer persönlichen Tüchtigkeit das Ihre bei. Aber der letzte ihres Geschlechtes, der wilde Abenteurer Andronikos (1183—1185) bringt das Reich hart an die Grenze des Unterganges. Die Kreuzzüge geben reichliche Gelegenheit, byzantinischer Hinterlist, feigem Wortbruch und erbärmlicher Intrigue zum Siege zu verhelfen. Der 4. Kreuzzug, der den Lateinern zur Herrschaft am Goldenen Horn verhilft, bringt vorläufig die byzantinische Tragikomödie zum Abschluß.

Aber noch steht man nicht am Ende der Dinge. Während das lateinische Kaisertum mehr und mehr dem Verfalle entgegengeht, erstehen auf kleinasiatischem Boden — zu Nikäa und Trapezunt — zwei neue byzantinische Reiche mit kraftvollen Herrschern an der Spitze, zumal in Nikäa (Theodor Laskaris und Johann Vatatzes). Michael Paläologos endlich, der eine neue Dynastie begründet, bringt das lateinische Kaiserreich zu Falle (1261). Merkwürdig ist, daß der Besieger der »Lateiner« sich ernstlich mit der Absicht trug, seine

Untertanen dem römischen Ritus zuzuführen. Ein hoffnungsloses Beginnen! Mit dem Ableben Michaels treibt das Reich unabwendbar dem Untergange entgegen. Auch Johann Kantakuzenos, ein pedantischer und rabulistischer Geschichtsschreiber, aber ohne staatsmännische Begabung, Minister unter Andronikos III. (1328—1341), der den Thron der Paläologen usurpiert, vermag dem Gang der Dinge nicht Einhalt zu tun. Schon ist die Balkanhalbinsel von den Scharen der Osmanen überschwemmt. In der Schlacht auf dem Amselfelde (1389) bereitet Sultan Murad I. dem serbischen Kaiserreich ein Ende (siehe hierüber weiter unten), und Mohammed II. bricht endlich das Bollwerk am Goldenen Horn (29. Mai 1453).

Die Entscheidung fällt an der sogenannten »Theodosianischen Mauer«, welche die Stadt, vom Meere bis zum Goldenen Horn in einer Länge von fast 5 *km* ziehend, im Westen deckt. Der Wallzug ist ein doppelter: ein innerer hoher und ein äußerer niedriger, an welch letzteren noch ein Wassergraben von beträchtlicher Breite anschließt. Beide Wälle sind durch Zinnentürme verstärkt, deren größte die Tore flankieren. An diesen Mauern hatte sich der Avarensturm gebrochen, rannten sich die Bulgaren und Slaven die Köpfe blutig, bis ein furchtbares Morden in die alten Bollwerke Bresche legte und der Eroberer Mohammed in die bezwungene Stadt der Konstantine seinen Einzug hielt. Wenig über tausend Jahre waren die Mauern gestanden, als die 40.000 Janitscharen am Tore des heiligen Romanos den Sieg entschieden und der letzte byzantinische Kaiser (Konstantin IX. Paläologos), der im Purpurmantel bis zum letzten Atemzuge kämpft, unter den Streichen der Stürmer fällt. Mord und Plünderung erfüllen die Kaiserstadt und der grimme Sieger reitet in die Hagia Sophia, springt auf den Hochaltar und verkündet im Namen des »einzigen Gottes« die neue Bestimmung des Heiligtums. Es waren in diesem denkwürdigen Augenblicke 2112 Jahre verstrichen, seit eine Kolonie von Megarern auf dieser Stätte erstand, 1128 Jahre seit hier römische Kaiser ihre Residenz aufgeschlagen hatten.

Nun noch einige Worte über das Kaisertum Trapezunt. Als die Kreuzfahrer in Konstantinopel das lateinische Kaisertum gegründet hatten, floh der erst vierjährige Alexios, von den letzten Komnenensprößlingen in Schutz genommen, nach Kolchis. Nach erlangter Volljährigkeit erfolgte die Gründung des »Kaisertums« — ein schmales Landgebiet an der pontischen Küste. Mit der äußerlich gekennzeichneten Schwäche dieser Staatsschöpfung ging die innere Hand in Hand. Alle Erbsünden des Byzantinismus waren vom Mutterlande auf das neue Reich übergegangen. Dieselbe hohle Äußerlichkeit, auf erborgtem Glanze fußend, dieselbe Korruption, Weichlichkeit und Sittenlosigkeit, die das schwankende byzantinische Reich zersetzte, kamen auch am Komnenenhofe zu Trapezunt zur Geltung. Das Erbübel hatte in Kolchis triebkräftigen Boden gefunden; es wucherte üppig empor, wie die Pflanzenfülle, welche die Fäulnis verdeckt.

Die Gefahr erreichte ihren Höhepunkt, als das kernfrische Türkentum zu einem Machtfaktor ersten Ranges sich entwickelt hatte. Damals verdankte das trapezuntische Reich seine Scheinexistenz lediglich den

Einfluß von Ostrom zu überwiegen, und als Ravenna (seit 555) byzantinisches Exarchat wird, nimmt die Kunst neue Formen, neuen Inhalt und neue geistige Ausdrucksweise an — sie wird typisch »byzantinisch«.

Die Grundlage für das kunstgeschichtliche Studium dieser Periode bilden die Briefe des Cassiodor. Theodorich gab seinem Konservator der römischen Baudenkmale die Weisung, »den Stil der Alten fleißig zu studieren und von seinen Vorbildern nicht barbarisch abzuweichen«. Dennoch ging die Sache nicht so glatt ab; es war eine fremde Anschauung, eine noch unentwickelte, aber neue Art des Sehens, welche die antiken Eindrücke aufnimmt und naiv umdeutet ... In diesem Zeichen steht die neue Kunstrichtung. In den Bauten der Ostgoten tritt die Anlehnung an überlieferte römische Formen hervor, nirgends jedoch ein bestimmter germanischer Zug. Aber wir müssen noch weiter zurückgreifen, um den Zusammenhang der Dinge richtig erfassen zu können. Aus den Wirren zur Neige der Römerherrschaft taucht zunächst die Gestalt jener heroischen Frau auf, die in Ravenna mancherlei Erinnerungszeichen hinterlassen hat — Galla Placidia, Tochter des Kaisers Theodosius d. Gr. — An der Seite ihres Bruders, des Kaisers Honorius, verbrachte sie in Ravenna glückliche Tage. Aber derselbe Honorius, eine verweichlichte, feige Kreatur, zwang seine Schwester in das ihr verhaßte Ehejoch mit Konstantius. Später mußte die Prinzessin in die Verbannung nach Konstantinopel, kehrte aber nach dem Tode des Bruders nach Ravenna zurück, wo sie ihren Sohn Valentinian (als nachmaliger Kaiser der dritte dieses Namens) unter ihre schützenden Fittiche nahm. Sie starb zu Rom im Jahre 450.[1])

---

[1]) In anderem Sinne als die Mutter erweckt die Tochter der vielgeprüften Frau unser Interesse. Es ist die entartete Justa Grata Honoria. Sie war noch eine der Nachzüglerinnen jener in Purpur geborenen Damen, die ganz Rom in den wüstesten Sinnentaumel hineinzogen und der Liederlichkeit Altäre bauten. Die »Verführung« der Honoria, welche dem Hofmarschall Eugenius zur Last gelegt wird, mag diesem sicher nicht schwer gefallen sein. Placidia aber war nicht das Weib, solche Schmach zu dulden und jagte die mißratene Tochter fort. Damit war aber der Sache wenig gedient und weiterem Skandal freie Bahn gegeben. Man schickte also die Honoria nach Konstantinopel, wo ihr heißes Blut in den Weihrauchnebeln der byzantinischen Hof- und Staatskirche Beruhigung finden sollte. Die Entsündigung übernahm die Muhme Pulcheria, eine Frömmlerin reinsten Weihwassers. Honoria mußte das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen und in Sack und Asche Buße tun. Ob Gesinnung und Temperament der Prinzessin durch die strenge Observanz eine Wandlung erfuhren, ist nicht bekannt. Mancherlei Tatsachen lassen eher das Gegenteil vermuten. Bekannt ist, daß Honoria aus ihrem klösterlichen Kerker mit dem furchtbaren Feinde des Abendlandes, dem Hunnenkönig Attila, in Verbindung trat, um durch dessen Hilfe wieder die Freiheit zu gewinnen. Für ihre Rettung bot sie ihm Hand und Erbrecht. Welchen Verlauf dieser verbrecherische Zwischenfall nahm, ist nicht genau bekannt, doch neigt man der Vermutung zu, daß Attila tatsächlich der liebewerbenden Prinzessin zu Gefallen die europäischen Provinzen des byzantinischen Reiches brandschatzte. Die Folge davon war, daß der Bruder der Honoria, Kaiser Valentinian III., sie nach Ravenna bringen ließ, wo sie nach vorangegangener Vermählung mit einem Hofbeamten — wohl nur eine Scheinehe — für immer hinter der eisernen Pforte eines Kerkers verschwand. Placidia, ihr Gatte und ihre Tochter — im Leben einander feindselig gegenüberstehend — fanden eine gemeinsame Ruhestätte in einem Mausoleum zu Ravenna. Man hat hier das Römertum eingesargt, denn Placidia sowohl wie ihre Angehörigen stehen an der Schwelle vom Altertum zum Mittelalter. In dem rohen, ungemein hohen Sarkophag, der hinter dem Altare des kleinen

Fast genau hundert Jahre später (553) vernichtete der byzantinische Feldherr Narses in der Schlacht am Vesuv die Gotenherrschaft. Sechs Jahre vorher wurde die Basilika San Vitale dem römisch-katholischen Kultus geweiht. In dem älteren Heiligtum, das noch in die Zeit Theodorichs fällt, S. Appolinare (nuovo), tritt uns das Gotentum vor Augen, in San Vitale das siegreiche Byzanz. Die Anlage zeigt durchweg den neuen Baustil des Ostens; die Basilika San Vitale ist der abendländische Sophiendom: der von einer Kuppel überwölbte Zentralbau mit einem von mächtigen Pfeilern eingefaßten Mittelraum, an den sich das Altarhaus mit der Apsis anschließt. Der Mittelraum hat eine achteckige Grundform; acht große, mit Marmor verkleidete Pfeiler sind durch Rundbogen verbunden, auf welchen die erhöhte Kuppel ruht. Zwischen den Pfeilern sind tribünenähnliche Nischen (Exedren), deren Wände von zwei Geschossen, Arkaden zu je drei Bogen, durchbrochen werden.

Das Innere ist von großer Wirkung. Alles erinnert an sein Vorbild, die Sophienkirche in Konstantinopel, mit dem wesentlichen Unterschiede, daß dort alles in ursprünglicher Vollkommenheit vor Augen tritt, wogegen im Sophiendom, seit 1453 Moschee, ein wichtiges Attribut dieses Stils, die eigenartige Dekorationskunst, verschwunden ist. Bei beiden Bauten ist es ein Vorzug gegenüber den Langhausbasiliken, daß man nicht unter dem langen Tonnengewölbe des Schiffes bis unter den Rand der Kuppel fortschreiten muß, bevor man den vollen Aufblick in diese genießt.

San Vitale ist seiner Ausschmückung mit Mosaiken wegen von größtem kunstgeschichtlichen Interesse. Schon in dem älteren Bau von S. Appolinare (nuovo) tritt uns dieser spezifisch byzantinische Kunststil vor Augen: in jenem sakralen Aufzug von männlichen und weiblichen Heiligen oberhalb der Bogengänge der dreischiffigen Halle mit ihren 24 Marmorsäulen. Die Gestalten sind in byzantinische Prachtgewänder gehüllt und bilden eine Prozession, welche der Himmelskönigin und dem Gottessohne, die auf Thronen sitzen, gilt. Die Darstellung macht einen ungemein feierlichen Eindruck. Ihre Bedeutung liegt in der neuen Tonart des Empfindens und der Gestaltung; es ist der Ausdruck und nicht die Form, worin die Idealität im christlichen Sinne sich kundgibt. Dies gilt vornehmlich von der Ausbildung des Christuskopfes; er darf als die erste selbständige Tat der christlichen Kunst gelten; als zweite schließt sich das Bild der heiligen Jungfrau an, dem weiterhin die allmähliche Umwandlung der Apostel und der Heiligen folgte.

In San Vitale finden wir die nächste Etappe der Entwicklung. Aber es ist noch mehr dabei, wie wir sofort sehen werden. Wir treten zunächst unter den Gurtbogen, der sich über dem Altarhaus wölbt. Das um eine Stufe erhöhte Sanktuarium erinnert uns daran, wie die höhere byzantinische Geistlichkeit sich über das Volk und den niederen Klerus

---

Kirchleins steht, ruhte die fürstlich geschmückte Leiche der Placidia über ein Jahrtausend lang. Im Jahre 1577 sollen Kinder durch Unvorsichtigkeit die in neue Prachtgewänder gehüllte Mumie, welche durch eine Öffnung des Sarkophages zu sehen war, in Brand gesteckt haben. Seitdem schließt der riesige Steintrog ein Häufchen Asche als Überrest der berühmten Frau ein.



Kaiser Justinian und Gefolge. (Mosaik in San Vitale zu Ravenna, Mitte des 6. Jahrhunderts.)

erheben zu müssen glaubte. Jedem Stand war in der Kirche ein bestimmter Platz angewiesen und auch die Austeilung des Abendmahles geschah nach der Rangordnung. Nur Priester durften das Sanktuarium betreten; eine Schranke mit drei von Vorhängen geschlossenen Türen (die mittlere die höchste) schied diese höhere Stufe vom Schiff der Kirche. Innerhalb dieser Schranke stand auf goldenen Säulenfüßen der goldene Tisch mit dem geweihten Brot. In San Vitale sieht man Abweichungen von dieser Einteilung, welche im Laufe der Zeit platzgriffen, als der byzantinische Kult dem lateinisch-römischen weichen mußte.

Der Bogengurt, unter dem das Altarhaus sich öffnet, ist mit einer Anzahl Medaillonbildnissen geschmückt: im Scheitel das durch farbigen Stuck ersetzte Brustbild Christi, zu beiden Seiten Apostelporträts. Die Zwischenräume zeigen Ornamente von auserlesener Pracht. Nun treten wir über die Stufe und durch die Lücke im Schranken und stehen unter der Halbkuppel der Tribuna. Die Seitenwände sind durch zwei übereinanderstehende Arkadenreihen gegliedert. Alle Wände prangen im herrlichen Mosaikschmuck. In den Blendbogen links oberhalb der unteren Arkade sehen wir einen gedeckten Tisch mit den drei Engeln der Verheißung; Abraham nähert sich ihnen, indes Sarah an der Türe steht. Rechts hiervon ist die Opferung Isaaks dargestellt. Ähnliche Dar-



Kaiserin Theodora und Gefolge. (Mosaik in San Vitale zu Ravenna, Mitte des 6. Jahrhunderts.)

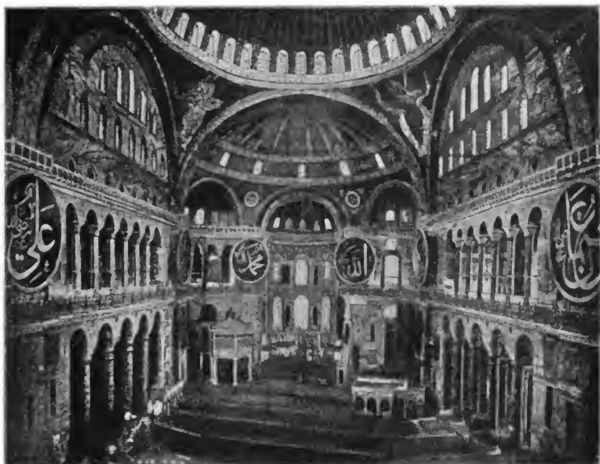
stellungen (Abel mit dem Lammsopfer, Melchisedek mit Brot und Wein) füllen die anderen Blendungen und die Lünetten . . . Wir werfen nun den Blick aufwärts und sehen im Scheitel der Halbkuppel das Christusbild: eine auf der Weltkugel thronende Jünglingsgestalt in antiker Gewandung. In der linken Hand hält er das Evangelium, auf das Knie gestützt, in der rechten eine Krone, die er dem sich demütig nahenden, von einem Engel begleiteten S. Vitalis darreicht. Auf der entgegengesetzten Seite naht der Bischof Ecclesius, gleichfalls von einem Engel vorgeführt. Ecclesius (gest. 534) ist der Gründer der Basilika; daher das Modell derselben, das er herbeiträgt.

Der Hauptschmuck aber sind die beiden Zeremonienbilder auf den Seitenwänden: Kaiser Justinian und Kaiserin Theodora, beide mit ihrem Hofstaate. Wir sehen also hier das byzantinische Hof- und Staatswesen verewigt. Vielleicht hat gerade die Mosaiktechnik sich der Starrheit dieses Gepränges als dienstbar erwiesen. Wir sehen auf der rechten Seite den Kaiser in der Mitte einer Gruppe von zehn Personen, welche dem Klerus, den Hofchargen und der Leibwache angehören. Justinian selber ist in prunkvollem Ornat dargestellt; um die funkelnde Krone breitet sich die Gloriole. Rechts vom Kaiser schreitet der Patriarch Maximian mit einem goldenen juwelengeschmückten

Kreuze in der Rechten. Sein Gewand ist grün, jenes des Kaisers braun. Über dem Patriarchen sehen wir zwei Diakone mit Evangelium und Rauchfaß, dahinter einen dritten Kleriker. Die Gruppe zur Linken des Kaisers stellt zwei Hofchargen und vier mit Schild und Speer bewaffnete jugendliche Palastwächter dar.

Das Mosaikbild auf der entgegengesetzten Wand führt den Aufzug der Kaiserin Theodora mit ihren Hofdamen vor. Die erstere ist pompös aufgedonnert. Vornehmlich der reiche Kopf- und Halsschmuck fallen auf. Wie der Heiligenschein, in dessen goldigem Glanze der Kopf sich spiegelt, mit dem Vorleben der Erlauchten (sie war bekanntlich, bevor sie auf den Thron kam, eine Zirkusgauklerin) sich in Einklang bringen ließ, ist ein Geheimnis byzantinischer Heuchelei und Schönfärberei. Auch die Hofdamen, welche hinter der Kaiserin schreiten, sind reich geputzt und prunkvoll gekleidet. Die Gesichter gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Ein Page (oder Hofdiener) lüftet den Vorhang am Eingange zur Kirche, dem Theodora mit ihren Damen zuschreitet. In den Händen trägt sie einen Kelch. In allen diesen Mosaiken wirkt vornehmlich die farbige Darstellung auf Goldgrund und die Fülle des ornamentalen Beiwerkes. Die plastische Formenwelt, das Wesen der antiken Kunst, geht verloren. Daher ist die Mosaiktechnik für die künstlerische Gestaltungskraft und für die Stilentwicklung völlig unfruchtbar geblieben. Es war eine Kunst, die vortrefflich den starren Lebensformen des Byzantinismus entsprach. Der Aufwand von schimmernder Pracht bei einförmiger szenischer Darstellung deutet auf eine hochgradige Ideenarmut. Hier wurde die Kunst zur Kunstfertigkeit. In der Zeichnung und den Farben galten ein für allemal festgestellte Regeln, von welchen nicht abgewichen werden durfte. Daher immer die gleichen hageren Gestalten, nichts Individualisiertes, alles starr und leblos.

Das berühmteste und zugleich größte byzantinische Bauwerk, die Hagia Sophia in Konstantinopel, gehört ihrer letzten Vollendung nach derselben Zeit an wie San Vitale. Der Schöpfer des ältesten, der »Göttlichen Weisheit« gewidmeten Heiligtums war Konstantin d. Gr. (326). Sein Sohn Konstantius ließ den Bau vergrößern und verschönern (360). Im Jahre 404 infolge einer Revolte, ein Raub der Flammen, erfolgte der Neubau des Heiligtums unter Theodosius im Jahre 415, der nachmals (532) gleichfalls in Asche sank. Kaiser Justinian endlich ließ den Prachtbau aufführen, wie er uns noch heute vor Augen tritt, vierzig Tage nach dem Brande. Als Baumeister berief er die damals berühmtesten Architekten, Anthemios von Tralles und Isidor von Milet. Der Bau wurde auf Staatskosten errichtet und zu seiner glanzvollen Ausführung wurden die wertvollsten Materialien aus dem weiten Reiche zugeführt. Das gewaltige Werk, bei dessen Einweihung Justinian ausgerufen haben soll: »Salomo, ich habe dich übertroffen!«, wurde im Jahre 537 vollendet. Es hat nachmals wiederholt Schaden genommen, blieb aber in seinen baulichen Elementen der Nachwelt erhalten, von außen verunstaltet durch allerlei Neben- und Zubauten, im Innern seines figuralen Mosaikschmuckes beraubt, der unter der Tünche des bilderfeindlichen Islam verschwand. Unschätzbare Kostbarkeiten hatten schon die Lateiner des 4. Kreuzzuges weggeschleppt.



Inneres der Hagia Sophia.

Der Eindruck, den man im Innern gewinnt, ist ein überwältigender. Man tritt aus der langen und hohen Vorhalle unmittelbar unter die gewaltige Kuppel, welche in einer Höhe von 53 Metern auf vier in ein Quadrat gestellten Pfeilern ruht, in der Längenachse mit Halbkuppeln, in die wieder große Nischen einschneiden, die Seitenräume mit Galerien. Die Marmorbekleidung ist reicher als die des Pantheon zu Rom und der Mosaikglanz der Gewölbe überstrahlt den von St. Peter. In diesem Prachtraume, den man einem prunkliebenden Imperator und dem größten architektonischen Genie seiner Zeit verdankt, hatte der Islam seine Herrschaft damit eingeweiht, daß die eindringenden Eroberer eine große Menge Volkes, die sich in das Heiligtum geflüchtet hatte, in grausiger Weise niedermetzelten.[1])

[1]) Außer dem Sophiendom und San Vitale in Ravenna sind die wichtigsten Kirchenbauten byzantinischen Stiles das Münster zu Aachen, von Karl d. Gr. 796—804 erbaut, und die Markuskirche in Venedig, deren Baugeschichte fast zweihundert Jahre umfaßt (976—1171). Letztere erweckt vornehmlich deshalb großes kunstgeschichtliches Interesse, weil es in allem und jedem auf die Ursprungsquelle des hier zur Geltung gelangenden Kunstgenius hinweist. Orientalisch ist die bunte Mannigfaltigkeit der architektonischen Glieder, orientalisch die große Menge von Säulen, ein Wald von Marmorschäften ähnlich dem in der Kathedrale zu Cordoba; orientalisch vor allem Grundform und Kuppelkrönung und die Ausschmückung mit Mosaiken. Allerdings macht an diesem Wunderwerk auch die Gotik ihren Einfluß geltend. Es war also dieser Staatstempel Venedigs gleichsam



Inneres der Markuskirche zu Venedig. (Mittelschiff mit der »Edicola del Crocifisso« und dem Baptisterium.)

Die byzantinische Kleinkunst betätigte sich nach zwei Richtungen: der Miniaturmalerei und der Goldschmiedekunst. Beide erblühten auf ureigenem Boden als Manifestationen einer Kunstübung, die weniger geniale Veranlagung als vielmehr unermüdlichen Fleiß und Ausbildung eines ungemein feinfühligen technischen Könnens erforderte. Die Buchmalerei ist die Domäne der beschaulichen Mönche. Ihr weltabgekehrtes Wesen, ihre Hingabe an die sakrosankten Dinge, welche den Inhalt der heiligen Schriften bilden, mehr Inspiration als künstleri-

das Sinnbild der Republik, beziehungsweise ihrer Weltstellung, ihres Berufes, ihrer Macht: die Stätte, wo Morgenland und Abendland miteinander verknüpft wurden. Als sichtbares Zeichen dieses Sachverhaltes können die fünf ehernen Rosse (von Lisyppos) gelten, die auf der Ballustrade stehen, welche das fünfbogige Erdgeschoß von dem gleichfalls fünfbogigen Obergeschoß trennt. Diese Bildwerke, welche den Hippodrom zu Konstantinopel schmückten, brachten die Venezianer als kostbarste Beute aus dem 4. Kreuzzuge nach ihrer Vaterstadt. Auch die Erztüre rechts vom Haupteingange dürfte aus Byzanz stammen. Die Grundform der Kirche ist die eines griechischen Kreuzes mit fünf Kuppeln; eine offene Vorhalle umgibt den westlichen Kreuzarm. Im Innern ragen 500 Säulen, die aus Nah und Fern stammen. Aufwärts gewandt, taucht der Blick in das Farbenwunder herrlicher Mosaiken mit ihrem Goldgrund und erlabt sich an den dunklen glatten Marmorflächen, über welche das gedämpfte Licht huscht. Die Mosaiken nehmen in ihrer Gesamtheit den ungeheueren Raum von zirka 4200 Quadratmeter ein. Ohne in die Einzelheiten dieses Prachttempels einzugehen, sei nur an die berühmte »Pala d'oro« erinnert, jenen Altarvorsatz aus Gold- und Silberplatten und mit herrlichen Emailmalereien, der einst die vordere Altarverkleidung bildete, nun aber rückwärts angebracht und fast immer verhüllt ist. Dieses kostbare Kunstwerk, das im Kerzenlichte durch das Flammenspiel der Edelsteine und Glasflüsse einen märchenhaften Glanz widerspiegelt, wurde im Jahre 976 von Byzanz nach Venedig gebracht. Es bezeichnet die höchste Blüte byzantinischer Schmelzmalerei.

sches Erfassen der vorschwebenden Aufgabe: unter diese Gesichtspunkte fällt die Beurteilung der Leistungen der frommen Klosterbrüder. Die weltlichen Stoffe treten fast ganz zurück, obwohl man auch den Werken der Dichter und Denker nicht ganz aus dem Wege ging.

Den Weg zur Ausbildung der Buchmalerei wies zunächst die damalige graphische Kunst. Das Pergament war das Material, das zur Vervielfältigung des Schrifttums diente. Es waren zuerst Rollen, später Schriften in Buchform, auf welche die Texte kopiert wurden, und zwar mit besonderer Sorgfalt in der Ausführung der Kapitelanfänge. Die junge Kunst übte sich zunächst an den Anfangsbuchstaben, sowohl in bezug auf ihre ornamentale Wirkung als in der farbigen Ausschmückung. Da man sich hierzu des Zinnoberrot (Minium) bediente, nannte man die Buchmaler »Miniatoren«, ihre Kunst »Miniaturmalerei«. Aber es blieb nicht bei dieser einen Farbe. Rot, Blau, Gold kamen hinzu, schließlich außer den ornamentierten Anfangsbuchstaben und sonstiger Ziermalerei das figurale Motiv. In den mancherlei »Goldenen Bullen«, mittels deren große Klöster sich gewisse autonome Rechte verbriefen ließen, fällt den prachtvoll kolorierten Gestalten der Kaiser (meist auch die ihrer Frauen) der Löwenanteil dieser Art von Buchmalerei zu.

Diesem Umstande ist es zu danken, daß mancher Zug an dem eigenartigen byzantinischen Leben der Nachwelt erhalten blieb, während fast alles, was die morgenländischen Kaiser zur Verherrlichung ihrer selbst und ihrer Kriegs- und Friedenstaten in pompösen Mosaikarbeiten oder in Freskomalereien zur Darstellung bringen ließen, im Türkensturme unterging. Aber abgesehen von diesen weltlichen Dingen, sind es vornehmlich die kostbaren Manuskripte sakrosankten Inhaltes, die uns eine ausreichende Orientierung über die Art und den Umfang dieser Kunstübung vermitteln. Manches dieser Erbstücke des klösterlichen Genius zählt zu den kostbarsten Schätzen abendländischer Bibliotheken: so das berühmte Psalterium und die Predigten des heiligen Gregor von Nazianz (beide in der Pariser Nationalbibliothek), die Handschrift des Dioskorides (Wiener Hofbibliothek) und jenes kostbare Genesismanuskript (ebenda), in welch letzterem noch die antike Formgebung überwiegt und die altchristliche Kleinmalerei am eigenartigsten zum Ausdruck kommt. Durch den langwierigen Bilderstreit büßte die Miniaturmalerei zwar an Lebensluft ein; um so kräftigere Impulse erhielt sie nachmals unter den makedonischen Kaisern. Die vorstehend erwähnten Prachtleistungen der Pariser Nationalbibliothek gehören dieser Periode an.

Es lag im byzantinischen Geist, daß auch diese Kunstübung, wie alle anderen Betätigungen morgenländischen Denkens und Empfindens mehr und mehr in Formalismus und in dem dürren Schema festgelegter Normen erstarren. Allmählich erstirbt das lebendige Naturgefühl und an seine Stelle tritt die technische Fertigkeit des geschulten Kopisten. Diese Wendung tritt mit dem Ablauf des ersten Jahrtausends ein. Den Schlüssel zu diesem Verharren an dem Hergebrachten gibt ein auf dem Berge Athos entdecktes »Malerbuch«, das genaue Vorschriften bezüglich der Formen und Farben für die in Frage kommenden Darstellungen enthält, Darstellungen, die überdies vermöge ihres typischen Charakters (es sind durchwegs biblische Stoffe) ohnedies eine freiere Auffassung







Miniatur aus einem griechischen Manuskript des 9. Jahrhunderts, einem Kommentar zu Jesaja. (Nach Sylvestre.)

nicht duldeten. Als Beispiele dieses Stadiums der Buchmalerei können das für den Kaiser Basileios II. (976—1025) ausgeführte »Monologium« (Vatikan), ferner die Schriften des heil. Johannes Chrysostomos, die späteren Handschriften des Gregor von Nazianz u. a. gelten.

Die Miniaturmalerei leitet zu einer verwandten Technik, der Schmelzmalerei über. Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes ist das nicht; was aber vermöge eines ausgebildeten kunsttechnischen Geschickes gerade auf dem Felde der Emailmalerei zu erzielen war, erkennt man am eindrucksvollsten an der herrlichen *Pala d'oro* in der Markuskirche zu Venedig (vgl. S. 316). Hier und in ähnlichen Werken

vertritt das substanziellere Material von Glasfluß, Juwelen und farbiger Schmelzmasse den koloristisch wirksamen Pinsel des Buchmalers. So entstand das viele prunkvolle Kirchengerät, entstanden die kostbaren Reliquienschreine, die Elfenbeinschnitzereien, Buchdeckel, Schmuckgegenstände aller Art und der ganze kunstgewerbliche Pomp, wie er in den Kaiserpalästen zu großartiger Entfaltung gelangte. Solche Pracht mußte selbstverständlich auch auf andere Gebiete handwerklicher Betätigung hinübergreifen. Die Kleiderpracht, der kaiserliche und priesterliche Ornat, hat zu keiner anderen Zeit einen auch nur ähnlichen Luxus entfaltet, als in der byzantinischen. Von Byzanz gingen denn auch die vielseitigen Anregungen aus, die das Abendland zu einer regeren kunstgewerblichen Tätigkeit anspornten.

Weniger erfreulich läßt sich die byzantinische Literatur an. Dieser Sachverhalt wird ohne weiteres klar, wenn man sich die Quelle vor Augen hält, aus welcher jene in erster Linie schöpfte — das steife Alexandrinertum. Es war byzantinische Art, daß man sich gerade an jenes Element der alexandrinischen Schule festklammerte, welches schon an dieser als bösartiger Auswuchs sich bemerkbar machte: den Krämergeist des engherzigen Buchstabenglaubens. Es war also nicht jener bemerkenswerte Forschereifer, wie er die alexandrinischen Gelehrten auszeichnete, nicht jener universelle Geist, der alle Wissensgebiete umfasste — die allerdings in den Schraubstöcken des »Museums« an lebendigem Inhalte erhebliche Einbuße erhielten — der in Byzanz seine Weiterentwicklung fand. Was hier in die Halme schoß, Halme ohne dem Duft der Blüte und dem Safte köstlicher Frucht, war das dogmatisch-theologische Gezänke, das dürre Gras orthodoxen Schrifttums, auf dem der Mehltau eines öden Buchstabenglaubens lag.

In solcher Luft findet die echte Poesie nicht die Bedingungen zu ihrem ersprießlichen Gedeihen. Die Lyrik zumal, dieser frische, ureigene Born eines lebensvollen Volkstums, konnte keine Blütenreiser ansetzen. Wie ein Wunder mutet es an, in dieser Welt schlafwandelnder Annalisten und salbungsvoller Chronikenschreiber einem Dichter vom Schlage jenes Romanos zu begegnen, dessen Geist sich zu hymnischem Schwung erhebt, voll großartigen Bildern und reichen Ideen bei echt dichterischer Einfachheit der Form, deren Volkstümlichkeit unverkennbar ist. Es ist das Justinianische Zeitalter, in welchem es noch etwas temperamentvoller zuging als in den späteren Jahrhunderten, das aus diesem größten Vertreter des byzantinischen Parnaß zu uns spricht. Der große Genius, hoch emporgehoben über das Heer öder Verseschmiede, welche in formalistischen Spielereien stecken blieben. Nennt man die markantesten Vertreter dieser Art Poesie, die schon frühzeitig (8. Jahrhundert) zur Geltung kam, so sind es vornehmlich zwei: Johannes von Damaskus und Kosmas von Jerusalem.

Im späteren Mittelalter fand die byzantinische Literatur ihre vornehmsten Leuchten entweder auf dem stacheligen Boden des allegorisch-moralischen Lehrgedichtes oder auf dem glatten Getäfel der speichelleckerischen Hofpoesie (Theodoros Prodromos) oder im wirren Dickicht des Sophistenromanes (Manasses, Makrembolites) mit ihren unglaublichen Albernheiten. Poesie und Prosa hatten an diesen Machwerken



Schriftprobe und Miniatur aus einem Evangelarum des Kaisers Michael Paläolopos. (Nach Sylvestre.)

gleichen Anteil. Die Verherrlichung des Gemeinen und des Rohen feierte ihre Triumphe. Erst unter den Komnenen entfaltet sich eine Art von Renaissance mit Anläufen zu klassischen Studien — leider zu spät.

Bedeutsam für diese Zeit ist das Erwachen einer volkstümlichen Poesie, die in den früheren Jahrhunderten, in der allein das klassische Griechisch literaturfähig war, nicht Wurzel fassen konnte. Das byzantinische Schranzentum würde jeden Versuch dieser Art, das heißt die Betätigung der Volksmuse im Kleide der Vulgärsprache, hochmütig abgewiesen haben. In der Zeit vom 12. Jahrhundert bis zum Untergange des Reiches kam aber das, was man gemeinhin volkstümliche Poesie bezeichnet, auch in diesem gelobten Lande der bureaukratischen Disziplin und der höfisch-poetischen Strumpfwirkerei allmählich zum Durchbruche. Natürlich »weit vom Schusse«, in den entlegenen Provinzen. Hier lag sozusagen auch der Stoff zutage, dessen sich die Volkssänger bemächtigten.

In den von Feinden jederzeit bedrohten Grenzgebieten im Osten und Südosten hatte eben die Romantik des Lebens noch Geltung. Es entstanden Heldenlieder im Stile der verwandten Dichtungen im Abendlande, deren Gestalten aus den Kämpfen mit den Ungläubigen hervorgingen, allerdings nicht mit jenem heroischen Einschlag, wie etwa ein Roland oder ein Cid. Aber des Volkssanges würdig erwies sich einer jener »Akriten« (Grenzräuber), dessen Heldentaten alle Lobhymnen höfischer Zunftdichter überlebten. Es ist Basilios Digenis, an dessen Taten — wie das unwissende Volk meinte — nichts hinanreichte, was die makedonischen und komnenischen Kaiser geleistet. Bei Licht betrachtet, ist es freilich nichts weiter als eine romantische Räubergestalt großen Stiles. Auch dessen Weib, Eudokia, hat in ihrem ritterlichen Kraftbewußtsein nichts Byzantinisches an sich.

Ein anderes Erzeugnis volkstümlicher Dichtung sind die »Rhodischen Liebeslieder«, weitaus das Beste, was wir von byzantinischer Lyrik besitzen. Daneben sind Lieder geistlichen Inhaltes, humoristische Dichtungen, derbe Satyren u. dgl. im Schwange. Dagegen watet ein Sachlikis, der allerdings schon dem 16. Jahrhundert angehört, durch die Sumpflachen des kretischen Hetärenlebens, einer Gegend, die offenbar nicht zu jenen gehört, in welchen sich die naive Volksseele dichterisch betätigt. Weit weg von diesem Bereiche ist auch Hermoniakos, Hofpoet des epirotischen Despoten Johannes Komnenos Angelos (Mitte des 14. Jahrhunderts), der, allerdings »über höheren Auftrag«, mit einer Umdichtung der »Ilias« sein poetisches Gewissen belastete, einem Machwerke der groteskesten Art. Daneben kommt im Prosaroman eine wunderliche Mischung zum Ausdrucke, an welcher Byzantinisches, unverfälscht Orientalisches und abendländische Motive aus den Ritter- und Wundergeschichten gleichen Anteil haben. Also: Erwachen der Volkspoesie und vollständige Degeneration der Kunstdichtung in einem und demselben Rahmen.

* * *

An anderer Stelle haben wir hervorgehoben, daß der Abzug der Ostgoten aus der Balkanhalbinsel das Schicksal der letzteren entschieden

hatte, nämlich, daß sie nicht germanisch, sondern durch Jahrhunderte der Tummelplatz neuer Völker wurde. In vorderster Reihe stehen die Bulgaren, welche bereits vor dem Abzuge der Ostgoten die Donau überschritten hatten und mit diesen zusammenstießen. Es zeigt daher von unglaublicher Kurzsichtigkeit des Kaisers Zeno, daß er dem gotischen Exodus Vorschub leistete und sich damit der natürlichen Schutzwehr gegen die nördlichen Nomadenstämme beraubte. In der Tat ließen



Einwanderung der Slaven im 7. und 8. Jahrhundert.

die Folgen nicht lange auf sich warten. Schon 493 wälzten sich die Scharen der finnisch-ugrischen Bulgaren, welche nach dem Verschwinden der Hunnen am Nordrande des Schwarzen Meeres hausten, nach Mösien und über den Balkan gegen die oströmische Hauptstadt, welche einzig nur durch die sogenannte »Anastasianische Mauer« — einem gewaltigen Walle, den Kaiser Anastasius zwischen Derkos am Schwarzen Meere und Selymbria an der Propontis aufführen hatte lassen — gerettet wurde. Der zweite Bulgarensturm erfolgte im Jahre 517, diesmal bis Griechenland reichend, 539 der dritte, nun auch Kleinasien heimsuchend. Hierbei berannten die wilden Horden abermals die

Anastasianische Mauer. Nach einem glücklichen Schlage Belisars gegen die Mordbrenner trat eine Pause der Ruhe ein.

Mit dem Auftreten der Bulgaren fällt das Erscheinen anderer Völker an der unteren und mittleren Donau zusammen. Zunächst sind es Schwärme von Slaven (Anten und Sklavenen), die von diesem Zeitpunkte an fort und fort in die Balkanhalbinsel einströmen, so daß diese durch Jahrhunderte zum Kolonialland der überschüssigen Bevölkerung des sarmatischen Tieflandes wird. Im Bunde mit Bulgaren und Slaven erscheinen ferner die Avaren, ein kerntürkisches Volk, das anhaltend nach Westen drängt und durch lange Zeitläufe die Vorherrschaft im Gebiete der mittleren Donau führt und erst durch Karl den Großen vernichtet wird.

Von größter Bedeutung für die schließliche Gestaltung der Dinge auf der Balkanhalbinsel war die Invasion der Slaven. Den Alten waren sie unter dem Namen »Venedi« bekannt, eine Bezeichnung, die an »Winden« (Wenden) anklingt. Der Name »Slovenin« (Slovjanin), mit dem die Westslaven zum Unterschiede von den Ostslaven (Anten) sich selbst bezeichneten, und der später (seit dem 9. Jahrhundert) zur allgemeinen Bezeichnung aller Slavenstämme in Gebrauch kam, ist dunkel; der Zusammenhang mit *slovo*, d. i. »Wort«, *slava*, d. i. »Ruhm« dürfte auf die Volksetymologie zurückzuführen sein.

Die Urheimat der Slaven, wo sie bis in das 5. nachchristliche Jahrhundert saßen, war die große sarmatische Tiefebene. Ihre erste Berührung mit den Römern ist verschleiert. Der Umstand, daß in den Überlieferungen und Sagen aller altslavischen Völker Kaiser Trajan (»Trojan«) als glorreicher Held verherrlicht wird, läßt vermuten, daß die Slaven zu den benachbarten Dakern in einem gespannten Verhältnisse standen. Außer den beiden Hauptstämmen der Sklavenen und Anten werden auch die Karpen, von welchen die Karpathen den Namen hatten, für Slaven erklärt. Nach der Überwindung der Daker wurden Slavenstämme in das Reich aufgenommen und ihnen Wohnsitze in Mösien, Thrakien und »Skythien« (Dobrudscha) angewiesen.

Auf welche Weise die Slaven in die genannten Gebiete kamen, ist leicht zu begreifen, wenn man erwägt, daß schon frühzeitig von der Ostsee her ein Druck seitens der Germanen auf die benachbarten Slaven ausgeübt wurde, dem die letzteren nicht ohne weiteres auszuweichen vermochten. Daher finden wir die Ostgoten als Oberherren der Slaven, kurz vor dem Hunnensturm, der auch einen Teil der letzteren mit sich reißt. Anders verhält sich die Sache mit jenen Stämmen, welche aus ihrer nordischen Heimat nicht nach Südosten abgedrängt wurden, sondern im 5. und 6. Jahrhundert allmählich in die von den abgezogenen Germanen frei gewordenen Länder an der oberen Elbe und der oberen Oder einrückten. Später besetzten sie Böhmen und Mähren, von wo sie nach Ungarn und in die Alpenländer einrückten. Erst im 7. Jahrhundert erfolgte seitens der Deutschen ein Gegendruck, wodurch das Verbreitungsgebiet der Slaven wieder etwas zurückgedämmt wurde.

Über die allmähliche Ausbreitung der Slaven auf der Balkanhalbinsel wissen wir nichts Bestimmtes. Es scheint, daß bis auf Kaiser Phokas (602—610) nirgends Raum für eine gewaltsame Ausbreitung

auf dem Gebiete des oströmischen Reiches vorhanden war. Einzelne Vorstöße wurden von den byzantinischen Waffen immer wieder abgewiesen. Erst im 7. Jahrhundert scheinen Sklavenen in Mösien eingewandert zu sein. Unter Justinian II. (687) hieß das Gebiet von der Adria bis zum Rhodope »Slavinia«. Von den Serben in Westmakedonien wird berichtet, daß sie zur Zeit der Ankunft ihrer Brüder, der Kroaten, in Illyrien sich niedergelassen hätten. Im großen und ganzen hat man sich die Slaven-Invasion als einen ziemlich geräuschlos vor sich gegangenen Einwanderungszug vorzustellen, der im 3. Jahrhundert begann und bis in das 7. Jahrhundert anhielt. Die Geschichte des 7. bis 10. Jahrhunderts findet die Balkanhalbinsel bereits völlig mit Slaven bevölkert, einschließlich des Peloponnes, wo die Griechen allerdings die überwiegende Mehrheit bildeten.

Gleichwohl kam durch Jahrhunderte nicht den Slaven, sondern den Bulgaren die erste Stelle in der Gestaltung der Dinge auf der Balkanhalbinsel zu. Wie erwähnt, haben wir es hier mit einem Volke finnisch-ugrischen Stammes zu tun. Seine Heimsitze lagen an der Wolga, von wo aus die Invadierung der unteren Donauländer erfolgte. Aber nur ein Teil des Volkes begab sich auf die Wanderschaft. Die in der Heimat zurückgebliebenen sogenannten »Wolga-Bulgaren« behaupteten ihren Staat bis ins 13. Jahrhundert und ihre Nationalität bis zur dauernden Unterwerfung unter die Zaren von Moskau, während die Donau-Bulgaren ihre Sprache schon im 10. Jahrhundert, ihre Selbständigkeit zu Beginn des 11. Jahrhunderts einbüßten. Stark an Mut und Tapferkeit, aber gering an Menge, verschmolzen im Verlaufe von dritthalb Jahrhunderten diese westlichen Bulgaren mit den ihnen an Zahl, Bildung und Gesittung überlegenen slavischen Untertanen zu einem Volke, und nicht jene, sondern diese waren es, die dem nunmehrigen Mischvolke das Gepräge aufdrückten. Die Wolga-Bulgaren hingegen erfreuten sich einer für damalige Verhältnisse beachtenswerten Kultur, die sie von den Arabern vermittelt erhalten hatten. Sie standen mit diesen und mit den innerasiatischen Völkern in lebhaftem Verkehre und spielten als selbständiges Volk noch lange eine gewisse Rolle. Den ersten Stoß erhielt das Reich durch die warägischen Russen unter Swjatoslav, den zweiten unter dem Großfürsten Wladimir. Der Mongolensturm endlich fegte das Bulgarenreich hinweg.

Auf der Balkanhalbinsel kamen die Bulgaren über die Bedeutung als Freibeuterhorden nicht hinweg. Erst zur Zeit Karls des Großen gewannen sie ein gemeinsames Oberhaupt, den »Chakhan« Krum, der in Groß-Preslav (unweit von Tirnovo) residierte. In kürzester Zeit war das ganze östliche Balkangebiet in seiner Gewalt. Kaiser Nikephor, der die Gefahr für sein Reich ahnte, zog mit großer Heeresmacht aus, und es gelang ihm, den Balkan zu übersteigen und die bulgarische Residenz zu zerstören. Auf dem Rückwege aber fand er sämtliche Balkanpässe verlegt und aus den nun folgenden Metzeleien entkam kein einziger oströmischer Soldat. In gewaltigem Ansturme drang Krum bis unter die Mauern von Konstantinopel, doch konnte er ohne Belagerungsmaschinen gegen die mächtigen Befestigungen nichts ausrichten. In Unterhandlungen mit dem Kaiser Michael begriffen, kam er einer auf sein

Leben abzielenden Verschwörung auf die Spur, was ihn zu schleunigem Abzuge veranlaßte. Kurze Zeit hierauf (815) verschied der erste bulgarische Eroberer und Selbstherrscher.

Wie häufig im Völkerleben nach einer großen aggressiven Bewegung ein langer Stillstand einzutreten pflegt, konnten auch die Bul-



garen unter dem ersten Nachfolger Krums zu keiner bedeutenden Tat sich aufraffen. Von Wichtigkeit war die Regierung Radivoj Boris Michaels, in welche die Bekehrung des Bulgarenvolkes zum Christentum durch die »Slavenapostel« Kyrill und Methud fällt. Da die ersten bulgarischen Chakhane über christliche Slavenstämme geboten, war es eine staatliche und politische Notwendigkeit, auch die Dynastie und die herrschende Rasse dem Christentume zuzuführen, da die religiösen Gegensätze ein Hindernis für die innere Konsolidierung des Reiches waren. Des Boris Sohn Symeon nahm den Titel »Zar« an; nach einer

siegreichen Schlacht gegen die Byzantiner bei Mesembria nannte er sich »Kaiser der Bulgaren und Herr der Griechen«.[1]) Im Jahre 924 kam es unter den Mauern von Konstantinopel zu einer seltsamen Schaustellung: Der griechische Kaiser erschien im Bulgarenlager und beugte das Knie vor dem mächtigen Gegner.

Als das Bulgarenreich nach dem Ableben Symeons auseinanderzufallen drohte, tauchte zu Tirnovo ein mächtiger Bojar auf, Schischman mit Namen, welcher mit einem Häuflein Tapferer sich im äußersten Westen des Reiches (zu Ochrida in Makedonien) einen Thron aufrichtete. Im Ostreiche bestand unter dem schwachen Zar Peter lediglich eine Scheinherrschaft. Gleichwohl wagten die Byzantiner nicht, sie zu brechen. Um dies durch eine andere Kraft besorgen zu lassen, riefen sie die warägischen Russen ins Land. Sie folgten, unter des grimmigen Swjatoslav Führung, dem Rufe, unerhörte Grausamkeiten verübend und schließlich auch den Byzantinern trotzend, bis es diesen unter ungeheuren Anstrengungen gelang — unter Kaiser Tzimiszes — den Abzug der nordischen Wilden zu erzwingen.

Unterdessen erstarkte das westbulgarische Reich. Schischmans Nachfolger, Samuil, hatte es sogar durchgesetzt, die Verleihung der Kaiserkrone aus den Händen des Papstes zu erwirken. Da dieser ein politisches Interesse daran hatte, den Byzantinern Schach zu bieten, werden die Anstrengungen Samuils nicht eben groß gewesen sein. Es kam aber gleichwohl anders. Nach dem Ableben des Kaisers Joannes Tzimiszes trat ein Mann an die Spitze des byzantinischen Reiches, der durch seine wilde Energie alle Illusionen Roms zunichte machte — Basileios II., dem die Geschichte den Namen »Bulgarentöter« beigelegt hat. Er warf sich den nach dem Peloponnes vordringenden Bulgaren entgegen und bereitete ihnen am Sperheios (unfern von den Thermopylen) eine schwere Niederlage. Weit furchtbarer aber war der Schlag,

---

[1]) Unter diesen Herrscher fällt die großartige Entwicklung der Residenzstadt Groß-Preslav, welche nach den (offenbar übertriebenen) Schilderungen der Zeitgenossen nächst Konstantinopel die glanzvollste Stadt der Balkanhalbinsel gewesen sein soll. Der Exarch Jovan schildert im Vorworte zum »*Šestodneo*« den Eindruck, den die Zarenstadt zur Zeit ihrer Glanzperiode auf den fremden Besucher machte, wie folgt: »Wenn der Fremde den Vorhof des fürstlichen Palastes betritt, wird er staunen, und, zu den Toren heranschreitend, wird er verwundert Fragen stellen. Und wenn er in das Innere gelangt, erblickt er zu beiden Seiten Gebäude, die mit Steinen geziert und mit Holz bunt verkleidet sind. Und wenn er weiterhin den Hof durchschreitet, erblickt er hohe Paläste und Kirchen mit zahllosen Steinen, Hölzern und Malereien und im Innern mit Marmor, Kupfer, Silber und Gold derart ausgeschmückt, daß er nicht weiß, womit dies alles zu vergleichen wäre; denn in seinem Lande hat er nie Derartiges, sondern nur ärmliche Strohhütten gesehen. Außer Fassung, wird er in stille Bewunderung versinken. Und wenn er vollends den Fürsten sieht, in seinem mit Perlen benähten Gewande, die Münzenkette um den Hals, mit Armbändern geschmückt, umgürtet mit einem goldenen Schwerte, und wie an seiner Seite die Bojaren sitzen, ebenso mit Ketten, Gürteln und Armbändern geschmückt — da, wenn ihn jemand nach seiner Rückkehr in die Heimat fragen wird: Was hast du dort gesehen? so wird er antworten: Ich weiß nicht, wie ich euch das alles erzählen soll; nur eure eigenen Augen würden imstande sein, diese Pracht zu erfassen. — Heute liegt an der Stelle von Groß-Preslav das Dorf Eski-Stambul — »Alt-Konstantinopel« — offenbar eine Anspielung auf die einstige Pracht und Größe der Örtlichkeit. Noch im Jahre 1650 konnte der arabische Geograph Hadschi Chalfa (S. 265) berichten, daß die Ruinen von Groß-Preslav umfangreicher seien als der Raum, den Konstantinopel einnimmt.

den Basileios zwanzig Jahre später in der Schlacht an der Strumnitza gegen Samuil führte.

Nach dem Tode Basileios II. versank das byzantinische Reich in Agonie; die Erben Samuils bekriegten sich in blutigen Bruderfehden. Ein Einbruch der Kumanen vergrößerte die anarchischen Zustände. In Konstantinopel feierten Thronstreitigkeiten und Mordtaten ihre Orgien. Erst nach der gewaltsamen Beseitigung des Kaisers Andronikos erstand in dessen Nachfolger Isaak II. Angelos ein Mann der Tat. Mit harter Hand drückte er das Bulgarenvolk, das nunmehr von der Adria bis zum Schwarzen Meer unter byzantinischer Gewalt stand (1185).

Gleichwohl nahmen die Dinge eine Gestalt an, welche geradezu den Bestand des byzantinischen Reiches bedrohen sollten. Zwei Bojaren, Peter und Asen, welche sich als Abkömmlinge der alten Zaren aufspielten, erhoben in Tirnovo die Fahne des Aufruhrs und es gelang ihnen, mit Hilfe der herbeigerufenen Kumanen die Byzantiner in zwei Hauptschlachten (bei Adrianopel und bei Serres) zu schlagen, worauf sich Asen zum Beherrscher des neuen bulgarischen Reiches aufschwang und die neue Dynastie der Aseniden begründete. Zwar Asen selbst wurde bald hierauf (1196) ermordet und seine Nachfolger hielten das kaum geschaffene Reich mit Not zusammen. Unter dem Zaren Joannes II. Asen aber nahmen die Dinge einen unerhörten Aufschwung. Das neue Bulgarenreich umfaßte alles Land von der Adria bis zum Schwarzen Meere, von der Donau bis Griechenland. Residenz war Tirnovo, das zu ähnlichem Glanze sich erhob wie vormals Groß-Preslav. Auch die Werke des Friedens fanden unter diesem Zar werktätige Förderung.

Welchen Einfluß diese Wandlung auf die weitere Gestaltung von Südosteuropa hätte nehmen können, wenn nicht ein störendes Ereignis dazwischen getreten wäre, läßt sich nicht leicht ausdenken. Das erwähnte Ereignis war der Mongolensturm, welcher den völligen Umsturz der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel durch den Einbruch von Eroberern der hochasiatischen Rasse einleitete. In der Tat übten die Nachfolger Joannes II. nur mehr eine Scheinherrschaft aus. Der letzte Asenide war Michael, unter welchem das zerrissene Bulgarenreich eine Beute der Osmanen wurde.

Wir müssen nun noch einen Blick auf das engere slavische Gebiet im Nordwesten der Balkanhalbinsel werfen. Die Quellen verzeichnen für das Jahr 1018 die Organisierung »Serbiens« als byzantinische Provinz. Aber schon 1043 schüttelt Stephan Bogislav die byzantinische Herrschaft ab und wenige Jahre später nimmt dessen Sohn Michael den Titel eines Königs von Serbien an. Im Jahre 1127 geht der westliche Teil dieses Reiches — Bosnien und Rama — an Ungarn verloren, während im Stammlande Stephan Nemanja im Jahre 1165 die nach ihm benannte Dynastie begründet. Unter Stephan Duschan (1336—1356) erhält das serbische Reich seine größte Ausdehnung, indem es sich südlich bis Makedonien und den Epirus ausdehnt. Er ist der in den Heldengesängen und Volksliedern gefeierte »große Kaiser«, unter welchem auch Bosnien wiedergewonnen wurde. Aber schon unter seinem Nachfolger Urosch V. geht das Meiste wieder verloren, und

Zar Lazar I., der Begründer einer neuen Dynastie (1374), fällt in der mörderischen Schlacht auf dem Amselfelde (13. Juni 1389) gegen die Osmanen, womit das serbische Reich sein Ende findet. Weit früher verliert Kroatien (Raszien, Bosnien, Dalmatien) seine Unabhängigkeit, indem es 1091 mit dem mittlerweile entstandenen ungarischen Reiche vereinigt wird. Von den Kroaten wird angenommen, daß sie den Rest der Avaren aufgesogen hatten. —

Das Landgebiet, das nordwärts vom Schwarzen Meere seine Ausdehnung nimmt, ist der Schauplatz jener nachhaltigen Völkerbewegungen, deren Ausgangspunkt weit über alle historischen Überlieferungen zurückreicht und die erst mit Abschluß des Mittelalters zum Stillstande kamen. Nach den ältesten Zeugnissen gelten für die nordpontischen Küstenländer die »Kimmerier« als die Ureinwohner. Welchen Stammes sie waren, ist unbekannt; möglicherweise gehörten sie zu den Finnen, die einst in Mittel- und Osteuropa große Verbreitung hatten. In historischer Zeit, viele Jahrhunderte lang, von der Zeit phönikischer Handelszüge im Schwarzen Meere an bis zu den mithridatischen Kriegen und darüber hinaus, sind die Skythen das herrschende Volk in diesem Gebiete. Zu ihnen, welche höchst wahrscheinlich arischer Abkunft waren, zählten verwandte Stämme: Agathyrsen, Jazygen, Roxolanen, Alanen, Sauromaten (Sarmaten) usw. An diese Völkergruppe schlossen die gleichfalls arischen (eranischen) thrakischen Völker an, deren Verbreitungsgebiet einerseits bis zur Adria (Illyrer, Veneter) reichte, anderseits den nördlichen und westlichen Teil von Kleinasien umfaßte. Auch die kaukasischen Stämme waren Eranier. Ursprünglich war also das ganze Pontosbecken von Völkern arischen Stammes besiedelt.

Diese Verhältnisse hielten Jahrhunderte lang an, bis das große Völkerdrängen aus Innerasien begann. Die Vorstöße waren ungleich intensiv, je nach den Zeitläufen, und von ungleichen Nachwirkungen. Am frühesten wurden die Spuren im Küstenlande verwischt. Auch die ural-altaische Völkerwelle hatte nur geringfügiges ethnisches Strandgut zurückgelassen. Es war dies jene jüngere Bewegung, die mit der mongolischen Invasion zusammenfällt. Die ältere Bewegung ist durch eine Anzahl Völker vertreten, die gleichfalls verschwunden sind: Hunnen, Avaren, Chazaren, Bulgaren, Petschenegen, Kumanen. Die Magyaren, welche gleichfalls zu dieser Gruppe gehören, sind das einzige Volk derselben, das seine Existenz bis auf den Tag erhalten hat. Von den Bulgaren ist, wie wir gehört haben, nur der Name geblieben; Nationalität und Sprache gingen in den Slaven auf, welche, merkwürdig genug, nicht das herrschende, sondern das beherrschte Volk waren.

Ähnliches spielte sich im nördlichen Teile von Sarmatien ab. Doch darüber später. Zunächst sei in Erinnerung gebracht, daß die Völkerwanderung auch germanische Scharen in das osteuropäische Tiefland führte. Die Goten zumal waren es, welche den ersten Stoß der ural-altaischen Invasion empfingen. Die Stammverwandten der Germanen und Nachbarn im hohen Norden — die Slaven — sind schließlich das herrschende Volk geblieben. Ihre geschichtliche Entwicklung ist eigenartig. Sie ist beeinflußt von den geographischen Verhältnissen des Landes, und wie die Dinge im sarmatischen Tieflande lagen, mußten

jene eine einschneidende Bedeutung für die Geschichte und die Geschicke des Volkes gewinnen.

Die Erfahrung lehrt, daß häufig winzige Staatengebilde vermöge ihrer örtlichen Isolierung oder kraft des ihnen von der Natur gebotenen Schutzes dem Wandel zu widerstehen vermögen, ihre Eigenart und Selbständigkeit bewahren. Anders liegen die Verhältnisse in großen Tiefländern. Hier bietet der Boden keinen Schutz, er hat keine Schranken, keine Wälle in Gestalt von hohen Gebirgen ... Unwillkürlich tritt uns ein Schauspiel vor Augen, das die sonst eintönige, schweigsame Steppe belebt. Es ist das Bild jener »Staubhosen«, welche plötzlich auftauchen und mit verheerender Gewalt dahinstürmen. Unversehens steigen sie über die Ebene empor: kegelförmige, mit der Spitze nach abwärts gerichtete Staub- und Sandsäulen, oft ein halbes Dutzend und darüber, neben- und hintereinander. Vornübergebeugt, wie jagende Riesengestalten, rasen sie heran, vereinigen oder lösen sich, überholen einander im gespenstischen Wettlaufe und versinken endlich am äußersten Gesichtskreis gleich flüchtigen Phantomen. Menschen und Herden, die diesen Alarmboten der Steppe in den Weg kommen, werden zu Boden geschleudert, gleich Spreu auseinandergefegt. Unter den Tieren reißen Verwirrung und Schrecken ein. Nach allen Windrichtungen eilen sie in wilder Flucht von dannen.

Es ist das vergleichende Bild der Völkerstürme in diesen unermeßlichen Ebenen. Die slavischen Stämme des sarmatischen Tieflandes wurden von Zeit zu Zeit immer wieder durcheinander gewirbelt. Ursprünglich im Norden Europas hausend, drangen sie bis ans Schwarze Meer und an die untere Donau vor, um während der Völkerwanderung wieder nach Norden zurückgedrängt zu werden. Wurden von Zeit zu Zeit Gebiete im Süden und Osten frei, so konnte die eingedämmte Völkerwelle abermals abfluten, um gelegentlich wieder zum Stehen oder zum Rückgange gezwungen zu werden ... Die geographische Lage Rußlands brachte es mit sich, daß seine Völker frühzeitig mit der byzantinischen Welt in Berührung kamen. Dies war bereits in einer Zeit lange vor den geschichtlichen Anfängen des russischen Reiches der Fall. Wir sehen die sarmatischen Slaven in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung teils als Verbündete, teils als Gegner ural-altaischer Stämme um ihre Existenz ringen.

Über dieser Periode liegt noch immer ein dichter Schleier. Die Geschichte nennt weder die Namen früherer Anführer, noch gibt sie Aufschluß über die Besitzverhältnisse im innersarmatischen Slavengebiete. Nur so viel ist mit Zuverlässigkeit bekannt, daß die Slaven, von den Petschenegen und Chazaren nach Norden zurückgedrängt, die Städte Nowgorod und Kiew gründeten. Hier scheinen sie durch längere Zeit unbelästigt gehaust zu haben, denn es entwickelte sich ein gewisser Wohlstand. Dieser aber reizte den in Schweden siedelnden normannischen Stamm der Waräger. Sie brachen in das Land ein, überwältigten die Finnen und Slaven und streiften bis zum Waldai-Plateau.

Das war zu Beginn des 9. Jahrhunderts. Der erste Einfall der Normannen mißlang in Berücksichtigung seiner Endabsichten. Die Waräger

kamen aber wieder, diesmal von ihrem unternehmenden Häuptling Rurik geführt, und nun wurde alles Land vom Eismeer bis zu den Quellen des Dnjeper und der Wolga unterworfen. Rurik schlug seine Residenz zu Alt-Ladoga auf, und legte, wie sein Stamm, rasch germanische Sprache und Sitte ab, so mit den slavischen und finnischen Eingeborenen verschmelzend. Auch Südwest-Rußland (Kiew) hatte einen Zweig der warägischen Fürstenfamilie zu seinem Gebieter erhoben.

Um diese Zeit wurden die warägischen Slaven, welche seit Rurik den Namen »Russen« annahmen, mit den Byzantinern bekannt. Der byzantinische Einfluß war ein weit folgenschwererer als der normannische. Während der skandinavische Geist über der festgefügten, numerisch zahlreichen Masse der Slaven wie ein Hauch verwehte, drangen byzantinisches Wesen und orientalischer Geist als neue Lebenselemente in alle Schichten dieser Masse ein und verliehen ihr ein durchaus morgenländisches Gepräge. Der byzantinische Einfluß hatte seine gute und seine schlechte Seite. Das gute dieses Einflusses bestand darin, daß er die Oberhand über den asiatischen Geist gewann und dem Mohammedanismus eine Schranke setzte. Anderseits war der Einfluß Byzanz' insoferne verhängnisvoll, als mit Eintritt des Schismas in der christlichen Welt der ganze europäische Osten und Südosten in kirchlichen Gebräuchen und Sitten erstarrte. Die Folge des unheilvollen Gegensatzes zwischen diesem versteinerten Beharren am Alten und den durch den allgemeinen Fortschritt bedingten Wandlungen und Ausgestaltungen auf allen Gebieten des geistigen Lebens, ist die kulturelle Rückständigkeit der slavischen Welt im Osten. Eine weitere Folge dieses Zustandes ist die große Zahl der Sekten, die aus dem Schoße der russischen orthodoxen Kirche hervorgegangen sind.[1])

[1]) Die orthodoxe Kirche begnügte sich nicht damit, sich von der katholischen loszusagen, sondern sie bahnte eine »Reform« an, welche noch weiter zurückging, indem sie Kirchentexte und Ritualgebräuche nach Bedarf »richtigstellte«. Unter der Regierung des Zaren Wassilij Iwanowitsch war ein gelehrter Mönch vom Berge Athos — »Maximus der Grieche« — aufgetreten, der in den Kirchentexten, die in Rußland zu Recht bestanden, so viele Fehler gefunden haben wollte, daß er mit allem Eifer an deren Richtigstellung schritt. Es war ein Kampf um den toten Buchstaben, in welchem der gelehrte Mönch unterlag. Vor ein geistliches Gericht berufen, wurde Maximus als »Verderber der Kirchentexte« verurteilt und in ein Kloster gesperrt (1525)... Die Angelegenheit kam aber wieder in Fluß, als der Zar Iwan IV. (»der Schreckliche«) den Buchdruck einführte und zuvörderst den Druck der religiösen Schriften in Angriff nahm. Es handelte sich darum, einen einheitlichen richtigen Büchertext aufzustellen. Auch diese Bestrebungen führten zu keinem Resultate. Desgleichen mußte Zar Michael Feodorowitsch Romanow von seiner Absicht, eine Textrevision durchzuführen, absehen, da sich ein gewaltiger Sturm gegen den hierzu berufenen Archimandriten Dionysius erhoben hatte. Erst der Patriarch Nikon, der hervorragendste unter allen russischen Kirchenfürsten, konnte, trotz aller verbissenen Gegnerschaft, vom Zaren Alexei Michaelowitsch unterstützt, das Reformwerk insoweit durchsetzen, daß die Revision der Texte vorgenommen wurde. Im Verlaufe dieser Arbeiten mußte Nikon vorübergehend der Gegnerschaft weichen, erlebte es aber nachmals, daß auf dem sogenannten »Großen Konzil« zu Moskau (1666) die von ihm angebahnten Reformen gutgeheißen und sanktioniert wurden. Die Folge war, daß innerhalb der orthodoxen Kirche eine Spaltung einriß, indem die sogenannten »Altgläubigen« (Starowerzy) an den althergebrachten Ritualgebräuchen und Kirchentexten festhielten und die Reformen nicht anerkannten. Die Zwistigkeiten zogen sich endlos hin. Zugleich hatte der Patriarch, der von Kiew nach Moskau über-

Die unmittelbaren Nachfolger Ruriks — Oleg und Igor — waren noch Heiden, als sie die Byzantiner bedrängten (906, 943). Im Jahre 955 ließ sich die Großfürstin Olga in Konstantinopel taufen, aber das Beispiel blieb ohne Nachahmung. Noch einmal sollten die Byzantiner mit einem mächtigen heidnischen Fürsten vom Stamme Ruriks Bekanntschaft machen. Wir haben seine Bekanntschaft schon früher einmal flüchtig gemacht. Es ist jener grimmige Swjatoslav, der, von den Byzantinern gegen die Bulgaren zu Hilfe gerufen, im Jahre 967 mit 60.000 Russen an der unteren Donau erschien. Nachdem Swjatoslav das Bulgarenreich in furchtbarem Ansturme überrannte, Philippopel erstürmt und 20.000 seiner Bewohner gepfählt hatte, richtete er sich häuslich in dem Lande ein. Es kostete den Byzantinern ungeheure Mühe, die Macht der Russen zu brechen und deren Abzug zu erzwingen.

Bald hierauf trug sich ein bedeutsamer Zwischenfall zu. Im Jahre 988 ließ sich der Großfürst Wladimir in der von ihm eroberten Stadt Chersonnes (Cherson) taufen, nachdem er lange geschwankt, ob er das Christentum oder den Islam annehmen solle. Es heißt, er habe das erstere vorgezogen, weil dasselbe kein Verbot gegen berauschende Getränke kannte. So wäre es der Wein gewesen, dem die Russen ihr Christentum verdanken. Man kann sich ungefähr ausmalen, was geschehen wäre, und welche Gestalt Europa in kultureller Beziehung erhalten hätte, wenn Wladimir dem Wein — die Weiber vorgezogen haben würde und die moslimische Welt einen Zuwachs von 50 Millionen Gläubigen erhalten hätte, die als geschlossene Masse das sarmatische Tiefland einnahmen und als Bollwerk des durchwegs islamitischen asiatischen Hinterlandes die Umgestaltung des europäischen Kartenbildes eingeleitet hätten.

Damit hätten wir die Stellung, welche Rußland seit dem Beginne seiner historischen Entwicklung, beziehungsweise seit seinem Eintritte in den byzantinischen Kulturkreis, im Osten einnahm (und einnimmt), gekennzeichnet. Selbst der lange und mächtige Druck, den die Mongoleninvasion ausübte, änderte an diesem Verhältnisse nichts. Damals war Rußland allerdings ein toter Staatskörper ohne politisches Leben. Eine Ausnahme machte Nowgorod, wo Alexander Newsky ruhmvoll herrschte. In dieser Zeit gab es fortgesetzt Kriege mit der »Goldenen Horde«, der Rußland tributpflichtig war. Diesem Zustande bereitete Iwan Wassiljewitsch (1462—1505) ein Ende. Er verweigerte die Tributzahlung, was der Chan von Kiptschak mit der Kriegserklärung beantwortete. Zwar wich sowohl das russische wie das mongolische Heer einem entscheidenden Kampfe aus. Als aber das letztere sich zurückzog, wurde es von sibirischen Stämmen überfallen und aufgerieben. Darüber zerfiel das Kiptschaksche Reich. Iwan vereinigte die Teil-

---

gesiedelt war, eine solche Macht errungen, daß selbst der Einfluß des Zaren bedroht war. Dies veranlaßte Peter den Großen, den Patriarchenstuhl durch längere Zeit unbesetzt zu lassen und später die Würde eines Patriarchen als kirchlichen Oberhauptes der russischen Nationalkirche gänzlich zu beseitigen. Der Reformkaiser übertrug sich durch einfachen Machtspruch die kirchliche Gewalt und setzte den sogenannten »Heiligen Synod« als ausführendes Organ in allen kirchlichen Angelegenheiten ein. Noch einen Schritt weiter ging die Kaiserin Katharina II., welche alle Kirchengüter einzog und die Geistlichen zu Staatsdienern machte.



Russen aus der Zeit Wladimirs des Großen. (Nach einem russischen Original.)

fürstentümer und ist somit der Begründer des russischen Reiches. Seine Nachfolger räumten mit den nach dem Zerfalle des Mongolenreiches fortbestandenen Teilchanaten (Kasan, Astrachan) auf und gliederten sie dem neugebildeten Reiche an.

Die lange Herrschaft der Mongolen über den größten Teil von Rußland hat vielfach der Anschauung zur Stütze gedient, daß die Russen, im besonderen die Großrussen, kein reinblütiges slavisches Volk, sondern eine Mischrasse seien. Im Völkerleben hat es mehr als ein solches Verhältnis gegeben, wie das eben berührte, ohne daß es zu förmlichen Mischrassen gekommen wäre. Die Osmanen haben die Balkanslaven nicht türkisiert, desgleichen nicht die Magyaren, deren Land sie anderthalb Jahrhunderte inne hatten. Auch aus der Zeit der Völkerwanderung ergeben sich mehrfach Beispiele, daß die Invasion nicht ausreicht, ethnische Wandlungen herbeizuführen. Als größtes Hindernis ist wohl der religiöse Gegensatz anzusehen. Anderseits lehrt die Völkerkunde, daß fremde, zur Herrschaft gelangte Völker von den beherrschten völlig aufgesogen worden sind. In diesem Falle kann das eine oder andere Element zur ethnischen Umbildung beitragen, doch muß es nicht zwingenderweise das herrschende sein. Der Einfluß des Mongolentums auf die Russen war nicht von ethnisch ausschlaggebender Bedeutung. Immerhin steht fest, daß der Slavismus des russischen Volkes von Nord

nach Süd und von Ost nach West zunimmt. Die Kleinrussen repräsentieren den relativ blutreinen Typus.

Weniger verwickelt wie der Verlauf der Slavenbewegung im Süden und Nordosten und der damit verbundenen Staatenbildung gestaltet sich das Geschichtsbild der Westslaven. Hier entwickelten sich die Ereignisse in Kürze wie folgt: Nach dem Freiwerden des Markomannenlandes infolge des Abzuges der Bajovarier, strömte das Volk der Tschechen in das Molda-Elbegebiet ein, um bald hierauf in die Gewalt der Avaren zu gelangen. Samo, der 627 zum König erhoben wurde, warf das avarische Joch ab und schuf das erste Slavenreich von größerer Bedeutung. Er einte nicht nur die vielen tschechischen Stämme, sondern brachte auch alle umwohnenden Slavenvölker unter seine Herrschaft. Nach dem Tode Samos (662) zerfällt das Reich und es verlautet über 150 Jahre lang nichts mehr von demselben. In den Kämpfen Karls des Großen erscheint Böhmen bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts mit dem Frankenreiche verbunden. Später wurde das Land fortgesetzt in die Geschicke des deutschen Kaiserreiches verwickelt, zuletzt in die der Habsburger, nachdem die Schlacht auf dem Marchfelde zugunsten der letzteren entschieden hatte.[1])

[1]) Böhmen, das seit der Katastrophe auf dem Marchfelde kaum über die Bedeutung eines Streitobjektes der deutschen Reichspolitik sich erhob, erlebte ganz unerwartet eine nationale Erregung, welche, wenn auch nur kurze Zeit, ein mächtiges Hervortreten der tschechischen Volkskraft zur Folge hatte. Diese Bewegung hängt an dem Namen der Hussiten, durch mehrere Jahrzehnte das Schreckgespenst im eigenen Lande und in den benachbarten Gebieten. Johann Hus, geboren 1369 zu Husinez in Böhmen, seit 1398 Professor der Theologie in Prag, war ein überzeugter Anhänger der Lehren des Engländers Wicliff, ein Gegner römischer Mißstände (Reliquienverehrung, Ablaß, päpstliche Gewalt), vor allem aber ein heftiger politischer Gegner des Deutschtums. Seines provokatorischen Auftretens wegen trifft ihn der päpstliche Bannstrahl, von Konstanz aus, wo eben das große Konzil tagte. Vorgeladen, sich zu verantworten, erhält er seitens des Königs Sigismund einen Schutzbrief. Obwohl dem kühnen und selbstbewußten Neuerer keine Ketzerei zur Last fällt, wird er verhaftet und dem Feuertode überantwortet (1415). Das gleiche Schicksal ereilt seinen Freund, Hieronymus von Prag (1416). Man begreift, daß dieser Justizmord, sowie die Mißachtung des königlichen Schutzbriefes von der nachhaltigsten Wirkung in der Heimat des Martyrers sein mußte. Zum Überflusse traf das päpstliche Verdammungsurteil die Anhänger der hussischen Lehre — die »Utraquisten« (oder »Calixtiner«) — so genannt, weil sie das Abendmahl in beiderlei Gestalten nahmen — und da König Wenzel sich anschickte, die Hussiten zu verfolgen, griffen diese zu den Waffen. Der Urheber der nun mit elementarer Gewalt ausbrechenden Bewegung war der einäugige Ziska von Trocznow, ein rauher Kriegsmann von außergewöhnlicher Tüchtigkeit. Die angeblichen Gottesstreiter erhielten wachsenden Zulauf seitens der bäuerischen Bevölkerung, vom Feuergeiste fanatischer Prediger und vom Nationalhasse gegen das Deutschtum aufgestachelt. Die »Hussitenkriege«, welche sich in dem Zeitraume von 1419—1434 abspielten, waren weit mehr eine von kommunistischem Geiste eingegebene und von nationalem Feuer entflammte Kraftäußerung, als eine von Begeisterung getragene religiöse Bewegung. In zahlreichen blutigen Schlachten, Plünderungen und Metzeleien offenbarte sich der wahre Geist der furchtbaren »Taboriten«, deren Scharen Tod und Verderben zur Gefolgschaft hatten. Auch die »Orphaniten« (Waisen), nach Ziskas Tod von Prokop (dem »Kleinen«) angeführt, wandelten diese blutigen Pfade. Erst die Uneinigkeit unter den Hussiten bahnte den Frieden an. Durch die sogenannten »Prager Kompaktakten«, kraft deren Sigismund als König anerkannt wurde, hatten die Gemäßigten unter den Hussiten an Einfluß gewonnen (1433). Aber es währte noch drei Jahre, bis nach völliger Vernichtung der fanatischen Calixtiner und Orphaniten (in der Schlacht unweit von Böhmischbrod) endgültig der Friede im Lande wieder hergestellt wurde. In militärischer Beziehung kommt den Hussitenkriegen durch die großartige Verwertung der sogenannten »Wagenburgen« eine gewisse kriegsgeschichtliche Bedeutung zu.

Neben den Tschechen werden zur Zeit der Herrschaft der Avaren noch die Maharanen (Moraver, Mährer) als deren Untertanen genannt. Ihre Sitze waren ungefähr dieselben, welche vorher die Quaden innehatten, erstreckten sich sonach über das heutige Mähren, den nördlich der Donau gelegenen Abschnitt von Niederösterreich und das westliche Karpathengebiet. Nach der Niederwerfung der Avaren durch Karl den Großen begannen die Mährer einen Vernichtungskrieg gegen die Reste der Avaren, während sie selbst die fränkische Oberhoheit (seit 803) anerkannten. Unter den schwachen Nachfolgern Karls gelang dem Fürsten Moimir die Gründung eines in der Folge mehr sich festigenden großmährischen Reiches, das unter Swatopluk (870—894) seine größte Macht erreichte. Dieser besetzte auch das Gebiet eines südlichen Slavenreiches in Unter-Pannonien bis zur Drau, nachdem dessen Fürst Kozel gestorben war, und dehnte seine Macht bis zur Weichsel und Elbe aus.

Swatopluk hatte den Thron nicht lediglich durch eigene Kraft, sondern durch Mithilfe der Deutschen, welche seinen Gegner Rostislav bekriegten, gefangen nahmen und in ein fränkisches Kloster sperrten, errungen. Später vergaß der großmährische Fürst den ihm erwiesenen Dienst und Kaiser Arnulf sah sich gezwungen, den mehr und mehr offensiv auftretenden Gegner zu bekriegen, was indes erst gelang, als Arnulf die an den Grenzen des deutschen und großmährischen Reiches herumschwärmenden ungarischen Horden zu Hilfe rief. Der Kaiser zog damit freilich ein Element heran, das sich dem deutschen Reiche als noch weit gefährlicher erweisen sollte, als das moravische Slaventum. Infolge der magyarischen Invasion fiel die Osthälfte des großmährischen Reiches (im Karpathengebiete) in die Hände der Eindringlinge (906). Später stand Mähren vorübergehend unter polnischer, ungarischer und deutscher Herrschaft, bis es 1029 unter die Oberhoheit Böhmens kam. Im Jahre 1197 erhob Kaiser Friedrich Barbarossa Mähren zu einer Markgrafschaft, doch teilte diese im großen und ganzen die Geschicke Böhmens, mit dem es gleiche Verfassung und Verwaltung hatte.

Von den slavischen Völkern, welche den weiten Erdraum zwischen dem mittleren Deutschland (wo sie nach dem Abzuge der Germanen eingewandert waren) bis zu den Siedelungen der Russen einnahmen, hat man zwei Abteilungen zu unterscheiden, die baltischen Slaven und die Polen. Zu den ersteren zählen die Litauer, die alten Preußen (Prusen) und die Letten in Livland und Kurland. Die Preußen wurden vollständig germanisiert. Große Verdienste um die Zivilisierung der baltischen Slaven hatte sich der deutsche Ritterorden erworben, der sein Gebiet immer mehr über die Ostseeländer ausdehnte, unterstützt von der Hansa, deren Handelsbeziehungen bis zu dem fernen Nowgorod reichten. Wir kommen auf diese eigenartigen Betätigungen des deutschen Kultureinflusses noch zu sprechen. Nachmals kam der deutsche Ritterorden mit den Polen, welche im Weichselgebiete saßen, in Konflikt.

Im Polenlande hatte die staatliche Organisation erst unter dem Herzog Mieczislav, der im Jahre 966 sich zum Christentume bekehrte, festere Formen angenommen. Das Land war ein Lehen das deutschen Königs, doch überwog der Schein die wirkliche Macht. Unter Friedrich II. hörte das Lehensverhältnis gänzlich auf. Ein Staatengebilde, mit dem

zu rechnen war, wurde Polen erst unter der Dynastie der Piasten (840—1370), indem die kleineren Teilherrschaften zu einem einzigen Reiche zusammenschmolzen. Unter Kasimir dem Großen (1333—1370), dem letzten der Piasten, einem Fürsten von großem organisatorischen Talente und ein warmer Förderer aller kulturellen Bestrebungen — er gründete die Universität von Krakau, verbesserte die Gesetzgebung und begünstigte das Städtewesen — gewann das Reich, das sich inzwischen auch über Galizien ausgedehnt hatte, bedeutend an innerer Kraft.

Nach dem Tod des bedeutenden Mannes, mit dem der männliche Zweig des Herrscherhauses erlosch, fiel das Reich an Ungarn, dessen König Ludwig der Große (1370—1382), der Sohn der Schwester Kasimirs war. Nach des Königs Tod wurde dessen Tochter Hedwig zur Königin gewählt (1384) und zwei Jahre später durch den Adel genötigt, den Großfürsten von Litauen, Jagello, zu ehelichen. Damit wurde die Dynastie der Jagellonen (1386—1572) begründet. Jagello ließ sich mit dem größten Teile seines Volkes taufen. Es heißt, das hauptsächlich die bei der Taufe an die Litauer verteilten wollenen Kleider der Anlaß waren, daß große Massen des wilden Volkes sich zum Christentum bekehrten. Man sieht, wie im Völkerleben kleine Ursachen den Anstoß zu großen Wirkungen geben können. Von hier ab beginnt die Glanzzeit der polnischen Geschichte.

Das geistige Leben der Slaven hat seinen Ausgangspunkt im Christentum. Mit ihm wurde auf dem ungeheuren Erdraume von der Ostsee und der Oder bis zum ägäischen Meer, dem Pontos und dem Ural die erste Bresche in die Barbarei gelegt. Rom und Byzanz waren in gleicher Weise bemüht, dem Bekehrungswerke Bahn zu brechen, doch datiert ein sichtbarer Erfolg erst seit dem Auftreten des Apostelpaares Kyrill (gest. 869) und Methud (gest. 885) aus Thessalonich. Es war also Byzanz, dem der ganze Osten und Südosten des Erdteiles als geistiges Erbe zufallen sollte. Damit nicht zufrieden, dehnten die »Slavenapostel« ihre Tätigkeit auch auf die Westslaven aus, indem sie zunächst die Mährer, und etwas später, nicht ohne heftigen Widerstand zu finden, auch die Tschechen für den neuen Glauben gewannen. In Rußland fand, wie wir bereits gehört haben, das Christentum unter Wladimir dem Großen (980—1015) Eingang.

Glagolitische Schriftprobe.



Bulgarische Handschrift aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. (Übersetzung der byzantinischen Chronik des Manasses. Vatikanische Bibliothek. Nach Sylvester. Verkleinert.)

Das Geheimnis dieses Erfolges liegt darin, das Kyrill und Methud den Slaven die Heilslehre in der Landessprache verkündeten und daß einer von den beiden, Kyrill, die Evangelien in einer von ihm konstruierten Schrift, wobei das griechische Alphabet die Grundlage gab, den Neubekehrten vermittelte. Gleichwohl wäre es ein Irrtum, anzunehmen, die Slaven jener Zeit wären ein schriftloses Volk gewesen. Allerdings, eine Schreibschrift war es nicht, deren sich die alten Slaven bedienten; es standen vielmehr Runenzeichen im Gebrauche, also Wortzeichen, und da es ihnen nicht gegeben war, von diesen Zeichen Lautwerte abzulösen, kamen sie mit der »Kyrilliza« vorerst nicht wesentlich weiter; denn die fremden Zeichen hatten für sie nur einen Lautwert, aber keine Begriffsbedeutung.

Übrigens war Kyrill nicht der erste, der auf den Gedanken kam, die slavischen Runen mit Hilfe des griechischen Alphabetes als Laut-

zeichen zu verwenden, denn schon mehrere Jahrhunderte vor ihm hatte der heilige Hieronymus (ein Zeitgenosse Wulfilas) ein rein slavisches Alphabet aufgestellt. Es ist dies die »Glagoliza«, die Schrift der katholischen Slaven, wie die Kyrilliza die Schrift des orthodoxen Slaventums geworden ist. Möglicherweise beruht auf diesem Sachverhalt einer jener Faktoren, welche die beiden großen Glaubensgemeinschaften auseinanderhielten, d. h. daß die glagolitische Schrift ein Hindernis war, jenen Teil der Slaven, die sich derselben bedienten, in den Schoß der byzantinischen Kirche zu führen. Später nahmen die katholischen Slaven die lateinische Schrift an und die Glagoliza fristet seitdem ihr Dasein nur mehr in den Kirchenbüchern. Die eigentliche Kyrilliza erhielt sich am längsten in Rußland, wo Peter der Große im Jahre 1704, dem die Schrift zu schwerfällig war, eine Vereinfachung und eine bessere Anpassung an den lateinischen Ductus vornehmen ließ.

Die eigentliche Trennung der slavischen Völker in eine römisch-lateinische und byzantinisch-griechische Gruppe datiert seit dem großen Schisma, welches die christliche Welt dauernd zerklüftete. Es war am 16. Juli 1054, als päpstliche Gesandte am Hochaltar der Sancta Sophia zu Byzanz die Bannbulle gegen den Patriarchen von Konstantinopel niederlegten. Die Bedeutung dieses Aktes für den weiteren Entwicklungsgang aller Kultur im Osten liegt so klar vor, daß sie kaum einer Erläuterung bedarf. Das geistige Leben der Slaven nahm vorerst dort seinen Ausgang, wo die ersten Keime des Christentums gelegt wurden, in Bulgarien. Von einer bulgarischen »Literatur« freilich kann nicht die Rede sein. Sie ist eine rein kirchliche. Ihren Inhalt bilden Übersetzungen der griechischen Theologen, Legendenbücher und dogmatische Schriften. Bemerkenswert ist, daß diese Literatur nicht ursprüngliches bulgarisches Kulturgut ist, sondern von Schülern des Methud aus Mähren nach Bulgarien verpflanzt worden ist.

Nach und nach drang auch die weltliche Literatur durch. Ob sie das geeignete Mittel war, die geistige Ausreifung des slavischen Ostens zu fördern, mag nach dem, was wir über diese Betätigungen des byzantinischen Geistes an anderer Stelle erfahren haben, mehr als zweifellos erscheinen. Zunächst freilich war und blieb der Hort des echten byzantinischen Geistes der heilige Berg Athos. Sein Lichtschein erhellte mit elementarer Macht den slavischen Osten. Von dort holten sich die Russen ihre ersten geistigen Kulturgüter, die nebenher vorzugsweise von bulgarischen Sendboten vermittelt wurden. Als Sammelpunkt dieses aufkeimenden Lebens tritt Kiew auf die Bildfläche. Hier entstand um die Wende des 12. Jahrhunderts Nestors Rußlands älteste Chronik, die zum Grundstein der volkstümlichen Literatur Rußlands wurde.

Aber auch in diesen Annalen ist es vorwiegend das byzantinische Erbe, das zur Geltung kommt; die nationalen Überlieferungen erscheinen überwuchert von den alten griechischen Kirchenlegenden, Bibeltexten und dem Dickichte der Apokryphen. Ein frischer nationaler Geist pulst darin nicht. Es ist sogar fraglich, ob die einzige weltliche Dichtung mit heroischem Einschlag, über welche die älteste russische Literatur verfügt, »Das Lied von Igorjs Heerfahrt« echt ist. Da das







Byzantinisch-russischer St

Manuskript bei dem Brande Moskaus im Jahre 1812 vernichtet wurde, ist einer wissenschaftlichen Prüfung für immer der Boden entzogen ... Andere altslavische Literaturdenkmäler knüpfen sich an die polnischen Annalisten Gallus (gest. 1113), Kadlubek (gest. 1223) und Baszko (gest. 1272) an und an die sogenannten »Freisinger Fragmente« der Slovenen.

Die Tschechen sind vertreten durch das didaktische Prosawerk »Tkadletschek«, die satirisch-allegorischen Dichtungen des Ritters Smil von Pardubitz (gest. 1403) und eine Anzahl Lieder, sowie durch Bruchstücke epischer Dichtungen u. a. Als literarische Denkmäler des Tschechentums gelten vor allem die sogenannte »Grüneberger Handschrift« aus dem 9. oder 10. Jahrhundert und die »Königinhofer Handschrift« aus dem späteren Mittelalter. Die erstere enthält das »Gericht der Libussa«, Bruchstücke eines in das poetische Gewand gehüllten Erbstreites, in welchem die sagenhafte Königin und der reckenhafte

Chrudos die Hauptfiguren sind. Die Königinhofer Handschrift umfaßt eine fragmentarische Sammlung von lyrischen und epischen Gesängen, letztere verschiedene Waffentaten des Volkes verherrlichend, unter welchen die siegreiche Schlacht gegen die Mongolen bei Olmütz (1241), von Jaroslav von Sternberg erfochten, besonders hervorragt. Die beiden zuletzt genannten Handschriften sind Funde aus dem Anfang und der Mitte des vorigen Jahrhunderts und wurden von kompetenter Seite als Fälschungen bezeichnet. Allerdings sind auch maßgebende Beurteiler für deren Echtheit eingetreten.

Wenn man daran festhält, daß die poetischen Kundgebungen des Volkes am meisten dem entsprechen, was man unter Literatur im engeren Sinne versteht, dann nehmen die Serben unter allen Slaven die erste Stelle ein. Man weiß, daß Goethe die serbischen Volkslieder zu den schönsten Schöpfungen dieser Art zählte. Neben den schlichten Volksweisen sind es vornehmlich die Heldenlieder, in welchen die ureigensten nationalen Stimmungen wunderbar vibrieren und in ergreifender Weise die Volksseele enthüllen. Allerdings stammen diese Lieder und Gesänge erst aus der Zeit nach dem Untergange der nationalen Unabhängigkeit, die in der Schlacht auf dem Amselfelde besiegelt wurde. Der hervorragende Held dieser Gesänge ist der Königssohn (Kraljević) Marko, dessen geschichtliche Gestalt in dem goldenen Schleier der Mythenbildung verschwimmt.

Das orthodoxe Slaventum hat auch auf dem Gebiete der Kunst die byzantinischen Normen übernommen und in seiner Weise weiterentwickelt. So lange byzantinische Architekten und Maler, die nach Rußland gekommen waren, die Arbeiten leiteten, hielt sich der Stil noch strenge an die überlieferten Formen. Allmählich aber wirkten rein orientalische Einflüsse (tatarische, persische) umformend ein und daraus hat sich jener typische Stil entwickelt, der uns vornehmlich in den russischen Kirchenbauten entgegentritt: Anhäufung von Kuppeln, welche die charakteristische Zwiebelform annehmen, Anwendung des Hufeisenbogens, starke Profilierung, Überladung mit dekorativem Detail, das ohne organischen Zusammenhang mit der konstruktiven Gliederung steht. Auch abendländische Einflüsse, die bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen, machen sich bemerkbar.[1])

* * *

[1]) Eingekeilt zwischen den Germanen und den nördlichen Slaven siedelten um den Ost- und Südostrand des Baltischen Meeres und nördlich hiervon bis zum Eismeer Völker finnischen Stammes, denen hier einige Worte gewidmet sein mögen. Die Finnen, zum uralischen Volksstamme zählend, haben mit ihren Auszweigungen als »ugrische Familie« (Ostjaken, Wogulen, Magyaren), »permische Familie« (Permier, Syrjänen) und »finnische Familie« im engeren Sinne (baltische Finnen, Lappen, Esthen und Liven) ein großes Verbreitungsgebiet. Zu welcher Zeit die Finnen von ihren Verwandten in Hochasien sich getrennt und die Gegend des nördlichen Europa besiedelt haben, ist schwer zu bestimmen. Es muß dies geraume Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung geschehen sein, da Ptolemäos und Tacitus dieselben in der Gegend des heutigen Litauen und an der Weichsel bereits kennen und der Verfasser der »Germania« ein prägnantes Bild ihrer tiefen Kulturstufe entwirft. Unter den baltischen Finnen, die wir hier allein im Auge haben, hat das Christentum erst um 1300 nach langwierigen Kämpfen Eingang gefunden. Der starke Konservatismus, der in diesem Völkchen steckt, dessen geistige Anlagen nicht zu unterschätzen sind, gibt sich vornehmlich dadurch zu erkennen, daß die Götter und Mythen

Die italienischen See-Republiken.

Die Römer waren den Völkern ein verbindendes Glied geworden, wie die Phöniker es niemals gewesen, die Griechen es schüchtern angestrebt hatten. Hierbei ist die bedeutsame Entfaltung des Weltverkehrs unter der römischen Herrschaft auffallend, da die Römer kein seefahrendes Volk waren. Noch in Augusteischer Zeit galt der Seedienst mindestens für nicht ehrenvoll. Aber die großartigen militärischen Unternehmungen bedurften der maritimen Machtmittel. Dies gilt vornehmlich bezüglich des räumlich entlegenen Orients, und dieser Umstand war auch die Ursache des nachmaligen Überganges der handelspolitischen und wirtschaftlichen Herrschaft auf den Osten. Selbstverständlich hatten hierbei politische Einwirkungen mitgespielt; denn während das weströmische Reich in den Fluten der Völkerwanderung unterging und in Europa durch die fortgesetzten Erschütterungen aus Anlaß von Staatengründungen eine Festigung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht Platz greifen konnte, erhielt das byzantinische Reich wachsende politische Bedeutung. Mancherlei Einrichtungen, welche der Zivilisation zugute kamen, erhielten erst jetzt ihre volle Entwicklung, wie beispielsweise das römische Recht, die Ausgestaltung eines bestimmten Kunststils, die Pflege der einen der beiden alten Weltsprachen, der griechischen, während die andere, die lateinische, allmählich als Verkehrs- und Umgangssprache verschwand und durch eine Zahl von Mischidiomen ersetzt wurde.

Die einheitliche Gestaltung, der Glanz, das Kunstleben des byzantinischen Reiches und andere Faktoren hatten, von allen späteren Zerrüttungen und Verirrungen abgesehen, dem Wirtschaftsleben daselbst großen Aufschwung gegeben. Im Mittelpunkte desselben stand der byzantinische Kaufmann, der den Unternehmungsgeist und den Geschäftssinn von seinem hellenischen Vorfahr geerbt hatte. Von Konstantinopel aus, dem Haupt-

---

aus der Heidenzeit sich in lebendiger Erinnerung erhalten haben. Der schwermütige Charakter des Landes mit seinen unzähligen Seen, Wasserläufen, Bergen und Waldungen spiegelt sich in der Volksseele wider, zu deren eigenartigsten Kundgebungen das lebendige poetische Empfinden zählt. Es ist ein Volk von Naturdichtern, welch letztere ohne Kenntnis der Regeln, ja, ohne der Schrift mächtig zu sein, ihre Improvisationen nach dem Gedächtnis mündlich rezitieren und dem Gedächtnis ihrer Genossen einprägen. Vornehmlich sind es die sogenannten »magischen Runen«, Lieder, welche von heidnischen Erinnerungen durchpulst sind, die dem finnischen Geistesleben ein ganz eigenartiges Gepräge aufdrücken. Aus einer großen Zahl von Bruchstücken dieser Art hat man versucht, eine Art Nationalepos zu konstruieren, die berühmte »Kalewala«, so genannt nach Kalewa, dem Ahn all der abenteuerlichen Helden, die in diesen epischen Fragmenten ihr Wesen treiben. Es ist nordische Härte und Kraft in ihnen, vielleicht mehr noch als in den Gestalten der Edda. Wäinämöinen, das Kind der »Tochter der Luft«, tritt als finnischer Nationalheros auf, der Vater aller Kultur, eine Art nordischer Prometheus. An seiner Seite stehen der Schmied Ilmarinen und der ungeschlachte Schürzenjäger Lemminkäinen. Kern des Ganzen sind urwüchsige Abenteuer, Kämpfe mit den Lappen, Anklänge an uralte Götter- und Naturmythen, alles eigenartig und vielfach phantastisch ausgestaltet. Unwillkürlich denkt man an die russischen »Bylinen«, jene epischen Heldenlieder, in welchen die Riesen Swjatogar, Mikula und Woljga ihr Unwesen treiben und der russische Rustem, Ilja von Murom, als slavischer Übermensch auftritt. Es sind die Gestalten des Kiewschen Sagenkreises, in dessen Mittelpunkt Wladimir der Große steht, eine Art Kaiser Karolus des Ostens oder König Artus mit dem gleichen Apparat mittelalterlicher Romantik: Riesen, Drachen, Zauberern, schutzbedürftigen Jungfrauen usw.

sitze des Welthandels im Mittelalter, gingen die wichtigsten Verkehrswege nach der ganzen damals bekannten Welt. Völlig neue Handelskreise wurden hereingezogen, darunter das nördliche und das östliche Europa.

Im großen und ganzen lassen sich in der Entwicklung dieser Verhältnisse zwei auffallende Erscheinungen feststellen, zunächst die eine, daß der Handel des frühen Mittelalters den Spuren des hellenischen Handels folgte, indem er dieselben Pfade nach Asien, Taurien, den Kaukasusländern, Ägypten usw. einschlug. Das zweite Merkmal ist die Begründung eines Monopols, wie es in solchem Umfange und in solcher Folgerichtigkeit seit den Zeiten der Phöniker nicht mehr erlebt wurde. Der byzantinische Kaufmann duldete keinen Mitbewerber neben sich. Er vermittelte alle Handelsgeschäfte mit Europa. Der Mittelpunkt dieser Geschäfte war die Weltstadt am Goldenen Horn, ein Stapelplatz, der noch immer auf einen reichen Kulturschatz sich stützte, an welchem das orientalische Hinterland und die Handelsbeziehungen mit demselben nicht den unbedeutendsten Anteil hatten.

Dieser Zustand hielt über ein halbes Jahrtausend an. Den Anlaß zu dessen Umgestaltung gab das Emporwachsen der sogenannten italienischen See-Republiken. Den Reigen dieser staatlichen Gründungen eröffnete das süditalische Amalfi, dessen Flotten bereits im 8. Jahrhundert gegen die Sarazenen auszogen. Durch ausgedehnte Seefahrten kamen die Amalfitaner mit der morgenländischen Welt in nähere Berührung, und vornehmlich war es Konstantinopel, das sie anzog. Von hier erhielten die Herzoge von Amalfi auch ihre Hoftitel. Bald wurde die kleine, aber reiche und mächtige See-Republik die Vermittlerin einer bedeutenden Handelsbewegung im Mittelmeere. Ihr Ausgangspunkt war das Goldene Horn, an welchem indes die Amalfitaner nicht als freie Handelskonkurrenten auftraten, sondern sich dem byzantinischen Monopol unterwerfen mußten. Sie waren auf den byzantinischen Kaufmann als Vermittler aller Handelsgeschäfte angewiesen.

Um so lebhafter und einflußreicher gestaltete sich der amalfitanische Zwischenhandel im westlichen Mittelmeere. Die rasch aufblühende Kaufmanns-Republik regelte durch ihre Seegesetze *(Tabulae Amalfitanae)* die mediterrane Schiffahrt und behauptete sich durch Jahrhunderte in dieser herrschenden Stellung. In Amalfi selbst wurde im Jahre 1010 das erste Seegericht eingeführt; 1048 gründeten Amalfitaner beim Grabe Christi zu Jerusalem Kirche, Kloster und Spital, aus welch letzterem die Johanniterritter hervorgingen. Guglielmo di Puglia sagt in seiner Dichtung »Normanni« (11. Jahrhundert): »Amalfi ist angefüllt von Menschen und Reichtümern, keine Stadt hat solchen Überfluß an Gold, Silber und kostbaren Gewändern wie diese; ihre zahlreichen Kaufleute haben Niederlassungen in allen Gegenden der Welt und sind sehr erfahren in der Kenntnis des Meeres und des Himmels« ... Wir erinnern hier an das Auftreten der Normannen auf Sizilien und in Unteritalien, wo sie vorwiegend als Eroberer und Städtegründer auftraten, während ihr Einfluß auf das Wirtschaftsleben unbedeutend war.

Immerhin übten die Macht und der Glanz des Normannenreiches auf Sizilien einen umgestaltenden Einfluß auf die bisherigen seehandels-

politischen Verhältnisse aus. Im Jahre 1131 griff König Roger von Sizilien Amalfi an und brach dessen Übergewicht. Bald aber kämpften die Flotten beider Mächte vereint gegen die rivalisierenden Pisaner. Amalfi behielt noch lange Kolonien in Byzanz, Kleinasien und Afrika, aber es wurde von Pisa und Genua verdunkelt. Pisa befuhr mit Beginn des 11. Jahrhunderts, als Amalfis Blüte ihren Höhestand erreicht hatte, auf Sarazenenzügen weit und breit das westliche Mittelmeer. Aus manchem Seetreffen (Karthago, Bona) ging es siegreich hervor und machte auf Grund dieser Erfolge ein mehr und mehr anwachsendes handelspolitisches Übergewicht geltend, die Rivalität aber führte zum Bruche mit einer anderen (benachbarten) See-Republik, d. i. Genua. Die hohe Bedeutung, welche Pisa damals als Handelsstadt behauptete, bezeichnen die gleichzeitigen naiven Verse Donizonis auf den Tod der Mutter der Gräfin Mathilde; er beklagt es tief, daß die erhabene Frau in einer Stadt begraben sei, die von fremden Heiden, Türken, Afrikanern, Persern und »Chaldäern« angefüllt sei.

Das setzt internationale Beziehungen voraus, welche — was den Orient anbetrifft — kaum von denen in der Gegenwart überboten werden. In noch höherem Maße gilt dies von Genua. Diese See-Republik hatte lange das Übergewicht Pisas ertragen müssen. Als letzteres ihr die Inseln Korsika und Sardinien wegnahm, kam in Genua der bekannte Spruch auf: »*Mare senza pesci, montagna senza alberi, uomini senza fede, donne senza vergogna* — Meer ohne Fische, Berge ohne Bäume, Männer ohne Treue, Frauen ohne Scham« ... In der Schlacht von Molara (1284) aber wurde die pisanische Flotte vernichtet, der Hafen von Pisa verschüttet.

Nun war Genua Herrin im westlichen Mittelmeere und es entfaltete eine Rührigkeit und Kraft, wie sie nachdrücklicher nur von Venedig betätigt wurden. In den Kämpfen der Hohenstaufen, in den Kreuzzügen, in den Kriegen der Nachbarvölker waren die genuesischen Galeeren stets von ausschlaggebender Bedeutung. Wie Venedig, vermittelte auch Genua die Überfahrt nach Palästina, wie jenes suchte es überall feste Stützpunkte zu gewinnen und gründete im ganzen Bereiche des östlichen Mittelmeeres Handelsniederlassungen. Mehr noch als Venedig führte es seine mächtige Flotte den kriegführenden Mächten zur Hilfe zu. Der Zusammenstoß der Handelsstadt mit den wetteifernden benachbarten Seestaaten war daher unvermeidlich. Zuerst fiel, wie wir gesehen haben, Genua über Pisa her, alsdann stieß Genua mit Venedig zusammen.

Um diese Zeit war das byzantinische Handelsmonopol bereits durchbrochen. Die Italiener waren zwar noch immer Abnehmer des griechischen Großkaufmannes, bildeten aber bereits selbständige, mit kaiserlichen Privilegien ausgestattete Handelsgemeinden, welche bald ihre eigenen Wege gingen. Es wiederholte sich hierbei der gleiche Vorgang, der sich bei den Bestrebungen der Hellenen, das Handelsmonopol der Phöniker zu brechen, geltend machte. Die Pisaner, Genuesen, Venezianer begnügten sich nicht mit der Vermittlung der byzantinischen Kaufleute, sondern trachteten, mit den fremden (asiatischen) Karawanenhändlern in unmittelbare Beziehung zu treten. Auf diese Weise ent-

standen die vielen und reichen italienischen Handelsniederlassungen am Nord- und Ostsaume des Schwarzen Meeres, die selbständigen Handelskontore auf den griechischen Inseln, an den Küsten von Kleinasien, Ägypten usw.

Von weit größerem Belange aber war eine dritte Errungenschaft, welche seinerzeit die Hellenen gegenüber den Phönikern nicht aufweisen konnten. Diese Errungenschaft bestand darin, daß die See-Republiken dort Fuß faßten, von wo in alten Zeiten der phönikische Weltverkehr seinen Ausgang genommen hatte — in Syrien, in den uralten Stapelplätzen Tyrus und Sidon. Unmittelbaren Anlaß zu diesen materiellen Eroberungen gaben die Kreuzzüge, welche die abendländischen Heerscharen und Flotten nach den alten phönikischen Stammländern führten. Durch die Schöpfung von christlichen Staaten in Syrien und Palästina ging auch die merkantile Herrschaft in europäische Hände über.

Die Urgeschichte jenes Gebietes, das man schon in ältester Zeit — zum Unterschiede vom Festlande — See-Venetien nannte, reicht bis ins Mythenzeitalter zurück. Hier hausten die »Veneter«, ein Volk illyrisch-thrakischen Stammes, von dem es heißt, es sei aus dem kleinasiatischen Paphlagonien eingewandert. Die Veneter waren ein kulturell ziemlich fortgeschrittenes Volk und hielten gute Beziehungen zu den Römern. Als diese aus militärischen Gründen die Koloniestadt Aquileja ins Leben riefen, heimsten sie gleichzeitig auch die Vorteile eines äußerst günstig gelegenen Handelsplatzes ein, den schon die Veneter zu würdigen verstanden hatten.

Mit dem Aufblühen Aquilejas zum bedeutendsten Handelsplatze an der Adria begaben sich auch die Bewohner der Inseln von See-Venetien unter die Fittiche Roms. Damit beginnt die größere Regsamkeit des Völkchens zur See. Leider wissen wir wenig über den Zustand und die älteste Organisation der kleinen Gemeinwesen in den Lagunen. Erst zur Zeit der Völkerwanderung treten sie in den Gesichtskreis der Geschichte. Wie man weiß, war die Zerstörung Aquilejas durch Attila der unmittelbare Anlaß, daß See-Venetien — durch zahlreiche Flüchtlinge verstärkt — plötzlich zu einer gewissen Bedeutung emporstieg.

Aus der Zeit der Gotenherrschaft in Ravenna ist uns eine Urkunde erhalten, aus welcher hervorgeht, daß die Lagunenbewohner damals bereits sich einer gewissen Selbständigkeit und nennenswerten Wohlhabenheit erfreuten. Die Inselgemeinden standen unter eigenen Tribunen und an einen von ihnen schrieb Theodorich: »Da ihr Schiffe genug besitzet, so ersuchen wir euch, die Vorräte von Wein und Öl mit gewohnter Ergebenheit nach Ravenna zu liefern. Es wird euch wenig Mühe kosten, solches bei der mäßigen Entfernung zu tun, da ihr oft unermeßliche Räume durchsegelt. Denn ihr seid geborene Schiffer, da ihr, um in eure Heimat zu gehen, den Wasserweg wählen müßt. Im Inselgebiet habt ihr euch Häuser aufgerichtet, wie die Nester von Wasservögeln. Durch Reisig (Faschinen) und künstliche Dämme wußtet ihr eure Wohnungen miteinander zu verbinden.« . . . Wie man sieht, waren die Lagunenbewohner schon gegen Ende des 5. Jahr-

hunderts ein reges, tüchtiges, abgehärtetes und unternehmendes Schiffervolk, in einer Zeit, die von jener der Gründung von Venedig um mehr als drei Jahrhunderte zurückliegt.

Die ersten großen Veränderungen im Seegebiet brachte die Langobarden-Invasion. Bis dahin zerfiel das Gebiet in eine Anzahl von Inselgemeinden unter eigenen Tribunen, über welche das byzantinische Reich Hoheitsrechte ausübte. Weder ein politischer noch ein kirchlicher Mittelpunkt war vorhanden. Als aber König Alboin Venetien an sich gerissen und der Patriarch von Aquileja (Paulinus) schwere Bedrückungen zu erdulden hatte, siedelte er im Jahre 580 mit den Kirchenschätzen nach Grado, der Lagunenstadt im äußersten Osten des Seegebietes, über. Das größte Interesse an einer Festigung von See-Venetien aber hatte Byzanz. So wurde See-Venetien um diese Zeit zu jenem Gebiete, in welchem Morgenland und Abendland sich die Hände reichten. Die Inselbewohner knüpften Handelsbeziehungen mit der Levante an, und lange bevor noch die erste Pilote zu der nachmaligen »Königin der Adria« in den Lagunenschlamm getrieben wurde, hatten die See-Veneter für die Verbreitung ihres außergewöhnlichen Rufes als Schiffer, Seefahrer und Handelsleute Sorge getragen.

Staatliche Unabhängigkeit und große Betriebsamkeit waren sonach die Grundlagen zu dem nun folgenden raschen Aufschwung jener Gemeinwesen. Schon vor Ablauf des 7. Jahrhunderts besaßen sie ein gemeinsames Oberhaupt — Doge (Dux) — dem folgende Befugnisse eingeräumt wurden: er war ermächtigt, Versammlungen einzuberufen, Tribunen und Richter zu ernennen; die Parteien konnten Berufung an den Dogen einlegen, Synoden durften nur mit Bewilligung des Dogen abgehalten werden, ebenso hing es von ihm ab, Wahlen zur Besetzung erledigter Stühle von Volk und Geistlichkeit vorzunehmen und die Gewählten zu bestallen. Damit beginnt, 112 Jahre vor der Gründung der Stadt Venedig, die Geschichte der venezianischen Republik (697). Der erste Doge hieß Pauluzzo und residierte zu Heraklea. Später (unter Deodato Orso, 742) wurde der Dogensitz auf die Insel Malamocco verlegt. Nach dem Tode Karl d. Gr. griff Pipin Venetien an und er hatte sich bereits aller Inseln, mit einziger Ausnahme von »Riva Alta« (Rialto), bemächtigt, als es zum Frieden kam. Das Dogat wurde abgeschafft, der Sitz der fränkischen Staatsgewalt nach Riva Alta verlegt. Aber nur ein Jahr dauerte dieses Verhältnis. Nun wurden die einzelnen Eilande durch Brücken verbunden und das Ganze mit starken Mauern umgürtet. Die Eilande wurden zu Stadtvierteln, die Kanäle zu Verkehrsstraßen und das Siedelungsgebiet innerhalb der Mauern zu einer neuen Stadt ... So war Venedig entstanden. Man schrieb das Jahr 810.

Der erste Doge, der in der neu gegründeten Stadt seinen Sitz nahm, war Angelo Partecipazio (810—827). Wir wissen von ihm, daß er an der Stelle des jetzigen Dogenpalastes sein Wohnhaus hatte aufrichten lassen. Es war das erste steinerne Gebäude in Venedig. Andere folgten nun in größerer Zahl, alsdann die erste größere Kirche (San Pietro, jetzt S. Zaccaria) auf der Insel Olivolo (827). Der gegenwärtige Bau ist um mehr als sechshundert Jahre jünger ... Unter dem



Apotheose Venezias. (Von Paolo Veronese, Deckengemälde im Saale des Großen Rats, Dogenpalast.)



Saal der »Pregadi« im Dogenpalast zu Venedig.

Dogen Giustiniano (dem Sohne des Vorgenannten), ereignete es sich, daß venetianische Kaufleute in Alexandrien die irdischen Reste des heiligen Markus an sich brachten und nach Venedig zur Gruft der Dogen überführten, in einer Zeit, in welcher der Besitz heiliger Leichname zur Leidenschaft sich gesteigert hatte.

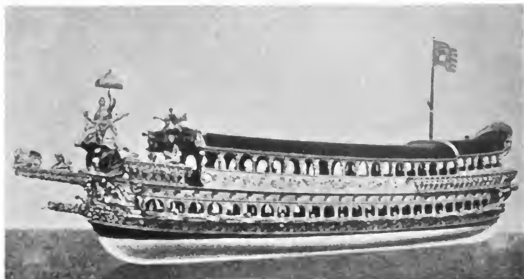
So wurde Sankt Markus mit seinem apokalyptischen Tiere zum Abzeichen Venedigs, der Apostel zum Patron der Stadt. Diesem Sachverhalt kommt insoferne große Bedeutung zu, als sie darauf hinweist, wie lebhaft zu jener Zeit (erstes Drittel des 9. Jahrhunderts) Venedigs Beziehungen zu den östlichen Mittelmeerländern waren und welchen hervorragenden Einfluß sie gewonnen hatten. Kaiser Justinian, selber ein großer Reliquienjäger, verhinderte die Überführung der Reste des Apostels nicht nur nicht, sondern ließ sogar zur Unterbringung der Reliquie eine eigene Kirche erbauen. Es war dies die ältere Markuskirche, welche nachmals verbrannte.

Sehr frühzeitig machte sich unter dem Dogat das Streben nach Erblichkeit der Würde geltend. Schon Partecipazio hatte damit begonnen. Dann kamen die Candiano, welche vier Dogen der Reihe nach stellten. Candiano IV. trachtete als der reichste, vornehmste und ritterlichste Herr in Venedig, der einen bedeutenden Aufwand trieb und stets von einem großen Hofstaate umgeben war, die Dogenwürde in seiner Familie erblich zu machen, ein Versuch, der sich auch in späterer Zeit, wo die Sache doch bereits weit gefährlicher war, wieder-

holen sollte. Der Anschlag kam aber an den Tag, das Volk stürmte den Dogenpalast und legte Feuer an die umliegenden Gebäude, wodurch mehr als tausend Häuser, einschließlich der alten Markuskirche eingeäschert wurden. Der Doge selbst fiel unter Meuchlerhänden (976). Dieses Ereignis, sowie ein ähnliches wenige Jahre später, führte zu energischeren Maßnahmen. Es wurde ein Gesetz erlassen, nach welchem die Mitregentschaft des Sohnes oder Bruders, sowie erbliche Nachfolge in der Dogenwürde für immer aufgehoben wurde. Zwei alljährlich neu zu wählende Räte hatten den Dogen zu überwachen und dessen Gewalt einzuschränken. Überdies wurden bei wichtigen Anlässen die Häupter der angesehensten Familien zu Beratungen herangezogen. Man nannte diesen ersten Rat, der an den Staatsgeschäften der Republik Anteil nahm, »*Consiglio dei Pregadi*«. Seiner Natur nach war er der Vorläufer des nachmaligen »Großen Rates«, des eigentlichen Souveräns von Venedig.

Mit dem Beginne der Kreuzzüge nimmt eine der bedeutendsten Epochen der Republik ihren Anfang. Mit seiner großen Kriegs- und Handelsflotte, seinen levantinischen Besitzungen und in Berücksichtigung des lebhaften Verkehrs mit dem Osten wurde Venedig gewissermaßen zum Vorkämpfer des Abendlandes gegen das Morgenland.[1] Ein

[1] Es ist hier am Platze, über die Schiffbautechnik, die durch Genua und Venedig ihr charakteristisches Gepräge erhielt, einige Bemerkungen vorzubringen. In dieser Epoche wird der Schiffbau zu einer Kunst, die den spezifisch mittelalterlichen Schiffstypus schuf, oder vielmehr jene Schiffstypen, die durch Jahrhunderte keinerlei Umgestaltung erfuhren. Es handelt sich hauptsächlich um zwei Grundtypen: dem »langen Schiff« für Kriegszwecke und dem »runden Schiff« für Handelszwecke. Ersteres wird durch Ruderkraft, letzteres durch Segel bewegt. Aus dem Bedürfnis, unter Umständen beiden Zwecken zu dienen, entsteht eine spezielle Type: die Galeere. Ihr Vorbild ist die Triere der Griechen, die Trireme der Römer. Außer durch Ruderkraft wird sie auch durch Segelwirkung bewegt. Die durchschnittliche Länge ist 35 bis 45 Meter, die Breite 5 bis 6·5 Meter. Die 6 Meter lange Ramme kennzeichnet die Galeere als Kriegsschiff. — Als vergrößerte Galeere stellt sich die Galeasse dar, 50 bis 60 Meter lang, 7 bis 8 Meter breit, ziemlich hochbordig. Sie ist schwerfälliger in der Bewegung (trotz ihrer durchschnittlich 500 Ruderer), aber ihr Rammstoß in der Regel vernichtend. Diese Type vertritt das schwere Schlachtschiff in jener Zeit. — Die verkleinerte Form der Galeere ist die Galeote, 28 bis 35 Meter lang, 4 bis 5 Meter breit. Noch kleiner als die Galeote ist die Feluke, die eine von der Galeere abweichende Takelung hat (statt eines Pfahlmastes zwei Maste mit lateinischen Segeln). — Die Gallione ist das typische Rundschiff, 24 bis 28 Meter lang, 7·5 bis 9·5 Meter breit. Die Zahl der Masten beträgt anfangs 2, später 3 und 4. Ramme ist keine vorhanden. Die Gallione ist reines Segelschiff, hat also keine Einrichtung für Ruderbänke. — Eine dunkle Seite des mittelländischen Seewesens ist die Rudersklaverei. Die Fortbewegung so zahlreicher Ruderschiffe, zumal der schnellfahrenden Galeeren, hatte einen stets steigenden Bedarf an Menschenkräften zur Folge, der sich nicht mehr mit freiwilligen Ruderern decken ließ. Es mußte daher der Zwang einsetzen. So wurde eine Barbarei des Altertums gewissermaßen zu einer rechtlichen Institution. Zunächst zog man Verbrecher und Taugenichtse zur zwangsweisen Ruderarbeit heran, und als auch dies nicht genügte, verwendete man die Kriegsgefangenen hierzu. Es liegt auf der Hand, daß das Bestreben, möglichst viel Gefangene zu machen, ab und zu in Menschenraub ausartete. So wurden die Ruderschiffe, im besonderen die Galeeren, zu einem Moloch, der ungezählte Tausende schuldiger und unschuldiger Opfer ohne Wahl verschlang. Unbekleidet, an die Ruderbank angeschmiedet, dabei zur höchsten Anspannung der Kräfte angetrieben, verbrachte der Galeerensklave ein Leben voll Elend und Jammer. Versagten die Kräfte oder überkam ihn Krankheit, so wurde er von seiner Kette gelöst und kurzweg ins Meer geworfen. Es war das eine Zeit, in welcher der Begriff der Menschenwürde in grausamster Selbstsucht untergegangen war.



Der »Bucentoro« (Modell im Arsenal zu Venedig), Prachtgaleere, auf welcher der Doge alljährlich am Himmelfahrtstage — zur Erinnerung an den gleichen Tag des Jahres 1177, an welchem der Doge Ziani in der Bucht von Pirano die vereinigten Geschwader der Genuesen, Pisaner und Friedrich Barbarossas vernichtete — ins offene Meer fuhr, die symbolische Vermählung mit demselben zu begehen. Zu diesem Ende warf der Doge einen goldenen Ring in die Flut. Diese symbolische Vermählungsfeier war das Nationalfest der Venetianer.

solches Hervorkehren der eigenen Bedeutung und Macht war um so notwendiger, als die beiden gefährlichsten Rivalinnen Venedigs — Genua und Pisa — noch lange nicht die Herrschaft auf dem Meere ihrer Gegnerin ausgeliefert hatten. Einzelne Besitzerwerbungen, zu welchen Venedig gelangt war, wurden ihm von den genannten Seemächten immer wieder streitig gemacht. Es bedurfte mehrerer Jahrhunderte, bis der Markuslöwe seine Herrschaft im östlichen Mittelmeere dauernd begründen konnte.

Zur Zeit des Dogen Dandolo (1192—1205) war die Organisation des venezianischen Staates die folgende: An der Spitze der Zentralgewalt und der Regierungsgeschäfte stand, und zwar mit beschränkten Befugnissen, der Doge; diesem stand die »Signoria« zur Seite. Sie zählte sechs Mitglieder (für jedes Stadtviertel eines) und unterfertigte mit dem Dogen alle für den »Großen Rat« bestimmten Gesetzesvorlagen und Staatsdekrete. Zwischen der Signoria und dem Großen Rate vermittelte die »Quarantie«. Sie hatte ursprünglich einen rein juridiziellen Wirkungskreis, wurde aber später infolge ihrer einflußreichen politischen Tätigkeit zur Vermittlungsbehörde. Die drei Vorstände der Quarantie mußten Mitglieder der Signoria sein. Den größten Einfluß hatte der Große Rat, der aus 480 Mitgliedern (80 aus jedem Stadtviertel) zusammengesetzt war und über alle Vorschläge und Staatsangelegenheiten endgültigen Beschluß zu fassen hatte. Der Große Rat war eine geschlossene Verbindung der vornehmsten Familien der Stadt und der Vorläufer des venezianischen Erbadels.

Neben dem Großen Rate bestand der ältere »Consiglio dei Pregadi« fort. Er setzte sich aus den vornehmsten Familien zusammen und wurde fallweise vom Dogen zu Beratungen herangezogen. Eine entscheidende Stimme hatten diese »Erbetenen« nicht. Gegenüber der be-



Saal des »Großen Rates« im Dogenpalast zu Venedig.

vorzugten Klasse und ihren Vertretern in den verschiedenen Ratsversammlungen und Staatsbehörden trat das Volk sehr zurück. Nur wenn außergewöhnliche Ereignisse eintraten, erachtete man es für geboten, an das Volk zu appellieren und seine Stimme zu hören. Bei solchen Anlässen wurde der »*Arrengo*« (Volksversammlung) einberufen. Es scheint, daß vornehmlich politischen Erwägungen diese Einrichtung ihr Dasein verdankte. Denn sie wurde zumeist dann aktiviert, wenn der Doge in Kriegsnöten Venedig verließ, wobei wohl der Wunsch unterlief, daheim in gutem Andenken zu bleiben und von vornherein für alle seine Unternehmungen der Billigung seines Volkes sicher zu sein.

Unter dem Dogat Enrico Dandolos stieg Venedig auf den Gipfel seiner Macht. Allerdings kam hierbei auch die Selbstsucht der Republik zum Durchbruch. Abgesehen von dem Zuge gegen Dalmatien (Zara), der mit der Kreuzfahrt, an deren Spitze der 85jährige blinde Doge trat, nichts zu schaffen hatte, erklärten die Machthaber der Dogenstadt, ihre imposante Flotte dem Unternehmen unter der Bedingung zur Verfügung zu stellen, daß die Hälfte aller künftigen Beute ihnen zufalle. Und diese war in der Tat nicht von Pappe. Die Umgestaltung des byzantinischen Kaiserreiches in ein lateinisches war von der größten Tragweite für die ferneren Beziehungen zwischen Abendland und Morgenland. Da das byzantinische Kaiserreich nicht mehr bestand, war es nur mehr eine logische Folgerung, daß auch dessen

einzelne Teile herrenlos seien. Überall, auf den griechischen Inseln und auf dem Festlande setzten sich die Venezianer fest und begründeten damit das abendländische Feudalwesen auf morgenländischem Boden.[1])

Daß diese Verhältnisse auch auf die staatlichen Formen rückwirken mußten, liegt auf der Hand. Die einschneidendste Maßnahme, welche getroffen wurde, war die Art, wie sich fortan der Große Rat zusammensetzen sollte. Es wurden zur Ergänzung dieser Körperschaft nur 4 (gegen die früheren 12) zugelassen, und hatten diese je 100 Räte zu wählen, und weitere 3, denen die Wahl der jeweiligen Ersatzmitglieder oblag. Unter Pietro Gradenigo (1288—1310) wurde das Goldene Buch der ratsfähigen Adelsfamilien geschlossen. Nur diejenigen Familien, welche in dem betreffenden Jahre (1296) den Großen Rat bildeten und in den vier vorausgegangenen Jahren ihm angehörten, wurden hinfort Mitglieder des Rates. Die Quarantie hatte die Richtigkeit zu bestätigen. So wurde die Aristokratie zur geschlossenen Re-

---

[1]) In das Dogat Giovanni Dandolos fällt ein Ereignis, das von der größten kulturgeschichtlichen Bedeutung ist. Venedig, das den Welthandel angebahnt und dem Abendlande den Orient erschlossen hatte, durfte sich rühmen, die ersten Weltreisenden die seinen zu nennen Es sind dies die Brüder Maffeo und Nicolo Polo und der zu großem Ruhme gelangte Marco Polo, Nicolos Sohn. Die beiden ersteren hatten sich im Jahre 1260 in Konstantinopel Handelsgeschäften halber aufgehalten und waren von hier nach der Krim und über die Wolga nach Buchara gegangen, wo sie drei Jahre verblieben. Eine vom Chan von Persien zum Großchan der Mongolei, Kublai, abgegangene Gesandtschaft gab die Veranlassung, daß die Genannten die weite Reise antreten konnten. Kublai empfing diese ersten Fremden in seiner neuen Residenz Cambalu (Peking) mit großer Auszeichnung. Bei ihrer Rückreise reich beschenkt, mußten sie versprechen, wiederzukommen und erhielten sogar einen Brief an den Papst mit, in welchem der Großchan bat, ihm hundert fromme Männer zu schicken, die das Christentum in seinem Reiche einführen sollten. Der respektable Paß — eine Goldplatte mit eingeprägtem kaiserlichen Siegel — erleichterte den kühnen Reisenden die Heimkehr, welche nach neunjähriger Abwesenheit glücklich erfolgte. — Im Jahre 1271 traten die Brüder zum zweiten Male die Reise an und sie nahmen diesmal den erst siebzehnjährigen Marco mit. Auch diesmal wurden die Fremden mit Ehren empfangen. Ganz besonders war es diesmal Marco Polo, der sich durch seine Klugheit und Geschicklichkeit bei dem Beherrscher des Mongolenreiches angesehen und beliebt machte. Er war »Ehrenbegleiter« des Kaisers, später sogar Gouverneur der großen und wichtigen Provinz Manji. Nach zwanzigjährigem Aufenthalte erwachte in den drei wackeren Venezianern die Sehnsucht nach der Heimat. Der Kaiser war zunächst für diesen Plan nicht zu gewinnen. Da ereignete es sich, daß der Chan von Persien eine Tochter Kublais zur Frau erbat. Es erfolgte die Einwilligung und die Polos sollten den Brautzug nach seinem Bestimmungsorte geleiten. Es wurde eine förmliche Flotte ausgerüstet, die nach Überwindung mancher Fährlichkeit endlich nach anderthalbjähriger Fahrt im Persischen Meerbusen eintraf. Hier erfuhren sie von dem inzwischen erfolgten Ableben des Chans. Da an die Rückreise nicht zu denken war, wurde die Braut dem Thronfolger zugeführt. Als die Gesandtschaft aber in Tabris, ihrem Reiseziele, eingetroffen war, erfuhren die Polo von dem Ableben ihres großmütigen Beschützers. Nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit trafen die drei Reisenden im Jahre 1295 in Venedig ein. Die Polo waren die ersten Europäer, welche Mittel- und Ostasien betreten, durch ferne Meere geschifft, die Küsten Chinas, Japans, Indiens und der Sundainseln besucht und von jenen Ländern Kunde brachten, von denen bis dahin die fabelhaftesten Vorstellungen im Schwange waren. Wo die eigenen Erfahrungen nicht ausreichten, wurden Erkundigungen eingezogen und auf diesen fußten die hochinteressanten Beschreibungen einzelner Gebiete Sibiriens, von Ostafrika, Madagaskar, Abessinien usw. Marco Polos Reisen sind weltberühmt geworden. Sie bilden, obwohl anfänglich bezweifelt, die Grundlage zu allen späteren Entdeckungen im fernen Osten. Noch heute ist das Polosche Reisewerk eine Fundgrube für den Geographen und Kulturhistoriker.



Der Dogenpalast in Venedig. (Im Jahre 1422 begonnen und nach wiederholten Bränden umgebaut bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts.)

gierung. Da aber nachmals eine Anzahl zurückgesetzter Adelsfamilien (Tiepolo, Quirini, Barozzi, Badoer) eine Rebellion anzettelte (1310), erfolgte die Krönung der Oligarchie: die Einsetzung der Staatsinquisition, des sogenannten Rates der Zehn (Consiglio dei Dieci), ein furchtbares Polizeigericht, das sich mit allen Schrecken einer geheimen Macht umgab.

Dieser Rat der Zehn erteilte durch das Statut vom 3. Januar 1313 einem Komitee von Dreien aus seiner Mitte den Auftrag, die geheimsten Schleichwege der Verschwörer und der Feinde der Republik aufzuspüren und zu diesem Zwecke jedes Mittel anzuwenden. Dieses Komitee war befugt, die Bestrafung der von ihm für schuldig Befundenen zu verfügen, beziehungsweise die grausamsten Torturen in Anwendung zu bringen.

Der finstere Geist, der nun in die heitere Lagunenstadt einzog, konnte fortab seine dämonischen Orgien feiern. Es war ein Gifthauch, ärger als jene Pest, welche als »Schwarzer Tod« aus dem niedergeworfenen Morgenlande auszog, um die Sieger in ihren stolzen Palästen zu besuchen. In Venedig soll diese furchtbare Epidemie (1347) 100.000 Menschen innerhalb 18 Monaten hinweggerafft haben. Die glänzende Dogenstadt war zu einem Friedhofe geworden. Aber die nie völlig erstickten bösen Triebe erwachten bald wieder zu Leben. Erschütternde Tragödien spielen sich in der Gemeinschaft der Machthaber

ab. Der greise Doge Marino Falieri zettelt eine Verschwörung gegen die gehaßten Adelsfamilien an, verfällt aber dem Richtschwerte. Alsdann kommt der vielgeprüfte Francesco Foscari (1423—1457) an die Reihe.

Wer hätte nicht von diesem Manne gehört, der dem Rate der Zehn vorsaß, um aus seinem Munde das Urteil gegen seinen Sohn Jacopo zu vernehmen? Wer hätte nicht tief ergriffen die Byronsche Tragödie aus der Hand gelegt, nachdem er alle Schauer dieses Dramas durchempfunden? Sicher hat jedem die Stimme der energischen, aber liebevollen Marina, der Gattin des gefolterten Jacopo, nachgeklungen, jene Stimme, welche die venezianische Tyrannis mit den furchtbaren Worten brandmarkt:

— — — — — — diese alten Menschenteufel,
Mit einem Fuß im Grab, mit toten Augen,
Die nicht von Tränen, nur von Alter triefen,
Mit langen, weißen, spärlich dünnen Haaren,
Mit schwachen Händen, Häuptern, so gelähmt
Als ihre Herzen hart sind, die beraten,
Ersinnen Ränke, streichen Menschenleben,
Als gälte Leben mehr nicht, als das tote
Gefühl in ihrer fluchbelad'nen Brust. — —

Am Ausgange des Mittelalters stand Venedig auf der Höhe seines Glanzes und seiner Macht. Erst jetzt hatte es seine volle Reife erlangt.



Die Paläste Giustiniani (links) und Foscari (rechts) in Venedig.

Es war ein reicher und trotz aller bösartigen Auswüchse ein politisch gefestigter Staat. Seine Handelsflotte zählte um diese Zeit zirka 3000 Schiffe, welche zu bestimmten Zeiten nach den verschiedensten Gegenden segelten. Unermüdlich in der Vorsorge für gewinnbringende Industrie und Erschließung neuer Absatzgebiete, lag die Kraft dieses

Weltkarte des Sanudo.

Gemeinwesens im Volke selbst, einem Volke, das durch seine egoistische Härte, seinen verletzenden Stolz im übrigen Italien gründlich gehaßt wurde. Die Venezianer dieser Periode waren zeremoniell religiös, sie achteten die Gesetze bis zur Aufopferung und nahmen regen Anteil am Geistesleben, dessen sinnliche Grundlage in dem Glanz des gesellschaftlichen Lebens und in einem aufblühenden Kunstschaffen gegeben war.

Der Träger dieser Kunst war Giovanni Bellini, dem das Glück zuteil wurde, ein neunzigjähriges Leben mit unermüdlichem Schaffen auszufüllen. Er segnete das Zeitliche, als seine Nachfolger — eine Reihe

von berühmten Namen — Palma vecchio, Giorgione und Tizian, die drei letzteren im Jahre 1477, Sansovino zwei Jahre später geboren. Daß die Freiheit des Idealismus anfänglich nur schwer mit dem Vordrängen der politischen Machteinflüsse sich in Einklang bringen ließ, liegt auf der Hand. Aber der Einfluß des Kunstschaffens auf das öffentliche Leben war unverkennbar. Es war ein wohltätiger Einfluß. Wohlleben und Prachtliebe drangen in immer größere Kreise und an die Stelle des rüden Geldprotzentums trat das liebenswürdige Mäcenatentum.

Auch das Gewerbe nahm einen blühenden Aufschwung. Der Doge Mocenigo hatte die stolzen Worte ausgesprochen, daß Venedig der Kanal sei, durch welchen die Reichtümer der ganzen Welt flössen. Im Innern von Europa hatte sich eine große, selbständige wirtschaftliche Kraft entwickelt, ohne indes die bisherigen Bahnen des Welthandels zu beeinflussen. Deutsche Kaufleute traten in ein ähnliches Verhältnis zu den italienischen, wie Jahrhunderte früher diese zu den byzantinischen. Die deutschen Faktoreien zu Genua, Venedig usw. waren auf die Vermittlung der dortigen Kaufmannswelt angewiesen. An diesen Verhältnissen konnte auch die für den europäischen Norden bedeutungsvolle Macht des Hansabundes nichts ändern. Erst die Seefahrten und Entdeckungen am Ausgange des Mittelalters veränderten die Verhältnisse des europäischen Wirtschaftslebens, des Handels und der Handelswege. Der Verkehr im Mittelmeere stellte nicht mehr den Weltverkehr dar. Dieser durchbrach die engen Schranken und wurde zum interozeanischen und überseeischen Verkehr im großen Maßstabe.

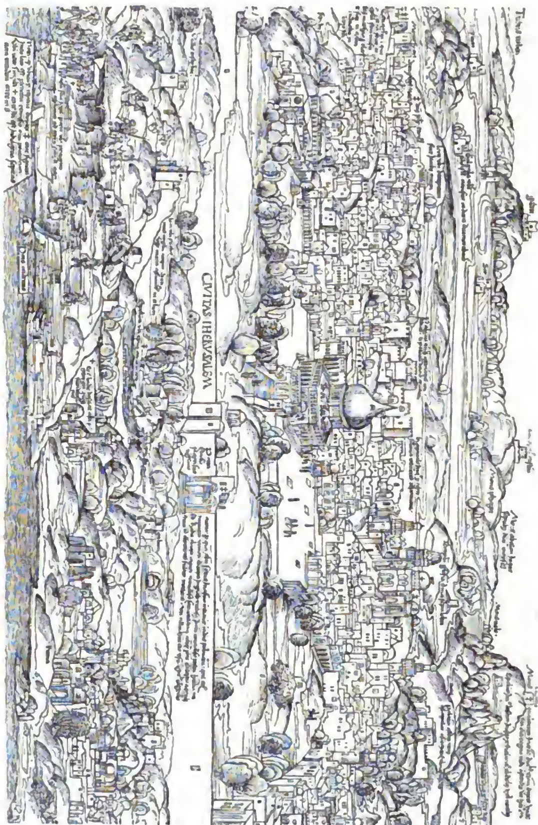
* * *

Das Zeitalter der Kreuzzüge.

Um das Jahr 1000 etwa trugen sich in Mittelasien Ereignisse zu, welche zum Anlasse einer neuen Völkerbewegung wurden. Dort waren seit zwei Jahrhunderten Verschiebungen in den politischen Machtverhältnissen eingetreten, welche die Turkvölker in Bewegung gebracht hatten. Um das Jahr 1030 setzte das Turkvolk die Seldschuken über den Oxus und vollendete binnen dritthalb Jahrzehnten die Eroberung des Chalifats der Buyiden. Zwei Jahrzehnte später war ganz Vorderasien in den Händen der neuen Ankömmlinge, mit Ausnahme einiger Provinzen in West- und Nord-Kleinasien, welche beim byzantinischen Reiche verblieben.

So entstand das seldschukische Reich Rum (Romanien) mit der Hauptstadt Ikonium (Konja), das unter dem Sultan Kilidsch Arzlan (1086—1107) vom Pontus bis nach Syrien reichte. In diese Zeit fällt jene merkwürdige und großartige Bewegung, die der Kreuzzüge. Wie mehrfach vorher stießen wieder einmal Abendland und Morgenland mit furchtbarer Gewalt aufeinander. Schauplatz dieses fast zweihundertjährigen Völkerringens waren die Küstenländer im östlichen Mittelmeere: Kleinasien, Syrien-Palästina und Ägypten.

Die erste Anregung zu den Kreuzzügen ging von dem byzantinischen Kaiser Alexios I. aus, der, von den Seldschuken bedrängt, das Abendland um Hilfe anrief. Ungeachtet des politischen Gegensatzes



Jerusalem. (Aus Bernhard von Breydenbachs Transmarina peregrinatio. Speier 1501. 1/3 Größe.)

zwischen Abendland und Morgenland und des religiösen Antagonismus zwischen den schismatischen Griechen und der katholischen Christenheit rief der Gedanke eines Waffenganges gegen die Ungläubigen in ganz

Europa hochgehende Begeisterung hervor. Papst Urban II. selber hatte sich an die Spitze der Bewegung gestellt, deren Feuereifer er mit dem Hinweis auf die Befreiung der heiligen Stätten aus der Gewalt des Erbfeindes der Christenheit rege erhielt. Daß diese Aussicht zuletzt das politische Interesse an dem Fortbestand des byzantinischen Reiches überwog, liegt auf der Hand. Anderseits begriff Kaiser Alexios bald, daß die großartige Bewegung in der katholischen Christenheit ihm über den Kopf wachsen und seine eigene Existenz bedrohen würde. So mußte es kommen, daß während der ganzen Zeit der Kreuzzüge die byzantinische Politik durch ihr Schwanken und durch Akte der Treulosigkeit, vornehmlich aber infolge ihrer Eifersucht gegenüber den Erfolgen der ersten Kreuzfahrerheere den Endzweck der Bewegung vereitelte und damit dazu beigetragen hat, daß Westasien für immer dem Islam zufiel.

Was die Kreuzzüge an sich betrifft, hat man die wichtigsten derselben in eine Art Liste eingereiht und sechs, die von besonderer Tragweite waren, mit fortlaufenden Nummern in die Geschichte eingeführt. Es wäre aber ein Irrtum, wollte man annehmen, daß abendländische Kreuzheere nur in längeren Pausen auf dem morgenländischen Schauplatze erschienen seien. Die Bewegung hielt mindestens in den ersten zwei Jahrhunderten fast ununterbrochen an und ihre Impulse waren solche der mannigfaltigsten Art. Neben edler, warmer Begeisterung für die vorgesteckte Aufgabe bildeten Abenteuerlust, Aussicht auf Beute, Länderbesitz und Macht und nicht zuletzt die Erwartung reichen Handelsgewinnes die Beweggründe zu den fortgesetzten bewaffneten Unternehmungen des Abendlandes gegen das Morgenland. Wie wir gesehen haben, war es vornehmlich Venedig, das in letzterer Beziehung eine hervorragende Rolle spielte. Die Republik verdankte vorwiegend den Kreuzzügen ihren Aufschwung und ihre Macht.

Aus den Kämpfen mit den ersten Kreuzfahrerheeren, die den Boden Kleinasiens betreten hatten, waren die Seldschuken siegreich hervorgegangen. Nach der Bezwingung von Nikäa (1097) aber erlitten sie in offener Feldschlacht (bei Doryläum, unfern des heutigen Eskischehr) eine vollständige Niederlage. Für die Kreuzritter gab es kein Hindernis mehr, und sie zogen nicht nur in Ikonium siegreich ein, sondern setzten auch ungestört ihren Marsch nach Cäsarea (Kaisarjeh) und über den Taurus nach Nordsyrien fort.

Schlimmer erging es dem Kreuzfahrerheere, welches 1101 den verwegenen Plan gefaßt hatte, durch ganz Kleinasien auf Bagdad loszurücken. Es hatte kaum den Halys überschritten, als die Streitmacht des Sultans Kilidsch Arzlan, verstärkt durch die Aufgebote der benachbarten Emirate, über die schlecht geführten Abteilungen der Kreuzritter herfiel und sie gänzlich aufrieb. Auch sonst ist mancher Kreuzfahrerhaufen im Innern von Kleinasien spurlos verschwunden. Die Wüsten und Steppen, im Sommer wasserlos, im Winter von ausgiebigen Schneefällen und Stürmen heimgesucht, forderten ungeheure Menschenopfer, und was am Leben blieb und die unwirtlichen Einöden durchirrte, erlag den Krummsäbeln der Seldschuken.

Der erste Kreuzzug (1096—1099), mit ausreichenden Machtmitteln und mit edelster Begeisterung unternommen, hatte auch die größten


Richard I. Löwenherz. (Grabmal im Kloster Fontevrault.)

Erfolge zu verzeichnen. Niemals im weiteren Verlaufe der Bewegung ist Ähnliches erreicht worden. Die christliche Invasion, welche mit der Eroberung Jerusalems (15. Juli 1099) abschloß, führte zur Gründung von christlichen Reichen, in welchen die vornehmsten Führer des Kreuzheeres die Herrschaft antraten. Es entstand die Grafschaft Edessa (unter Balduin, dem Bruder Gottfrieds von Bouillon), alsdann das Fürstentum Antiochia (unter dem Normannenfürsten Boemund von Otranto), zuletzt das Königreich Jerusalem, dessen erster König oder »Vogt« Gottfried Graf von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, war. In nächster Zeit nahm die Macht der Abendländer noch zu. Das Königreich Jerusalem dehnte sich südwärts bis an das Rote Meer aus, die Küstenstädte Syriens wurden der Reihe nach erstürmt und bei diesem Anlasse ein weiterer Staat, die Grafschaft Tripoli, mit Raimund von Toulouse an der Spitze, begründet.

Fast fünf Jahrzehnte hielt dieser Zustand gesicherten Besitzes an; da regten sich die Seldschuken wieder, und die Bedrängnis wurde so groß, daß es abermals zu einem allgemeinen Aufgebote der abendländischen Christenheit kam. Diese Bewegung wird als zweiter Kreuzzug (1147—1149) bezeichnet. An der Spitze desselben standen der deutsche König Konrad III. und Ludwig VII., König von Frankreich. Das deutsche Kreuzheer wurde in Kleinasien fast gänzlich aufgerieben, das französische war derart zusammengeschmolzen, daß ihre Führer nur ein kleines Häuflein nach Jerusalem brachten. Die Grafschaft Edessa wurde die erste Beute des Feindes. Die heilige Stadt schien bereits verloren. Immerhin wurde die Gefahr noch abgewendet, bis 1187 der Usurpator der Fatimidenherrschaft in Ägypten, Salaheddin (Saladin), mit großer Macht in Palästina und Syrien einfiel, diese Länder mit Feuer und Schwert verwüstete, Jerusalem und fast alle festen Städte (mit Ausnahme von Tyrus, Tripoli und Antiochia) den Christen entriß.

Ein Schrei des Entsetzens hallte durch Europa. Es kam zu jener Bewegung, welche man den dritten Kreuzzug (1189—1192) nennt. Das deutsche Kreuzheer wurde von Kaiser Friedrich I. »Rotbart«, das französische von Philipp II. August, das englische von König Richard I. »Löwenherz« angeführt. Kaiser Friedrich ertrank in dem kilikischen Flusse Kalykadnos, aber die Trümmer seines Heeres schlugen sich bis Akkon durch, wo die Franzosen und Engländer landeten. Die Eroberung von Akkon bildete den einzigen Erfolg des großartig angelegten Unternehmens ... Der sogenannte vierte Kreuzzug (1202—1204) kam, dank der Selbstsucht Venedigs, von seiner Aufgabe ab. Der Doge Enrico Dandolo (vgl. S. 348) war gerade mit dem Plan beschäftigt,

durch Erwerbung von levantinischen Handelsstationen dem seemächtigen Pisa entgegenzutreten, als eine von französischen und flandrischen Rittern nach Venedig geschickte Gesandtschaft in der Dogenresidenz eintraf.

Sie war gekommen, um die Verträge zur Durchführung eines neuen Kreuzzuges abzuschließen. Der Führer der Gesandtschaft, Villehardouin, Marschall der Grafschaft Champagne, war ein tüchtiger Mann in militärischen und politischen Dingen, zuverlässig durch seinen Mut und seinen Charakter. Dandolo, von durchdringendem Verstande und rücksichtsloser Energie, erkannte sofort die günstige Gelegenheit, in dem geplanten Unternehmen der Republik zu einer entscheidenden Rolle zu verhelfen. Demgemäß förderte er den Plan vom Standpunkte des kalt berechnenden Kaufmannes, ohne von religiösen Erwägungen bewegt zu werden. Seine Überlegenheit des Geistes und Willens war es wesentlich, die den Zug der französischen Ritter von dem vorgesteckten Ziele (Ägypten) ablenkten.



Sarazenische Rüstung und Waffen (15. Jahrhundert)

Nach umständlichen Unterhandlungen und Vorbereitungen konnte endlich die Kreuzfahrerflotte auslaufen. Die erste Tat war die Erstürmung von Zara, die doch mit den Zwecken des Kreuzzuges gar nichts zu schaffen hatte. Alsdann kam Korfu an die Reihe. Kein Wunder, daß Papst Innozenz III. diese Art der Kreuzfahrt mißbilligte und über deren Führer den Bann aussprach. Venedig aber wies jedes Schuldgeständnis und jede fremde Einmischung ab. Alsdann verzettelte Dandolo die Zeit mit verschiedenen Unternehmungen im griechischen Archipel. Er teilte die Flotte, vereinigte sie wieder, lenkte nach Norden ab, indem er die Dardanellen forcierte und zuletzt Truppen auf der asiatischen Seite, Konstantinopel gegenüber (bei Chalkedon, heute Kadiköj) landete.

Damit nahm jenes bedeutsame Ereignis seinen Anfang: die Vernichtung des byzantinischen Kaiserreiches, an dessen

Stelle ein »lateinisches« trat. Fast die ganze Balkanhalbinsel wurde abendländischer Besitz. Die größte Beute machte natürlich Venedig, da dieses es hauptsächlich auf die Inseln (Kreta, Korfu, Naxos) abgesehen hatte. Der Peloponnes kam in französische Hände. Von großer Tragweite war der Fall von Byzanz für Kleinasien, wo die Wandlung der Dinge ein mächtiges Erstarken der Seldschukenherrschaft zur Folge hatte. Dazu kam, daß der Länderbesitz der fränkisch-venezianischen Fürsten nunmehr eine größere Anziehungskraft ausübte als das heilige Land.

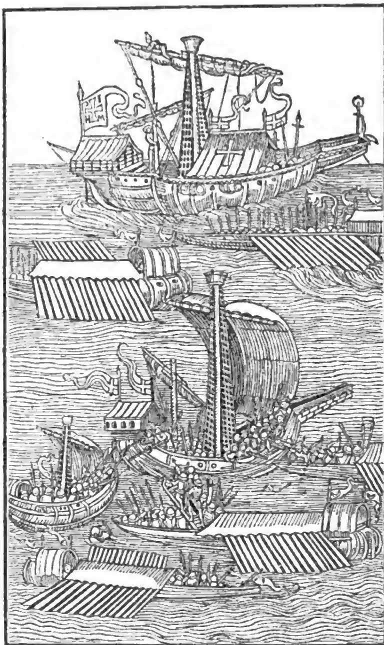
Die Gründung des lateinischen Kaiserreiches am Bosporus war das Ergebnis einer »Epopöe«, der es an dramatischer Kraft gewiß nicht ermangelte. Ein geistreicher Schriftsteller — Freiherr v. Warsberg — spricht sich über dieses Ereignis wie folgt aus:[1]) »Alles, was ein Geschichtsforscher zu effektvoller Darstellung braucht, findet sich im vierten Kreuzzuge enger und übersichtlicher als in jedem anderen Ereignisse zusammengedrängt: großartige Gegensätze der Leidenschaften und Erfolge, von der milden Idylle der Bergpredigten in Frankreich bis zur wilden Tragik der Einnahme von Konstantinopel; dazwischen ein wogendes Gedränge von idealer Begeisterung, von byzantinischem Intriguengeiste und venezianischer Rechenkunst, die, immer im rechten Augenblicke, wie nach dem Gesetze des Dramas eingreifend, eine allzu rasche Entwicklung der Dinge staut; ... als fortwirkendes Motiv aber einen großen und durch die ganze Weltgeschichte gegangenen Zweck: die Verschmelzung des Orients mit dem Okzident, in welchem überirdisch die Vorsehung arbeitet, daß trotz dem kurzsichtigen Wollen der Einzelnen wirklich bleibende Vorteile für die Sitten, den Reichtum, die Kunst und das Wissen der Menschheit daraus erblühen« ...[2])

---

[1]) A. Freiherr v. Warsberg: »Odysseeische Landschaften«. Bd. II, S. 320.

[2]) Villehardouin (der nachmalige Chronist des vierten Kreuzzuges) gibt von den Ereignissen, die sich in Venedig während der Vertragsverhandlungen abspielten, einige interessante Schilderungen ... Nachdem die Gesandten die vom Dogen festgesetzten Vertragspunkte angenommen hatten, wurde tags darauf eine große Volksversammlung nach S. Marco einberufen. Es sollen über 10.000 Menschen gewesen sein, die sich in der Basilika eingefunden hatten. Vom Dogen aufgefordert, das versammelte Volk zu bitten, es möge zu dem geplanten Vertrage seine Zustimmung geben, ergriff Villehardouin das Wort: »Edle Herren! Die höchsten und mächtigsten Barone von Frankreich haben uns zu Euch geschickt und sie rufen Euere Gnade an, daß Ihr aus Mitleid mit Jerusalem, das unter dem Joche der Türken ist, Ihnen beistehen wollet, die Schmach Jesu Christi zu rächen. Und sie haben Euch erwählt, weil sie wissen, daß kein Volk, das am Meere wohnt, so große Macht besitzt, wie Ihr und Eure Leute. Und sie haben uns befohlen, vor Euch zu knien und nicht eher aufzustehen, bis Ihr eingewilligt habt, Euch des heiligen Landes jenseits des Meeres zu erbarmen.« ... Hierauf warfen sich die Gesandten auf die Knie und der Doge sowie das versammelte Volk brachen in Tränen aus. Zehntausend Stimmen riefen im Chorus: »Wir willigen ein!« Die Begeisterung brach in ein derartiges Akklamationsgetöse aus, daß »die Erde einzustürzen drohte« ... Als nach und nach die Kreuzritter eintrafen, aber unter ihnen Geldmangel sich einstellte, schlug die Begeisterung der Venezianer rasch um. Da griff der Doge ein. Gelegentlich einer zweiten Volksversammlung in S. Marco bestieg er die Kanzel und richtete folgende Worte an das Volk: »Edle Herren! Ihr seid mit den besten Männern von der Welt für die größte Sache, welche jemals unternommen worden ist, verbündet. Ich bin ein alter und schwacher Mann und hätte wohl Ruhe nötig, und bin am Leibe krank (das Augenlicht war fast erloschen), aber ich weiß, daß niemand Euch so gut beraten und anführen kann als ich, der ich Euer Oberhaupt bin. Wenn Ihr genehmigen wollet, daß ich das Kreuz nehme, um Euch zu wahren und zu leiten, und daß mein Sohn an meiner Statt bleibe, um die Stadt zu schützen, so würde ich mitgehen und mit Euch und den Kreuzfahrern

Als infolge der vorgeschilderten Ereignisse im heiligen Lande die Bedrängnis ihren Höhepunkt erreicht hatte, rief Papst Innozenz III. das Abendland zu einem neuen Kreuzzuge, dem fünften (1212—1229) auf. Die veränderte politische Lage im Morgenlande und die Selbstsucht Venedigs ließen auch dieses Unternehmen ergebnislos verlaufen. Das Kreuzheer wurde von Palästina nach Ägypten abgelenkt und der Zug schloß mit der Eroberung von Damiette. Die Bewegung endlich, welche als sechster Kreuzzug (1239—1254) zusammengefaßt wird, begann zwar mit großen Machtmitteln, in Syrien aber herrschte allenthalben Zwiespalt unter den dortigen Dynasten, es wurden Bündnisse mit seldschukischen Fürsten abgeschlossen und damit das Allgemeininteresse der Selbstsucht der Fürsten geopfert.



Kampf zwischen türkischen und Kreuzfahrerschiffen. (Aus Caoursins Beschreibung der Belagerung von Rhodus. Ulmer Wiegendruck von 1496. Verkleinert.)

Im Jahre 1244 ging Jerusalem für immer verloren. Das Unternehmen, welches dem heiligen Lande gegolten hatte, wurde abermals nach Ägypten abgelenkt, wo nur vorübergehende Erfolge erzielt wurden. Dann kam der Mongolensturm über Syrien (1259), und als diese Völkerwelle sich verlaufen hatte, brachen die Mamluken aus Ägypten hervor und eroberten Palästina und Syrien. Noch vor Ab-

leben und sterben« ... Das Volk klatschte Beifall. Dandolo ließ sich am Altare das Kreuz an die Dogenmütze heften und stellte sich nun an die Spitze der Kreuzritter. Als die Flotte in See stach, umgab sich der Doge mit 50 Prachtgaleeren; jene, auf welcher sich Dandolo befand, prangte in Purpur und Gold. (Nach Gottfried von Villehardouin: »La prise de Constantinople.« Herausgegeben von Du Change, Paris 1657. Neue kritische Ausgabe von N. de Wailly, Paris, Didot, 1874. Deutsch von B. Todt, Halle a. d. S., 1878.)



Tempelherr in Rüstung und Waffenbruder. (Nach J. K. Weiß, Abbildungen sämtlicher geistlichen und weltlichen Ritter- und Damenorden.)

lauf des 13. Jahrhunderts waren diese Länder von den abendländischen Christen geräumt. Jetzt erst zeigte es sich, welchen Sinn Venedigs Anteil an der gewaltigen Bewegung hatte. Die Venezianer, welche mit bewußter Absicht die auflodernde und mächtig nachwirkende Begeisterung zum Kampfe gegen den Islam ausnützten und während des Verlaufes der Ereignisse dafür Sorge trugen, daß unter dem religiös-kriegerischen Gegensatz der Handelsverkehr nicht leiden durfte — dieselben Venezianer zogen jetzt ihre Bilanz: sie verblieben auch nach dem Verlust der Eroberungen im heiligen Lande im östlichen Mittelmeer und behielten die Märkte und Handelsniederlassungen in ihren Händen.

Dieser Errungenschaft eines einseitigen Krämergeistes steht eine andere gegenüber, die in bezug auf Weitblick und politischen Scharfsinn nichts zu wünschen übrig läßt. Wem sie zuteil wurde, ist das Papsttum. Von ihm ging die großartige Bewegung aus und sie mußte sich als großartiges Mittel erweisen, um der Kirche die langersehnte Herrschermacht innerhalb der Christenheit zu verleihen. Das Gefüge der Kreuzheere war der Natur der Sache nach kein homogenes. Wohl war das Ziel ein gemeinsames, aber die Teilnehmer an der durchzuführenden Aufgabe waren weder politisch noch national eine organisch zusammengeschweißte Macht und unter den Führern vollends herrschte meist schon zu Beginn einer jeden Heerfahrt Widerstreit und Eigennutz.



Hochmeister und Ritter des Deutschen Ritterordens. (Nach J. K. Weiß, Abbildungen sämtlicher geistlichen und weltlichen Ritter- und Damenorden.)

In Berücksichtigung dieser Lage der Dinge mußte sich Rom als jener Faktor, der sozusagen über den Parteien stand und lediglich ein ideales Ziel — die Wiedergewinnung der heiligen Stätten des Christentums — vor Augen hatte, zunächst als geistiger Mittelpunkt der ganzen Bewegung und durch werktätiges Eingreifen zugleich als deren Führer erweisen. Die Kirche war zur universellen politischen Macht geworden. Denn auch die

gekrönten Häupter konnten nicht anders, als sich dieser obersten Führung zu unterwerfen. Jedes Widerstreben würde sie beiseite geschoben haben. Der weltliche Machthaber galt nichts in einer Zeit, in der ein einziger, weithin hallender Ruf von Rom aus die begeisterten Völker des Abendlandes mit sich reißen konnte. Anderseits aber genügte die Tatsache an sich, daß die Kronenträger dem Kampfrufe der Kirche Folge leisteten, deren Abhängigkeit von Rom zu kennzeichnen. Gewiß ist ihnen — die unversehens aus der Rolle der Schiebenden in jene der Geschobenen gefallen waren — dieser Sachverhalt nicht klar geworden. Das konnte dem Papsttum nur recht sein.

Wenn man den Gang der einzelnen Kreuzfahrten nach ihren äußeren Erfolgen und inneren Wirkungen abschätzt, erkennt man ohne Schwierigkeit, auf welcher Seite, der kirchlichen oder der weltlichen Macht, der größere Gewinn lag. Die abendländischen Heerführer konnten ein mächtiges islamitisches Reich erschüttern, sie konnten Jerusalem dem verhaßten Islam entreißen, Staaten gründen und das abendländische Feudalwesen nach dem Orient verpflanzen: eine sichere Gewähr für den Bestand dieser Errungenschaften und Einrichtungen war trotz alledem nicht gegeben. Als viel wirksamer denn die Territorialherrschaften erwiesen sich die geistlichen Ritterorden — die »Templer«, die »Johanniter« und die »Deutschen Ordensritter« — denn sie waren die eigentliche Frucht und die eigentlichen Vertreter dieser kriegerisch-religiösen Begeisterung.[1]) Weder in den zügellosen Haufen, noch in

[1]) Die Ritterorden sollten weltliches Rittertum mit geistlichem Ordenswesen verbinden und sich in den Dienst der Kirche und den mit der Bekämpfung der Ungläubigen in Beziehung stehenden Angelegenheiten stellen. Der älteste dieser Orden ist der der Johanniter (Ritter des heiligen Johannes), dessen Ursprung über die Kreuzzüge zurück reicht, da er aus den Klosterbrüdern hervorging, welchen durch amalfitanische Kaufleute das von diesen in Jerusalem gegründete Hospital zugewiesen wurde (1048). Als eigentlicher Ritterorden organisierte sich die Ordensbrüderschaft nach der Begründung des Königreiches Jerusalem, von wo ab ihre bemerkenswerte Tätigkeit beginnt. An der Spitze des Ordens stand der Großmeister, die Mitglieder teilten sich in Ritter, denen die Pflicht oblag, als »Streiter Christi« die Pilger zu begleiten und gegen Angriffe der Ungläubigen zu schützen, in Geistliche, denen priesterliche Obliegenheiten zufielen, und dienende Brüder, die lediglich für die Krankenpflege bestimmt waren und niemals Ritter werden konnten. Der Orden nahm eine großartige Verbreitung und bildete noch zur Zeit des größten Aufschwunges der osmanischen Macht eine Schutzwehr der Christenheit, bis er durch Sulejmans Bezwingung von Rhodos, dem Hauptsitze des Ordens, seine Bedeutung verlor (1522). Kaiser Karl V. verlieh dem Orden die Insel Malta (daher »Malteser« genannt), mit der Verpflichtung, Seeräuber und Türken zu bekämpfen Im Jahre 1798 nahm Buonaparte Malta weg. In den meisten Ländern wurden die Güter des Ordens eingezogen, doch bestehen in Spanien, Italien und Österreich noch heute Zweige desselben. — Der Orden der Tempelherren (oder »Templer«) wurde 1119 von französischen Rittern in Jerusalem gegründet und war ähnlich organisiert wie der Johanniterorden. Der Zulauf war so enorm, daß der Orden schon nach einem Jahrhundert 20000 Ritter mit 9000 Komtureien und Prioreien zählte. Ihre Tapferkeit war der Schrecken der Sarazenen. Im Laufe der Zeit gelangte der Orden zu enormen Reichtümern und wird ihm von der einen oder anderen Seite nachgesagt, daß er durch Habgier, Sittenverderbnis und Häresie seinen Namen befleckt habe. Es hat aber vielmehr den Anschein, daß die Habgier des Königs Philipp IV. von Frankreich den Orden unter Anklage gebracht habe und diesem Umstande sein schreckliches Ende zu verdanken hatte. Der unter Mitwirkung des Papstes Clemens V. gegen die Templer geführte Prozeß ist der größte, den das Mittelalter gesehen hat. Im Jahre 1312 wurden die Güter des Ordens eingezogen und 1314 der letzte Großmeister mit 54 Rittern zu Paris dem Scheiterhaufen überantwortet. Daß der Frei-

deren weltlichen Führern erhielt sich die Begeisterung lebendig, sondern in jenen geistlichen Ordensrittern, den wahren Gottesstreitern und den zuverlässigsten Stützen der ganzen Bewegung.

Ein einzigesmal innerhalb der Jahrhunderte, die mit den Kämpfen zwischen Abendland und Morgenland ausgefüllt waren, tritt eine Herrschergestalt in den Vordergrund, dessen Größe nachmals eine legendare Verklärung erfahren hat, die noch Jahrhunderte nachwirkte, ja bis in die Gegenwart lebendig geblieben ist — Friedrich Barbarossa. Seit den Zeiten Karls des Großen stand wieder eine machtvolle Kaisergestalt inmitten der christlichen Völker. Den Deutschen ist er der »Nationalkaiser«, als dessen Sinnbild er auch den Nachkommen in Erinnerung geblieben ist. Mit Recht erkannte das Papsttum in der universalen Kaiseridee ein gewaltiges Hindernis seiner eigenen universalen Bestrebungen. Aber seine Macht ließ sich nur verwirklichen, erstens wenn der Einheitsgedanke in Deutschland selbst Tatsache wurde, und zweitens wenn die Entscheidung in Rom fiel. Dort stand dem Hohenstaufen das mächtige Welfenhaus entgegen, in Italien mußte vorerst die aufblühende Macht der lombardischen Stadtgemeinden gebrochen werden. Hier scheiterte der gewaltige Anlauf: in der Schlacht von Legnano (29. Mai 1176) unterlag Friedrich. Rom konnte wieder ruhig schlafen.

Die schließliche Bändigung Heinrichs des Löwen festigte zwar die Weltmachtspolitik des großen Staufen, aber nun zeigte sich die Wirkung jener geistigen Führung der abendländischen Völker, welche dem Papsttume aus der großen Bewegung erwachsen war: Kaiser Friedrich nahm das Kreuz, womit er sich, unbeschadet seiner Aufgaben als kaiserlicher Oberherr des Abendlandes — in den Dienst Roms stellte. Sein tragisches Ende in Kleinasien änderte zunächst nichts an der angebahnten Weltmachtstellung Deutschlands, denn sein Sohn und Nachfolger ging die gleichen Wege. Aber die Zeiten hatten sich geändert: das unbeugsame Rom, die Unabhängigkeitsbestrebungen der deutschen Stände und die rasch zur Macht gelangten nationalen Potenzen des neuen Europa — England und Frankreich — waren bedrohliche Erscheinungen. Zwar in der Lombardei und in Rom fand die deutsche Sache festen Boden; aber das Normannenreich in Unteritalien wäre fast zur Klippe geworden, an der Heinrichs Macht scheitern konnte. Erst später gelang es dem mächtigen Staufen, den Widerstand der Normannen zu brechen. Auf Sizilien, wo er gelegentlich einen Aufstand mit fürchter-

---

maurerorden aus dem Templerorden hervorgegangen sei, ist eine Fabel, welche erst neuerdings (durch L. Keller in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft, 1904) gründlichst beleuchtet worden ist. — Der Deutsche Orden (Deutschherrenorden) wurde während der Belagerung von Akkon (1190) von Bremer und Lübecker Bürgern unter ähnlichen Gesichtspunkten wie die vorgenannten Orden gegründet. Seine Hauptaufgabe erfüllte der Orden nachmals in den Kämpfen gegen die heidnischen Preußen, Polen und Litauer. Es war eine Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes. Auch dieser Orden gelangte zu großen Reichtümern. Unter den Ordenssitzen ist vornehmlich Marienburg berühmt geworden. Zeitweilig stand der Orden in Lehenspflicht zu Polen. Seinen letzten Sitz hatte er zu Mergentheim, wo er unter einem geistlichen Hochmeister bis zu seiner unter Napoleon I. im Jahre 1809 erfolgten Aufhebung bestand. Im Jahre 1840 wurde der Orden in Österreich wieder erneuert.

licher Strenge niederwarf, ereilte den Kaiser der Tod (28. September 1197). Da es keine Erblichkeit der Krone gab und Heinrichs Sohn, Friedrich, erst im dritten Lebensjahre stand, erhob sich alsbald auf allen Seiten der Sturm gegen die Staufer.

Die Geschichte der Kreuzzüge lehrt, daß sie im Verlaufe der Zeit ihrem Charakter nach mehr oder weniger von dem ursprünglichen Ziele abgewichen sind. Gleichwohl blieb das eigentliche Agens zu der Bewegung der religiöse Drang in Verbindung mit mystischer Askese, unberührt von allen durch die Kreuzfahrten verursachten Nachwirkungen, nämlich die Stärkung abendländischer Staatsgewalten und die Entwicklung internationaler Beziehungen. Zum mindesten liegt der ursprüngliche



Weltgeistliche. Weltliche Mönch.
Byzantiner. (Aus Bernhard von Breydenbachs Transmarina peregrinatio. Speier 1501. Größe des Originals.)

Antrieb in jenem seelischen Faktor und man kann mit Sicherheit annehmen, daß weder die Aussicht auf materiellen Gewinn, noch jene auf territoriale Machterrungenschaften die Völker in Kampf, Not und Tod hinausgetrieben hätten. Was an schlechten Begierden nachmals bedauerlicherweise in die Erscheinung trat, ist teils auf Rechnung der Verrohung, die jeder langwierige Krieg nach sich zieht (und nun gar in jener Zeit und im Bereiche eines tödlich gehaßten Gegners), rückzuführen, teils auf Reibereien und Eifersucht der leitenden Männer, die kein nationales Band einigte.

Und darin liegt der Schlüssel des Mißerfolges, den die Kreuzfahrten zu verzeichnen hatten. Es fehlte an einer einheitlichen Organisation, an strammer Disziplin, an der unerläßlichen Machtfülle, die man durch Begeisterung und unerfüllbare Illusionen zu ersetzen hoffte; es fehlte an einer die Gesamtheit überragenden kraftvollen Individualität,

an einem souveränen Willen, der im Widerstreit von Papsttum und Kaisertum Fürsten und Völker ohnedies nicht aufkommen hätte können: es fehlte an militärischen Köpfen, welche so locker aneinandergefügte Haufen von dem Zauber des Siegerglückes berauschen und zu großen Taten führen hätten können. Schließlich mußten die Kreuzfahrten noch an zwei wichtigen Faktoren scheitern: dem geheimen und offenen Widerstand des griechischen Kaisertums und den sittlichen Verfehlungen, deren sich die Abendländer in der Fremde zu Schulden haben kommen lassen.

In Anbetracht der ungeheuren Opfer, welche die Kreuzfahrten den abendländischen Völkern gekostet haben, ist man geneigt, den allgemeinen Kulturfortschritt, den sie mit sich brachten, nachdrücklichst hervorzuheben. Es ist jedoch sehr fraglich, ob das erschütternde Trauerspiel dadurch in einem milderen Lichte erscheint. Dieser Fortschritt läßt sich nicht leugnen, daß er aber geeignet gewesen sein sollte, der großartigen Bewegung in ihrer unleugbaren weltgeschichtlichen Bedeutung auch nur einigermaßen Genüge zu leisten, kann nicht behauptet werden. Denn neben den Nachwirkungen im Sinne des Kulturfortschrittes machte sich alsbald eine zweite, diesem Fortschritte gerade entgegentretende Wirkung geltend: das Nachdrängen türkischer Völker, deren fanatischer Haß infolge der Ereignisse der Kreuzfahrten zu wildestem Fanatismus sich steigerte. Der Zusammenbruch des byzantinischen Reiches und die gewaltige Flutwelle des Osmanentums waren die unmittelbaren Folgewirkungen der Kreuzzüge.

Wenn wir den erwähnten allgemeinen Kulturfortschritt vor Augen halten, ergibt sich dessen Wirksamkeit vor allem in den starken Anregungen, die er auf wirtschaftlichem Gebiete brachte. Es kam Leben und Bewegung in die Dinge. Die Schaffenslust erwachte, schlummernde Fähigkeiten entwickelten sich. Vor allem belebte der internationale Verkehr den wirtschaftlichen Fortschritt, wovon zunächst die südlicheren Länder, vornehmlich Italien, Vorteile zogen. Der Großhandel zumal blühte mächtig auf. Die erweiterte Weltkenntnis und das damit verbundene Luxusbedürfnis wirken befruchtend auf die Entwicklung der Gewerbe. Morgenländische Erzeugnisse regten den Wetteifer an, wie beispielsweise die Webereien in Italien, welche mit den Erzeugnissen von Damaskus rivalisierten, oder die Glasbearbeitung Venedigs, die sich die syrischen Fabrikate zum Vorbilde nahm. Von den Arabern lernte man die Stahlziselierung, die künstlerische Ausgestaltung von Gebrauchsgegenständen und Luxusartikel aller Art.

Als weitere Errungenschaft — nicht so sehr der Kreuzzüge selbst, als vielmehr aus den umgestalteten Verhältnissen herauswachsend — stellte sich eine erhöhte geistige Tätigkeit in den Klöstern ein, die sich mit den literarischen Schätzen des Orients bereicherten, und welche nebenher eine besondere Bedeutung dadurch erhielten, daß sie zu Sanktuarien von allerlei aus dem Morgenlande stammenden Reliquien wurden.[1]) Die Anziehungskraft, die sie dadurch ausübten, begünstigte

[1]) Wie es um diese Sache stand, entnimmt man unter anderem der Sammlertätigkeit des Bischofs von Halberstadt, Konrad von Krosigk, einem der Teilnehmer am 4. Kreuzzuge. Er verließ später das Heer und führte eine Pilgerfahrt nach den heiligen

das Emporkommen größerer Ortschaften. Die erhöhte gewerbliche Tätigkeit förderte das Kraftgefühl der bis dahin sozial rückständigen Hörigen und Unfreien, das Städtewesen, Genossenschaften, Zünfte, nahmen raschen Aufschwung und die städtischen Erwerbsformen überflügelten immer mehr die alte, schwerfällige Ackerwirtschaft.

Ob die Ausbildung des Feudalwesens und des Rittertums sowie die Neugestaltung des Staats- und Gesellschaftslebens als eine unmittelbare Folge der Kreuzzüge anzusehen oder auf Antriebe zurückzuführen sind, die in der inneren geschichtlichen Entwicklung des Abendlandes ihre Wurzeln hatten, läßt sich nicht in allen Punkten klarstellen. Als Schattenseiten der großen Wandlungen, die Platz gegriffen hatten, ist das Sektiererwesen zu nennen, das sich naturgemäß in scharfen Widerspruch mit Rom setzte und jene Greuel zur Folge hatte, wie sie uns in den Ketzerkriegen, den Hexenprozessen und anderen Verirrungen vor Augen treten.

Daß bei so vielfachen Anregungen und angesichts des noch lebendig nachwirkenden Abenteurertums die Romantik nicht zu kurz kam, liegt auf der Hand. Der religiöse Sinn hat auch veredelnd auf Ideen und Empfindungen gewirkt. Vorbildlich waren ja schon vorher die Mönche von Cluny und Monte Cassino, welche die Nüchternheit des Christentums früherer Jahrhunderte abgestreift und eine idealere Weltanschauung angebahnt hatten. Der trockene Geist der Scholastik war damit allerdings noch nicht gebrochen. Aber allmählich traten die Geistesschätze der Antike in den Gesichtskreis der gebildeten Kreise, dank dem Eifer der Araber, welche sich in ausgedehntestem Maße diese Wissensquellen erschlossen und den Abendländern vermittelt hatten. Mit der fortschreitenden Bildung zeigen sich die ersten Spuren

---

Stätten aus, wobei er bis tief nach Mesopotamien kam. Gold und Schätze lockten ihn nicht; um so größer aber war seine Beute an Reliquien, die er dem Domschatze von Halberstadt einverleibte, und zwar: »Vom Blute des Herrn Jesu, Holz vom Kreuz, vom Grabe, von der Dornenkrone, von der Leinwand, vom Schweißtuch, vom Schwamm und dem Rohr — von den Haaren und Kleidern der heiligen Jungfrau — vom Schädel Johannes des Täufers, von seinen Haaren und Kleidern, ein Finger von ihm — das Schienbein des Apostels Petrus, von seinen Haaren und Kleidern — Fleisch vom heiligen Paulus — das Haupt des Jakobus ganz — ein Schulterblatt vom Apostel Philippus — vom Schädel und ein Ellenbogen des Märtyrers Stephan und noch eine Menge anderer Reliquien von Aposteln, Heiligen und Märtyrern« . . . Auch der fromme Abt Martin von Paris ist in seinem Sammeleifer zum »heiligen Räuber« geworden, indem er sich mit List und Gewalt aus der Irenenkirche von Konstantinopel die kostbarsten Reliquien für sein Kloster zu verschaffen wußte . . . Die vom Bischof von Halberstadt eingeheimsten Reliquien sind offenbar dieselben, von welchen der Chronist des 4. Kreuzzuges, der Ritter Robert von Clary (in seinem Buche »*La Prise de Constantinople*«) berichtet. Sie befanden sich in einer Marmorkapelle des Palastes Bukoleon. »In derselben fand man einen großen Reichtum von Reliquien; man fand dort zwei Stücke vom echten Kreuz, so dick wie ein Mannsbein und eine halbe Klafter lang; man fand dort auch das Eisen der Lanze, mit welchem unserem Herrn die Seite durchstochen war, und die Nägel, mit denen er an Händen und Füßen angeheftet worden war, und in einer kristallenen Phiole einen großen Teil seines Blutes. So fand man dort auch den Rock, den er getragen, und dessen man ihn beraubte, als man ihn auf die Schädelstätte geführt hatte, und auch die gesegnete Krone, mit der er gekrönt worden war, welche von Stechginster war, so spitz wie eiserne Stacheln. (Sie kam später in den Besitz Ludwig des Heiligen von Frankreich.) Man fand auch das Kleid unserer lieben Frau und das Haupt Johannes des Täufers und so viele andere Reliquien, daß ich es in Wahrheit nicht aufzählen kann.«

eines erwachenden Idealismus, der allerdings noch ganz in den alten mystischen Nebeln versunken ist — Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi u. a. und als ihr Gegensatz der Rationalist Abälard.

Unter diesem Gesichtswinkel zeigt sich auch das literarische Schaffen. Die herrschende Lyrik des Mittelalters ist die Reflexionslyrik. Die »Goliarden« durchstreifen das Land, von Kloster zu Kloster, wo man ihren Schnurren und den Erzählungen vom Treiben in der Welt gerne lauscht. Es will Frühling werden im Lied und Versespiel. Die mittelalterliche Renaissance meldet sich an. Aber auch Marienlieder und Lobpreisungen Christi fehlen nicht. Es ist ein starker Drang, der alle Herzen, geistliche und weltliche, bewegt. Mächtig schwillt die Legendenpoesie an. Aber neben ihren Wundererzählungen finden auch die abenteuerlichen Geschichten aus dem Morgenlande weiteste Verbreitung. Und neben den »Lais«, den Liebesgeschichten, steht das kritisch-spöttische »Fabliau«, in welchen sich die geistig freieren Naturen Luft machen. In den Schwänken und Fabeln aber offenbart sich eine neue Kunst, die sich, im Gegensatze zu der ritterlichen Bildung, an das wirkliche Leben anschließt. Es ist der Geist einer neuen Zeit, der an die Pforten klopft . . .



Kämpfende Ritter.



Des letzten Babenbergers Friedrich des Streitbaren Tod.

Drittes Kapitel.

Die Zeit der Staatenbildungen in Europa.

Deutschland.

Gleich einer gewaltigen Wasserflut, welche, die ihr entgegenstehenden Schutzwehren durchbrechend, die den letzteren zunächstgelegenen Ländereien am ärgsten verheert, während mit zunehmender Entfernung die Wirkungen der Katastrophe geringer werden: in ähnlicher Weise hatten die Wogen der Völkerwanderung, vornehmlich die der späteren Zeit, ihre Wirkung bekundet. Der Osten von Mitteleuropa blieb durch viele Jahrhunderte der Tummelplatz zuchtloser, nur auf Vernichtung und Raub bedachter Horden. Je entlegener die Länder von diesen Schädelstätten der Völkergeschichte sind, desto früher kommen sie zur Ruhe.

So sehen wir im nördlichen Gallien schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts den Völkerverband der Franken bestrebt, den von ihnen besiedelten und germanisierten Gebieten die ersten Grundlagen einer gesicherten Entwicklung zu geben, wenngleich ihre Abhängigkeit

vom römischen Reiche noch bis um die Mitte des 5. Jahrhunderts fortbesteht. Zu dieser Zeit behauptet Aegidius den letzten Rest des Römertums im nördlichen Gallien als eigenes Herrschaftsgebiet und wird ihm von einem Teile der Franken die Königswürde übertragen. Unter seinem Nachfolger Syagrius (464—486) erfreuten sich die rein germanischen Gebiete des nördlichen Gallien bereits völliger Selbständigkeit. Sie zerfielen in eine größere Anzahl von Gauherrschaften unter eigenen Häuptlingen oder Königen, gliederten sich aber in zwei Hauptgruppen: den salischen Franken, zwischen der Somme und den Rheinmündungen, und den ripuarischen Franken, welche an beiden Ufern des Rheins, an der oberen Maas und Mosel siedelten und den Alemannen benachbart waren.

Von früherher wissen wir, daß der älteste fränkische Gauverband zum Kerne eines geeinigten, durchaus gefestigten Reiches wurde, dessen Gründer der merowingische König Clodewich war. Von diesem Reiche aus schritt die Staatenbildung allmählich von Westen nach Osten fort, in Übereinstimmung mit dem vorstehend aufgestellten vergleichenden Bilde. Die zweimalige Teilung des Frankenreiches nach dem Tode Clodewichs, das erstemal nach dem Ableben seines Begründers (511), das zweitemal auf Grund des Vertrages von Andelot (587), und zwar in ein Westreich (»Neustrien«) und in ein Ostreich (»Austrasien«) — führte zu einer bedenklichen Schwächung der Reichseinheit, obwohl das Königtum beide Teile politisch noch zusammenhielt. Diesen beiden Hauptteilen stellte sich alsbald ein dritter — Burgund — zur Seite. Jeder der drei Hauptteile des Reiches hatte seinen eigenen Landtag und seinen eigenen Majordomus. Einer der letzteren, Pipin (»der Ältere«), trat in bemerkenswerter Weise hervor und fand in dem tatkräftigen Bischof Arnulf von Metz eine wertvolle Stütze. Der Enkel Pipins — gleichfalls dieses Namens und zur Unterscheidung »der Mittlere« genannt — stellte nach der Schlacht bei Testri (687) die Reichseinheit wieder her und gebot als Regent neben dem Schattenkönigtum der Merowinger über das ganze fränkische Reichsgebiet. Er ist der Begründer des Königshauses der Karolinger.

Pipins Nachfolger, Karl Martel, der Sarazenenbezwinger, hatte fünf Jahre zu ringen, bis er nach dem Ableben seines Vaters (714) die Anerkennung als rechtmäßiger Nachfolger fand. Unter Karls Sohn, Pipin dem Kleinen (741—768) war der Bayernfürst Odilo bestrebt, sich der fränkischen Oberhoheit zu entziehen, was ihm einen Krieg auflud, in welchem er unterlag. Nun trat Thassilo II. die Herrschaft an und Pipin, der in allen übrigen Teilen des Reiches die Herzogsgewalt beseitigt hatte, bekleidete jenen mit der Herzogswürde (748). Drei Jahre später nahm er mit Sanktion des Papstes Zacharias dem letzten Merowinger, Childerich III., den Schein der Herrscherstellung, welcher dem Nachkommen der dahinsiechenden Dynastie geblieben war, und ließ sich zum König ausrufen.

Pipin selbst beschäftigte sich mehr mit dem romanischen Westen des Reiches. Unter seinem Nachfolger Karl d. Gr. erfolgte die Gründung eines mächtigen deutschen Reiches, das sich gegen Ende der Regierung dieses außergewöhnlichen Mannes zu einer Weltmacht aus-



St. Petrus überreicht Karl d. Großen die Fahne von Rom, dem Papste Leo III. die Stola. (Mosaikbild im Triklinium Leos III. im Vatikan. Gleichzeitige Darstellung.)

gestaltete, indem es von den Pyrenäen bis zur Eider, vom Atlantischen Ozean bis zur mittleren Donau reichte. In der Reichseinheit gingen die Sonderbestrebungen der Einzelfürsten unter. Der angesehenste darunter war Thassilo II., der eine fast völlige Unabhängigkeit errungen hatte. Karl zwang ihn, in Worms den Huldigungseid zu leisten und Geiseln zu stellen. Darüber aufgebracht, versuchte er mit Hilfe der Avaren seine frühere Selbständigkeit zu erringen, doch scheiterte der Plan. Karl lud den Bayernherzog auf den Reichstag zu Ingelheim, erklärte ihn seines Herzogstuhles entsetzt und ließ ihn, sowie seine ganze Familie, in verschiedene Klöster sperren (788).

So war Bayern ein Teil des Weltreiches Karls d. Gr. geworden. Der sogenannte »Nordgau« des Reiches, der an Böhmen grenzte, wurde als »Mark, d. i. als ein militärisch organisiertes Vorland, eingerichtet, um die benachbarten Tschechen (welche erst 805 endgültig bezwungen wurden) im Zaume zu halten. Alsdann wandte sich Karl gegen die Avaren (791), die er in wiederholten Kriegen immer mehr und mehr von der oberen Donau abdrängte und schließlich durch einen großen Schlag völlig vernichtete. Alles Avarenland diesseits der Donau wurde als »avarische« (oder pannonische) Mark mit der Monarchie vereinigt und erhielt mit anderen Gebieten eine einheitliche Organisation (803). Das Land der slavischen Karantanen (Kärnten, Steiermark usw.) wurde von Bayern abgetrennt und nebst dem Slovenenlande zwischen Drau und Save, sowie dem Lande der Kroaten dem Markgrafen von

Friaul überwiesen. Einen zweiten Verwaltungsbezirk bildete die Ostmark, d. i. das Land an der Grenze von Pannonien zum Schutze gegen den barbarischen Osten. Sie bestand ungefähr ein Jahrhundert lang, als es die wilden Reiterhorden der Magyaren hinwegfegten. Erst mit Begründung des Herzogtums der Babenberger, deren erster, Leopold I., »der Erlauchte«, den Magyaren Melk entriß und hier seine Residenz aufschlug (984), begann die Bedeutung dieser Grenzmark sich zu betätigen.

Hier ergibt sich ein Ruhepunkt, um uns mit der Erscheinung des mächtigen Frankenkönigs zu beschäftigen. Als Begründer eines abendländischen Weltreiches steht Karl d. Gr. an der Schwelle einer neuen Entwicklungsphase der Weltgeschichte. Man hat ihn bald mit diesem, bald mit jenem Großen der Vergangenheit verglichen, vornehmlich mit Augustus und Konstantin. Seine opferreichen und langwierigen Kriege gegen die heidnischen Sachsen stellt man mitunter denjenigen Cäsars in Gallien gleich.[1]) In den Sachsenkriegen handelt es sich noch um ein anderes: um die Abwehr der Slaven, welche in die durch die Völker-

[1]) Über die Ausbreitung des Christentums unter den deutschen Völkern ist folgendes zu erwähnen. Frühzeitig hatte die neue Lehre, noch in Verbindung mit der Römerherrschaft, in Bayern Wurzel gefaßt. Später trat hier der Irländer St. Emmeran an die Spitze des Bekehrungswerkes, doch wurde er 652 erschlagen. Seinen Spuren folgte nachmals St. Rubpert (Rupert), der auf der Stätte des römischen, im germanischen Völkersturme untergegangenen Juvavium (Salzburg) Kirche und Kloster und einen Bischofssitz errichtete (700). Unter den Alemannen predigten Columbanus und Gallus (um 609), unter den Franken St. Kilian, der den Märtyrertod erlitt (687). Viel schwieriger als in den bisher genannten deutschen Gauen war das Bekehrerwerk unter den hartnäckig widerstrebenden Friesen, unter welchen St. Willibrord (gest. 739) und der Franke Wulfram das Evangelium verkündeten ... Der eigentliche »Apostel der Deutschen« war der Angelsachse Winfried, später Bonifazius genannt. Auch dieser wirkte vorzugsweise unter den zähe an ihrem heidnischen Glauben festhaltenden Friesen, in deren Mitte er durch eine Rotte von Fanatikern erschlagen wurde (755). Bonifazius hatte mehrere Bistümer und Klöster (Fulda 744) gestiftet, er selbst wurde Erzbischof von Mainz, zu dessen Sprengel nun schon 14 Bistümer gehörten, und bekleidete zugleich die Stellung eines Primas von Deutschland. Von Bonifazius wird gesagt, er sei weit mehr ein Mann der strengen Zucht und der kalten Orthodoxie, als ein begeisterter Verkünder des Wortes Gottes gewesen. Es habe ihm der ideale Schwung, gepaart mit christlicher Milde gefehlt und seine starre Glaubenstreue sei weit mehr der Ausfluß des unduldsamsten Fanatismus, als eine rein menschliche, fromme Eingebung gewesen. Immerhin bezeugt das Martyrium des Apostels, daß es ihm an Hingabe an seine Aufgabe und inniger Überzeugung von der Notwendigkeit seines kulturanbahnenden Wirkens nicht fehlte. Seine feindselige Haltung gegenüber allem profanen Wissen bei gleichzeitiger fanatischer Propagierung der heiligen Schriften, kann dem Manne, der in einer Zeit des allgemeinen Verfalles der Gesittung unter der Geistlichkeit wirkte, nicht verübelt werden. Fast die gesamte Klerisei war derart verweltlicht, daß sie ihren Vergnügungen mehr nachhing als einem gottergebenen Leben. Die Unwissenheit unter ihnen war so arg, daß die meisten weder lesen noch schreiben konnten. Damals konnte ein westgotischer Bischof allen Ernstes in Rom anfragen, ob einer zum Priester geweiht werden dürfe, der von der ganzen christlichen Lehre nichts wisse, als das eine, daß Jesus den Kreuzestod erlitten habe ... Es sind dies dieselben Westgoten, aus deren Mitte der große Bahnbrecher des germanischen Christentums, Wulfila (Ulfilas) hervorging, der erleuchtete Geist, der seinem Volke zum ersten Male ein Buch in der eigenen Sprache in die Hände gab. Es war die bedeutungsvolle Schrift, die aus dem Nebel der Überlieferungen auf den festen Boden schriftlich festgelegten Wissens hinüberleitete. Wulfila gab den Deutschen ihre Schrift und die erste Bibelübersetzung. Von den Bruchstücken, die sich von letzterer erhalten haben, sagt Jakob Grimm, sie sei ein Werk von gleich hohem Alter und Wert. Es ist der Schlüssel, der die nationale Urzeit erschließt. Wulfila starb im Jahre 381.



Eine Seite aus Wulfilas gotischer Bibel (Codex argenteus).

Der Text beginnt mit dem Vaterunser: Veihnai namo thein, quimai thiudinassus theins, vairthai vilja theins sve in himins jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sintainan gif uns himma daga. Jah aflet uns thatei skulana sijaima svasve sah veis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai ak lausei uns af thamma ubilin. unte theina ist thiudangardi jah mahts ja vulthus in aivins. Amen. Der erste Satz (Atta unsar thu in himinam) fehlt. Nach dem Vaterunser folgt ein Bruchstück aus der Bergpredigt. Die Handschrift ist mit Silber (einige Buchstaben und Zeilen mit Gold) auf purpurfarbenem Pergament.

wanderung leer gewordenen Gebiete von Osten her einzogen. Der Widerstand der Sachsen vereitelte zunächst diese Absicht, denn die Elbe blieb vorläufig die Grenzscheide zwischen der germanischen und slavischen Welt. So tief im Herzen Deutschlands lagen damals die Gemarkungen, welche die auflebende abendländische Kultur von der asiatischen Barbarei trennten.

Das bedeutsamste Ereignis aber spielte sich in Italien ab. Nachdem Karl hier die Langobardenmacht gebrochen, zog er in Rom ein und am 25. Dezember 800 setzte ihm Papst Leo III. vor dem Grabe St. Peters die Kaiserkrone aufs Haupt. Man vergegenwärtige sich die dramatische Szene, wie vor dem Haupte der Kirche, dem Träger der Tiara, der Träger der römisch-deutschen Kaiserkrone in die Knie sinkt! In diesem feierlichen Augenblicke war der Papst »Augustus«, der Herr der Welt, dem in byzantinischem Geiste der Inhaber der weltlichen Macht huldigte. Karl soll nachträglich im Zorne geäußert haben, daß es zu dieser Szene nicht hätte kommen sollen, daß er damit überrascht worden sei. Von einem so scharfblickenden Geiste darf man voraussetzen, daß er die wahrscheinlichen Folgen des Vorfalles erkannte. In der Tat war das Band, welches an diesem Tage mit Rom geknüpft wurde, für Deutschland eine schwere Fessel, deren endliche Sprengung erst nach schweren Kämpfen und unheilvollen Zwischenfällen gelingen sollte.

Gleichwohl ist mit diesem Sachverhalt ein kulturgeschichtliches Moment von größter Bedeutung verknüpft. Man hat die Wahl zwischen zwei Voraussetzungen: Karl konnte zu der weltlichen Macht auch die kirchliche in seiner Person vereinigen — dann hätte möglicherweise der westländische Cäsaropapismus dauernden Bestand gewonnen und ähnliche Verhältnisse ausgereift, wie sie uns in Rußland, dem Erben der byzantinischen Macht, vor Augen treten. Oder es geschah das Umgekehrte: die Kirche riß die weltliche Macht an sich — dann bestand die Theokratie zu Recht. Beide Aussichten hätten der Kultur unberechenbaren Schaden zugefügt: byzantinische oder islamitische Erstarrung. Die Quelle der nachmaligen Kämpfe und der staatlichen Zerrüttungen — das Ringen zwischen Kaisertum und Papsttum — hatte eine gute Seite: sie wurde zu dem Borne, aus welchem ein neues Prinzip, das Ringen um religiöse und staatliche Freiheit hervorging. Für Karl freilich gab es eine solche Erwägung nicht. Auch die Tatsache, daß durch die Kaiserkrönung ein neuer Machtfaktor der byzantinischen und islamitischen Welt gegenübertrat, das politische Gleichgewicht zwischen Abendland und Morgenland somit hergestellt war, entsprach nicht den Vorstellungen von künftiger Stabilität. Es war eine Macht, die sich auf sehr schwankendem Grunde aufgebaut hatte. Der Keim des künftigen Zerfalles lag in den nationalen Gegensätzen. In diesem Sinne mußte das Ganze zerbröckeln. Ein Menschenalter nach Karls Heimgang scheidet sich die deutsche von der französischen Nationalität und wenig später entwickelt sich die italienische.

In Karl d. Gr., dessen Persönlichkeit sich frühzeitig die Sage bemächtigt hat, erkennt der Deutsche den äußersten Markstein des nationalen Geistes, der Machtgröße und aller idealen Wünsche. Gleichwohl liegt die Wahrheit wo anders. Und diese Wahrheit spiegelt sich in

einem eigenartigen Antithesenspiel. Karl war keineswegs nationaldeutsch und dennoch ein Wohltäter der Deutschen. Er war vorwiegend Egoist, der die Völker nur als Mittel zu seiner persönlichen Größe ausnützte, hierdurch aber den Völkern selber zu ihrer Größe verhalf. Karl war ferner einer der größten Förderer der Menschheit, ohne für seine Person die Höhe reiner Menschlichkeit erklommen zu haben. Man mag es ein Wortspiel nennen: Karl war bewundernswert, kaum bewunderungswürdig. Er begünstigte das Fremde, festigte aber damit unwillkürlich den Germanismus. Treue, Gerechtigkeit, Menschenrecht schwebten dem großen Kaiser stets vor, doch versündigte er sich selber nur zu oft gegen diese obersten Tugenden. Er förderte die Wissenschaft, ohne von ihrem Geiste befruchtet zu werden und legte Keime für die Zukunft, von deren Wirksamkeit er sicher keine Ahnung hatte. Strenge Gewissenhaftigkeit focht ihn nicht an und die Ruhmgier ging ihm über alles. Aber der Ruhm blieb und von seiner Größe zehrte das deutsche Volk länger als ein Jahrtausend.

Die seit dem Heimgange Karl d. Gr. in dessen Familie platzgegriffene Rivalität wurde für die Reichseinheit immer bedrohlicher. Zwar der Erbe Karls, dessen Sohn Ludwig der Fromme (814—840), hielt das Ganze noch zur Not zusammen; drei Jahre nach seinem Tode beendigte aber der Vertrag von Verdun den Hader, indem das Reich unter die drei Brüder Lothar, Karl (den Kahlen) und Ludwig (den Deutschen) geteilt wurde. Schon zu Lebzeiten Ludwigs des Frommen war Ludwig der Deutsche Reichsverweser in Bayern gewesen (seit 817); jetzt bildete letzteres den Kern seines Reichsanteils. Nach seinem Ableben fügte dessen Sohn Karlmann auch noch Italien dazu (877), trat es aber schon zwei Jahre später an den jüngsten und unfähigsten der Brüder, Karl den Dicken von Schwaben ab, dem 881 der Papst die Kaiserkrone zuerkannte.

So war das Reich Karls d. Gr. noch einmal in einer Hand vereinigt, und zwar gerade nicht in der würdigsten. Kein Wunder also, daß sich Gegner an allen Ecken und Enden rührten. Am nachdrücklichsten griff die Bewegung in Bayern um sich, das die Absetzung des geistesschwachen Herrschers durchsetzte (887). An der Spitze dieser Verschwörung stand der energische Arnulf, ein natürlicher Sohn Karlmanns, der bis dahin mit großer Umsicht und Tatkraft die Verwaltung Kärntens und der pannonischen Marken geleitet hatte. Infolge der veränderten Verhältnisse war es ihm daher ein leichtes, außer Bayern auch die anderen ostfränkischen Gebiete an sich zu reißen und sich als König anerkannt zu sehen. Er wies die andrängenden Slaven in die Schranken, zog nach Italien, das er wieder Bayern einverleibte und errang schließlich die Kaiserkrone (896). Drei Jahre an einer schweren Krankheit hinsiechend, starb er 899, seinem Sohne, Ludwig dem Kinde (899 bis 911) das Erbe in die Hände legend. Mit diesem erlischt der ostfränkische Zweig des Hauses der Karolinger.

Nachdem vorübergehend die Krone dem Herzoge von Franken, Konrad, zugefallen war, trat nach dessen freiwilligem Rücktritt das Haus Sachsen auf den Plan. Ihm verdankte Deutschland eine Reihe ausgezeichneter, kraftvoller Herrscher, unter welchen die Ottone durch

ihre Großmachtspolitik besonders hervorragen. Der erste der drei Kaiser dieses Namens, den die Geschichte »den Großen« nennt, war eine geborene Herrschernatur. Nichts lag ihm ferner, als den unter seinem Vater (Heinrich I.) noch ziemlich unbehinderten Partikularismus im Reiche frei schalten zu lassen. Um den Einheitsstaat zu begründen, d. h. die einzelnen Landesherren der Krone zu unterordnen, vergab Otto zur Erledigung gelangte Herzogtümer an nächste Verwandte. Alsdann griff er mit kraftvoller Hand in die Wirren an den Reichsgrenzen ein, in Italien ließ er die Wucht seines Schwertes fühlen. Schon hatte es den Anschein, daß die cäsarischen Träume des Kaisers sich verwirklichen sollten, als in Deutschland selbst in einzelnen Herzogtümern (Schwaben, Lothringen) der alte Widerstand zum Durchbruche kam. Dem Kaiser fiel es nicht schwer, die alte Ordnung wieder herzustellen. Ja noch mehr: in einem entscheidenden Siege auf dem Lechfelde bei Augsburg zersprengte er die Horden der Magyaren, welche der Schrecken Europas geworden waren (10. August 955).[1]

Ein zweiter Zug Ottos nach Italien führte zu dessen Krönung durch Papst Johann XII. (2. Februar 962). Seit Karl d. Gr. und Arnulf hatten

---

[1]) Die Heimat der Magyaren war das Land »Ateluzu« (Etelköz nach moderner Schreibweise), über dessen Name und Lage viel gestritten worden ist, obwohl kein Zweifel darüber sein kann, daß es sich um das Gebiet zwischen dem Bug und dem mittleren Dnjepr handle. Arabische Chronisten nennen das um die Mitte des 9. Jahrhunderts in Ateluzu angesiedelte Volk »Modschgarija«. Später dehnten sie ihr Reich nach Westen aus und brachen endlich über die Karpathen in das Donau-Theiß-Tiefland ein. Dieses Ereignis hat in den Überlieferungen zwei Fassungen, welche voneinander derart abweichen, daß sie zum Ausgangspunkte eines gelehrten Streites wurden. Die eine Fassung rührt von dem sogenannten »anonymen Notar des Königs Béla« her und bildet ein Gemenge von Sage und Geschichte, »daß man entweder, wie die öffentliche Meinung es tut, das Ganze hinnehmen, oder das Ganze verwerfen muß« (M. Jokai). Wir halten uns an die gleichzeitigen Chroniken der Römer und Franken, zum Teil auch an jene der Italiener und Araber, und gewinnen an deren Hand folgendes Geschichtsbild: Im Jahre 838 oder 839 erscheint am Nordufer der unteren Donau ein neues Volk. Gleich da werden die Ankömmlinge mit dem Namen genannt, unter welchen sie fortan in den Blättern der Geschichte stehen: Ungarn oder Ungren. Entgegen dem anonymen Notar müssen sie, auf Grund ihrer Vorgeschichte, ihrer Beziehungen zu den Byzantinern und ihren Kämpfen gegen die Bulgaren nicht über die Karpathen, sondern aufwärts der Donau durch das sogenannte »Eiserne Tor« in das Donau-Theiß-Tiefland eingedrungen sein. Ihr Führer war »Herzog« Árpad. Im Jahre 899 brachen die Ungarn das erstemal in Italien ein, im Jahre 906 verwüsteten sie Mähren und drangen, vom sächsischen Herzog gegen die Slaven herbeigerufen, bis an die Elbe vor. Im Jahre darauf starb Árpad. Unter seinem Nachfolger Zsolt brachen sie in das fränkische Reich ein und von da ab erstreckten sich ihre Raubzüge durch ein halbes Jahrhundert über den größten Teil von Mitteleuropa. Im Jahre 934 drangen sie bis Detmold vor, 940 verheerten sie Italien, ja sie drangen über die Pyrenäen nach Spanien vor. Auch das griechische Reich bedrohten sie zu wiederholten Malen (934 und 943). Zuletzt erschienen sie, wie es heißt, 100.000 Reiter stark, wieder in Süddeutschland, diesmal von der vereinigten deutschen Heeresmacht empfangen, welche sie unter den Mauern von Augsburg am 10. August 955 vernichtete. Damit war der Magyarenschrecken für immer abgewendet. Die letzten Einfälle geschahen unter Taks, dem Sohne Zsolts. Dem Taks folgte Géza, dessen Sohn Vajk in der Taufe den Namen Stephan erhielt. Am 15. August des Jahres 1001 wurde er mit der ihm vom Papste Sylvester II. übersendeten Krone zum rechtmäßigen Könige von Ungarn gekrönt. Das Haus der Árpaden stirbt mit dem König Andreas III. im Jahre 1301 aus, worauf das Haus Anjou die Herrschaft in Ungarn antritt. Erst im Frieden von Karlowitz (1699) gelangt Österreich in den ungestörten Besitz von Ungarn, nachdem es inzwischen anderthalb Jahrhunderte in der Gewalt der Osmanen war.

sich die Verhältnisse in Rom wesentlich geändert. Das Papsttum hatte inzwischen durch einige unwürdige Vertreter desselben erheblich an Ansehen eingebüßt und die inneren Wirren trugen das weitere dazu bei, die kirchliche Autorität fast völlig zu vernichten. So hatte der machtvolle Kaiser leichtes Spiel. Er beugte Rom unter den Willen der weltlichen Macht und brachte die Thronfolge in einer Weise zur Entscheidung, die wenigstens vorläufig jeden Widerspruch ausschloß. In dem unbestrittenen Besitz der universalen Stellung eines Kaisers des Abendlandes ereilte den tatkräftigen Herrscher der Tod (7. Mai 973) und damit trat der entscheidende Augenblick ein, ob die erreichte Machtfülle an Deutschlands Geschicke geknüpft bleiben sollte oder nicht.

Zwar Otto II., des Verstorbenen Sohn, obwohl erst 19 Jahre alt, als er die ungeheuere Aufgabe übernahm, das Geschaffene zu erhalten, schien kein Unberufener zu sein. Begabter als der Vater, aber ohne dessen sorglicher, auf das Praktische gerichteten Unermüdlichkeit, mehr von dem äußeren Glanz der ererbten Machtstellung beeinflußt, geist- und temperamentvoll, ließ sich mehr von seinem Feuereifer, als von jenen nüchternen Erwägungen leiten, die im Wesen der wahren Staatskunst begründet sind. In der Tat begann das Reich alsbald in allen Fugen zu krachen. In Italien geschlagen, büßte Otto dort alle Autorität ein und auch an den Reichsgrenzen erhoben die alten Feinde ihre Häupter. Das Gefüge des Einheitsstaates war sonach nicht von jener Festigkeit, welche eine zukunftssichere Imperatorenpolitik gewährleistet hätte. Inmitten dieser Erschütterungen starb Otto und hinterließ das wankende Reich seinem erst drei Jahre alten Sohne Otto.

Als Otto III. die Herrschaft antritt, zeigte es sich sofort, daß der Feuergeist der Ottone noch nicht verflackert war. Das alte Verhängnis treibt mit dem intensivem Drange einer Naturmacht den jugendlichen Kaiser nach Italien, wo es ihm auf Grund von verwandtschaftlichen Beziehungen gelingt, die päpstliche Macht sich völlig zu unterordnen. Aber auch das war nicht von Dauer. Ottos Großmachtsträume standen in nichts denjenigen seines Vaters und Großvaters zurück, ja sie nahmen geradezu phantastische Formen an. Niemals aber war die politische Romantik schlechter angebracht, als in einer Zeit, wo jeder Druck auf das Papsttum über kurz oder lang zu einer kraftvollen Reaktion führen mußte. So war es auch diesmal. Gregor V. und Sylvester II., die sich gezwungener Weise unter Otto gebeugt hatten, waren nicht die Männer, diesen Stand der Dinge bestehen zu lassen. Polen wurde ein unabhängiges Königtum und an der Donau erstand ein selbständiges Reich, dessen Fürst Waik sich mit seinem Volke zum Christentum bekehrt und in der Taufe den Namen Stephan angenommen hatte (1001).

Otto III. war erst 22 Jahre alt, als er das Zeitliche segnete. Das Phantasma eines deutschen Weltreiches verlor rasch seinen Glanz. Die Kaiser aus dem Geschlechte der Salier, gleichfalls ausgezeichnet durch persönliche Eigenschaften und unermüdlich in der Erreichung weitgesteckter Ziele, welche (nach einer kurzen Übergangszeit unter Heinrich II.) das Erbe der Ottone übernommen hatten, konnten der Natur der Sache nach nur die gleichen Pfade wandeln. Mit kräftiger Hand festigt Konrad den Einheitsstaat und verabsäumt nebenbei nicht, dem



Kaiser Otto III. Huldigung der Nationen des Reiches. Von links nach rechts: Sclauinia, Germania, Gallia, Roma. (Kgl. Bibliothek zu München.)

Papsttum gegenüber die Kaiserwürde mit Nachdruck zur Geltung zu bringen. Sein Sohn Heinrich vervollständigt die Herabdrückung der päpstlichen Macht, aber von der nationalen Politik, welche Konrad so energisch geübt hatte, schwenkte sein Sohn wieder auf die Universalpolitik hinüber, ohne die festen Grundlagen hierzu im Reiche selbst zu schaffen.

Daran und an dem Umstande, daß das Lehenswesen die Quelle des in seiner Widerhaarigkeit nie völlig niederzudrückenden Partikularismus war, mußten alle weiteren Träumereien von einer abendländischen Universalmonarchie unter deutschem Zepter scheitern. Wo nichts als Gegensätze aufeinanderprallen und schließlich auch den Machtvollen die Kraft abhanden kommt, in allen Lagen des Widerstreites der persönlichen und staatlichen Interessen Herr zu werden, muß früher oder später die Katastrophe eintreten. Im heiligen römischen Reiche deutscher Nation kennzeichnet diesen Zerfall das Hervortreten einer kraftvollen Persönlichkeit im gegnerischen Lager, jenes Mönches Hildebrand, der als Papst Gregor VII. die deutsche Kaiserwürde in den Staub treten sollte.

Vorbereitet wurde dieser beklagenswerte Zustand der Dinge durch die Erschütterungen, welche das Deutsche Reich schon bei dem Ableben Heinrichs III. durchzumachen hatte. Der Erbe der Krone — nachmals Heinrich IV. — war zu diesem Zeitpunkte erst fünf Jahre alt. Seine Mutter führte die Regentschaft, aber die hohe Geistlichkeit fand Mittel, ihr dies Amt aus der Hand zu winden. Jede Regentschaft mußte in solchen bewegten Zeiten von schweren Folgen für die innere Gestaltung der Reichsangelegenheiten werden. Während Heinrich unter bösen Einflüssen heranwuchs, die Fürsten die Schwäche der Regentschaft dazu benützten, auf die Festigung ihrer Macht, wenn nicht völligen Unab-

hängigkeit, bedacht zu sein, raffte sich das politisch zu völliger Ohnmacht herabgedrückte Papsttum zu schier elementarer Kraftäußerung auf.

Fassen wir uns kurz über die Dinge, die sich an Kaiser Heinrich IV. knüpfen. Am 29. Juni 1073 bestieg der fanatische Mönch Hildebrand als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl. Er war der Mann, den Gedanken zu verwirklichen, aus der schwankenden Stellung eines Oberhauptes der Kirche zum Herrn der Welt sich aufzuwerfen. Der Weg dahin war ja schon seit geraumer Zeit vorbereitet durch das Verhältnis zu den abendländischen Kaisern. Ein weiterer Schritt war die Lossagung von Byzanz. Am 16. Juli 1054 hatte Papst Leo IX. den Bannfluch auf den Altar der Sophienkirche zu Konstantinopel niederlegen lassen, was der Patriarch Michael Cärularius mit der gleichen Maßregel gegen die westliche Kirche beantwortete.

Auf dem Wege zur kirchlichen Selbstherrlichkeit bezeichnen die Maßnahmen Gregors VII. die weiteren Etappen: Abschaffung der »Simonie« (Pfründenkauf) und »Investitur« (Belehnung der geistlichen Würdenträger durch die Landesfürsten mit Ring und Stab).[1]) Heinrich glaubte den

---

[1]) Das Streben nach einer legalen Freiheit des Papsttums innerhalb der kirchlichen Angelegenheiten reicht mehrere Jahrhunderte über Gregor VII. zurück. Eine formale Grundlage erhielt dieses Streben schon im 9. Jahrhundert durch die als alt und echt ausgegebenen, in Wahrheit aber unterschobenen sogenannten »Isidorischen Dekretalen«. Kraft dieser Satzungen sollte dem Papste nicht nur das höchste Richteramt über den Klerus in allen Ländern zustehen, sondern letzterer überhaupt der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen werden. Als in der Folge die Spaltung zwischen weltlicher und geistlicher Macht sich verschärfte, hatte es vorübergehend den Anschein, als ob die Kirche Mittel und Wege gefunden habe, ihre erhabene Aufgabe: den Schwachen zu schützen, Willkür, Gewalt und Blutvergießen zu verhüten und die Launen der Machthaber, welche Recht und Gesetz verhöhnten, unschädlich zu machen, indem sie im apostolischen Sinne wirkte. Es ist klar, daß auf diesem Wege in jener rauhen Zeit, wo der Arm des Stärkeren über das milde Wort der Menschenliebe den Sieg davontrug, nichts zu erreichen war. Erst auf diesen Mißerfolg gestützt, ging das Streben der Kirche dahin, durch Festigung ihrer Stellung sich jene Autorität zu erringen, die geeignet sein sollte, selbst den Mächtigsten zum Gehorsam zu zwingen. Aber der folgerichtige Gedanke, durch die Gloriole der Hoheit den starren Trotz zu brechen, wurde von den Vertretern der Kirche selbst vereitelt. Denn eine ganze Reihe von Päpsten führte ein höchst anstoßerregendes Leben und untergrub ihr Ansehen weit und breit. Unter solchen Umständen konnte die angestrebte Autorität und der Glanz der »Hoheit« den maßgebenden weltlichen Faktoren unmöglich imponieren. — Gregor VII. setzte also dort ein, wo seine Vorgänger das Konzept verdorben hatten. Simonie und Investitur mußten, wenn deren Beseitigung gelang, den Weg zur Selbstherrlichkeit kräftig anbahnen. Ob es aber dem Ansehen und der Moral der Geistlichkeit frommte, als Gregor zu diesen Faktoren einer durchgreifenden Reform, noch einen dritten, den Zölibat, hinzufügte, wird niemand behaupten können. Die Abschaffung der Priesterehe war ein Gewaltakt ohne gleichen. Mag Gregor immerhin aus innerer Überzeugung gehandelt haben, indem er an der Vorstellung festhielt, durch den Zölibat würde das Band, das die Geistlichkeit an die profane Welt knüpfte, zerrissen und deren Leben ganz in geistlichen Aufgaben aufgehen, so war die Maßregel in ihrer kategorischen Form gleichwohl eine solche, die der Humanität ins Gesicht schlug. Die gewaltsame Trennung der Ehepaare führte zu den erschütterndsten Szenen. Der Widerstand war so groß, daß fast die gesamte Priesterschaft den Gehorsam verweigerte. Die Suffraganbischöfe der Erzdiözese Mainz empörten sich auf der Synode zu Erfurt (1074) und bezeichneten den Papst als einen »gefährlichen Menschen«, dem sie den Gehorsam verweigern müßten. Der Mönch Lambert von Hersfeld nennt vollends den Papst einen »Ketzer«, seine Maßregel »unsinnig«. Gleichwohl fruchtete das alles nichts. Der Mann, der erklärt hatte, er sei befugt, Kaiser abzusetzen und Untertanen von der Pflicht gegen abtrünnige Fürsten zu entbinden, der sich sogar den Gebrauch der kaiserlichen Insignien anmaßte und das Verlangen stellte, daß alle Fürsten seine Füße zu küssen hätten — eine



Kaiser Friedrich IV. vor der Markgräfin Mathilde von Tuskien kniend. (Nach einer gleichzeitigen Darstellung.)

Streich durch Dekretierung der Absetzung des Papstes parieren zu können. Aber dieser antwortete mit dem Bannfluche. Seine Wirksamkeit hing davon ab, wie sich die deutschen Fürsten dazu verhalten würden. Welche Aussicht im Sinne einer Befreiung von allen das nationale Leben beengenden Fesseln, wenn die Fürsten zu Heinrich hielten! Aber der glorreiche deutsche Partikularismus dachte anders. An Stelle des nationalen Selbstgefühles entschied der engherzige Egoismus über Deutschlands Ruhm und Größe. Die Fürsten billigten die Maßnahme des Papstes. Heinrich, vor die Wahl gestellt, entweder den Kampf auf Leben und Tod zu wagen, oder durch Lösung des Bannfluches der Gegnerschaft im eigenen Lande loszuwerden, wählte das letztere.

So kam es zu dem hochdramatischen Knalleffekt, der an dem Namen »Canossa« hängt. Die Tragik blieb auch sonst dem vierten Heinrich nicht erspart. Wohl nahm dieser hochgesinnte, durch manche tüchtige Eigenschaft ausgezeichnete Mann noch einmal einen kraftvollen Anlauf gegen Rom, dessen Folge die Flucht seines starrsinnigen Gegners nach Salerno (mit den verbündeten Normannen, welche das von den Deutschen verlassene Rom furchtbar heimsuchten), wo er bald darauf starb. In Deutschland aber fand der Kaiser nur vorübergehend Unterstützung seitens der Fürsten. Tragisch, wie die wichtigsten Lebensabschnitte dieses Kaisers, war auch dessen Ende. Durch Verrat und Treulosigkeit seines eigenen Sohnes — des nachmaligen Kaisers Heinrich V. — ward er zur Abdankung gezwungen und starb bald darauf

---

solche Gewaltnatur konnte selbstverständlich nicht darüber in Verlegenheit geraten, wie er mit der rebellierenden Geistlichkeit fertig würde.

Der fünfte Heinrich ist der letzte der fränkischen Könige. Auch er fand erst nach hartnäckigen Kämpfen (Investiturstreit) seinen Frieden mit dem Papste, der im sogenannten »Wormser Konkordat« zum Ausdrucke kam. Der Kaiser hatte allerdings nur halb nachgegeben und nicht ohne Geschick der Überhebung der Kurie einen Riegel vorgeschoben. Aber die Zeiten waren andere geworden. Durch die Kreuzzüge, die den stärksten Ausfluß geistlicher Macht darstellen, war der Einfluß des Papsttums auf seine beherrschende Höhe gelangt. Es nützte nichts, daß die neuen Beherrscher Deutschlands, die Hohenstaufen, gegen diese Machtstellung Einspruch erhoben und mit größtem Nachdruck den Reichsgedanken wieder aufnahmen. Friedrich I. (»Rotbart«), eine der kraftvollsten Heldengestalten des Mittelalters, war gezwungen, sechsmal nach Italien zu ziehen, um endlich (nach dem Tode seines Gegners Urban III.) zu einem Ausgleiche mit der Kurie zu gelangen. Und Friedrich II., dieser hochbegabte Fürst, der allerdings mehr Italiener als Deutscher war, mit stark ausgeprägten orientalischen Allüren, konnte den päpstlichen Bann erst abschütteln, als er den wiederholt versprochenen, aber immer wieder hinausgeschobenen Kreuzzug unternahm. Konrad IV., der letzte Staufenkaiser, kämpfte lediglich nur mehr um sein Erbreich in Italien. Konradin endlich, Konrads Sohn, suchte im Kampfe gegen den Papst und den von diesem herbeigerufenen Karl von Anjou das väterliche Erbe in Italien zu gewinnen, ward aber geschlagen, gefangen genommen und mit seinem treuen Freunde Friedrich von Zähringen in Neapel enthauptet (1268).

Schon unter Friedrich II., dessen gewaltige Macht für Deutschland von geringerer Bedeutung war als für Italien, mußten sich die deutschen Fürsten gegen äußere Feinde helfen, so gut sie es vermochten. Die größte Tat war die Abweisung der Mongolen in der Schlacht bei Wahlstadt (1241). Aber auch der 14 Jahre früher über die Dänen errungene Sieg (bei Bornhövede) war eine Kraftäußerung, die man dem deutschen Partikularismus nicht zugemutet hätte. Mit der Freveltat zu Neapel war der letzte Funke der kaiserlichen Weltherrschaftsansprüche ausgetreten. Es war das Werk jener habgierigen Franzosen, welche sich zum ersten Male als Nationalmacht fühlten und demgemäß dem triumphierenden Papste zu verstehen gaben, daß er mit dem neuerwachsenen Prinzipe der Nationalitäten fortan zu rechnen habe. Der Westen ist mächtig erstarkt, im Osten ist die Bildung eines großen Slavenreiches mit Böhmen als Kern im Gange. Mitten zwischen beiden steht Deutschland, im Inneren tief zerrüttet, von außen gefahrdrohend bedrängt.

Erst nach zwanzigjähriger königsloser Zeit (»Interregnum«) wird wieder ein deutscher König erwählt — Rudolf von Habsburg (1273). Als ihn die sieben Kurfürsten auf den Thron riefen, hatte das Böhmenreich Ottokars II. bereits eine Ausdehnung vom Riesengebirge bis zur Adria erreicht. Das Aussterben des Hauses der Babenberger mit Friedrich dem Streitbaren (15. Juni 1246) kam dieser Machtentfaltung sehr zu statten. König Rudolf mußte selbstverständlich die Besitzerwerbungen des Přemysliden als eine Schmälerung des Reichsterritoriums ansehen. Auch gedachte er in diesem Gebiete seine Hausmacht zu gründen.



Rudolf von Habsburg. (Nach der Statuette von Seib.)

Der nun folgende Krieg (1276) fiel zugunsten Rudolfs aus und Ottokar wurde gezwungen, nicht nur die erworbenen Länder herauszugeben, sondern sich auch der Maßnahme zu fügen, daß er seine Erbländer Böhmen und Mähren formell als Lehen aus der Hand des deutschen Reichsoberhauptes erhielt. In diesem Verhältnisse der beiden Herrscher lag der Keim zu weiteren Konflikten. In der Tat brach der Krieg wieder aus. In der Schlacht bei Dürnkrut auf dem Marchfelde fiel die Entscheidung. Ottokar fiel im Kampfe (26. August 1278), an welchem sich auch 40.000 ungarische und kumanische Reiter als Bundesgenossen Rudolfs beteiligten. Dies verdankte Ottokar seiner anmaßenden Politik gegenüber Ungarn, das er sich zum Feinde gemacht hatte.

Rudolf belehnte (1282) seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich und Steiermark, den Grafen Meinhard von Görz-Tirol mit Kärnten, wozu auch noch Krain als Unterpfand kam. Ungeachtet der häufigen Wirren vergrößerten die Habsburger immer mehr und mehr ihre Hausmacht (Tirol 1363, Vorarlberg 1375—1394, Triest 1382), während die Stammgüter in der Schweiz infolge der unglücklichen Schlacht von Sempach (1386), in welcher Herzog Leopold sein Leben ließ, verloren gingen. Im Jahre 1438 bestieg Herzog Albrecht V. den deutschen Königsthron. Maximilian I. (1493—1519) erhob Habsburg-Österreich zu einer europäischen Großmacht und die Verbindung seines Sohnes Philipp mit der spanischen Erbtochter Johanna machte Maximilians Enkel Karl V. (1519—1556) zum gewaltigsten Herrscher des 16. Jahrhunderts, der (nachdem ihm auch die spanischen Besitzungen in Amerika zugefallen waren) mit Recht sich rühmen konnte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe.

* * *

Frankreich.

Eine wesentlich andere Gestaltung im Sinne der staatlichen Konsolidierung als in Deutschland nahmen die Verhältnisse in Frankreich an. Seine Geschichte beginnt mit den Teilungsverträgen von Verdun (843) und Mersen (870). Die Reihe der französischen Karolinger eröffnet Karl der Kahle, eifrig bemüht, der schwierigen Lage Herr zu werden, aber ohne jenes Maß von Tatkraft, welches die Widerhaarigkeit der Vasallen und die Bedrängnis durch die Normannen erforderten. Kein Wunder also, daß unter seinen Nachfolgern das innere Gefüge des Reiches ins Wanken kam und der deutsche König Karl III. (»der Dicke«) die Gelegenheit benützte, das Universalreich wieder auf die Beine zu bringen. Seine Unfähigkeit vereitelte den Plan und nach dessen Beseitigung fristen die Karolinger in Frankreich kaum mehr als eine Scheinexistenz.

Die Erneuerung der Macht geht seltsamerweise aus jenem Vasallentum hervor, das stets redlich bemüht war, die Reichseinheit zu schwächen. Es ist der Adel, aus dessen Mitte heraus das Königtum neue Lebenskraft gewinnt. Ein gewisser Parallelismus mit den deutschen Verhältnissen ist nicht zu verkennen: wie die Pipine hier, so sind es in Frankreich die Grafen von Paris, welche den Einheitsstaat anbahnen. Hier liegen die Dinge insoferne schwieriger, als das Volk eines einheitlichen Gepräges entbehrte: den Franken und Normannen des Nordens stand das gallo-romanische Element des Südens entgegen. Es war dies ein nicht zu unterschätzendes Hindernis gegenüber einer zu begründenden strammen Zentralgewalt.

144 Jahre (843—987) hatten die Karolinger die Geschicke Frankreichs geleitet, als sie durch ein neues Geschlecht ersetzt wurden. Sein Begründer ist Hugo Capet, der Herzog von »Francien« (Isle de France), der mächtigste der Vasallen. Wichtig ist, daß Capets Nachfolger die Erblichkeit ihrer Krone, trotz des heftigen Widerstandes der Großen, durchsetzten. Damit erhielt die Entwicklung Frankreichs von Anbeginn her ein Gepräge, das sich scharf von demjenigen in Deutschland unterschied. Die Erblichkeit der Krone ist das eigentliche Fundament der Monarchie und die Errungenschaft der Capetinger mußte folgerichtig zu einer rasch erstarkenden staatlichen Einheit führen, obwohl die Träger dieser Einheit und Macht weit unter der Bedeutung der deutschen Geschlechter der Sachsen, Salier und Hohenstaufen standen.

Diesem Sachverhalte entspricht die Ordnung der Dinge, wie sie sich unter den Capetingern (987—1328) entwickelte. Der König war lediglich der *Primus inter pares;* die eigentliche Macht lag in den Händen des Lehensadels, dessen Territorialbesitz den des Landesherrn weit übertraf und der sich völlig unabhängig von der Krone gemacht hatte (Burgund, Aquitanien, Flandern, die Normandie usw.). So verblieb dem König kaum mehr als eine gewisse moralische Macht über seine großen Vasallen. Dazu kommt, daß der König von England als französischer Kronvasall über einen bei weitem größeren Territorialbesitz verfügte, als das französische Staatsoberhaupt. Ein solcher Stand der Dinge mußte sich auf die Dauer als unhaltbar erweisen. Zunächst freilich war die



Karl der Kahle. Überreichung der Bibel durch Vivianus. (Pariser Nationalbibliothek.)

Krone noch nicht mächtig genug, die beengenden Fesseln zu brechen. Im Gegensatze zu den Verhältnissen in Deutschland bot aber die mehr

einheitliche Kulturentwicklung auf Grundlage der ererbten römischen Formen eine gewisse Gewähr einer Festigung und nationalen Einheitlichkeit. Als Vorbedingung zur Konsolidierung des Franzosentums war weiter nichts notwendig als eine starke Hand.

Schon die kraftvollen Könige Ludwig VII. und VIII. griffen durch glückliche Maßnahmen in der Verwaltung außerordentlich fördernd ein. Ein leises Freiheitsgefühl begann sich im französischen Volkstum zu regen. Nun war der Zeitpunkt gekommen, den Kampf mit den Vasallen aufzunehmen. An dem Wendepunkte zu Frankreichs nationaler Erstarkung steht Philipp II. August, einer der tüchtigsten Fürsten der Franzosen. Auf starker staatlich-nationaler Grundlage fußend, konnte es dem König nicht schwer fallen, den weltlichen Ansprüchen des Papsttums mit Nachdruck entgegenzutreten, was indes nicht verschlug, von Fall zu Fall dem ersteren sich dienstbar zu erweisen. Beweis dessen die Ausrottung der ketzerischen Albigenser, wobei Frankreich allerdings den Gewinn einzog, seinen Territorialbesitz bis ans Mittelmeer auszudehnen.[1])

Die starke Beteiligung der Franzosen an den Kreuzzügen brachte Leben und frischen Geist in das Volk: Faktoren, die durch das selbstbewußte Auftreten der Krone gegenüber der römischen Kurie eher Förderung als Hemmung fanden. Rasch begannen die Städte aufzublühen, es

---

[1]) Das südliche Frankreich war im 12. Jahrhundert in bezug auf die Entfaltung geistigen Lebens den meisten Ländern Europas voraus. Aus einer üppigen, heiteren und sorglosen Lebensführung entsproß die wundersame Blüte einer Liebeslyrik, die in Verbindung mit galantem Frauendienst dem damaligen Wesen der ritterlichen Welt entsprach und zersetzend in die christlichen Anschauungen eingriff. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete betätigten sich bemerkenswerte Bestrebungen. Auf solchem Boden mochte die Auflehnung gegen die Allmacht der Kirche und deren keineswegs immer würdigen Vertreter immer selbstbewußter hervortreten. Aus diesen Verhältnissen heraus erwuchs seit Beginn des 12. Jahrhunderts die Sekte der Albigenser (Waldenser) — so genannt nach dem Stifter Peter Valdus und nach dem Ursprungsgebiete, der Landschaft Albignois — deren Streben dahinging, eine Besserung der Kirchenzucht herbeizuführen. Da aber die Sekte auch auf das dogmatische Gebiet übergriff und zahlreiche neue Glaubenssätze aufstellte, kam sie in Konflikt mit dem Papsttum. Nach vorangegangenen nutzlosen Plänkeleien raffte sich der energische Innocenz III. auf und predigte den Kreuzzug gegen die Ketzer. Die nun folgenden mörderischen Kämpfe leitete der fanatische Zisterzienser Arnold von Citeaux ein. An der Spitze eines zuchtlosen, raub- und mordgierigen Gesindels verwüstete er die Ländereien des mächtigen Grafen von Toulouse, der vergeblich eine Verständigung suchte. Alsdann schritt der eigentliche Generalissimus dieses Ketzerkrieges, der Graf Simon von Montfort, ein. Diesem aber scheint es, trotz seiner fanatischen Wildheit, weniger um die Ketzer, als vielmehr um das Besitztum des Grafen von Toulouse zu tun gewesen zu sein. So usurpierte er denn das Land, während gleichzeitig der Abt Arnold zum Erzbischof von Narbonne erhoben wurde (1212). Mit geringen Streitkräften schlug Montfort das weit überlegene Heer der Waldenser und der ihnen verbündeten Arragonesen bei Muret (1213) und ließ sich hierauf die Grafschaft Toulouse durch ein Konzil zusprechen. Aber schon nach fünf Jahren gelang es dem früheren Landesherrn, seinen Besitz wieder zurückzuerobern, wobei Montfort das Leben verlor. Nun ruhte einige Zeit die Ketzerfrage, bis Philipp August sich in sie einmengte — hauptsächlich deshalb, weil England die Waldenser unterstützte — und nun wurde der eigentliche Ausrottungskrieg in Szene gesetzt. Aber erst unter Ludwig IX. wurde der vernichtende Schlag geführt (1229). Die Folge dieses Ereignisses war die Begründung des furchtbaren Inquisitionsgerichtes, das fortan durch Jahrhunderte mit Folter und Feuertod dem Glauben Geltung zu verschaffen bemüht war, unterstützt von den greulichen Hexenprozessen: Verirrungen des menschlichen Genius, die eindringlicher als irgend etwas die Tatsache erhärten, daß die kirchliche Gewalt in verbrecherischen Händen ganzen Kulturperioden das Lebenslicht auszublasen vermag.



Krönung Ludwigs des Bayern in der Peterskirche zu Rom durch den Bischof von Arezzo, Guido Tarlati. (Relief vom Grabdenkmal des Bischofs im Dome zu Arezzo.)

entwickelte sich ein reges fleißiges Bürgertum, alle frühere Engherzigkeit und die Schäden einer egoistischen Vasallenherrschaft waren glücklich überwunden. Wie sehr bereits die volle Autorität der Krone gewährleistet war, beweist Philipp Augusts Einschreiten gegenüber dem Templer-Orden, der durch seinen ungeheuren Reichtum zu einem Staat im Staate geworden war. Allerdings bildet die Begründung zu dem scheußlichen Massenmorde — die angebliche Ketzerei des Ordens — hinter der sich Habsucht und brutale Gewalt verbargen, einen Schandfleck am Charakter des größten der Capetinger.

Das leidige Verhältnis Frankreichs zum Papsttum, wie es sich im 13. und 14. Jahrhundert herausgebildet hatte, läßt sich wohl auf den Umstand zurückführen, daß ersteres lediglich nationale Interessen vertrat, im Gegensatze zu den universalen Ansprüchen des deutschen Königtums. Allerdings setzte Frankreich den Weltherrschaftsträumen Roms, wie sie von Zeit zu Zeit in der Person des einen oder anderen kraftvollen Papstes in den Vordergrund der internationalen Politik traten, entschiedenen Widerspruch entgegen. Da aber, wie gesagt, Frankreich selbst solchen ausschweifenden Machtgelüsten nicht nachhing, mußte es den Päpsten klar werden, daß von dieser Seite eine Bedrohung ihrer Autorität nicht zu befürchten sei.[1])

[1]) Immerhin sollte die Sache nicht so glatt verlaufen. Wenn es auch Frankreich geglückt war, die weltliche Staatsidee zur herrschenden zu machen, wirkten gleichwohl hierarchische Einflüsse fort, was ja im Wesen der erstarkten päpstlichen Macht lag. Es brauchte nur ein tatkräftiger Vertreter der letzteren auf die Schaubühne zu treten und der Kampf zwischen beiden Gewalten mußte aufs neue entbrennen. Daß die Gregor und Innocenz kaum vereinzelte Erscheinungen bleiben würden, bezeugte Bonifatius VIII., der die von seinen Vorgängern gegen Deutschland angewandten Praktiken auch auf Frankreich zu übertragen gedachte. Vielleicht hätte Philipp der Schöne, auf sich gestellt, den Vorstoß der Kurie nicht ohne weiteres abweisen können. Aber in Frank-

Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte Frankreichs bezeichnet sein Verhältnis zu England. Mit dem Erlöschen des Hauses der Capetinger trat das Inselreich mit Erbansprüchen hervor, die von den neuen Trägern der Macht in Frankreich, dem Hause Valois (1328—1589) energisch abgewiesen wurden. Die endgültige Auseinandersetzung der beiden Nationalitäten über die ihnen von der Natur zugewiesenen Gebiete war unvermeidlich. So kam es zu jenem hundertjährigen Kriege zwischen beiden Völkern, in welchem Frankreich eine innere Zerrüttung und eine Machteinbuße nach außen erlitt, wie niemals späterhin. Nach der Schlacht von Crecy (1346) hatte es den Anschein, als ob alle Errungenschaften der Capetinger verloren gehen sollten.

Leider zeigten sich die Könige der neuen Dynastie in keiner Weise gewachsen. Zu den fortgesetzten opferreichen Kriegen gesellten sich innere Unruhen, zu deren Niederwerfung es eines starken Armes bedurft hätte. Um das Unheil zu krönen errang Heinrich V. von England in der Schlacht von Azincourt (1415) über den geistesschwachen Karl VI. einen entscheidenden Sieg, der zu jenem verhängnisvollen Vertrage führte, kraft welchem Heinrich zum Erben Frankreichs wurde. Nach dem Ableben der beiden Herrscher flammte die Kriegsfackel wieder auf, doch sollte ein unvorhergesehenes Ereignis den darniederliegenden Mut der Franzosen mächtig beleben. Die gottbegeisterte Streiterin für Frankreichs nationales Königtum, Jeanne d'Arc, löste den Bann. Mag auch die Tragödie von Rouen einen breiten Schatten über die Errungenschaften werfen, die das erschlaffte französische Volk

---

reich lagen die Verhältnisse wesentlich anders als in Deutschland. Dort scharten sich der Adel und das Volk um den Fürsten und das Ende des Zwischenfalles war eine völlige Abweisung aller Übergriffe des Papstes auf das Gebiet weltlicher Machtäußerungen. War Bonifaz in diesem Kampfe unterlegen, so erging es seinem Nachfolger, Clemens V., noch schlimmer. Seine Unterwerfung unter Frankreichs Übergewicht findet ihren Ausdruck in der Verlegung des Sitzes des Papsttums auf französisches Gebiet, nach Avignon (1305), wo er sieben Jahrzente lang verbleiben sollte ... Die politische Bedeutung dieses Sieges bestand vornehmlich darin, daß Frankreich das Papsttum nunmehr ganz nach Belieben gegen Deutschland ausspielen konnte. Es debütierte damit gegen den König Ludwig den Bayer, der nach dem Siege über seinen Gegner, den Habsburger Friedrich den Schönen bei Mühldorf (28. September 1322), sich mit dem Papste auseinanderzusetzen hatte. Unerwarteter Weise war in den Deutschen etwas erwacht, was zu anderen Zeiten unberechenbare Aussichten eröffnet hätte: ein lebendiges Nationalgefühl, das den Weg zu eigenem Machtbewußtsein wies. Im Kurverein zu Rhense erklärten die deutschen Fürsten, daß von nun ab jeder rechtmäßig erwählte deutsche König auch die kaiserliche Würde erhalten und die derselben zufallenden Herrscherrechte auszuüben habe, ohne Inanspruchnahme irgend einer anderen Autorität zur Anerkennung dieses Aktes absoluter Selbstbestimmung. Leider war dieses tatkräftige Aufraffen nur ein Schlag in die Luft. Noch bei Lebzeiten Ludwigs wandten sich die Deutschen von ihrem König ab und erwählten den Luxemburger Karl, Sohn und Erben des Königs Johann von Böhmen. Als Kaiser Karl IV. erfüllte der Luxemburger die Hoffnungen der Deutschen nicht, da er vorwiegend auf die Stärkung seiner Hausmacht bedacht war. Die berühmte »Goldene Bulle« (25. Dezember 1356), welche der Reichseinheit durch Regelung der Königswahl den staatsrechtlichen Kitt geben sollte, war kaum mehr als ein formales Zeichen dieser Einheit. Anderseits fand das Papsttum dadurch, daß seit 1376 zwar Gregor XI. wieder in Rom residierte, nach seinem Tode aber seinem Nachfolger Urban VI. von Frankreich Clemens VII. mit dem Sitze in Avignon entgegengestellt wurde, erhebliche Schwächung. Später gab es sogar drei Päpste. Erst durch das Konzil von Konstanz (1415) errangen Papst und Kirche mit Martin V. wieder ihre alte Stellung.

der Gottesstreiterin verdankte, so bezeichnet ihr Opfertod gleichwohl einen Wendepunkt in den weiteren Schicksalen des Landes. Es erstarkt mehr und mehr, während Englands Übergewicht in gleichem Maße schwindet. Im Jahre 1483 ist ganz Frankreich französischer Kronbesitz und Englands Banner weht nur mehr auf den Wällen von Calais.

Nun ging es rasch an die Neugestaltung des Reiches. Zunächst wird durch die »Pragmatische Sanktion« das Verhältnis zur römischen Kirche im Sinne des nationalen Königtums geregelt. Alsdann schafft Ludwig XI. mit nie versagender Willenskraft Ordnung im Inneren. Zugleich macht sich eine mächtige Expansionskraft nach außen geltend. Unter Ludwig, sodann unter dem kriegerischen Karl VIII. beginnt der Kampf gegen das Haus Habsburg, der rund 250 Jahre in Anspruch nimmt. Es ist ein gewaltiges Ringen zweier Völker, ein Ringen, in welchem Frankreich sich auf eine unbeschränkte Königsherrschaft stützt, sein Volk immer wieder nach Ruhmestaten dürstet.

* * *

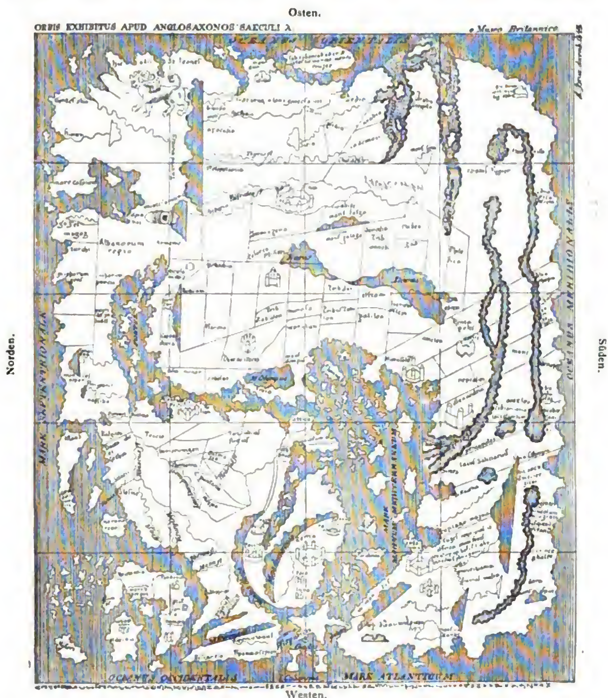
Dänemark. — Skandinavien. — England.

Das germanische Nordland — Dänemark und Skandinavien — war in den Jahrhunderten der mitteleuropäischen Staatenbildungen an diesen selbst insoferne beteiligt, als es zu einer Ausfallspforte der Nordvölker sich gestaltete. Dort hausten, unberührt von den Wandlungen außerhalb ihres Gesichtskreises, noch jene kraftvollen Germanen, welche die Eigenart der Rasse sich erhalten hatten. Dort herrschten noch die alten Götter, jagte Thor mit seinem Ziegengespann über den schweren Wolken und die Blitze, die er schleuderte, waren von anderer Art als jene der päpstlichen Bannflüche. Die »Berserker« hatten die altgermanische Kampfwut lebendig erhalten. Alle diese zahlreichen »Heerkönige« und »Seekönige« waren im Grunde nichts anderes, als in eine höhere Rangsklasse aufgestiegene Häuptlinge, wie sie vor Jahrhunderten gegen Cäsar und Drusus, Tiberius und Germanicus fochten.

Neben den Königen ragen Edle (Jarle) hervor, aber die eigentlichen Herrscher sind die Freibauern (Bonde). Die widerhaarigsten der ersteren stehen trotzig beiseite und fügen sich keiner Autorität. Das ist das ganz echte, wild pulsende Germanenblut der Vorzeit. Mit der Zeit wird es dem tatendurstigen Volke zwischen den finsteren Fjorden zu enge und so wählt es das Meer zu seinem Tummelplatze. Allenthalben schwärmen die kleinen, mit Kupfer und Eisen beschlagenen Ruderschiffe in die Ferne und der Name »Wikinger« wird zum Schreckrufe der Küstenbewohner der Nordsee. Aber nicht der Drang nach Abenteuern an sich lockt sie ins Weite. In Norwegen unterwirft sich Harald Haarfagr alle seine Mitkönige, etwa 30 an der Zahl, und seine Willkürherrschaft gibt den Anlaß zu den großen Normannenzügen.

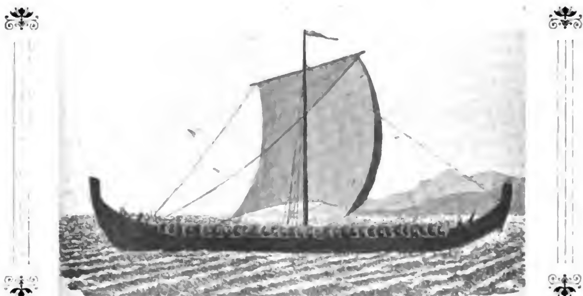
In der vordersten Reihe dieser germanischen Seehelden steht Gagarhrolf (oder Rollo), der sich in der Normandie festsetzt und vom französischen König Anerkennung erzwingt (911), während die Dänen noch viel früher in England, wo die Angeln alles Römische mit Stumpf

und Stiel ausgerottet hatten, sich heimisch einrichten. Aber Alfred, Ethelwolfs jüngster Sohn, zubenannt »der Große«, eine jener bedeutenden Gestalten, die aus den Wirrnissen der Zeit um Kopfeslänge



Angelsächsische Weltkarte des 10. Jahrhunderts. Aufbewahrt im Britischen Museum. (Aus J. Lelewels Géographie du moyen âge. ²/₃ Größe.)

hervorragen, unterbindet die Invasion. Alfred (871—901) ist keine Gestalt des Heldenliedes, kein Gefeierter der nordischen Sage, aber ein tüchtiger Organisator. Er begründet das Gerichtswesen nach altdeutschen Satzungen, schafft eine Reichsversammlung (Witena genannt) und regelt die sozialen Verhältnisse. Hochadelige, Edelleute, »Freie Sachsen« und



Wikingerschiff. (Nach dem Gobelin von Bayeux, angeblich von Mathilde, Gattin Wilhelm des Eroberers, gestickt. Original 70 Meter lang, 1/2 Meter breit, die Eroberung Englands vorstellend.)

Hörige bilden die Abstufungen des Volkes. Das Land wird in Grafschaften eingeteilt, denen Aldermen vorstehen.

Seinen Ruhm verdankt Alfred d. Gr. weniger seinen Schlachten und Gefechten, deren er 56 beigewohnt haben soll, sondern seinen bewundernswerten Eigenschaften als Regent und seinem Bildungsdrang. Im 36. Lebensjahre stehend, lernt er die lateinische Sprache und verfaßt Werke, zieht Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Handwerker an sich und kennt keinen brennenderen Wunsch, als den, daß mindestens jeder Freie lesen und schreiben lerne. Man muß sich vergegenwärtigen, was dies für jene Zeit zu bedeuten hat. In bezug auf Aufklärung und Volksliebe, Charakterfestigkeit und Worttreue steht Alfred entschieden über Karl d. Gr. Wäre er nicht auf einer Insel, sondern auf dem europäischen Festlande zur Macht gelangt, so hätte man gewiß mehr, als von jener großen Entscheidungsschlacht bei Eddington (878) gehört, in der die Dänen zu Paaren getrieben wurden.

Aber sie kamen wieder. Anlaß hierzu gaben die Verhältnisse in den Nordländern. Hier schlugen sich Dänen, Schweden und Norweger nach gut germanischer Art die Köpfe ein und die Königskronen flogen hinüber und herüber. Erich von Schweden vertreibt den König Swen von Dänemark, dieser verbindet sich mit dem Norweger Olaf Tryggvason und rüstet eine mächtige Korsarenflotte aus, mit der er den König Ethelred von England bedroht. Da stirbt Erich und Swen wird wieder Herr in Dänemark. Er ist jetzt tadelloser »Seekönig«, das heißt Pirat mit dem Nimbus der Legitimität, und bringt es als solcher in Kürze zustande, Herr in England zu werden. Nach seinem Tode wird dessen Sohn Kanut Beherrscher der englischen Insel und erobert zugleich das unter Olaf dem Heiligen selbständig gewordene Norwegen zurück (1030).

In Kanut tritt uns abermals eine machtvolle, weit ausblickende Gestalt dieser wechselvollen Zeit entgegen. Als eifriger Förderer des

Christentums ist er zugleich ein Bahnbrecher der Kultur. Vornehmlich England wird von ihm bevorzugt und das Volk erkennt in ihm einen hochherzigen, verehrungswürdigen Fürsten. Auf nichts Geringeres bedacht, als die durch die See auseinandergerissenen Bestandteile seines Reiches — Dänemark, Norwegen und England — zu einem homogenen Staatengebilde zusammenzuschweißen, ereilt ihn der Tod und das Reich zerfällt wieder in drei Herrschaftsgebiete. Harald ist der Erbe der Krone von England und unter seinem Nachfolger — gleichfalls einem Harald, dem Oheim jenes schwedischen König Magnus, der sich 1039 Dänemarks wieder bemächtigt hatte — wird Englands Schicksal besiegelt. Der Herzog der Normandie, Wilhelm II. — Sohn Roberts II., mit dem Beinamen »der Teufel« — macht nach dem Ableben des Königs von England, Eduard III., des »Bekenners«, Ansprüche auf die Erbfolge. Aber die Engländer haben Eile, Harald auf den Thron zu setzen und so bleibt nichts übrig, als die Entscheidung dem Schwerte zu überantworten. Alliierte aus allen Weltgegenden sollten das Unternehmen stützen. Nach vorangegangenen heißen Kämpfen im Innern des Landes setzt sich Wilhelm mit seinen Normannen an der englischen Südküste bei Hastings fest, wo nach hartnäckigem Ringen Harald fällt und sein Heer in die Wälder sich zerstreut (14. Oktober 1066).

Die Sage erzählt von der schönen Gräfin Mathilde, der Gattin Wilhelms, die für ihren Gemahl ein Waffenkleid stickte, dasselbe, das er in der Schlacht bei Hastings trug, in welcher Harald, der letzte Sachsenkönig, den Heldentod fand. Es heißt, Mathilde habe Harald mehr im Herzen getragen als ihren Gatten. Sie habe ihm dies auch gelegentlich eines früheren Besuches zu erkennen gegeben. Doch der Held sei unempfindlich geblieben gegen die Reize des Weibes desjenigen, der seinem Volke ein Todfeind war. Vor Harald flatterte in der letzten Schlacht ein ebenfalls von Frauenhand gesticktes Banner, ein königliches Geschenk seiner bis ins Grab getreuen Liebsten Edith Schwanenhals, die ihr kostbarstes Erbteil, mit Runen verzierte Juwelen, die ihren Ahnen von Wotan selbst gegeben sein sollten, an das Banner befestigt hatte. Als Harald fiel, sank das Banner für immer in den Staub. Edith starb auf der Leiche des Geliebten. Mathilde aber setzte den Fuß auf ihren Nacken und lebte fort — den Tod im Herzen. Und England beugte sich dem Joche der Normannen ...

Vom Flügelschlage dieser Romanze berührt, gedenken wir des Zufallspieles, das auf den verschlungenen Pfaden, welche die Rassenromantik wandelt, sich gefällt. Drei Elemente sind es, welche sich vereinten, um das Volk Englands zu bilden: das altkeltische, das sächsisch-germanische und das nordisch-germanische. Die Mischung war gut, sie war mehr als Edelmetall — ein Erzguß von unverwüstlicher Lebensdauer. Was hier bildlich angedeutet wird, entspricht dem Grundsatze, daß es vornehmlich die Mischvölker (Edelrassen vorausgesetzt) sind, die sich zu einer kraftvollen Eigenart zu entwickeln pflegen, indem sie die Eigenschaften der an dieser Mischung beteiligten Elemente in ein harmonisches Gleichgewicht bringen und damit ihrer Nationalität ein festes Gefüge verleihen. Als ausgeprägtes Kennzeichen tritt vornehmlich das Nationalgefühl hervor. Ihm verdanken die Engländer



Jeanne d'Arc. (Nach dem Gemälde von Onslow Ford.)

ihre weltbeherrschende Stellung, wie sie ihm die Römer verdankten, die erst groß wurden, als sie sich durch Blutmischung verjüngten und kräftigten.

Wilhelm der Eroberer (1066—1087) war nicht vom Holze des großen Adolf. Die Lehensverfassung, die er begründete, führte vielfach zu harter Leibeigenschaft. Dagegen glänzte sein zweitnächster Nachfolger, Heinrich I. (1100—1135), durch die Art, wie er den allenthalben verwilderten Lehensherren durch schwere, das Volk bedrückende Abgaben in die Hände arbeitete. Diese Verhältnisse verschlechterten sich noch während des Thronstreites, der mit dem Übergang der Krone an das Haus Plantagenet (1154) abschloß. Heinrich II., der erste König dieses Hauses, brachte zwar den zuchtlosen Adel wieder zum Gehorsam, unterlag aber anderseits den papistischen Bestrebungen, welche durch Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, einem starrhalsigen Asketen, mit Energie vertreten wurden. Zwar der Erzbischof fiel unter dem Meuchlerdolche (an den Stufen des Altars!), aber die Volkswut, welche infolge dieser unerhörten Bluttat aufflammte, zwang den König, mit Rom ein Abkommen zu treffen, kraft dessen die Unabhängigkeit der Kirche gesichert wurde. Vollends unter päpstliche Gewalt geriet das Land unter dem charakterlosen König Johann (»ohne Land«, 1199—1216), der, mit dem Banne belegt, schließlich zum Kreuze kroch und sein Reich als — Lehen vom Papste nahm.

Die nächste Folge dieser demütigen Vorfallenheiten ist ein Bund der Barone, der dem feigen und tyrannischen König die sogenannte »magna charta« abzwingt (19. Juni 1215), womit die Grundlage der englischen Verfassung geschaffen war. Die wichtigsten Bestimmungen der Magna charta sind: Unabhängigkeit des Klerus, Freihandel, Kontrole der Staatseinnahmen durch eine aus den freien Ständen zu bil-

dende Reichsversammlung (Parlament), Sicherheit der Person und Basierung der Rechtspflege auf die normannischen und angelsächsischen Gewohnheiten. Ein Ausschuß von 25 Männern hat darüber zu wachen, daß die Charte nicht verletzt werde und gegebenenfalls das Volk zum Widerstande aufzurufen. Da der Papst als Oberlehensherr die Bestätigung verweigerte, schreitet Johann mit Waffengewalt gegen die Barone ein, doch erreicht ihn der Tod, bevor er größeres Unheil anrichtet.

Aber die böse Saat sollte bald in volle Halme schießen. In der langen Regierungszeit Heinrich III. (1216—1272) greifen wiederholt anarchische Zustände Platz. Es nützte nichts, daß im sogenannten »tollen Parlament« zu Oxford zwei Ehrgeizige — Graf Simon von Montfort und Leicester — den König zur Anerkennung einer Verfassung zwingen, die aber erst nach blutigen Zwischenfällen im Jahre 1265 eine feste Grundlage erhält: Adel und Klerus, mit dem König an der Spitze, wetteiferten in der Mißachtung der Gesetze, Ausübung brutaler Willkürsakte und Gewalttaten aller Art. Die anarchischen Zustände deckten sich völlig mit dem gleichzeitigen Faustrecht in Deutschland und Frankreich.

Das 14. Jahrhundert bringt Wirren in Fülle: den Krieg mit Schottland und infolgedessen die fortgesetzten Einfälle der Schotten und Iren, die Torheit Eduard III., der sich den Titel eines »Königs von Frankreich« anmaßte und dadurch den Anlaß zu einem hundertjährigen Kriege zwischen beiden Ländern gab, das Auftreten des Irrlehrers John Wicliffe (seit 1360), der öffentliche Unfug der »Gassenprediger«, welche kommunistische Ideen propagierten, schließlich der großartige Bauernaufstand unter Wat Tyler (1387). Unter Richard II. verliert sogar das Parlament seine Machtbefugnisse ... Auch das Haus Lancaster, das mit Heinrich IV. (Bolingbroke) zur Herrschaft gelangt, ändert nichts an den äußeren und inneren Drangsalen des Reiches, nicht einmal der große Sieg Heinrich V. bei Azincourt (25. Okt. 1415). Und als Abschluß dieser langen, wildbewegten Zeit, in der sich zwei Völker zerfleischten, entrollt sich das ergreifende Drama, als deren Heldin Jeanne d'Arc auftritt — eine geschichtliche Erscheinung, in welcher begeisterte Hingebung sich verkörpert zeigt, das Aufflammen eines Ideals inmitten roher materieller Interessen. Der Feuertod der »Jungfrau von Orléans« zu Rouen (30. Mai 1431) ist eines der größten Opfer, das jemals der tiefinnerlichste Patriotismus dargebracht hat.

Die normannische Epopöe, dieses Verrauschen der letzten Wogen der Völkerwanderung, welche noch gestaltend auf Europa einzuwirken vermögen, beschränkt sich nicht auf die Küsten von Nordfrankreich und England. Die aus Schweden kommende Schar des Rurik, Sineus und Truvor setzt sich im nördlichen Rußland fest und unter Ruriks Nachfolger, Oleg, ersteht tief im sarmatischen Gebiet, mit Kiew als Mittelpunkt, ein neues Normannenreich mitten unter Slaven. Die gewaltige Masse der letzteren sollte allerdings die kleine germanische Schar aufsaugen, doch gab sie den unmittelbaren Anlaß zu einer strammeren staatlichen Organisation des noch völlig in asiatischer Barbarei stehenden Landes.

Weit mehr den Charakter einer wirklichen Epopöe mit sagenhaften Anklängen und mit dem Hintergrunde einer großzügigen Natur, trägt das Auftreten der Normannen im äußersten Norden von Europa. Seit Pytheas aus Massilia jenes Nordmeer befahren, also seit zirka anderthalb Jahrtausenden, hatte man von ihm nichts mehr gehört. Was nach Ablauf dieses Zeitabschnittes vor sich ging, kleidete sich in das abenteuerliche Gewand der »Saga«, aus der man nachmals den historischen Kern herausschälte. Nadód und Ingolf, der erste Entdecker und der ihm folgende Eroberer Islands, erscheinen auf der Bildfläche. Es entsteht hier eine normannische Niederlassung auf Basis einer aristokratisch-republikanischen Verfassung (874). Kurze Zeit später sieht Guumbjörn auf einer seiner Irrfahrten die hohen Schneegipfel von Grönland.

Aber erst hundert Jahre nachher (wahrscheinlich um 990) betritt Erik der Rote den Boden der Ultima Thule. Alsdann bedecken sich die »grünen« Ufer des entdeckten Nordlandes mit normannischen Kolonien. Sie verlieren indes die Verbindung mit der Heimat und gehen unter und mit ihnen die näheren Umstände der Entdeckung von Amerika, von der man jahrhundertelang nichts wußte, bis das Studium der »Winlandsaga« den Sachverhalt aufklärte. Der erste Europäer, der das Neuland sah, war Leif. Zu ihm gesellten sich Thorstein und Thorfin Karlsefne und die schöne Gudrid, die nachmals eine Pilgerfahrt nach — Rom unternahm. Welche internationalen Beziehungen setzen diese Reise in einer so entlegenen, von den Nebeln der arktischen Welt umwallten Zeit voraus! Das merkwürdigste aber ist, daß einer der berühmtesten Norweger in älterer Zeit, Snorri Sturluson, dem bekanntlich eine teilweise Verfasserschaft an der »Edda« zugeschrieben wird (vgl. I. Bd., S. 472), ein gebürtiger Amerikaner war: die vorerwähnte Gudrid schenkte ihm in Winland das Leben.[1])

Neben dem äußersten Nordosten und Norden von Europa und dem erst ein halbes Jahrtausend später in den Gesichtskreis des Abendlandes tretenden westlichen »Neuland«, erstreckt sich die Schaubühne des Normannenepos auch auf den äußersten Süden und Südosten Europas aus. Es ist, als ob eine urwüchsige, immer wieder aus sich selbst erwachsende Kraft,

[1]) Die grönländischen Kolonien waren, wie alle Wikingerkolonien, ursprünglich eine Ansiedelung der Malkontenten des Mutterlandes. Erich der Rote war 983 wegen eines Totschlages auf drei Jahre von Island verbannt worden und hatte diese zu Entdeckungsfahrten an der grönländischen Küste benützt. Nach Ablauf der Frist kehrte er heim und sammelte alle unzufriedenen Elemente der Insel zu seinem Kolonisationsversuche Von einer staatlichen Verbindung der grönländischen Kolonien mit Island war keine Rede. Der norwegische Bauer nahm, wohin er auch zog, seine demokratische Gemeindefreiheit mit sich. Ein Hauptgrund des Niederganges der Kultur dieser Länder seit ihrer Unterwerfung unter Norwegen (Island 1261, Grönland 1264) beruhte darauf, daß im 14. Jahrhundert der Handel mit dem Mutterlande zu einem Regale gemacht wurde, das, oft an fremde (hanseatische) Handelskompagnien verpachtet, in seiner rücksichtslosen Handhabung Island und Faröer (diese seit 1035 unter der Lehenshoheit der norwegischen Könige) für Jahrhunderte aus der Reihe der lebenden Staaten ausstrich, der wankenden grönländischen Kolonie aber den Todesstoß versetzte. In letzterem zeigen sich seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die deutlichsten Symptome des Niederganges. Das Treibeis an der Ostküste scheint damals zugenommen zu haben und versperrte die ohnedies schwierige Verbindung mit der Außenwelt. Pestartige Krankheiten dezimierten die Kolonisten und endlich wanderten im 14. bis ins 15. Jahrhundert die Eskimos nach Südgrönland ein und in dem nun folgenden Rassenkampfe siegten die neuen Ankömm-

den ganzen Erdteil umklammern möchte. . . . Im Jahre 1016 waren mehrere normannische Ritter nach Italien gekommen, wo sie, verstärkt durch anhaltende Zuzüge, sich in den Dienst süditalienischer Fürsten stellten. Als bald hierauf die Nordmänner sich darüber erzürnten, daß die Byzantiner ihre Tapferkeit mit schnödem Undank lohnten, ließen sie ihnen das nordische Eisen fühlen und schlugen die morsche Scheinherrschaft in Trümmer. So entstand die Normannenherrschaft in Apulien. Das im Widerstreite der damaligen Weltpolitik zerrissene Unteritalien, erhielt durch germanische Kraft wieder ein festes Gefüge.

Aber auch Unteritalien wurde den abenteuerlustigen Rittern bald zu enge. Vor ihnen lag das blühende Sizilien, wo die arabische Kultur sich zu voller Blüte entwickelt hatte. Solcher Zauber mußte nachhaltig auf die Einbildungskraft der romantisch veranlagten Nordländer einwirken. Aber die Aufgabe war nicht leicht. Erst nach langwierigen, durch anderweitige Aufgaben unterbrochenen Kämpfen, setzten sich die Normannen auf der Insel fest. Zuerst fiel Palermo (1030), dann die Bergfeste Enna im Innern. Die Normannen fanden die arabischen Sitten so einladend, daß sie selber sich ganz und gar darein fügten. . . . Die Epopöe wurde nun zur Romanze. Graf Roger (der Eroberer) bezog die arabische Residenzburg, die arabische Sprache wurde beibehalten, auch die moslimische Zeitrechnung und wie es scheint, nicht minder das Haremsleben. Es ist die alte Erscheinung germanischer Kolonisation: In Nordosteuropa werden aus den Normannen Russen, im äußersten Süden Araber.

Der normannische Besitz in Unteritalien, rings vom Meere bespült, war vorzüglich geeignet zu weiterer Entfaltung der elementaren Expansionskraft des unternehmungslustigen Eroberervolkes. Es wandte jetzt seine Blicke nach Osten. Dort lag Byzanz und sein ausgedehnter Machtbereich war, einladend genug, um an Ort und Stelle nachzusehen. Geplänkelt und gedroht hatten die Normannen schon lange in diesem Meere. Schon um 1075 verheerten sie das südliche Dalmatien, wurden aber diesmal von Venedig abgewiesen. Unter Papst Gregor VII. erhielt der nur vorübergehend schlummernde Tatendrang neue Belebung. Dem ehrgeizigen Kirchenfürsten konnte es nur genehm sein, wenn ein erster Vorstoß nach Byzanz gelang. So fiel die Insel Korfu den Normannen in die Hände. Bohemund — der Märchenprinz jener Zeit —

linge über die geschwächten Normannen. Erst erlag die Westansiedlung ihren Angriffen, alsdann teilte die Ostansiedlung dasselbe Schicksal. Die Höfe wurden verbrannt, die Bewohner erschlagen oder sie erlagen auf der Flucht dem Hunger und der Kälte. Dann gerieht das ferne Land so sehr in Vergessenheit, daß im 16. Jahrhundert sich kein Mensch in Norwegen befindet, der den Weg dorthin fände. Das ist begreiflich, wenn man weiß, daß im Jahre 1484 die Hanseaten in Bergen die letzten 40 Norweger, die den Weg nach Grönland kannten, insgesamt ermorden ließen, um sich eine gefährliche Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Erst im Jahre 1605 gelang es wieder den Weg nach Grönlands Westküste neu zu entdecken. — Die grönländischen Ansiedelungen darf man sich als geschlossene Örtlichkeiten nicht vorstellen; das würde der altgermanischen Art der Siedelungen widersprechen. Jeder Hof stand einzeln und nur die relativ unbedeutende Entfernung der Einzelhöfe voneinander gab dem Ganzen einen gewissen Zusammenschluß, auf dem aber die Bezeichnung »Dorf« nicht zutrifft, sondern die als »Siedelung«, skandinavisch »byyd«. Diese Siedelungen lagen vorwiegend im Innern der Fjorde, wo sich Matten vorfinden, an fischreichen Bächen und Seen, oder in geschützten Seitentälern. Flache Hügel wurden bevorzugt.

machte sich zuerst nach Osten Luft. Sein Vater, Robert Guiscard, folgte ihm nach mit 150 Schiffen und 30.000 Soldaten. Da mengte sich Venedig in den Handel. Mit den Griechen vereint griffen sie die Normannen an, doch diese siegten in drei aufeinanderfolgenden Seeschlachten bei Korfu (November 1084). Bei 10.000 Mann der Gegner waren erschlagen, sieben große Schiffe versenkt worden.[1])

* * *

Burgund.

Als Kaiser Karl der Dicke (Sohn Ludwig des Deutschen) zu seinem ostfränkischen Reiche noch die Herrschaft über Italien (880) und über Westfrankreich (884) errang und solcher Art wieder ein germanisches Weltreich schuf, hatte nur Burgund seine Selbständigkeit bewahrt. Seinen Ursprung führt dieses Gebiet auf jenen ostgermanischen Volksstamm zurück, der von der Warthe zum Main, dann bis Worms — wo er in den Sagenkreis der »Nibelungen« eintritt — vorrückte und von hier, durch Hunnen bedrängt, in das Rheingebiet auswandert (413). Hier folgt die Gründung eines ausgedehnten Reiches, das später (532) dem

[1]) Wir haben vorstehend Bohemund einen »Märchenprinzen« genannt. Er war mehr als das: eine faszinierende Erscheinung, an der sich achilleischer Tatenschwung und altgermanische Art verschwistert zeigten. Nichts bekräftigt diesen Sachverhalt nachdrücklicher, als die Beschreibung, welche die Geschichtsschreiberin und byzantinische Kaiserstochter Anna Komnena von diesem normannischen Helden gibt . . .« Seine Anwesenheit blendete ebenso sehr die Augen, als sein Ruf die Geister staunen machte. An Körpergröße überragte er alle anderen. Er hielt sich etwas nach vorne gebeugt, aber nicht infolge eines Körperfehlers, sondern weil ihm Bescheidenheit in der Jugend diese Gewohnheit gegeben hatte. Sein Körper war blendend weiß, das Gesicht anmutig gerötet, sein Haar strahlte in Goldblond. Seine Augen waren blau und schienen voll von Stolz und Zornesglut. Sein Antlitz hatte etwas Zartes und Bezauberndes, aber seine ungeheuere Gestalt und der Hochmut, der in seinen Blicken flammte, hatten etwas Wildes und Fürchterliches. Selbst sein Lachen erregte Furcht. Bei all dem war er verschlagen und wortgewandt.« . . . Von Robert Guiscard, den Anna Komnena ähnlich schildert, sagt sie: »Wenn Homer uns die Stimme des Achilleus so laut wie den Lärm einer großen Menge rühmt, so hatte Robert sie so überraschend, daß er damit ein ganzes Heer in die Flucht jagen konnte.« . . . Nach derselben Quelle soll sich Robert gerühmt haben, mit einem Fußtritte die Erde zum Zittern zu bringen. Das ist echt germanisches Kraftgefühl. Die griechische Geschichtschreiberin setzt hinzu, daß es damals nichts unter dem Himmel gegeben habe, was durch Tapferkeit und Tatendrang, wie sie in Robert verkörpert waren, überboten hätte werden können . . . Robert führte seine Gattin Sigel-Gaitha mit sich, deren unaussprechlichen Namen die Griechen kurzweg in »Penthesileia« umänderten. Auch sie wird von Anna Komnena als eine außergewöhnliche Erscheinung geschildert. In ihrem Waffenrock sei sie furchtbar anzusehen gewesen und sie habe wie ein Athener gekämpft. Bekannt ist, daß diese Heldin die Schlacht bei Durazzo, die bereits verloren schien, zum Stehen brachte und die Flüchtlinge zur Fortsetzung des Kampfes anfeuerte. . . . Bohemund bleibt auch in Konstantinopel, in Syrien und Palästina die Heldengestalt, wie sie uns aus der Schilderung der Byzantinerin vor Augen tritt. Bemerkenswert aus seinem Leben ist folgender Zwischenfall. Als Bohemund, im Konflikt mit Byzanz, genötigt war, die Regierung von Antiochia seinem Neffen Tancred zu übergeben, ließ er sich totsagen und machte die Überfahrt von Laodikea nach Korfu in einem mit Luftlöchern versehenen — Sarge. Um die Täuschung zu erhöhen, hatte man einen toten Hahn in den Sarg gelegt, der in Verwesung überging und nun einen penetranten Verwesungsgeruch verbreitete. Diese Täuschung war notwendig, weil die Galeere, die den Sarg mit sich führte, jeden Augenblick von einem byzantinischen Schiffe angehalten und nach Kontrebande untersucht werden konnte.



Maximilian I. und Maria von Burgund. (Nach einem Holzschnitte von Hans Burgkmair.)

Frankenreich einverleibt wird und in den nachmaligen Teilungsverträgen stets eine hervorragende Rolle spielt. Seit 884 ein französisches Herzogtum, fällt es 1032 an Kaiser Konrad (den Salier) und bildet fortan eine Art »Pufferstaat« zwischen Frankreich und Deutschland. Die herrschende Dynastie ist eine Seitenlinie der Capetinger, als deren glänzendsten Vertreter Karl der Kühne auftritt. Nach seinem Tode bei Nancy (gegen die vereinigten Franzosen, Österreicher und Schweizer), 1477, fällt der größte Teil des Landes an Kaiser Maximilian I., dem Gatten der Tochter des gefallenen Helden — der schönen Maria von Burgund.

Romanisierte Burgunder waren auch ein Teil jenes Volkes, welches die heutige Schweiz besiedelt hatte. Den Grundstock aber bildeten die Alemanen. Die Einwanderung erfolgte zur Zeit der Völkerwanderung. Zu Beginn des 6. Jahrhunderts dem Frankenreiche untertan, wurde das Gebiet im 9. Jahrhundert zwischen Deutschland und Burgund geteilt, bis es 1032 ganz an Deutschland fiel. Nun verwalteten die Herzoge von Zähringen das Land, die es zu großer Blüte erhoben. Nach dem Aussterben dieses Geschlechtes (1218) entbrannten Streitigkeiten unter den einzelnen Dynasten der sogenannten »freien Landschaften« (Schwyz, Uri, Unterwalden) und den Städten, womit ein fast zweihundertjähriger Kampf um die Freiheit anhub. Es folgt der Bund der drei Urkantone (1291), der durch den Schwur auf dem Rütli (1315) erneuert wird und unmittelbar hierauf das Ringen auf Leben und Tod mit den mächtigen Habsburgern. Der Name »Tell« genügt, um jene Epopöe in Erinnerung zu bringen, die sich an die heißen Schlachten von Morgarten (1315),

Sempach (1386) und Näfels (1388) — in welchen die Österreicher geschlagen wurden, und an jene von Granson und Murten (1476), in welchen Karl der Kühne unterlag, knüpfen. Noch einmal — im sogenannten: »Schwabenkrieg« (1499—1500), den Kaiser Maximilian gegen die Eidgenossen führte — hatten sich diese eines mächtigen Gegners zu erwehren. Es war eine letzte Kraftanstrengung. Das tapfere Volk hatte sich seine Unabhängigkeit dauernd erkämpft.

Der Schluß unseres Überblickes auf die politischen Wechselfälle und die historische Entwicklung des Abendlandes gilt dem Lande, in welchem durch den Germanensturm der alten Ordnung der Dinge ein Ende mit Schrecken bereitet wurde — Italien. Die große Bewegung, welche von den Ostgoten eingeleitet und von den Langobarden fortgesetzt wurde, ist uns bekannt. Desgleichen das Eingreifen der Franken und die sich daraus entwickelnden Beziehungen zwischen dem Papsttum und den deutschen Kaisern. Da aus diesen alle weltbewegenden Ereignisse jener Zeit entsprangen, möge ihrer ausführlicher gedacht werden.

* * *

Die Entwicklung der päpstlichen Macht.

Mit dem Einfalle der Langobarden in Italien, beziehungsweise bis zum Tode des Königs Alboin, war der größte Teil der Halbinsel dem oströmischen Reiche entrissen worden. Diesem verblieb (gegen Ende des 6. Jahrhunderts) die südliche Hälfte von Unteritalien, das Ducat von Rom, die Pentapolis (Umbrien) und das Exarchat von Ravenna. Die einzelnen Teile des langobardischen Reiches wurden von Herzogen regiert und verwaltet und die Herzogtümer, deren es um diese Zeit etwa 36 gab, genossen die weitestgehende Autonomie. Bei solcher Lage der Dinge, zu der sich noch Thronstreitigkeiten gesellten, wurde Italien in den nächsten zwei Jahrhunderten von inneren Stürmen vielfach erschüttert. Den Zusammenbruch des oströmischen Reiches hatten auch außen Freunde ausgenützt, so die Franken, welche schon nach Alboins Ableben in das heutige Piemont eingebrochen waren.

Einige Festigung erhielt das langobardische Reich unter Luitprand, der den zwischen Rom und Byzanz ausgebrochenen Bilderstreit dazu benützte, sich in den Besitz der Pentapolis und des Exarchates zu setzen. Da geschah es, daß zum ersten Male der Papst seine (kirchliche) Autorität aufbot, um Luitprand entgegenzutreten. Es fehlte nämlich wenig, daß dem tatkräftigen Könige die Einigung von ganz Italien unter sein Zepter gelungen wäre. Als aber Luitprand vor Rom erschien, redete ihm der Papst derart ins Gewissen, daß jener tief ergriffen wurde und vor dem Oberhaupte der Kirche einen Kniefall machte. Das war im Jahre 729. Ungefähr zwanzig Jahre später wiederholte sich Ähnliches mit König Rachis. Aistulf hingegen anerkannte nicht nur das Exarchat und die Pentapolis (beide seinerzeit von Luitprand wieder freigegeben), sondern nötigte Rom auch zur Tributpflicht. Da Papst Stephan III. mit seiner Autorität nichts ausrichtete, wandte er sich an den Frankenkönig Pipin, der dem Langobardenreiche den ersten Stoß versetzte. Infolge der späterhin seitens des Königs Desiderius erfolgten

neuerlichen Bedrängung des Papstes legte sich Karl der Große ins Mittel und machte dem Langobardenreiche (mit Ausnahme des Herzogtums Spoleto) ein Ende.

Die Einmischung der Päpste in diese politischen Händel stützte sich, wie zu beweisen angestrebt worden ist, auf eine Maßnahme des Kaisers Konstantin. Als nämlich dieser seinen Regierungssitz nach Byzanz verlegt hatte, trat er dem Bischof von Rom große Ländereien ab, welche die Bezeichnung *Patrimonia S. Petri* erhielten. Es waren dies Privatgüter, über welche der Bischof von Rom keine Hoheitsrechte hatte. Da die Verfechter der weltlichen Macht der Päpste die sogenannte »Konstantinische Schenkung« als den Ausgangspunkt der ersteren bezeichnen, muß dagegen eingewendet werden, daß die angebliche Zuerkennung der Hoheitsrechte auf die von Konstantin dem römischen Bischof geschenkten Güter erwiesenermaßen eine Fälschung aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts ist. Tatsächlich blieb bis zur langobardischen Annexion des Ducats von Rom das Patrimonium S. Petri unter byzantinischer und nicht päpstlicher Oberhoheit.

Die konstantinische Schenkung bildet sonach keine historisch beglaubigte Grundlage für die Ableitung des Ursprunges der weltlichen Herrschaftsrechte der Päpste. Dagegen ergibt sich aus den Wirren in späterer Langobardenzeit, daß in Rom, das vom oströmischen Reiche in Stich gelassen wurde, die Päpste tatsächlich die Staatshoheit ausübten, indem sie das Patrimonium gegen die Langobarden verteidigten und auch sonst staatliche Pflichten erfüllten. In dieser Beziehung kann das weltliche Eingreifen der Päpste in das Schicksal der italienischen Halbinsel bis in die Zeit des Königs Alboin zurückversetzt werden. Vornehmlich war es Gregor I., der um die Wende des 6. Jahrhunderts energisch die Rechte des Patrimoniums verteidigte. Die um jene Zeit sosuzagen herrenlosen Römer unterordneten sich willig den Maßnahmen der Päpste.

Im zweiten Dezennium des 8. Jahrhunderts war es eine rein kirchliche Verlegenheit, welche die päpstliche Macht erheblich festigte, der bereits erwähnte Bilderstreit. Die mittleren und nördlichen Provinzen stellten sich auf die Seite der Kirche und rebellierten. Die junge römische Macht triumphierte. Da geschah aber etwas Unerwartetes, für die Geschichte des nachmaligen Kirchenstaates sehr bezeichnendes: Da Luitprand zugleich mit dem Papste den Exarchen von Ravenna erfolgreich bekämpfte und die Gefahr der Wiederaufrichtung eines großen langobardischen Reiches nahelag, unterdrückte der Papst selber die Rebellion, um dem Langobardenkönig jeden Vorwand zu weiteren Eroberungen zu benehmen. Da aber der byzantinische Dux aus Rom vertrieben worden war, trat Gregor II. in aller Form die souveräne Herrschaft an, wenngleich er klugerweise die Oberhoheit des Kaiserreiches anerkannte. Auf welche Weise der Nachfolger Gregors, Stephan III., die errungenen Territorialrechte mit Hilfe der Franken gegen das erneute Andrängen der Langobarden verteidigte und aufrecht erhielt, wurde weiter oben besprochen.

Von diesem Zeitpunkte ab (Mitte des 8. Jahrhunderts) datiert die Verquickung des Papsttums mit dem Fränkischen Königtum. Es folgte



Innozenz II. bestätigt 1130 das Statut des Ordens der Hospitaliter (Aus dem Werke des W. Caoursin über die Stiftung des Johanniterordens. Wiegendruck von 1496.)

die zweite Entwicklungsphase der weltlichen Macht des Papsttums durch die sogenannte »Pipinsche Schenkung«. Die Geschichtsforschung ist sich noch nicht darüber klar, wie und wo dieser Akt vollzogen wurde. Da Pipin vom Papste Stephan III. zum Könige gesalbt wurde, ergibt sich die souveräne Oberhoheit des ersteren über den päpstlichen Besitz. Zudem bildete Rom damals eine Republik, die in der Person des Papstes vertreten war. Gelegentlich der abermaligen Bedrängung Roms durch die Langobarden unter Desiderius und infolge der durch sie hervorgerufenen Intervention Karls des Großen soll dieser die Pipinsche Schenkung bestätigt haben. Eine Urkunde hierüber ist nicht erhalten und so bleibt es doppelt zweifelhaft, ob die Pipinsche Schenkung zu Recht bestand, und ob sie durch Karl bestätigt wurde.

Für die richtige Beurteilung des Verhältnisses zwischen den letzten Langobardenkönigen und den Päpsten, eines Verhältnisses, das maßgebend für die Entwicklung der selbstherrlichen Autoriät der Päpste ist, bilden die Schriften des hl. Diakonus die wichtigste Quelle; alsdann die Lebensgeschichte der Päpste Gregor II. und Stephan III. (Vita Greg. II. und Vita Steph. III.) In der Lebensbeschreibung Stephans findet sich nachfolgende Stelle: »Desiderius bat den Papst dringend um Hilfe, damit er die königliche Würde erlangen könne, und versprach mit einem Eidschwur, den Willen des Papstes in allem zu erfüllen.«

Es heißt, Desiderius habe zugunsten des Papstes auf diejenigen Städte des Exarchats und der Pentapolis verzichtet, welche in der

Schenkung nicht genannt waren. Das war leicht zu erreichen, denn mit Desiderius war ein König auf den langobardischen Thron gelangt, der nicht aus königlichem Geschlecht und nicht vom Volke erwählt war, sondern vom römischen Bischof mit fränkischer Hilfe die Krone erhalten hatte. Allerdings nahm schon Stephans III. Nachfolger, Paul I., Anlaß, über die mangelhafte Ausführung der Versprechungen des Langobardenkönigs bei Pipin Beschwerde zu führen. Desiderius drehte den Mantel nach dem Wind; er widersetzte sich dem Papste, bestrebte sich aber zugleich, einen Bruch mit Pipin zu vermeiden.

Immerhin hatte die weltliche Macht der Päpste eine Form angenommen, welche sogar im politischen Parteileben zu heftigem Ausdrucke kam. Das Bemerkenswerte hierbei ist die illegale Art, mit der bei der Papstwahl vorgegangen wurde. Beispielsweise nach dem Ableben Paul I. Noch lag dieser krank darnieder, als Herzog Toto von Nepe im Vereine mit seinen drei Brüden (Constantinus, Passinus und Paschalis) ein Heer gegen Rom führte, dem sich auch zahlreiches Bauernvolk anschloß. Auf diese Macht gestützt, setzte der Herzog, sobald Paul gestorben war, auf einer Versammlung zu Rom in seiner Wohnung seinen Bruder Konstantin — einen Laien — als Papst ein. Der Bischof Georg wurde gezwungen, ihm die Weihen zu erteilen, worauf das Volk dem neuen Kirchenoberhaupte Treue schwur. Der Parteihader hatte die angebliche Macht des Papsttums zu einer reinen Scheinherrschaft herabgedrückt. Mehrfach kam es vor, daß die ersten Beamten des päpstlichen Stuhles ihre Zuflucht zu dem langobardischen König nahmen und ihn um Schutz des Papsttums gegen die einheimischen Parteien baten. Schließlich machte Karl der Große diesem Wirrwarr ein Ende.

Gleichwohl wäre es irrig anzunehmen, Karl habe lediglich, um den Wunsch des Papstes zu erfüllen, den Feldzug gegen das Langobardenreich unternommen. Vielmehr war es ein Reichsinteresse, das dem großen Frankenkönig dahin drängte, mit Italien in Verbindung zu treten. In dieser Erwägung mochte Karl allerdings nicht die volle Tragweite dieses Unternehmens zu erfassen. So kam die große Überraschung: Die Kaiserkrönung zu Rom. In dem wiederhergestellten abendländischen Kaisertum nahm Oberitalien eine überaus wichtige Stellung ein, neben der die von der Kurie mühsam errungene Macht völlig zurücktrat.

Bei manchen Historikern besteht die Auffassung — und sie mag ihre Berechtigung haben — daß die fränkische Macht in Italien dem päpstlichen Stuhl durchaus nicht gegen den Strich ging, sondern daß sie als Mittel zur Verhinderung eines italienischen Einheitsstaates ausgenützt wurde. Die fränkische Herrschaft bestand nämlich nur in Oberitalien, während in Unteritalien die Trümmer der langobardischen und byzantinischen Herrschaft dem Papsttum freies Spiel ließen. Die trennende Schranke zwischen Nord und Süd blieb Rom, über dessen staatsrechtliche Stellung die Unklarheit auch weiterhin nicht beseitigt wurde.

Nach dem Zerfall des Frankenreiches und mit Beginn der verhängnisvollen Gegnerschaft zwischen Kaisertum und Papsttum war letzteres hauptsächlich bestrebt, Süditalien von der Fremdherrschaft zu schützen. Obgleich Einheitsbestrebungen bestanden, wußte der päpstliche Stuhl sie unschädlich zu machen. Lieber war diesem der Hader mit dem

»heiligen römischen Reich deutscher Nation«, als das Erstarken einer einheimischen Macht. Dadurch aber geriet das Papsttum in dieselbe Gefahr, von der es schon in der Langobardenzeit bedroht war: es wurde ein Spielball der sich befehdenden Parteien. Die Gewalt fiel nun ganz in die Hände des römischen Adels und ging im 10. Jahrhundert auf einige einflußreiche, aber sittenlose Frauen (Theodora, Marozia usw.) über, zu welchen Papst Johann XII. höchst verwerfliche Beziehungen unterhielt. Nebenher machten sich die beklagenswerten Wirren geltend, welche die von der Gräfin Mathilde von Tuskien dem Papste Gregor VII. gemachte territoriale Erbschaft zur Folge hatte.[1])

Die vom römischen Stuhl angestrebte politische Zersplitterung Italiens erreichte ihren Höhepunkt, als die italienischen Seerepubliken zur vollen Macht gelangt waren, einer Macht, welche sie vorzugsweise zu ihrer gegenseitigen Bekriegung ausnützten. In Unteritalien wieder war eine neue Macht, das Normannenreich, erstanden. Zu Beginn mißfiel dem päpstlichen Stuhle diese Neuordnung der Dinge sehr und Leo IV. ließ sich sogar zu einem Kriege gegen die Normannen verleiten, der ihm jedoch verhängnisvoll wurde, denn er geriet nach einer verlorenen Schlacht in Gefangenschaft (1053). Zwar entließen die Sieger das kirchliche Oberhaupt in aller Ehrfurcht; aber mit der Zersplitterung Unteritaliens war es vorbei (vgl. S. 393).

Nun drehte die päpstliche Politik den Spieß um, indem sie das Normannentum gegen das Kaiserreich ausspielte. Zugleich erfolgte von Seite der Päpste die Belehnung normannischer Herzoge mit süditalienischen Gebieten, wodurch gewissermaßen die römische Oberhoheit über letztere in Kraft trat. Ein anderes Mittel, den italienischen Einheitsstaat zu verhindern, war die vom Papsttum nachdrücklichst geförderte Entwicklung der italienischen Städte-Republiken. Das gab neue Friktionen mit dem Kaisertum. Die ganze Geschichte der Hohenstaufen dreht sich bekanntlich um die Bekämpfung dieses Zustandes der Dinge in Ober- und Unteritalien. Der Parteihader — jetzt von Guelfen und Ghibellinen repräsentiert — hatte nie zuvor solches Unheil angerichtet, wie im 12. und 13. Jahrhundert.

Dieser Zustand wurde wesentlich verschärft durch den Gegensatz zwischen Kaisertum und Papsttum. Die Römerzüge der Hohenstaufen waren nichts als blendende Episoden ohne greifbaren Erfolg. Wenn aber einerseits die kaiserlichen Lande in Oberitalien keinen eigentlichen Staat bildeten, so gilt dies auch von den päpstlichen Besitzungen, wenn auch hier die kaiserliche Zuerkennung vorlag. Wie weit die Zersplitterung gediehen war — in dieser Form wohl das unfreiwillige Werk des päpstlichen Stuhles — beweist die Tatsache, daß in Rom nicht der Papst, sondern die jeweils herrschende aristokratische Partei das entscheidende Wort hatte. Am grimmigsten aber wurde seitens Rom der Hohenstaufe Friedrich II. befehdet, weil seine Absicht, Nord- und Süditalien zu vereinigen, durch die Verhältnisse sehr gefördert wurde. Das Ende vom Liede war, daß der päpstliche Stuhl ein neues Element der Verwirrung

[1]) Bei diesem Anlasse sei der ärgerliche Druckfehler S. 378 in der Unterschrift unter der Abbildung richtig gestellt: Heinrich IV. statt Friedrich IV.



Guido Riccio in den Kampf ziehend. (Charakteristische Darstellung eines italienischen Dynasten aus dem 14. Jahrhundert.)

heranzog: die Belehnung des Hauses Anjou mit Unteritalien. Die Tragödie Konradin wird aber durch eine andere Tragödie — die sizilianische Vesper — teilweise wettgemacht. Rom verlor indes nichts dabei, denn nun zerfiel Unteritalien in zwei Reiche, indem auf Sizilien sich das Haus Aragon festsetzte.

Bis ins 15. Jahrhundert hielt die vorgeschilderte Verwirrung an. Erst um die Wende des Jahrhunderts gelang es einigen tatkräftigen Päpsten (Alexander VI., Julius II.) die bisher ausgeübte Oberhoheit über die im Kirchenstaate herrschenden Dynasten in volle Souveränität umzugestalten. Mit verbrecherischen Mitteln hatte Alexander VI. diese Herrschaft angebahnt, Julius II. nach Beseitigung der unlauteren Elemente dieselben gefestigt. Dieser Papst ist demnach als der eigentliche Schöpfer des Kirchenstaates anzusehen.

Die Bestrebungen des Papsttums, auf der italienischen Halbinsel jeden Anlauf zu einer staatlichen Einigung zu hintertreiben, führte zu einer eigenartigen Erscheinung: dem Erstarken lokaler Potenzen. Sie bleiben jedoch vorzugsweise auf städtische Gemeinwesen beschränkt, an deren Spitze die eine oder andere »Politie« als vorwiegend mächtiger Vorort steht. In dieser, wenn auch oft noch mit republikanischen Formen, ist eine Tyrannis herrschend. Sie ist durch glänzende Namen vertreten: die Medici in Florenz, die Visconti und Sforza in Mailand, die Scala in Verona, die Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua.

In diese Welt mit ihrem impulsiv auflebenden Geistesleben können wir an dieser Stelle nur einen flüchtigen Blick werfen. Es tritt uns hier

jener bedeutsame Zeitabschnitt vor Augen, in welchem, noch vielfach gestört von den politischen Wirren der Vergangenheit, in schwankenden Umrissen die kommenden Dinge sich ankünden: die Wiedergeburt jener Geisteswelt, an die sich die Kulturetappen der Renaissance und des Humanismus knüpfen. Noch aus den Nebeln des Mittelalters heraus ertönt die Stimme eines Dante, leuchtet der Geist eines Petrarca, der die Scholasten bekämpft und an der scheinbar unzerstörbaren Autorität des Aristoteles rüttelt. Petrarca gilt als derjenige, der als erster in eine verheißungsvolle Zukunft blickt. Dante träumt noch von einer Universalmonarchie mit deutschen Kaisern an der Spitze, Petrarca hingegen fühlt bereits den erfrischenden Hauch, der von der wiedererwachten Antike ausgeht. Es meldet sich der Frühling der Menschheit an. Gemach erstirbt das melancholische Abendgeläute einer erlöschenden Zeit, auf die die Morgenröte der geistigen Auferstehung folgt.

* * *

Spanien.

Auf der pyrenäischen Halbinsel hatte sich nach dem Tode des Königs Amalrich (531), mit dem die ältere Dynastie erlosch, das Westgotenreich zu einem Wahlkönigtum ausgebildet, was jenem nicht zum Vorteil gereichte. Nun waren erbitterte Wahlkämpfe und Empörungen an der Tagesordnung. Zwar griff Leovigild (569—586) in diese Wirrnisse — an denen auch sein Sohn Hermenegild, der den Arianismus durch die katholische Religion verdrängen wollte, Anteil hatte — mit derber Hand ein und auch äußere Feinde wurden niedergehalten. Leovigilds Sohn, Reccared (586—601), verhalf endlich dem Katholizismus zum Siege, der nun Staatsreligion wurde. Damit begann das Verschmelzen der germanischen und der lateinischen Sprache, woraus sich allmählich das spanische Idiom entwickelte. Von größerer Bedeutung für die innere Ausgestaltung des westgotischen Reiches in Spanien war die Vollendung eines eigenen Gesetzbuches, das nach Geist und Vollständigkeit alle übrigen altgermanischen Rechtsbücher übertraf. Auch sonst waren die Westgoten an Bildung allen germanischen Stämmen voran.

Der Wechsel vom Arianismus zum Katholizismus sollte sich in kurzer Zeit verhängnisvoll erweisen. Die Macht der Kirche wuchs über die der Könige hinaus; die Konzile waren zugleich Reichstage. Die Staatsgewalt wurde durch Fanatisierung der Massen immer problematischer und als Witiza (701—710) einen Anlauf zur Wiederherstellung der königlichen Autorität nahm, warf sich ihm Roderich, der an Witiza seinen Vater (und wie es heißt, auch die Ehre seiner Tochter) zu rächen hatte, entgegen. Mitten in diesen Wirren erscheinen die Araber auf spanischem Gebiete und nach der mehrtägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera geht das Westgotenreich unter, wobei Roderich spurlos verschwindet.

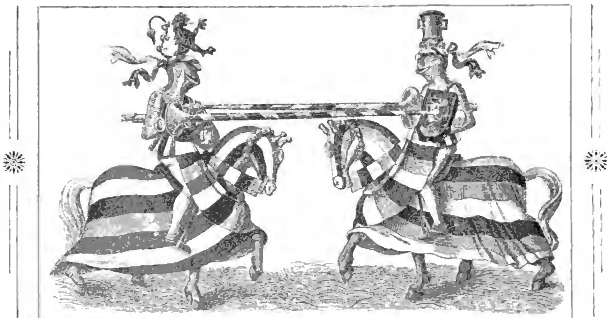
Nun nimmt ein fast achthundertjähriger Kampf zwischen Kreuz und Islam seinen Anfang. Daß nicht lediglich roher Fanatismus in diesen Kämpfen das Schwert lenkte, ist bekannt. Es gab Zeiten, wo

das maurische Spanien an der Spitze der Zivilisation stand und auf das ganze Abendland befruchtend einwirkte.

Aber auf diesem Boden, wo Ritterlichkeit und religiöse Unduldsamkeit sich so gut miteinander vertrugen, zeitigte auch das Ringen unter dem Zeichen des Kreuzes echten Heldensinn und warme Vaterlandsliebe. Leider war alles in verhängnisvolle Kleinstaaterei zersplittert, bis der kühne und einsichtsvolle König Sancho der Große um 1030 diesem Zustande ein Ende machte und das ganze Gebiet vereinigte. Allerdings fiel es nach dessem Tode wieder in vier Reiche auseinander: Catalonien, Aragon, Navarra und Castilien, deren Begrenzung und Bedeutung im gegenseitigen Kampfe fortwährend sich änderten. Erst unter Ferdinand III. von Castilien und Jakob I. von Aragon (13. Jahrhundert) wurden die maurischen Reiche immer heftiger bedrängt und schließlich auf das Königreich Granada beschränkt (vgl. S. 232). Der Kampf der christlichen Staaten untereinander hatte aber nie gänzlich aufgehört. Schon 1147 machte sich Portugal unabhängig. In den spanischen Reichen griff allenthalben die härteste Tyrannei Platz (Peter der Grausame in Castilien!), bis in Heinrich II. ein Fürst zur Macht gelangte, unter dessen trefflicher Herrschaft die Wunden langwieriger Bürgerkriege rasch zu vernarben begannen. In neue Bahnen lenkte die Geschicke Spaniens die Vereinigung der Kronen von Aragon und Castilien in dem Herrscherpaare Ferdinand des Katholischen und Isabellas (1469). Dreiundzwanzig Jahre später fällt den »katholischen Majestäten« Granada, das letzte Bollwerk des Maurentums in Spanien in die Hände, am 1. Januar 1492, dem Jahre der Entdeckung von Amerika.



Landsknechte.



Turnier. (Deutschgestech. Nach Hefner v. Alteneck.)

Viertes Kapitel.

Die Kultur des Mittelalters.

Feudalwesen und Rittertum. — Kriegswesen. — Städte und Stände.



Die Kultur des Mittelalters beruht ihrem innersten Wesen nach auf den Wechselwirkungen zweier mächtiger Bewegungen, die, verschieden nach Ursprung und Bedeutung, geistigen Inhalt und äußere Kraftentwicklung in Berührung bringen. Diese zwei Bewegungen sind die Völkerwanderung und ihre Folgeerscheinungen einerseits, die Hochflut des Islams anderseits. Zeitlich geht die erstgenannte Bewegung voraus, sie räumt mit dem Kehricht einer untergegangenen Welt auf, schafft neue Grundlagen für die Fortentwicklung der nunmehr zur Vorherrschaft bestimmten Rasse — der germanischen — und gestaltet im politischen, geistigen und sozialen Leben jene Formen aus, die sich vorzugsweise mit dem Begriffe der» Mittelalterlichkeit« decken.

Etwa zwei Jahrhunderte, nachdem dieser Wandel der Dinge im mittleren und westlichen Europa platzgegriffen, wiederholt sich eine ähnliche Erscheinung im südwestlichen Asien, an der Schwelle der alten Kulturländer: das neuerliche Emporstreben der semitischen Rasse kraft des mächtigen Impulses, der ihr durch eine neue religiöse Idee zuteil wird — das Arabertum unter dem Banner des Islam. Auch hier ist es zunächst ein Wiederaufbau über den Trümmern des antiken Erbes, das dem oströmischen Reiche zugefallen war, eine elementare Kraftanstrengung, welche eine ungeheuere Ausdehnung annimmt und durch außergewöhnliche Waffentaten innerhalb des Gesichtskreises der asiatischen und afrikanischen Welt zur Herrschaft gelangt: vom Indus im Osten bis zu den Heraklessäulen im Westen.

Die räumliche Trennung dieser beiden Bewegungen bedingt vorerst ihre örtliche Ausgestaltung, ohne wesentliche Wechselwirkungen. Da das byzantinische Reich vorzugsweise dem arabischen Ansturme ausgesetzt, aber zugleich mit Europa am Kampfe der Ideen und Interessen engagiert ist, gelangt es zu der Bedeutung eines Mediums zwischen Abendland und Morgenland — das Alte zwischen zwei Neuen, die faule Überreife im fundamentalen Gegensatze zu dem frischen Aufsprossen zweier neuer Kulturkreise, die ihrerseits wieder Gegensätze der schroffsten Art darstellen: in Religion und Weltanschauung, Rasse und Nationalcharakter, Sitte und Lebensführung.

Germanen und Araber waren sonach die beiden großen Partner, die sich im Mittelalter gegenüberstanden. So lange die Rasseneinheit da und dort den Dingen den Stempel aufdrückte, fanden diese beiden mächtigen Faktoren noch ohne räumliche und ideelle Berührung ihre Ausgestaltung. Erst mit der fortschreitenden Differenzierung des Grundstammes in »Nationen« gerieten die Gegner aneinander: die Mischrasse der Mauren mit den fränkischen Kelto-Romanen, die Völker der Kreuzzüge mit den Erben der arabischen Macht: den turko-tatarischen Seldschuken und den kaukasischen Mamluken. Nun erst waren die Dinge in Fluß geraten. Im ganzen Umkreise des Mittelmeeres traten Abendland und Morgenland in Berührung, sei es mit dem Schwerte, sei es im Austausche geistigen oder materiellen Gutes. Ein kerndeutsches Volk, die Normannen, fällt in den Bann des sizilianischen Zaubers und nimmt arabische Lebensformen an. Anderseits erblüht auf dem Boden Iberiens, offenbar unter dem Einflusse der ethnischen und klimatischen Verhältnisse, die sich mit jenen der semitisch-islamitischen wohl nicht decken, ein durchaus eigenartiges Kulturleben, das befruchtend auf das Abendland einwirkt. Der Seeverkehr endlich, den die italienischen Städte-Republiken beherrschen, verwischt alle schroffen Abgrenzungen und hält die Dinge im lebendigen Fluß.

Das ist in großen Zügen das Bild, das wir von den Grundlagen gewinnen, auf welchen sich die gesamte Kultur des Mittelalters aufbaut. Selbstverständlich darf man bei Festhaltung an diese Anschauung nicht in den Fehler verfallen, den hervorgehobenen Wechselwirkungen zwischen Abendland und Morgenland die Bedeutung eines nivellierenden Austausches von Rasse zu Rasse, von Staat zu Staat, von Weltanschauung zu Weltanschauung zuzusprechen. Das gerade Gegenteil ist

der Fall. Beide Kulturkreise entwickeln sich in ihren charakteristischen Grunderscheinungen völlig unabhängig von einander. Das Ganze bleibt da und dort in starrer Isolierung, im einzelnen machen sich tausenderlei Einflüsse geltend. Gemeinsam ist beiden Gruppen die Geltung der physischen Kraft, der Überlegenheit der Individualität, beides die hervortretendsten Eigenschaften der »Mittelalterlichkeit«. Dazu gesellen sich eigentümliche Mischlingserscheinungen: die moralische und politische Hoheit ordnet sich der größeren Bildung der Besiegten unter, Schwärmerei und Abenteuersinn durchsetzen das praktische Leben und leiten so einerseits zu mystischer Einkehr, anderseits zu impulsiven Heldentaten über, die rohe Kraft flüchtet sich ab und zu in die milden Gefilde ritterlichen Frauendienstes und poetischen Inspirationen.

Welchen Gang die arabische Kultur genommen, ist an anderer Stelle ausführlich besprochen worden. Im nachstehenden handelt es sich demnach ausschließlich um die mittelalterliche Kultur des Abendlandes, und hier wieder ist es vorzugsweise das Germanentum, das in erster Linie die Blicke des Forschers auf sich zieht, da es vorzugsweise jene Erscheinungen aufweist, die den Inhalt des mittelalterlichen Lebens ausmachen. Dieses Leben prägt sich zunächst in dem alten ungebändigten Freiheitssinne aus, gepaart mit Herrschsucht, welche die Königsmacht zwar äußerlich vergrößert, dem Wesen nach aber durch die Widerhaarigkeit des Adels innerlich schwächt, das Gesamtgefüge durchklüftet und so eine einheitliche Kraft nicht aufkommen läßt. Die Kosten dieser Machtbestrebungen nach zwei Seiten bezahlt das Volk, das seiner ererbten Kraft mehr und mehr verlustig wird und schließlich durch des Feudalsystem in knechtische Abhängigkeit von den herrschenden Klassen gerät

Immerhin darf in diesem Zeitalter der gärenden Kräfte und der unter dem Drucke der äußeren Verhältnisse latent bleibenden Potenzen das Germanentum das Lob für sich beanspruchen, der harten Schale seine barbarische Roheit benommen zu haben. Dasselbe stolze Kraftbewußtsein, das alles Recht dem Schwerte zuweist, stellt sich in den Dienst der Ritterlichkeit, es erhebt die Wertschätzung des Weibes zu einer Höhe, die bis dahin unbekannt war, es trotzt in stolzem Mute dem Starken, schützt hingegen den Wehrlosen, es läßt neben der brutalen Gewalt die Schwärmerei für mystische Dinge gelten und gestaltet sie zu Impulsen aus, die in ritterlichen Heldenzügen Befriedigung finden. Daraus wieder entwickelt sich eine eigenartige Richtung des literarischen Schaffens, in deren Mittelpunkt das Rittertum mit dem ganzen phantastischen Apparat von Märchenprinzen und wilden Kumpanen, Zauberern und Fabeltieren, minniglichen Abenteuern und grotesken Heldentaten steht.

Die Medaille hat freilich ihre Kehrseite. Alles das, was in der Entfernung in Raum und Zeit unsere Aufmerksamkeit mehr vom Standpunkte eines Interesses für kuriose Dinge anregt, weist in seiner ursprünglichen Sachlichkeit eine recht stachelige Hülle auf. Bei aller scheinbaren Kraftäußerung ist dieses Leben ein beständiger Krankheitszustand. Gesund ist nur die Faust, die das Schwert führt. So unausprechlich schön, wie uns die mittelalterliche Ritterlichkeit erscheint, ist sie niemals gewesen. Es war nur ein blasser Schimmer, der ab und zu die ver-

nebelte Dämmerung des Zeitalters durchhellte. Dieser Schein, unwirksam wie eine aufleuchtende Vision, konnte alles das, was sonst dem Lebensinhalt fehlte, nicht ersetzen; nicht die Wissenschaften, nicht die Menschenrechte und die allgemeine Freiheit, nicht den Segen kräftiger Staatseinrichtungen, friedlicher Entwicklung, geregelter Gesetzlichkeit. War auch das Mittelalter nicht so schwarz, wie es von der einen Seite dargestellt wird, und nicht so romanhaft-phantastisch, wie das Urteil der Wohlmeiner lautet, so war es dunkel genug. Über der blauen Blume der Minne, über deren Duft man im übrigen Genaues nicht weiß, wucherten unzählige Giftpflanzen und struppiges Unkraut. Zumal letzteres.

Und dennoch kam letzterem eine Eigenschaft zu, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Unter diesem dumpfen Deckmantel — gleich dem Schnee auf den Wintersaaten — blieben die physischen und moralischen Kräfte der Völker erhalten. Es war ein Winterschlaf, dem ein jähes Erwachen folgen sollte. Ein großes geistiges, politisches und wirtschaftliches Kapital blieb latent aufgespeichert, um nachmals reichlich Zinsen zu tragen. Ohnedies hatte das Rittertum den Stachelzaun der antiken Staatsidee durchbrochen. Zwar hieß es jetzt nicht mehr: alles für den Staat, sondern alles für die — Kirche. Aber der gepanzerte Mann vertritt ein neues Prinzip; er setzt sich nicht für ein Volk ein, sondern für die ganze Christenheit; er anerkennt, unter sonst ähnlichen Bedingungen und auf gleichem Rechtsboden stehend, Freund und Feind. Seiner Weltanschauung widerspricht die antike starre Form des Staatsbürgertums. Und weil gegen Ausgang des Mittelalters der Bürger die Erbschaft des Ritters antritt, ist es ganz folgerichtig, daß die Städte in ihrer Reaktion gegen das Feudalsystem der Freiheit eine Gasse bahnen.

In den Eroberungskriegen der germanischen Völker war die Königsgewalt ganz wesentlich erstarkt, während die Stimme des Volkes ihre frühere Machtvollkommenheit nicht mehr hatte, unbeschadet der Volksversammlungen, die auch weiterhin noch zu Recht bestanden, und der Königswahl. Kraft des Rechtes der Eroberer hatten die Könige alles Land an sich gerissen. Der größte Teil hiervon wurde Krongut, das die Edlen und verdienstvollen Krieger zur Nutznießung zugewiesen erhielten. Solche Lehen hießen *beneficium* (später *feudum*), im Gegensatze zu den Allodialgütern, den jedem einzelnen kraft der Eroberung bei der ersten Verteilung zugefallenen Besitzungen. Die »Antrustionen«, d. s. die mit dem Benefizium Belehnten, der eigentliche Adel, standen in unmittelbarer Dienstpflicht zum König, während sie sich ihrerseits eine treue Gefolgschaft in den Vasallen sicherten, Leuten, welchen wie ersteren Ländereien zugewiesen werden. Sie waren nur für ihre Person dienstpflichtig, im Gegensatze zu den Vassen, welche Mannschaften beizustellen hatten. Der Lehensgeber führte den Titel »Senior«. Mit dem Worte *»Leudes«* bezeichnete man alle Besitzer von Alloden und Benefizien, also alle Freien; das übrige Volk zerfiel in Halbfreie oder Hörige *(Liti)* und Leibeigene *(Serviles, servi, pueri)*. Jeder, der in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zur Person eines Höheren stand, war ein Ministeriale; dieses Wort bezeichnete sonach ebensowohl den Diener eines Adeligen wie auch den Inhaber irgend eines hohen Amtes, zu welchen in der Regel die Antrustionen berufen wurden.


Kampfharnisch. (Nürnberger Arbeit aus dem 15. Jahrhundert.)

Es sollte sich bald zeigen, daß die Lehenverleihung die Königsmacht nur in der ersten Zeit stärkte. Sie war ein Attribut der höchsten Autorität. Später griff unter dem Adel die Anschauung Platz, daß ein Lehen seinem Besitzer nur im Falle erwiesener Untreue gegen den König abgenommen werden könne. Auch die Verpflichtung zu ständigem persönlichem Dienst gegenüber der Krone geriet mehr und mehr in Vergessenheit. So mußte es kommen, daß eine Einrichtung, durch welche die Großen des Reiches an den Thron gefesselt werden sollten, das feste Fundament dieses Thrones erschütterte und das Gemeingefühl für Krone und Reich abstumpfte. Die Unbotmäßigkeit des Adels machte immer größere Fortschritte, die Antrustionen verbanden sich mit dem gleichfalls reich begüterten Klerus und in diesem Zusammenschluß zweier mächtiger Faktoren lag der Keim zu der nachmaligen Zerrüttung der Reichseinheit, die vornehmlich in der Kaiserzeit verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen sollte.

Die Härte des Feudalsystems lag darin, daß die ärmeren Inhaber von Alloden, welche ihrer Kriegspflicht nicht nachkommen, d. h. ihre Ausrüstung nicht bestreiten konnten, ihren Besitz entweder den Adeligen oder der Kirche auslieferten und damit in völlige Abhängigkeit von ihren Lehensherren gerieten. Aus dem freien Manne wurde ein »Hintersasse«. Die Verwaltung größerer Gebiete nahmen Herzoge und Grafen in die Hand. Anderseits gelangten die Ministerialen zu einer größeren Bedeutung im staatlichen Leben, vornehmlich unter den Franken, wie das Amt der »Hausmeier« bezeugt, das mehr und mehr die Attribute des Königtums in sich vereinigte und schließlich zur Begründung einer neuen Dynastie hinüberleitete.

Das Kennzeichen der staatlichen Entwicklung im germanischen Europa während des Mittelalters ist die völlige Verwischung des altgermanischen Charakters. An Stelle der Gleichberechtigung und stammverwandten Verbindung war die Übermacht einzelner Stände und die völlige Abhängigkeit der Massen getreten. Wer den Goten oder einem anderen mächtigen Volke der Wanderzeit prophezeit hätte, daß ihre Nachkommen einst der Leibeigenschaft verfallen würden, hätte ihr Erstaunen hervorgerufen gleich der Rede eines Verrückten. Ja noch mehr: selbst die Königsmacht war zuzeiten zu einem Schattenbilde verblaßt. Im 13. Jahrhundert hatte jener Zustand, der das ausgesprochene Gepräge der Mittelalterlichkeit trägt, seinen Höhepunkt erreicht. Man hat diesen Zustand, in Verkennung der wahren Bedeutung des Wortes, mit dem milden Worte »Idealismus« belegt. Welche Attribute aber durfte dieser Idealismus für sich in Anspruch nehmen? Etwa

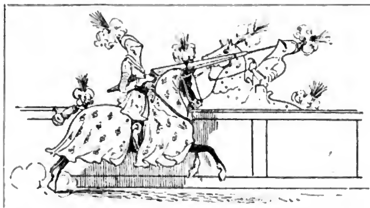
die Ritterlichkeit? Oder die Glaubensbegeisterung, die bizarre Romantik?

Es ist wie ein Bild der verwilderten Natur in ihrer üppigen Pflanzenfülle, wo zwischen der blühenden Herrlichkeit tausendfältiges Unkraut sprießt. Inmitten der fortgesetzten Gärung, die auf der einen Seite zu wilder Kraftentfaltung führt, auf der anderen Seite sich in ohnmächtigen Auflehnungen gegen einen unerträglichen Zustand der



Turnier. (Gestech.)

Dinge erschöpft, steht der Ritter. In ihm vereinigen sich alle Gegensätze, alle Widersprüche, er ist die lebendige Antithese im Ringen jener Attribute, welche eine Kultur fördern oder sich ihr entgegenstemmen. Die Ritterschaft, nunmehr eine privilegierte Kaste, der stolze Erbadel, der im Staatsleben mehr bedeutet als die Kronenträger, ist immer alles zugleich: Tugend und Laster, Treue und Perfidie, Mitgefühl und Grausamkeit, Zartsinn und Brutalität, demütiger Sinn und Hoffart, Tatenlust und hartnäckige Resistenz — je nach Bedarf. Ein ungeheuerlicher Egoismus, der keinen Staatszweck, kein Nationalgefühl, kein



Turnier. (»Palliastechen«, so genannt nach der Pallia-Schranke, zu deren beiden Seiten die Ritter aneinander rannten, um das »zu Haufenfallen«, d. h. um das Übereinanderstürzen beider Kämpfer zu verhüten.)

Gemeinwohl kennt, hält die Ritterschaft im Banne ihrer eigenen Interessen. Darüber hinaus ist die Welt nichts weiter als der Tummelplatz, auf welchem der eiserne Mann nach Gutdünken schaltet. Die Vorbedingungen zu einer solchen Betätigung des Lebenszweckes decken sich mit dem Begriffe der »ritterlichen Übungen«. Ihre Krone ist das Turnier (Buhurt, Tyost), in welchem der Einzelne mit seiner ganzen Kraft und Geschicklichkeit eintritt. Dem Sinne nach ein Spiel in Waffen, artet es häufig in blutigen Kampf aus. Aber aller Glanz ist ihm gewahrt. Keine Festlichkeit, kein bedeutsamer Anlaß im Staats- und Hofleben ohne das übliche Lanzenstechen. Ein Kranz edler und schöner Damen verherrlicht das waffenklirrende Schaugepränge, Siegespreise aus zarter Hand geben der herrschenden romantischen Stimmung die Weihe. [1])

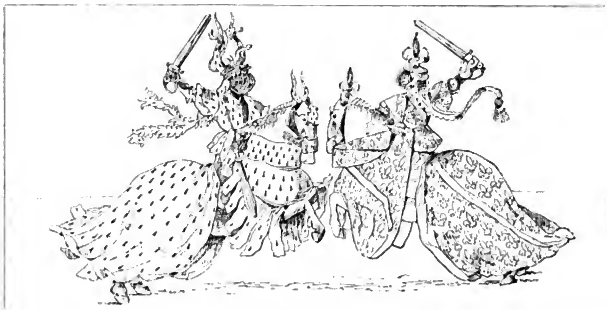
[1]) Der für den Ritterstand bestimmte Sohn eines Ritters wurde schon vom siebenten Jahre angefangen in eine größere Burg gegeben, wo er als »Junker« (Bube) mit mehreren Altersgenossen die Schule der ritterlichen Übungen durchzumachen hatte. Etwa im 14. Lebensjahre wurde der Junker Knappe (Edelknecht), als welcher er seinem Herrn im Felde, auf der Jagd und im Hause allerlei Dienste zu verrichten hatte. Gewöhnlich im 21. Lebensjahre wurde dem Knappen der Ritterschlag (»Schwertleite«) von einem Fürsten oder weitgerühmten Kriegsmann erteilt. Fasten, Gebete und Zeremonien leiteten die Feierlichkeit ein. Der junge Ritter mußte durch Eid geloben, Witwen und Waisen zu schützen, die Frauen zu achten und dem Kaiser (König) sowie der Kirche die Treue zu bewahren. Im Felde pflegten die Anführer vor oder nach einer Schlacht mit Umgehung der sonst üblichen Zeremonien eine größere Anzahl von Adeligen oder verdienstvollen Knappen auf einmal zu Rittern zu schlagen ... Um ein vollkommener Ritter zu heißen, mußte man mindestens dem Gesange, und wenn die Anlage hierzu vorhanden war, der Dichtkunst ergeben sein. Daraus erwuchsen die ritterlichen Minnesänger, deren wir späterhin noch zu gedenken haben werden ... Schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts klagen Schriftsteller über die vielfach eingerissene Sitte, die Junker statt bei einem fremden Herrn auf der väterlichen Burg erziehen zu lassen, wo sie mehr und mehr verhätschelt wurden. Dadurch ging nach und nach der alte Rittergeist verloren. Die als Grundlage adeliger Erziehung geforderten ritterlichen Übungen zu Fuß und zu Roß (Springen, Ringen, Laufen, Steinstoßen, Schießen und Tummeln auf der Rennbahn) wurden auch vernachlässigt und der Verweichlichung die Bahn geebnet. Die Junker kleideten sich in enge, zierliche Gewänder, sie wurden zu Schürzenjägern, wenn nicht zu schlimmerem, denn man liest Klagen über »treulose Verführer« und andere erbauliche Dinge, wie man sie von der »goldenen Jugend« aller vorhergegangenen und nachfolgenden Jahrhunderte zu hören gewohnt ist: Schwelgerei, Übermut, Verschwendungssucht, Mißachtung der guten Sitte. In dieser Zeit des Verfalles des Rittertums wurden auch die Turniere mehr und mehr vernachlässigt; statt an dem »Scharfrennen« Gefallen zu finden, ließ man sich vielfach nur auf das »Stechen«, d. h. auf den Kampf mit stumpfer Lanze ein, bei welchem man einfach aus dem Sattel geworfen wurde, ohne sich der Gefahr einer ernstlichen Verwundung auszusetzen. Das letzte allgemeine Turnier wurde in Deutschland im Jahre 1487 abgehalten, also genau zu dem Zeitpunkte, wo das Institut der Landsknechte ins Leben trat.

Das Rittertum hatte indes noch eine andere Bedeutung: es wurde zum umbildenden Faktor des ganzen Kriegswesens. Am Anfange des Mittelalters stehen die Nationalheere. Ihnen folgten die Lehensheere, welche eine nicht unwesentliche Schwächung der Kriegsmacht des Königtums nach sich zogen. Während durch die Kapitularien Karls d. Gr. jeder Freie verpflichtet war, dem »Heerbanne« jederzeit unweigerlich Folge zu leisten, bestehen schon kurz nach seinem Heimgange Bestimmungen, welche die Kriegsdienstpflicht in bezug auf Zeitdauer und räumliche Ausdehnung beschränken. Später hing vielfach die kriegerische Machtentfaltung der Könige von der Dienstwilligkeit der Lehensträger ab. Sie hatten meist Privathändel auszufechten und schonten daher, wenn es sich um Staatsangelegenheiten handelte, nach Tunlichkeit ihre Leute.

Daraus erwuchs die Notwendigkeit, Truppen zu werben. Das Bedürfnis nach ihnen scheint frühzeitig bestanden zu haben, denn schon Karl d. Gr. hat seine »Scaramanni«, d. h. einen gemieteten Haufen tapferer Parteigänger. Heinrich I. und Otto I. rufen die »Merseburger Legion« ins Leben, die sich einen furchtbaren Namen in den Slavenkämpfen erringt; Kanut der Große von Dänemark umgibt sich mit den »Huskarlen«, im Dienste Barbarossas erschienen die »Brabançonen«. Es war vornehmlich Deutschland, das sich als unerschöpfliches Reservoir solcher Freibeuter — ein Schrecken in Krieg und Frieden — erwies.

Die Spuren der Lehensheere — und mit ihnen jene der Ritterschaft — verlieren sich allmählich mit dem Auftreten der Feuerwaffen.[1])

[1]) Das Geschützwesen des Mittelalters wurde unter dem Namen Arcoley zusammengefaßt, welches Wort nach Einführung des Schießpulvers in Artoley umgeändert wurde. Die Wurfgeschütze — »Blyden« (Bleiden) genannt — schleuderten Steine bis zu 10 Zentner Gewicht. Am meisten erwähnt wird das »Antwerk«, eine Maschine, welche schwere Steine, auch wohl Kugeln, die mit brennendem Harze und Schwefel gefüllt waren, schleuderte. Andere Maschinen führten die Namen: »Mangen« (Boler), »Peterer«, »Tummerer« und »Butten«. . . Als das Schießpulver aufkam, fand es seine Anwendung zunächst nur für das grobe Geschütz. Die Geschosse waren zuerst aus Stein, später wurden sie aus Eisen gegossen, und zwar als Hohlkugeln. Als Erfinder der Bomben gilt Pandolfo Malatesta, Herr von Rimini. Als Ursprung der nachmaligen »Kartätschen« darf wohl der sogenannte »Hagel«, eine Ladung aus Kieselsteinen, gelten. Als allgemeine Benennung von Geschützen kam in Italien das Wort »Bombarden« auf, das aber nachmals nur zur Bezeichnung des schweren Geschützes diente. An die Bombarden, welche man später gewöhnlich »Doppelkanonen«, auch »Scharfe Metzen« nannte — reihten sich die Karthaunen« (Kanonen, Notbüchsen), »Schlangen«, »Falkonen« und »Falkonetten«. Ein in Deutschland im 15. Jahrhundert häufig vorkommendes Geschütz war die »Haufnitz« (Haubitz), welche Steinkugeln bis zu 50 Pfund oder den »Hagel« warf. Als Wallbüchsen sind die »Tarrasbüchsen« und »Scharfen Tindlein« zu erwähnen. Durch Vereinigung von 8 bis 12 Scharfen Tindlein entstand das »Orgelgeschütz«, das Urbild der Mitrailleuse, beziehungsweise des modernen Maschinengewehres. — Als erster Repräsentant der Handfeuerwaffen trat das »Faustrohr«, eine Art Pistole, auf. Dieser Waffe folgte bald das eigentliche Gewehr, die »Faustbüchse«, vermutlich eine deutsche Erfindung. Die ältesten Gewehre bestanden eigentlich nur aus dem Laufe, ohne Schaft und ohne wirklichem Schloß. Um sie handhaben zu können, war die sogenannte »Gabel« notwendig, die sich durch mehr als zwei Jahrhunderte behauptete. Die nächste Ausgestaltung des Gewehres ist jene, bei welcher das Luntenschloß in Anwendung kam. Häufig genannt werden die »Spingarden« und die »Hakenbüchsen« (Arquebuse), letztere nur als Wallbüchsen verwendet und in drei Klassen eingeteilt: Doppelhaken, ganze und halbe Haken. Die leichteren Haken waren das Modell für die Musketen«, einen Namen, der bereits im Jahre 1378 vorkommt. — Das erste Marinegeschütz kommt im Seekriege



Turnier-Schwertkampf. (Aus König Renés Turnierbuch.)

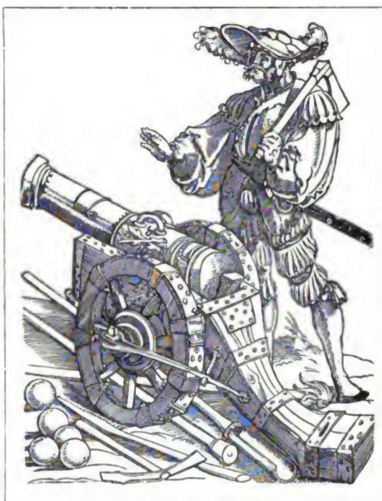
Gewiß ist, daß auch ohne Erfindung des Schießpulvers der Übergang der Heeresverfassung von der Form der Miettruppen in jene der stehenden Heere eingetreten wäre. Wie in allen kulturgeschichtlichen Dingen war auch im Kriegswesen die feudale Entartung ein Übergangsstadium. Als Zwischenform erscheint die »Kompagnie«, d. h. eine besoldete, auch im Frieden beibehaltene Armee. Es sind Söldnertruppen, welche gegen den Ausgang des Mittelalters dem Zeitalter ihr charakteristisches Gepräge aufdrücken. In England und Frankreich hatten die Kompagnien die Scharen der Brabançonen schon im 13. Jahrhundert abgelöst. Die Befehlshaber der Kompagnien (Capitaines) waren gewissermaßen militärische Unternehmer; sie betrachteten das Kriegführen als Geschäft und betrieben es auf eigene Rechnung. Mancher dieser Hauptleute hatten es zu großem Ruhme gebracht und die Geschichte verzeichnet manchen Namen in einer Reihe mit großen Feldherren.

Die größte Ausdehnung und politische Geltung erhielten die Soldkompagnien in Italien, und zwar seit dem 14. Jahrhundert. Der Name des Bandenführers — hier Condottiere genannt — war die »Firma«, welcher, wenn sie guten Klang hatte, Kapital und Menschenmaterial in Menge zuströmte. Als tüchtiger Kaufmann kannte der Condottiere weder Neigung noch Sympathie für irgend eine Sache; mit demselben Gleichmut vermietete er sich und seine Leute heute demjenigen Dynasten (oder städtischem Gemeinwesen) gegen den er erst gestern gekämpft hatte. Es gab für ihn nur einen Rechtsgrund: Der eigene Profit. Kamen Stockungen in das Geschäft, so wurde auf eigene Faust erobert und geraubt. Zur Stärkung und Unternehmungslust des einzelnen Führers und seiner Bande trug nicht unwesentlich — wie dies ja in jedem Geschäfte der Fall zu sein pflegt — die Konkurrenz bei. Allerdings durfte kein Condottiere seinen Leuten übermäßigen Opfermut zumuten. Zweck

Aragons gegen Castilien vor (1359); viel später kamen die Schiffsgeschütze bei den Venezianern auf, doch besassen sie bereits 1426 eine große Anzahl davon.

des Unternehmens war ja Gewinn (eventuell Beute), nicht aber das eigentliche Ziel des echten Kriegers: die Hingabe seines Lebens für die Sache, der er dient.

Frankreich, Burgund und Ungarn waren die ersten Länder, welche zu dem System der stehenden Heere griffen. Viel später verfiel das geldärmere Deutschland auf eine Wehrorganisation, an welcher noch der Geist der Kompagnien haftete, die aber durch das Hervorheben des nationalen Elementes und durch die Auswahl von Hauptleuten, deren Familien und Güter als Bürgschaft dienen konnte, sich etwas strammer anließ. Dadurch wurde den nur für Kriegszeit geworbenen Scharen der Stempel von stehenden Truppen aufgedrückt. Es war das Institut der Landsknechte, welches durch lange Zeit in Geltung blieb und in seiner weiteren Ausgestaltung nicht mehr dem Mittelalter angehört.



Büchsenmeister.

Den Anfang eines geregelten Heereswesen im Geiste der neuen Zeit bildeten die französischen »Ordonanz-Kompagnien«, welche sich unter Karl VII. (1445) zu einer Mustertruppe ausgestaltet hatte. Eine fortwährende Übung in Waffen gab ihr eine große Evolutionsfähigkeit, welche vornehmlich bezüglich des Kavallerie-Korps vorbildlich wurde. Nicht so trefflich organisiert waren die 1448 ins Leben gerufenen »Francarchers«, eine Miliz, die unter Ludwig XI. durch angeworbene Schweizer ersetzt wurde. Burgund war das erste Land, welches die französischen Einrichtungen nachahmte, mit besonderer Berücksichtigung der schweren Reiterei (Gens d'armes).

Bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts waren es nur die Reiterei und das Fußvolk, welche sich den Vorrang streitig machten. Nach und nach stellte sich die Artillerie, welche vordem nur im Festungskriege sich Ansehen verschaffen konnte, den beiden anderen Feldwaffen ebenbürtig an die Seite. Die erste Anwendung von Feldgeschützen finden wir auf französischem Boden, aber nicht seitens der Franzosen, sondern seitens der Engländer. In den Schlachten von Crecy (1346) und

Maupertuis (1456) brachten die Engländer zum ersten Male Feldgeschütze ins Feuer. Wie rasch die neue Waffe Verbreitung fand, ergibt sich aus der Tatsache, daß Frankreich im Jahre 1452 bei einem einzigen Heere bereits 300 Feuerschlünde stehen hatte. Die gleiche Anzahl weist die Artillerie Burgunds auf. Die sprungweise Umgestaltung der Waffentechnik hatte große Gegensätze in den einzelnen Armeen zur Folge. Einzelne Heere sind fast ausschließlich aus Reiterei gebildet (Polen, Russen), bei anderen überwiegt das Fußvolk mit wenig Reiterei und fast gar keiner Artillerie (Schweiz), wieder bei anderen überwiegt, bei gebührender Beachtung der anderen Waffen, das Fußvolk (Deutschland, Österreich), im Gegensatze zu jenen Armeen (Italien, Frankreich, England, Spanien), bei welchen die Reiterei gleichwertig dem Fußvolke ist. In Deutschland treten mit der Schaffung der Landsknechte zahlreiche



Raubritter im Hinterhalte.

Scharen von »Kyrissern« (schweren Reitern) auf. In den Hussitenkriegen trat zuerst die Stärke der strammorganisierten Fußtruppen (erhöht durch künstliche Deckungsmittel) zutage. Als eigentliche Lehrmeister im Aufgebote großer Massen von Fußvolk erwiesen sich die Osmanen. Es ist dies um so auffälliger, als ihre Vorgänger, die Seldschuken, ausschließlich ein Reitervolk waren. So hielt beispielsweise der seldschukidische Sultan Alp Arslan im Jahre 1071 eine Musterung über ein zum Kriege ausrückendes Heer von 200.000 Reitern!

Das Ritterwesen kann als die folgerichtige Ausgestaltung des germanischen Geistes gelten, jener Wertschätzung der Persönlichkeit im Sinne der Tatkraft, der Tapferkeit und anderer Attribute des freien, kampftüchtigen Mannes. Dieser Geist der rohen Kraft zeigte im Rittertum eine bemerkenswerte Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse, indem es sich in den Dienst des christlichen Glaubens und der christlichen Weltanschauung stellte. Damit rückte es auf einen sittlich höheren Standpunkt hinauf. Der Ritter war der Beschützer der Schwachen und Unterdrückten, der Hüter der Gerechtigkeit, ein Vorbild adeliger Ge-

sinnung und tadelloser Lebensführung. Die große Schule dieser Tugenden waren die Kreuzzüge, während welchen das Rittertum jenen typischen Charakter annahm, der seinen Höhestand bezeichnet.

Leider folgte dem blühenden Aufschwung eine böse Entartung. Die Romantik, welche diese Blüte gezeitigt hatte, verflüchtigte, wie so mancher ideale Impuls, der im mittelalterlichen Leben aufkeimte. Schon das Interregnum gab einen Vorgeschmack von dem, was aus einer Institution werden konnte, die sich im Besitze aller Macht fühlte und gesonnen schien, sie gegebenenfalls zur Geltung zu bringen. In der Tat war das Rittertum allsbald seines romantischen Nimbus entkleidet. An Stelle des Idealismus trat ein gemeingefährlicher Anarchismus, Gewalt ging vor Recht, Eigennutz wurde zur Richtschnur alles Tuns. Dazu kam der allmähliche Aufschwung des Bürgertums, der seine Fähigkeiten und Tugenden in anderer, dem Gemeinwohl dienenden Weise einsetzte. In dieser Schmälerung ihres ursprünglichen Wertes wußten die »Besten des Landes« kein anderes Mittel, sich in ihrer Rechtsauffassung zu behaupten, als daß sie die Städte befehdeten und plünderten, den Handel durch Raubanfälle unterbanden und überhaupt zu jeder Gewalttätigkeit sich bereit fanden.

Der »Raubritter«, der unter dem Schutze seines meist unangreifbaren Schlupfwinkels, in solcher Weise den alten Rittertugenden den Todesstoß gab, machte sich schon in der Zeit Heinrichs IV. unangenehm bemerkbar. Als später das Interregnum Deutschland in einen einzigen Raufplatz verwandelte, wo der Räuber selbst wieder den stärkeren Räuber zu fürchten hatte, wuchsen die Raubburgen wie Pilze aus der Erde hervor, deren Insassen — die »Ritter vom Stegreif«, »Waldfischer«, »Schnapphähne«, »Heckenreiter« — weit und breit Schrecken verbreiteten. Der in diese wilde Wirtschaft mit kräftiger Faust eingriff, war Rudolf von Habsburg. In einem einzigen Jahre (1289) ließ er zu Erfurt 29 Raubritter aufknüpfen, in Thüringen nicht weniger als 70 Raubburgen zerstören und weitere 100 Schnapphähne hinrichten. Nebenher gingen die Städte auf eigene Faust gegen die Landesfriedensbrecher vor. Aber erst gegen Ausgang des Mittelalters war das Raubrittertum derart geschwächt, daß es im großen und ganzen als beseitigt gelten konnte.[1])

[1]) Die Ohnmacht der Gesetzvollziehung, wie sie in Deutschland zu gewissen Zeiten sich offenbarte, führte zu einer eigenartigen geheimen Institution, der sogenannten Feme. Ihr Ursprung ist unbekannt. Nach einer unverbürgten Quelle wäre der Erzbischof Engelbert von Köln derjenige gewesen, der das geheime Gericht, bald nach dem Sturze Heinrichs des Löwen, organisiert hätte. Gewöhnlich verlegt man das Aufkommen der Feme in die Zeit des Interregnums, wobei man von der Annahme ausgeht, daß die Institution als ein Überrest der kaiserlichen Gerichtsbarkeit zu betrachten sei. Die Feme tagte unabhängig von den landesfürstlichen Gerichten, welche an Stelle des Reichsgerichtes getreten waren. Im Grunde genommen war die Feme einer jener schönen Gedanken, welche der romantische Sinn des Mittelalters gezeitigt hatte, der sich aber in der Wirklichkeit ganz anders gestaltete und zu anarchistischen Übergriffen führte. Immerhin war das Walten der Feme durch geraume Zeit ein durchaus ersprießliches. Das Geheimgericht war der einzige Schutz, dessen der Unterdrückte oder Vergewaltigte teilhaftig wurde. In Westfalen, wo die Feme zuerst auftauchte (auf der sogenannten »roten Erde«) amtierten die »Freistühle«, bei welchen der »Freigraf« mit den »Freischöppen« das Urteil sprach... In Kleists »Käthchen von Heilbronn« sagt Graf Otto

Die Bürger und ihre städtischen Gemeinwesen bilden sonach den Ausgangspunkt einer neuen Zeit. Besonders waren es die Reichsstädte (Republiken), welche unter kaiserlichem Schutze sich zu bedeutendem Ansehen erhoben hatten. Sie waren nicht nur ein hervorragender Faktor in der Förderung der materiellen Kultur, sondern bildeten zugleich gegenüber dem Adel ein kräftiges Gegengewicht. In manchen dieser Städte sammelten hervorragende Bürger große Reichtümer an, welche sie in die Lage versetzten, zur Zeit der großen Entdeckungen in die Weltgeschicke einzugreifen (z. B. die Fugger und Welser in Augsburg) und den Landesherren hervorragende Dienste zu leisten.

Auch sonst griffen allenthalben tiefeinschneidende Wandlungen platz. Dem Geiste des Feudalismus gemäß hatten die alten Gaugerichte den Land- und den Patrimonialgerichten weichen müssen. Die jetzt seltenen Reichsvogteien wurden von Burggrafen versehen. Sehr häufig wurden einzelnen Bezirken oder Städten eigene Gerichtsbarkeit verliehen. Da jedes Gebiet seine eigenen Rechtsgewohnheiten hatte, und diese den einzelnen Ständen angepaßt waren, gab es jetzt zahllose Hof-, Stadt-, Bauern- und Zunftrechte usw. Zu hervorragender politischer Macht waren — wie bereits anderwärts erwähnt wurde — einzelne Städte in Italien gelangt, wo sie das gesamte staatliche Leben beeinflußten. In erster Linie waren es die »Seerepubliken«, Pisa, Genua, Venedig, neben ihnen die starken Gemeinwesen des Binnenlandes, Siena, Mailand, Florenz u. a. Wie hier die ersteren dominierten, so hatte sich auch in Deutschland ein Handelsbund — die »Hansa« — zu einer Macht erhoben, welche selbst die rheinischen und schwäbischen Städteverbindungen in den Schatten stellte.

Wie von den Reichsständen der deutsche König, so wurden ihrerseits wieder jene von ihren Landesständen in immer engere Beschränkung gehalten. In dieser Zeit nahm in den einzelnen Fürstentümern der Herrenstand etwa die Stellung ein, wie der Reichsfürstenstand gegenüber dem Kaiser. Der höhere Klerus, der Bürger- und Bauernstand waren teilweise mit unter den Landständen vertreten, deren wichtigstes Recht in der Steuerbewilligung bestand. Durch die Landesfürsten übte

von der Flühe, als Vorsitzender (1. Akt., 1. Auftritt): »Wir Richter des hohen, heimlichen Gerichtes, die wir, die irdischen Schergen Gottes, Vorläufer der geflügelten Heere, die er in seinen Wolken mustert, den Frevel aufsuchen, da, wo er in der Höhle der Brust, gleich einem Molche verkrochen, vom Arm der Gerechtigkeit nicht aufgefunden werden kann: wir rufen dich« (den Kläger) usw. . . . Als Ankläger und Urteilsvollstrecker amtierten die »Wissenden«, die in ungeheurer Zahl vorhanden waren. Ihres Amtes war, die Beschuldigten vor das geheime Tribunal zu laden, beziehungsweise den Urteilsspruch auszuführen. Das heimliche Gericht tagte an den alten Mahl-(Gerichts-) Stätten inmitten dichter Wälder, nicht aber in Höhlen und unterirdischen Sälen, wie die Romandichtung aufbrachte. Der Angeklagte wurde mit verbundenen Augen vorgeführt und ebenso wieder außer Bereich des Versammlungsortes gebracht. Die Feme funktionierte teils als »offenes Gericht« für kleinere Vergehen, welche von dem ordentlichen Richter nicht gesühnt wurden, und als »geheime Acht« für todeswürdige Verbrecher. Wer nach erhaltener Vorladung sich nicht stellte, war »verfemt« und verfiel dem Freischöffen, deren Amt es war, den Verurteilten bei erstbester Gelegenheit aufzuknüpfen. Die Feme, ursprünglich auf die rote Erde beschränkt, glaubte sich späterhin für ganz Deutschland kompetent und hatte überall ihre Wissenden, zuzeiten bis 100 000. Sie lud auch Fürsten, auch einen Kaiser (Friedrich IV., der freilich nicht erschien) vor ihre Stühle.

der niedere Adel, ohne welchen jene nichts unternehmen konnten, einen mittelbaren, aber gewichtigen Einfluß auf Kaiser und Reich aus. In einzelnen Städten, z. B. in dem außerordentlich blühenden Nürnberg, hatte das Patriziat (städtischer Erbadel) ausschließlich die Regierung in den Händen. In anderen nahmen die besonders seit dem 14. Jahrhundert aufgekommenen und höchst exklusiven Innungen und Zünfte Anteil an den Magistraten. Nebenher gab es aber auch Städte, in welchen der Demokratismus der Herrschende war.

* * *

Wirtschaftsleben. — Verkehrswesen.

Zu Beginn des Mittelalters leitete das wirtschaftliche Leben allmählich in eine Form über, welche bereits bei Besprechung des Feudalwesens berührt wurde: durch die großen Landschenkungen seitens der Könige bildet sich ein Großgrundbesitz aus (und mit ihm der Landadel), dem die freien Bauern gegenüberstehen. Wie sich dieses Verhältnis weiterhin gestaltete, ist von früher her erinnerlich. Der Druck des Zeit- und Erbpächterwesens führte zu dem Zwange, neuen Kulturboden zu gewinnen. Es kommt zu immer größeren Rodungen, die Seßhaftigkeit der Bevölkerung wird eine größere. Die Viehzucht tritt zugunsten des Bodenbaues zurück. Dagegen gewinnt der Weinbau mehr und mehr an Verbreitung.

Von den Kreuzzügen ab beginnen die Klöster ihren großen Einfluß auszuüben, der sich auch auf die Verbesserung des Erwerbslebens, vornehmlich der Landwirtschaft erstreckt. Obst- und Weinbau erfahren besondere Pflege. Dagegen tritt zur Zeit des Aufblühens der Städte in den meisten landwirtschaftlichen Betrieben ein Stillstand ein, der auf das mächtig aufstrebende Gewerbsleben zurückzuführen ist. Man wird aber nicht übersehen dürfen, daß in dem mittleren Zeitabschnitte des Mittelalters, der Zeit beständiger Kriege und Fehden, dem Bauernstand das Leben sauer genug gemacht wurde. Außerdem lasteten auf der Grundwirtschaft schwere Fronen in Abgaben, durch welche die Herren den Bauernstand der Armut und Verbitterung zuführten, woraus dann bedenkliche Reaktionen (Bauernrevolten) entstanden. Das übrige taten die allgemeine Rechtsunsicherheit, die Räubereien der Ritter und die Übergriffe der ständischen Gewalten.

Eine bemerkenswerte Erscheinung des Mittelalters auf wirtschaftlichem Gebiete ist das deutsche Kolonisationswerk in den angrenzenden Slavenländern des Ostens. Zunächst hatten die nach schweren und erbitterten Kämpfen im Lande zurückgebliebenen Streiter (»*Milites*«) mit der Naturalwirtschaft ihr Auslangen gefunden. Nach den Kreuzzügen aber, als die allgemeinen Bedürfnisse erheblich gestiegen waren, gestaltete sich die Lage jener Pioniere sehr bedenklich. Da griff man zu dem Mittel der Kolonisation: überschüssige Bevölkerungselemente des Westens (meist Holländer und Flamänder) kamen in das Land und kraft der höheren Wirtschaftsweise, die sie mitbrachten, ging es nun rasch vorwärts. Vielfach, wie z. B. in Schlesien, wo dichter Wald und wüste Heide überragten, gewann das Kulturland nur langsam an Aus



Marktbauern aus der ersten Zeit des 16. Jahrhunderts. (Nach A. Dürer.)

dehnung. Großes Verdienst fällt hierbei der Geistlichkeit zu. Die Klöster waren die ersten Stützpunkte der wirtschaftlichen Eroberung und zugleich Bollwerke für deutsches Wesen. Hier in Schlesien trat zuerst die große Wahrheit zutage, daß die Arbeit der Freien allein imstande ist, ein Volk kräftig und dauerhaft zu machen. Die Fürsten verliehen daher den Grundherren das Recht, Städte und Dörfer nach deutschem Rechte zu gründen, d. h. freie Gemeinden zu schaffen. Am eifrigsten wurde diese Gunst von der Geistlichkeit, besonders von den Zisterziensern, begehrt.

Das Lehenswesen hatte das Gute, daß es in der Institution des »Fronhofes« die Grundlage für das gewerbliche Leben schuf. Der Fronhof war gewissermaßen der Schutzbereich jener Hufenbesitzer, welche sich in den Dienst des großen Grundherrn begaben, gewöhnlich durch äußere Zwangslage hierzu gedrängt. Man begreift ohne weiteres, daß der Fronhof eine Menge mannigfacher Arbeitskräfte zu einer großen Wirtschaftsgemeinschaft vereinigte. Daraus erwuchs dann notwendigerweise eine gewisse Arbeitsteilung, wodurch naturgemäß die einzelnen Kräfte zu höherer Arbeitsleistung ausgebildet wurden. Die mittelalterliche Arbeitsteilung ist eine »Berufsteilung«, d. h. sie beruht darauf, daß aus einem umfangreichen Produktionsgebiete einzelne Teile ausgeschieden werden, um neue Berufsarten zu bilden. Hochbedeutsam für die Wirtschaft des Fronhofes war die Frauenarbeit, die allein oder vorzugsweise den Bedarf an gröberen Geweben beschaffte. Die Klöster wieder waren es, welche das Baugewerbe förderten. Man weiß, daß die ältesten deutschen Baumeister Mönche waren. Sie erbauten selbst ihre Klöster, sie schufen Kirchen und Kapellen, Pfalzen der Könige und Großen. Aus den dienenden Arbeitern erwuchs allmählich unter dem bildenden Einflusse mönchischer Baumeister ein Bestand von Bauhandwerkern, von Maurern, Steinmetzen u. dgl.

Die Klosterwerkstatt ist aber auch die Wiege des Kunsthandwerkes. Neben eisernen Kronleuchtern, kupfernen und eisernen Weihrauchfässern, Meßkleidern, Kelchen, Schnitzereien, Elfenbeinplastik, Reliquienschreinen betätigte sich die klösterliche Kunst vorzugsweise in der Herstellung prachtvoller Handschriften (von welchen noch weiterhin die Rede sein wird), die in bezug auf ihre äußere Ausstattung durchaus in das Gebiet des Kunstgewerbes fallen.

Mit dem Emporkommen der Städte greift eine vollständige wirtschaftliche Umwälzung Platz. Durch die vom Lande zuströmenden Handwerker erlangen diese eine eigenartige Organisation. Zunächst verwandelt sich der »Hausfleißarbeiter« in den »Lohnhandwerker«, und in der Folge

dieser zum »Kaufhandwerker«. Gegen gewisse Gebühren wurden von der Stadtobrigkeit an die einzelnen Gewerbetreibenden bestimmte Verkaufsstellen zugewiesen. Es entstand der »Stellen- und Hallenzwang«, dessen Strenge sich jedoch in dem Maße lockerte, als die Stadt sich zum dauernden Markte entwickelte. Der reichere Kaufmann oder Handwerker verzichtete auf die gemietete Verkaufsstelle und schuf sich sein eigenes Heim. Anderseits gingen die öffentlichen Verkaufslokale (Gaden, Bänke, Lauben) mehr und mehr in den Besitz einzelner Kaufleute und Gewerbetreibender über. Nichtsdestoweniger behauptete der Stellen- und Hallenzwang als Rechtsordnung für den Handel und Wandel der Fremden noch lange Zeit seine Bedeutung.

Das Mittelalter kannte keine staatliche Wohlfartspflege. Der Einzelne war mehr oder weniger schutzlos. Da lag es nahe, durch regeren Anschluß der Einzelnen, wie ihn der lebendige Genossenschaftstrieb mit sich bringt, die gemeinsamen Interessen zu wahren. So entstanden die Gilden und Zünfte. Die Entstehung der ersteren (Verbindungen zu gegenseitigen Hilfeleistungen in Unglücks- und Todesfällen) fällt schon in die fränkische Zeit, die Zünfte gehören dem späteren Mittelalter an. Riehl sagt: »Die Idee der mittelalterlichen Zunft läßt sich nicht trennen von der Idee der mittelalterlichen Stadtgemeinde. Der Bauer hat keine Zunft. Die Stadt beschloß eine kleine Welt und der Gedanke der Gemeinde war die lichtspendende Sonne dieser Welt. Alles Recht des Bürgers geht von der Gemeinde aus und zielt auf diese zurück, also auch das Recht einer bestimmten Berufsarbeit. Die Gemeinde gibt den Zünften gleichsam die verschiedenen Berufskreise zu Lehen, die Zünfte belehnen den einzelnen Meister wieder mit seinem besonderen Meisterrecht. Nur wer zur Gemeinde gehört, kann Meister werden; nur innerhalb der Gemeinde gewinnt man die verbriefte Ehre der Arbeit.«

Das mittelalterliche Zunftwesen — dessen innere Organisation nicht ohne Härte war — fußte auf dem sozialistischen Grundsatze, daß die gewerbliche Freiheit des Einzelnen im Interesse der Gesamtheit zu beschränken sei; durch Bildung eines Mittelstandes sollte jedem Gewerbetreibenden ein mäßiger, aber sicherer Nahrungsspielraum gewahrt bleiben. Dadurch wurde dem Kapitalismus und Großunternehmer entgegengewirkt und das Gewerbe in die Schranken des Kleingewerbes verwiesen. Nur die Weberei machte hiervon eine Ausnahme; sie nahm schon im Mittelalter die Formen des Großbetriebes an und zeigte die Ansätze der dieser Betriebsweise eigentümlichen Arbeitsteilung.

Die Entstehung der Gilden und Zünfte hat man in Italien zu suchen, wo eine Fischergilde bereits im Jahre 943 besteht. In Deutschland scheint das Genossenschaftswesen nicht vor Beginn des 12. Jahrhunderts platzgegriffen zu haben. So stand denn auch Italien in bezug auf gewerbliche Leistungen in erster Reihe und wirkte durch seine Verbindungen mit dem Orient vielfach befruchtend auf die europäischen Binnenländer. Hier gelangte die gewerbliche Produktion vornehmlich in Deutschland auf eine hohe Stufe der Entwicklung und sie erfreute sich eines weitverbreiteten Rufes. Ulm und Augsburg wurden zu Beginn des 14. Jahrhunderts die wichtigsten Arbeitsplätze für Baumwollwaren. Die Wollweberei betrieben am vorzüglichsten die Niederländer und auch

in der Waffenfabrikation leisteten sie vorzügliches. Die Arbeitsteilung war am meisten in Frankreich ausgebildet. Großbritannien, das spätere Industrieland par excellence, leistete wenig. In Osteuropa endlich stand man noch auf der untersten Stufe der Hausindustrie.[1])

Das Verkehrswesen nahm im Mittelalter eine ziemlich schwerfällige Entwicklung. Überall dort, wo die Einrichtungen in römischer Zeit in Erinnerung geblieben waren, also vorzugsweise in Italien und Gallien, hielt man an denselben nach wie vor fest. Im Reiche der Franken beispielsweise erhielt sich der *cursus publicus* (wo die alten Benennungen sogar den Untergang der Merowinger überlebten) am ausgeprägtesten. Gleichwohl lag das Verkehrswesen zur Zeit Karls des Großen derart im Argen, daß die Bevölkerung allenthalben zur Selbsthilfe griff. In erster Linie handelte es sich um den Nachrichtendienst. Es traten Botenanstalten verschiedener Art ins Leben. Reisende, Kaufleute, Pilger, Mönche übernahmen die Weiterbeförderung von Briefen und Botschaften, von den Landesherren und administrativen Körperschaften wurden eigene

[1]) Ein hervorragender Faktor in der kulturellen Entwicklung ist das Münzwesen. Im Mittelalter traten zunächst die Franken als die Erben des römischen Münzwesens auf. Da aber hier die stramme Zentralgewalt Roms fehlte, die staatlichen Kräfte sich mehr und mehr zersplitterten, machte die Münzhoheit Wandlungen durch, die alsbald zu schädigenden Verwirrungen führten. Während unter den Merowingern das Münzregal nur dem Könige zustand, fingen schon unter den letzten Karolingern die Vasallen an, sich das Münzrecht anzumaßen, so daß unzählige Prägestellen entstanden. Allerdings war um diese Zeit die Währung noch eine einheitliche, nämlich die der karolingischen Münzordnung. Der römische *solidus* wurde zum »Schildling« (Schilling), der *denar* zum »Pfennig« (bei den Briten und Deutschen). Auf den Verkehr der Briten mit dem Hansabund dürfte das Wort »Sterling« rückzuführen sein: »Easterling« — aus dem Osten herrührende Münzen. Mit der Festigung des Feudalwesens ging alle Einheitlichkeit im Münzwesen verloren; Dynasten, Fürsten, Bischöfe, Klöster und Städte prägten darauf los, meist um sich von finanziellen Nöten zu befreien. Für den Bedarf von Goldmünzen sorgte in der ersten Hälfte des Mittelalters Byzanz. Ein Regulativ gegen die Verschlechterung der kuranten Münze (Denare) bildeten die Silberbarren, deren sich die Kaufleute bedienten. Letztere ließen die Barren pfundweise in Pfennige umprägen. Damit kam der Brauch auf, nach »Pfundpfennigen« zu rechnen. Auf die Dauer genügte aber der Pfennig nicht und es stellte sich Mitte des 12. Jahrhunderts noch eine größere Münze ein. Es waren dies die »Bracteaten«, die charakteristischen Hohlpfennige aus Silber. Sie hatten eine schüsselförmige Form, da man sich beim Prägen mit dem Stempel einer weichen Unterlage bediente. Im 13. Jahrhundert trat eine bedeutende Verschlechterung der Münze ein. Auf dem ganzen Kontinent wurde der Ruf nach einer Reform laut. Zunächst trat an Stelle des Pfundes die Mark; die byzantinischen und italienischen »Dukaten« wurden durch den deutschen »Goldgulden« und den französischen »Florin d'or« ersetzt, die (vom internationalen Verkehr zurückgewiesenen) Hohlpfennige durch den französischen *gros tournois* (nach der Stadt Tours), woraus sich das deutsche Wort »Groschen« bildete. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts begann die Rechnung mit gewogenen Pfunden und Mark zu schwinden. Merkwürdigerweise bedurfte es fast eines Jahrhunderts, bis die amerikanischen Edelmetallmassen auf die europäischen Münzverhältnisse rückzuwirken begannen. Als diese Rückwirkung dann eintrat, griff eine tiefgehende Entwertung der Edelmetalle um sich. Nun traten die großen Silbermünzen auf den Plan, die »Guldengroschen«. Diese Münze wurde zwar schon 1486 zum ersten Male ausgeprägt, die eigentliche regelmäßige Prägung begann indes etwas später (Anfang des 16. Jahrhunderts), und zwar in den reichen Silberbergwerken von Joachimstal in Böhmen (daher »Taler«). Die gleichwertige französische Silbermünze trug den Namen *ecu*, die englische »Krone«. Unter den zahlreichen Denkmünzen, welche in der zweiten Hälfte des Mittelalters ausgegeben wurden, ist vornehmlich der »Georgstaler« bemerkenswert, der den Wandel der Zeiten überdauert hat und noch heute ein geschätztes Stück ist, indem er namentlich von Soldaten als Talisman hoch bewertet wird.

Boten in Dienst genommen, zu welchen sich schließlich auch die immer zahlreicher auftauchenden Klöster gesellten.

Urkunden und andere Schriftdenkmäler aus dem 11. Jahrhundert legen dafür Zeugnis ab, daß in jener Zeit zahlreiche Städte, Bistümer und Klöster ständige und besoldete Boten hatten, welche den brieflichen Verkehr besorgten. Die Mitglieder eines und desselben Ordens hatten wohl ein lebhaftes Interesse daran, in beständigem Kontakt zu sein. Das war aber angesichts der zum Teil ungeheuren Entfernungen durchaus keine leichte Sache und erforderte verläßliche Leute. Deshalb unternahmen meist die Mönche selbst die ausgedehnten Reisen, während für den engeren Verkehr die Klosterboten genügten. Eine eigenartige Form des brieflichen Verkehres von Kloster zu Kloster waren die *Rotulae*, ziemlich breite und zuweilen mehrere Meter lange Pergamentstreifen, welche dazu dienten, die in der Konfraternität stehenden Klöster und Kirchen von den im Laufe eines Jahres eingetretenen Todesfällen zu benachrichtigen (daher »Totenrotel«). Der sogenannte Totenbote trug die Rolle von Kloster zu Kloster und in jedem derselben wurde seine Ankunft auf der Rotulae bestätigt und meist ein Verzeichnis der Verstorbenen hinzugefügt. Die Bettelmönche übernahmen auch privaten Botendienst, als Gegenleistung für die ihnen zuteil gewordenen Unterstützungen. So fanden sich Bettelsack und Briefsack häufig in friedlicher Gemeinschaft auf dem Rücken des Bettelmönches zusammen.



Art des Reisens zu Pferde im Mittelalter (S. 426.)

Dem aufblühenden Korporationswesen folgten bald verschiedene Einrichtungen zur Förderung des Nachrichtendienstes. Vornehmlich waren es die ersten ins Leben getretenen Universitäten (Prag, Montpellier, Bologna, Neapel usw.), welche von Studierenden aus den angesehensten Familien aus nah und fern frequentiert wurden, die den Anstoß zur Schaffung von raschen und sicheren Verkehrsbeziehungen gaben. So entstand das Institut der Universitätsboten, von deren Organisation uns vornehmlich die Nachrichten über die Universität von Paris interessante Aufschlüsse geben. Jede der Landsmannschaften hatte ihre besonderen Boten (Ober- und Unterboten), die unter Eid ihren Verpflichtungen oblagen und unter sich eine eigene Bruderschaft bildeten,



Abbildung eines Mönches, der einen Brief überbringt. Faksimile einer Abbildung aus der Legende von St. Meinrad (1466). (Stiftsbibliothek zu Einsiedeln.)

mit dem heiligen Carolus als Patron. Ober- oder Großbote zu sein, war eine besondere Auszeichnung, und so begreift man, daß sich selbst angesehene Bürger um diese Stellung bewarben, wobei allerdings auch die Freiheiten, die ihnen zuteil wurden (z. B. Nachlaß der Zollgebühren und Steuern) einige Anziehungskraft ausgeübt haben mögen. Im Laufe der Zeit wurden die Universitätsposten immer leistungsfähiger. Es kamen Pferde und selbst Wagen in Verwendung und außer Briefschaften wurden kleinere Pakete (selbst Frachten von nicht zu großem Umfange), Geld und auch Personen befördert. Andeutungen aus dem 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts lassen den Schluß zu, daß diese Posten gewissermaßen internationalen Schutz genossen und selbst in Kriegszeiten respektiert wurden.

Der Handel, in allen seinen Abstufungen von der weitausgreifenden Tätigkeit des Großkaufmannes bis zum Schacher des vagierenden Hausierers, gab den Behelf für den geschäftlichen Verkehr, an welchem wohl kaum Angehörige anderer Stände Anteil genommen haben dürften. Messen, Jahrmärkte und größere Handelszüge mögen vielleicht auch dem Publikum Vorteile im Sinne des Nachrichtendienstes gebracht haben. Daß die Entwicklung der Städte einen tiefgreifenden Einfluß auf Verkehrserleichterungen hatte, liegt auf der Hand. Besondere Botenanstalten standen im Dienste der Städte in ihrem Verkehr untereinander. Die Boten gingen, ritten und fuhren; als »geschworene Städteboten« oder »Magistratsausreiter« führten sie das Stadtwappen und die Botenbüchse mit den Farben der Stadt, sowie ein »Patent«.

worin ersucht wurde, ihnen »Fürschub und Fürdernis« zu beweisen. Auch trugen sie ein Schild mit dem Wappen auf der Brust oder dem Arme, und einen starken hölzernen »Botenspieß«, der den Trägern zugleich über die Gräben forthalf.

Ein sprechendes Zeugnis, wie auf Grund einer lediglich einem engeren Interessenkreise dienenden Gepflogenheit sich eine Einrichtung von allgemeiner Bedeutung herausbilden könne, geben die sogenannten Metzgerposten des Mittelalters ab. Die Metzger hatten zumeist nicht nur Realbesitz, sondern auch Pferde und Wagen, deren sie bedurften, um ausgedehnte Geschäftsreisen unternehmen zu können. Es lag also nahe, daß die Städter, vornehmlich die Kaufleute, sich der reisenden Metzger als Vermittler ihrer Korrespondenz bedienten. Aus diesen rein improvisierten Verhältnissen entwickelten sich nachmals festere Beziehungen, die zum Teile auf Verträge gegründet waren. Und noch einer anderen Erscheinung, die uns in der Geschichte des Verkehres da und dort entgegentritt, begegnen wir: aus einer vorerst nur freiwillig geübten oder aus dem praktischen Bedürfnisse hervorgegangenen Gepflogenheit erwuchs mit der Zeit eine förmliche Verpflichtung, der sich die Beteiligten nicht entziehen konnten. Dafür wurde dem Metzger manche Erleichterung als Entgelt zuteil, z. B. Befreiung von den Gemeindelasten. Von Interesse ist, daß mit den Metzgerposten wahrscheinlich der Ursprung des Posthornes zusammenhängt. Die reisenden Metzger pflegten nämlich ihre Ankunft in den Orten, die sie berührten, durch Blasen auf einem Horne anzukündigen, weniger ihrer Briefschaften wegen, als zu dem Zwecke, diejenigen, welche Angebote von Schlachtvieh zu machen hatten, heranzuziehen. Die Metzgerposten hatten sich bis in das 17. Jahrhundert erhalten.

In weit vollkommenerer Weise entwickelte sich der Nachrichtendienst in einem anderen Teile Deutschlands, im äußersten Nordosten. Hier hatte der Deutsche Ritterorden, der Eroberer und Organisator in den slavischen Ländern aus der Not eine Tugend gemacht, d. h. seiner zahlreichen Fehden halber, einen sehr strammen Nachrichtendienst organisiert. Die ältesten Nachrichten über diesen eigenartigen Postdienst reichen bis in das Jahr 1276, unter dem Amte des achten Hoch- und Deutschmeisters Hartmann von Heldrungen. Die Postleitung hatte ihren Sitz in der herrlichen Marienburg. Hier waltete der »oberste Pferdemarschall« gewissermaßen als Oberpostmeister. Ihm unterstanden der »Bryffstall« (Poststube) und die Pferdeställe. Die gleiche Einrichtung bestand in allen Ordenshäusern. Die reitenden Postboten (Bryffjongen) waren häufig junge Adelige. Zur Beförderung besonders wichtiger Nachrichten bediente sich der Orden eigener reitender Boten — »Withingen« — eine Art diplomatischer Kuriere, welche dem Stande der freien Grundbesitzer entnommen wurden. Der Ordensstallmeister in der Marienburg war in der Regel ein Withing. Auch Schnelläufer waren in Verwendung.

Bemerkenswert sind die Beziehungen des Deutschen Ritterordens zur Hansa, dem berühmten Städtebunde Norddeutschlands und der benachbarten Gebiete im Westen (Niederlande) und Osten (Livland). Vom handelsgeschichtlichen Standpunkte ist der Hansabund schon des-

halb von einschneidendem Interesse, weil er ein in sich abgeschlossenes Macht- und Handelsgebiet hatte, über das hinaus er unmittelbar nicht eingriff, sondern sich der Vermittler bediente. Die hanseatischen Schiffe fuhren nicht über Flandern hinaus, oder nur ganz ausnahmsweise bis zur Küste der Bretagne, wo sie gegebenenfalls mit den Schiffen der südeuropäischen Händler zusammentrafen und abrechnen konnten. In Norddeutschland, wo die hanseatische Macht ziemlich tief in das Innere des Landes eingriff, war allerdings eine rege Verbindung notwendig und auch vorhanden. Sie muß sich demgemäß auch über das Gebiet des Deutschen Ritterordens erstreckt haben, doch wissen wir so gut wie gar nichts über die Formen dieses Verkehres. Berührungspunkte waren die preußischen Städte im Osten. Der Orden war allerdings der Wettbewerber der Hansa; allein in guten Zeiten berücksichtigte er ihre Interessen, und der mächtige Schutz, den er bot, hob noch andere Nachteile auf. [1])

Was nun das Städtebotenwesen anbetrifft, finden sich über dessen Gestaltung gegen Ausgang des Mittelalters nur spärliche Nachrichten vor. Die Machtentfaltung der Hansa gibt indes den Fingerzeig, wie die Sache sich verhalten haben mochte. Eine Verknüpfung so vieler Binnenstädte mit den Emporien der Nord- und Ostsee, wie sie der hanseatische Städtebund mit sich brachte, läßt sich ohne einen entwickelten Beförderungsdienst gar nicht denken. In der Tat hatte sich zwischen den größeren Städten Deutschlands, welche untereinander in engeren geschäftlichen Beziehungen standen, die Notwendigkeit eines lebhaften und geregelten Verkehres ganz von selbst eingestellt. Schon im 13. Jahrhundert waren Nürnberg, Köln und Hamburg Brennpunkte des Verkehres. Vornehmlich Nürnberg war um diese Zeit einerseits mit den reichen Städten Oberitaliens, anderseits mit Wien und den Niederlanden durch Handelswege verbunden. Von Hamburg ging der Botendienst westwärts über Bremen bis Amsterdam, ostwärts über Wismar, Rostock, Stettin, Danzig, Königsberg bis Riga. Leipzig stand im 14. Jahrhundert mit Augsburg, im 15. Jahrhundert mit fast allen größeren Städten Deutschlands im regsten Geschäftsverkehr.

In Frankreich erhielt die Post der Pariser Universität den ersten Stoß durch die Einrichtung einer königlichen Post unter Ludwig XI., deren Gründung im Jahre 1464 erfolgte. An der Spitze des königlichen Unternehmens stand ein Oberpostmeister (Grand maître); im Jahre 1480

[1]) Der Orden selbst betrieb nämlich im großen Stile den Handel. Seine Ländereien brachten mehr Getreide und andere Nahrungsmittel hervor, als die Ordensleute verbrauchten. Außerdem hatte er den allgemeinen Verkauf des kostbaren Bernsteines. Weithin ging der Ruf von dem unermeßlichen Reichtum des Ordens, der seinen guten Grund hatte, denn er war im 14. Jahrhundert der größte Kapitalist in Europa. Seine mustergültige Wirtschaft schlug aus den großen Einnahmen stattliche Zinsen heraus. Die »Großschöffen«, welchen mit ihren zahlreichen Untergestellten das Geldwesen oblag, verschmähten kein gewinnbringendes Geschäft. Obgleich die Kirche Zins zu nehmen verbot, kauften sie Grundstücke und Renten und liehen selbst Geld aus. Um den Handel nachdrücklich und mit genügender Anlage führen zu können, stellte der große Ordensschatz Betriebskapital zur Verfügung und ließ meist den gemachten Gewinn weiterarbeiten. Der Orden kaufte und verkaufte, was nur irgend Gegenstand des Handels war. Bis nach Spanien und Lissabon gingen seine Schiffe. (Th. Lindner: »Die deutsche Hansa«. S. 108 ff.)



Zweirädriger Karren mit zwei Pferden bespannt, wovon das eine hinter dem anderen geht. 15. Jahrhundert. Faksimile einer Abbildung mit Text aus der Handschrift »René roi de Sicile« im königlichen Kupferstichkabinet zu Berlin (Hamilton-Sammlung).

waren außer zahlreichen Fußboten 230 Reitboten im Dienste, welche ein verantwortungsvolles Amt innehatten. So stand beispielsweise auf die Verwendung der Postpferde zu anderen Zwecken als jenen des königlichen Nachrichtendienstes die — Todesstrafe. Fremde Fürstlichkeiten, welchen die Benützung der königlichen Post bewilligt wurde, mußten es sich gefallen lassen, daß ihre Sendungen von der französischen Regierung kontrolliert wurden...

In Spanien begegnen wir den ersten Botenangestellten um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Auch hier waren es Vermittler des Nachrichtendienstes, die entweder ausschließlich dem Hofe zur Verfügung standen, oder bei den Gesandten bedienstet waren. Erst später tauchen die »Correos« auf, welche dem zünftigen Botenwesen angehörten. Genaueres über diese Einrichtung erfährt man erst aus einer Verordnung des Stadtrates von Barcelona aus dem Jahre 1338, welche die Bediensteten ermahnt, ihrer Pflichten eingedenk zu sein und einen frommen Lebenswandel zu führen.

Gegen Ende des Mittelalters entwickelte sich auch der Güterverkehr lebhafter. Bis dahin war für den Straßenbau gar nichts ge-

schehen; ja die älteren Anlagen verfielen immer mehr und mehr, was begreiflich erscheint, wenn man im Auge behält, wie gering das Interesse des Ritterstandes für fahrbare Wege war. Für das Reisen stand das Marschpferd (siehe S. 421) im Gebrauche, ein in der Regel starkes Tier, welches imstande war, auf ausgedehnten Reisen auch zwei Personen — Mann und Frau — zu tragen. Die Reisepferde bedurften einer besonderen Dressur; besonders beliebt war der weiche Passgang und wurden junge Pferde dafür vorbereitet, indem man Vorder- und Hinterbeine derselben Seite mit einer Stange verband.[1])

Der schlechte Zustand der Straßen vertrug sich mit dem Raubritterunwesen umso besser, als ein schwerfälliger Gütertransport den Helden vom Stegreif nur zu statten kommen konnte. Dazu kamen andere Übelstände, die mit dem mittelalterlichen Wesen eng verknüpft sind. Hierzu zählen gewisse Privilegien, welche als »Stapelrecht« den Frachtenverkehr belasteten. Auch der Straßenzwang war eine schlimme Belästigung. Daneben bildete sich unter der seltsamen Bezeichnung »Grundruhr« eine Art Strandrecht aus, indem jedes vom Wagen gefallene oder aus sonst einem Grunde vom Fuhrwerk auf den Erdboden überstellte Warenstück dem Grundherrn verfiel, wenn er oder seine Leute zufällig Zeugen eines solchen Vorfalles waren. Selbstverständlich konnte diesem »Rechte« fördernd nachgeholfen werden, wenn man die Straßen verwahrlosen ließ, so daß die Frachtwägen havarieren mußten.

Trotz dieser mißlichen Verhältnisse entwickelte sich beispielsweise in Deutschland von dem Zeitpunkte ab, als die kräftige Hand Rudolfs von Habsburg das Räuberunwesen bändigte, das Straßennetz immer mehr und mehr. Der lebhafte Handel, welcher nach Schluß der Kreuzzüge zwischen Italien und der Levante platzgriff und mit den deutschen Stapelplätzen anknüpfte, erforderte die Wiedererschließung der Hochwege über die Alpen. Die Frachtenzüge wurden auch zur Beförderung von Paketen und Briefen benützt. Solche Züge bestanden seit dem Ende des 15. Jahrhunderts zwischen Nürnberg und Hamburg. Bewaffnete Männer begleiteten diese Züge und wurden, weil sie für die Fortschaffung der Güter zu sorgen hatten, »Schaffner« genannt. Sie trugen das kaiserliche und das Nürnberger Wappen, sammelten unterwegs die Briefe und Pakete und errichteten nach Bedarf Pferdewechselstationen. Später leitete der Nürnberger Magistrat selbst diese Einrichtung und unterstellte sie der Aufsicht der Handelsherren. Wöchentlich einmal gingen die Waren von Nürnberg ab.[2])

* * *

[1]) L. v. Heydebrand u. d. Lasa: »Illustrierte Geschichte der Reiterei« S. 102.

[2]) Daß bei dem elenden Zustande der Straßen der Wasserweg manche Vorteile und Erleichterungen darbot, liegt auf der Hand. Die Nachrichten hierüber sind jedoch spärlich. Aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts weiß man, daß auf gewissen Strecken des Rhein (und unteren Main) ein lebhafter Verkehr mit den sogenannten »Marktschiffen« sich entwickelte. Ähnliches gilt von der Elbe und der Oder. — In Italien kamen im Jahre 1480 die ersten Kanalbauten mit der sogenannten »Kammerschleuse« in Gebrauch, doch wird die Priorität dieser Erfindung von anderer Seite den Holländern zugeschrieben . . . Ein außergewöhnlich lebhafter Verkehr entwickelte sich zuzeiten im Mittelalter auf der Donau, vornehmlich während der Kreuzzüge. Den mächtigen Heeren folgten starke



Romanischer Stil (Dom zu Speyer).

Architektur. — Kunst.

In einem Zeitalter, in welchem sich das künstlerische Empfinden vorwiegend in den Dienst der Kirche stellte — und das war im Mittelalter der Fall — mußte auch die Architektur zu der gleichen Betätigung gelangen. In Anlehnung an einen gegebenen Grundplan ergab sich im monumentalen Kirchenbau die Basilikaanlage, welche der morgenländische Geist in den Zentralbau umgestaltete. Da eingelebte Vorbilder sich schwer beseitigen lassen, bleibt das byzantinische Bauschema ohne nachhaltige Wirkung auf den Westen. Dagegen entwickelt sich hier innerhalb zweier Jahrhunderte der sogenannte Romanische Stil

Geschwader von schweren und breiten Schiffen mit hochaufgezogenen Segeln. Ein solches Geschwader schwamm zur Zeit des ersten Kreuzzuges bis nach Ungarn hinab und ein anderes führte die Lebensmittel für die Kreuzfahrer Friedrich Barbarossas bis an die serbische Morava. Um dieselbe Zeit trat Regensburg an die Spitze des Donauverkehres. Seine Handelsbeziehungen längs des Stromes entwickelten sich ungemein rasch und im 12. Jahrhundert schwammen bereits mächtige Flottillen die Donau hinab. Ausgerüstet mit weitreichenden Handelsprivilegien, unterhielt die Stadt an allen größeren Uferplätzen Kaufhöfe und Faktoreien. Die »Gutschiffe« besorgten den Warenaustausch zwischen Mitteleuropa und dem Osten, wobei der als eine gewisse politische Macht geachtete Regensburger »Hansgraf« in den einzelnen Donauplätzen die Kontrolle ausübte, ob die verbrieften Rechte und Interessen seiner Stadt und ihrer Kaufleute geachtet und gefördert würden. Obwohl die ersten Beziehungen dieser Art bis ins 9. Jahrhundert zurückreichen, fällt deren Weiterentwicklung gleichwohl erst in die Zeit der Kreuzzüge. Unmittelbar nach denselben stand Regensburg auf der Höhe seiner merkantilen Macht. Nachmals verlor es diesen Rang infolge der Entwicklung des Levantehandels durch die italienischen Seerepubliken, welche kapitalskräftig genug waren, um den Verkehr zwischen West- und Mitteleuropa und dem Osten an sich zu reißen. Erst das Zeitalter der Entdeckungen bereitete dieser monopolistischen Ausbreitung ein Ende . . .







Gotischer Stil. (Münster zu Regensburg.)

zu einer organisch abgerundeten, künstlerisch in allen Teilen durchgearbeiteten, im Grundriß wie im Aufbau völlig selbständigen Gestaltung.

Es handelt sich hier um eine Umbildung und weitere Entwicklung des römisch-altchristlichen Stiles unter Anwendung von aus dem germanischen Volksgeist entsprungenen Eigentümlichkeiten. Die höchste Entwicklung fand dieser Stil in Deutschland, Frankreich und England, während sich in Italien der Typus der altchristlichen Basilika erhielt. Das Charakteristische in der romanischen Bauweise besteht hauptsächlich in halbkreisförmig ausgeführten Kreuzgewölben mit Gurten und Rippen, in rundbogigen Fenstern, außen in Rundbogenfriesen und außerordentlich

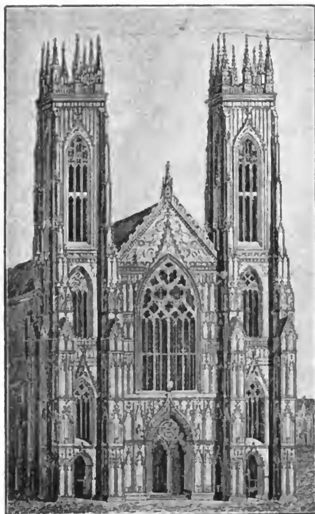
mannigfaltigen Ornamenten, die einen unerschöpflichen Reichtum an künstlerischem Empfinden verraten.

Der romanische Stil, die großartige Verkörperung eines Zeitgeistes, der sich aus liturgischem Hindämmern zu lebenswarmen Kulturanläufen aufraffte, ist nicht aus einem Gusse entstanden. Man unterscheidet drei Perioden: die frühromanische (1000—1100), die noch nicht die ausdrucksvolle Formensprache gewonnen hat und ziemlich schwerfällige Anläufe zeigt; die mittlere Periode (1100—1180), in welcher weiche Gliederung und geschmackvolle Formen einen bereits erheblich verfeinerten Formensinn verraten, und die spätromanische Periode (1180—1250), als deren Merkmal die Anwendung des Spitzbogens hervortritt. Damit leitet die romanische Bauweise bereits zum gotischen Stil hinüber, weshalb sie auch als »Übergangsstil« bezeichnet wird.

In Deutschland entwickelte sich die romanische Bauweise im 12. Jahrhundert zu ihrer höchsten Blüte, nachdem sie bereits im 11. Jahrhundert in den sächsischen Ländern, dank den kunstsinnigen Einflüssen von kirchlicher Seite, verheißungsvolle Anläufe genommen hatte. Später waren Schwaben und die Rheinlande die Gegenden, wo sich namentlich der Übergangsstil einer frühzeitigen Ausbildung erfreute. Dagegen hielt man in Italien nach wie vor an den byzantinischen Formen fest. In Frankreich erhielt der romanische Stil unter dem Einflusse der Normannen den Charakter strenger Einförmigkeit und schwerfälliger Massenhaftigkeit, der sich auch auf den monumentalen Kirchenbau in England übertrug.

Aus den durch den Übergangsstil vorbereiteten Elementen entwickelte sich seit 1250 eine neue monumentale Stilweise mit ausschließlicher Anwendung des Spitzbogens, durch das Aufwärtsstreben aller Teile und durch die Gewölbskonstruktion sowie der Auflassung der Mauermassen — die Gotik. Selbstverständlich haben die Goten damit nichts zu schaffen; die Bezeichnung hatte ursprünglich eine spottweise Bedeutung und ging von den Italienern aus, welche damit einen »barbarischen« Stil kennzeichnen wollten. Niemals hat es eine gröbere ästhetische Verirrung gegeben wie diese. Wie die romanischen Dome die stolzen Denkmale hierarchischer Macht sind, verkörpern die gotischen Bauwerke den sich kräftig entwickelnden Volksgeist, der trotz aller religiös-schwärmerischen Regungen des Zeitalters die Bedeutung seines Wertes richtig einzuschätzen wußte. Es sind also zwei Impulse, die hier gestaltend wirkten: das Kraftgefühl der Städte und der alles Leben mächtig beeinflußende christliche Geist.

In den gotischen Domen tritt uns also ebensosehr der Ausdruck eines impulsivischen künstlerischen Dranges als eine gehobene Zeitstimmung entgegen. Technisch genommen ist der Spitzbogen die architektonische Formel für die Gestaltung des neuen architektonischen Typus: seine beliebige Dehnbarkeit erst verleiht dem Kreuzgewölbe das Ebenmaß der Freiheit in der Raumentwicklung nach der Höhe. Neben dem Spitzbogen werden für den neuen Stil entscheidend Strebebogen und Strebepfeiler. In der Lösung jener Aufgabe des Aufschwellens aller baulichen Elemente und in der Anwendung des Bündelpfeilers verwandeln sich die gotischen Kathedralen in steinerne Baumgänge von jenem dämmerigen



Englische Gotik.

Ernst, der ergreifender ist als die Innenarchitektur irgend einer anderen Bauweise.

Die Wiege der Gotik ist Frankreich, wo sie fast ein Jahrhundert früher als in Deutschland Fuß faßte. Das Jahr der Grundsteinlegung des Kölner Domes (1248) bezeichnet den vollen Sieg der Gotik in Deutschland. Ihr glänzendster Vertreter ist Erwin von Steinbach (gestorben um 1318), der Schöpfer der kühnen Fassade des Münsters von Straßburg. Das Münster zu Ulm zeigt, wie durch den durchbrochenen Turmbau der spröde Stein völlig in zierliches Spitzenwerk aufgelöst ist. Ganz eigenartig entwickelte sich der aus Frankreich übertragene gotische Stil in England: flacher Spitzbogen (Tudorbogen), reiche Flächenverzierung, gitterartiges Maßwerk. In Italien fand die Gotik keine vollendete Durchbildung; entschiedenere Anläufe verdankt man vorwiegend deutschen Baumeistern. In Spanien und Portugal nahm die neue Bauweise viel strengere Formen als anderwärts an, leistete aber gleichwohl Großartiges, wie die prachtvollen Kathedralen (Toledo, Burgos) dartun.

Die Städteanlagen des Mittelalters sind dadurch charakteristisch, daß sie frühzeitig sich mit Schutzmitteln zur Verteidigung umgaben und damit die Bedeutung von Festungen erhielten. Die ursprüngliche Form dieser Besiedelungsart sind die fränkischen Firmitates: mit Erdwällen oder Pfahlwerk umgebene Häusergruppen. Außerdem bestanden zahlreiche Kastelle von der gleichen Anlage wie die Städte mit Hinzutritt eines hölzernen, mit Zinnen versehenen Wartturmes. Anlagen dieser Art erhielten sich bis ins 11. Jahrhundert. Als aber die Städte an Ausdehnung gewannen und sich zu mehr oder weniger blühenden Gemeinwesen entwickelten, wurden sie zugleich Zufluchtsstätten für die schutzlose Landbevölkerung. Die Befestigungen nahmen nun einen durchwegs soliden Charakter an: hohe und starke Ringmauern mit vorspringenden, meist viereckigen mächtigen Türmen und den notwendigen Verteidigungsanlagen (Wehrgang, »Mordgang«, Galerien, von welchen man siedendes Pech und Steine in den Graben schleuderte). Die Tortürme (mit Zugbrücke und vorliegendem »Zwinger«) wurden nach und nach der

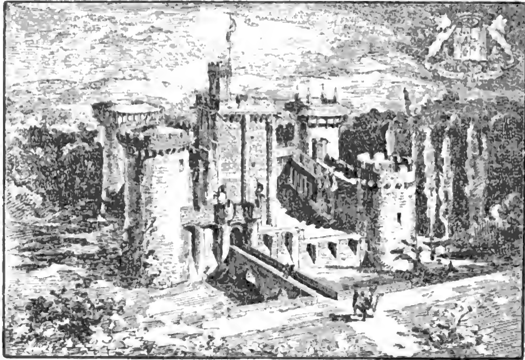
Stolz jeder Stadt, das Wahrzeichen ihrer Wehrhaftigkeit und erhielt dementsprechend eine mehr oder weniger reiche architektonische Ausgestaltung.

Da weitläufige Befestigungsanlagen kostspielig und schwierig herzustellen waren, mußten sich die Häuser eng aneinanderschmiegen, mit krummen, schmalen Gassen zwischen sich. Meist waren es leichte Fachwerkhäuser und auch das Herrenhaus wich von diesem Typus nicht ab. Um aber der eventuellen Verteidigung einen größeren Nachdruck geben zu können, sorgte man innerhalb der Stadt für entsprechende Bollwerke, sogenannte Wohntürme aus starkem Quaderwerk, sechs bis acht Stockwerke hoch, im unteren Teile fensterlos, die obere Krönung als Zinnenkranz (»Wehrplatte«) ausgebildet. Patrizier, Kirchenfürsten und Rittergeschlechter teilten sich in den Besitz dieser Stadtburgen. Gleich den Tortürmen erhielten sie nachmals die Bedeutung von stolzen Wahrzeichen städtischen Lebens, und je mehr ihre fortifikatorische Bestimmung zurücktrat, desto reicher wurde die architektonische Durchbildung und Ausschmückung.

Parallel damit ging alsbald der Ausbau des einfachen Wohnhauses zum Palast, dessen Anlage sich nach dem herrschenden Kunststil richtete, also zunächst romanisch, alsdann gotisch, um am Ausgange des Mittelalters zum Renaissancestil hinüberzuleiten. Auf deutschem Boden sind es vornehmlich die Bauten romanischen und frühgotischen Stils, welche durch den malerischen Reichtum ihrer Fassaden zu den kunstgeschichtlich bemerkenswertesten Denkmälern zählen. Auch auf dem Lande entstanden im Dienste der Klöster und der weltlichen Fürsten glänzende Anlagen, wobei wesentlich der romanische Stil seine Hauptvorzüge: die Fähigkeit malerischer Gruppierung der Gebäudemassen im Vereine mit abwechslungsreicher Gliederung der Einzelformen zur Geltung bringen konnte. In erster Reihe stehen die Kaiserburgen. So jene Karls des Großen zu Aachen, die Burg der Salier zu Goslar und die Pfalzen des Staufenkaisers Rothbart zu Nürnberg und Gelnhausen. Die glänzenden Geschlechter blieben nicht zurück und sie schufen prächtige Sammelpunkte für ihre Hofhaltungen, für Reimspiel und Minnesang oder als Bollwerke kriegerischen Lebens. Die



Fassade eines gotischen Profanbaues.



Typus einer Ritterburg (perspektive Ansicht).

Wartburg und die Marienburg sind die hervorragendsten Denkmäler aus dieser Zeit.[1])

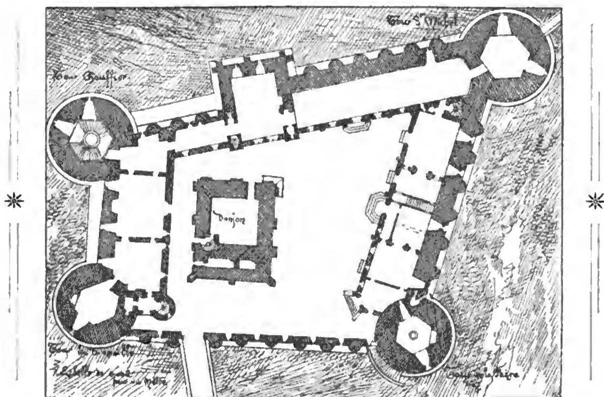
[1]) Die Ritterburg, als baulicher Typus aus fehdelustiger Zeit, weist einige beachtenswerte Abweichungen von den burgartigen Palastbauten auf. In der Anlage dieser Burgen besteht eine nicht unwesentliche Verschiedenheit zwischen Franzosen und Normannen (auch in England) und Deutschen. Bei jenen befindet sich innerhalb der Ringmauern nur der »Donjon«, ein freistehendes, mächtiges, meist viereckiges Gebäude von Turmform ohne Anbauten. Der Donjon hat oft vier bis fünf Stockwerke und außergewöhnlich dicke Mauern (bis 5 *m*). Das Erdgeschoß ist eine entweder gar nicht oder nur durch schmale Ritzen beleuchtete Vorratskammer; der Eingang liegt meist im ersten Stockwerke. Der Innenraum ist äußerst beschränkt und es ist ein Rätsel, wie die Ritter ihre Pferde untergebracht haben. Neben diesen den Franzosen eigentümlichen Burgen finden wir bei ihnen besonders im Flachlande Bauten von regelmäßiger Grundfläche, welche an römische Vorbilder erinnern . . . Die deutsche Ritterburg ist viel komplizierter angelegt. Hier wird schon das äußere Hauptgebäude als Bollwerk ausgestaltet, mit einer Menge von Türmen und Nebengebäuden, deren jedes sozusagen eine kleine Festung für sich ist. Auf diese Weise war es möglich, nach Verlust der Ringmauern die Verteidigung von Objekt zu Objekt fortzusetzen, beziehungsweise verlorene Gebäude durch die günstige Flankenstellung der benachbarten wieder zurückzugewinnen. Schwebende Galerien oder hölzerne Brücken, welche fallweise einzelne dieser Baulichkeiten miteinander verbanden, gestatten einen raschen und gesicherten Rückzug. Aber nicht nur jede einzelne Burg ist ein Komplex von kleinen Festungen, sondern wir finden hier und da auch auf engem Raume mehrere Burgen derart zueinander gestellt, daß die Verteidiger gegenseitigen Rückhalt finden konnten. Erwägt man, daß die Ritterburgen aus naheliegenden Gründen nach Tunlichkeit auf den steilsten und unzugänglichsten Felskuppen errichtet wurden, die schon an sich die Möglichkeit einer erfolgreichen Annäherung mehr als zweifelhaft machen, so begreift man, daß diese ritterlichen Hochwarten so gut wie unbezwingbar waren. Nur Wassermangel oder gänzlicher Verbrauch der Nahrungsmittel war zu fürchten. Weniger dagegen Brandlegung (durch Schleudern von Brandgeschossen), da Holz keine bemerkenswerte Rolle im Burgbau spielte. Das Hauptgebäude war allemal der »Palas«, das Wohngebäude, eigentlich der Männersaal. Die »Kemenate« war den Frauen zugewiesen. Eine Kapelle durfte nicht fehlen.



Sängersaal in der Wartburg.

Auch die Klosteranlagen entwickelten, was man so obenhin nicht vermuten würde, hervorragende architektonische Pracht. Ein in der deutschen Kunstgeschichte berühmt gewordener Pergamentriß, der um 820 einem Neubau zu St. Gallen zugrunde gelegt werden sollte, vermittelt eine Vorstellung von der Großartigkeit solcher Anlagen. Sie waren in der Tat nichts weniger als Einsiedlerklausen. Von mächtigen Mauern umgürtet, mit starken Tortürmen, dazu bestimmt, die nach Hunderten zählende Gemeinde eines größeren Klosters in sich aufzunehmen. Die geistigen Träger und werktätigen Förderer dieser Klosterarchitektur waren die Zisterzienser. Was sie leisten konnten, bezeugt die noch wohlerhaltene Abtei Maulbronn, eine umfangreiche Anlage, die sowohl bezüglich der Raumverhältnisse als des architektonischen Schmuckes wegen als die Glanzleistung einer mittelalterlichen Klosteranlage anzusehen ist. Auch sonst fehlt es nicht an Schöpfungen, die den Reichtum und die Bildung des monastischen Lebens zu jener Zeit verkörpern. An den meisten von diesen Klosteranlagen fallen die heitere Eleganz und die Behaglichkeit im Gegensatze zu dem feierlichen Ernst der romanischen Kirchenbaukunst auf.

Eine neue Blüte erlebte der städtische Profanbau durch die Gotik, welche sich in den Dienst der öffentlichen Bauten stellte. Rathäuser und Kaufhallen, erstere mit einem dem großen Gemeinwesen entsprechenden prunkvollen und weitläufigen Versammlungssaale, erhielten jene ernste, dabei architektonisch höchst wirksame Gestaltung, die man noch heute zu bewundern Gelegenheit hat. Der klassische Boden für solche bürgerliche Bauten, in denen der Städte Stolz und Reichtum sich



Typus einer Ritterburg (Grundriß).

widerspiegelt, ist Flandern. Das Kaufhaus zu Brügge, die Rathäuser zu Löwen, Gent und Brüssel, die Tuchhalle von Ypern und manches andere Bauwerk stehen mit ihrem Reichtum der Fassadenbildung, dem herrlichen plastischen Schmuck und den zierlichen Türmen allen ähnlichen Bauten auf deutschen und französischen Boden voran.

In Italien suchte die Profanarchitektur zunächst noch Anlehnung an die Antike, ebenso in Südfrankreich. Gleichwohl sind hier fremde Einflüsse, zumal germanische, unverkennbar. Vielgestaltig, wie die politischen Verhältnisse, sind hier die Betätigungen der Baukunst. In Oberitalien erblühte, unter dem Einflusse der Langobarden, die lombardische Spielart des romanischen Stiles, im Osten, zumal in Venedig, blieben, unter Vermittlung von Ravenna, die Traditionen Byzanz' lebendig. In Unteritalien und auch Sizilien bildeten die Normannen den vermittelnden Faktor zwischen dem Geist des Islams und dem nordischen Wesen. Auf Sizilien freilich überwiegt das arabische Element derart, daß die romanischen Formen völlig verwischt werden. Von der Gotik hat die italienische Baukunst wenig mehr als die Zierformen entliehen, während die Gliederung der Fassaden sich nach wie vor an antike Vorbilder anlehnte. Selbst der prachtvolle Mailänder Dom beweist, daß die italienische Gotik sich mehr äußerlich und dekorativ entwickelte und dessen Schöpfer von dem himmelanstrebenden, alle Flächen in Freiheit und Licht auflösenden Stil nichts verstanden, als das prächtige Spiel der Ornamente. [1])

Am ausgeprägtesten tritt die Verwertung gotischer Zierformen an der Palastarchitektur von Venedig hervor. In ihrer Verschmelzung mit maurischer Dekorationskunst zeigt sich jener typische Kunststil, den man als venezianische Gotik bezeichnet: jene malerische, sonnig-heitere Belebung der Fassaden mit Säulenfenstern, Zinnenkranz, Balkonen, luftigem Maßwerk und anderem Zierdetail. Als Vorbild diente hierbei jener majestätische Bau, der die nationale Größe der Republik verkörperte: der großartige Dogenpalast, eine architektonische Tat, die unter den verwandten Kunstwerken ihres Gleichen nicht hat.

Die mittelalterliche Malerei hebt an mit jener Kleinkunst der fleißigen Mönche — den Miniaturbildchen — von welchen weiterhin noch die Rede sein wird. Es ist vorwiegend karolingische Kunst, dann ottonische. Der Ausdruck eines Impressionismus, der weniger von außen als von innen befruchtet wird. Es ist noch viel Herbes und Schablonenhaftes in dieser Kunst, die sich realistisch äußert, obwohl sie in ihrem Gegensatz, der Askese und seelischen Erbauung, wurzelt ... Das 12. Jahrhundert löst allmählich diese Fessel. Die großartigen Bauten des romanischen Kirchenstiles erfordern entsprechenden Wandschmuck, womit dem künstlerischen Können neue Wege gewiesen werden. Auch die Holz- und Steinplastik erhalten kräftige Impulse. Gedanklichkeit und freiere

[1]) Gleich dem romanischen Stil, hat auch die Gotik drei Entwicklungsperioden zu verzeichnen: Die Frühgotik (den strengen Stil), in dem Zeitabschnitte von 1227 bis 1300, die Hochgotik (den reichen Stil), zwischen 1300 und 1420, und die Spätgotik (den dekorativen Stil), von 1420—1500. Es ist jedoch zu bemerken, daß in den einzelnen Ländern diese Bauweise nicht die gleiche ist, da in einigen derselben schon die Gotik blühte, während in anderen noch der romanische Stil herrschte und die Gotik sich erst späterhin entwickelte.

Auffassung der Formen gewinnen an Raum. Vorzügliches leistet zumal in Deutschland die sächsische Bildnerschule. In den Domen (Bamberg, Nauenburg, Köln, Straßburg) ringt die Steinplastik nach Naturwahrheit mit Betonung des individuellen Charakters. In Frankreich nimmt vornehmlich die gotische Bildnerei Aufschwung.

Streng genommen nimmt die mittelalterliche Malerei mit der Kölner Malerschule ihren Anfang. Es ist ein frisches Erwachen, reich an poetischer Stimmung und jener Farbenfreudigkeit, die einen goldig-heiteren Tag ankündigt. Kein asketischer Spuk mehr, aber dennoch glaubensfrohe Innerlichkeit. An der Spitze dieser neuen Wundermacher steht »Meister Wilhelm« (1370—1410), dessen Kunst noch von jener verschwommenen Zartheit beherrscht wird, die bald nachher (1430) Meister Stephan Lochener in derbere realistische Formen umprägt. Das Talent wird vom Genie abgelöst, die Temperamalerei erklimmt den Gipfel möglicher Vollkommenheit, aber technisch bereits beeinflußt von einer fremden Kunstrichtung, die in den benachbarten Niederlanden aufblüht.

Die niederländische Malerei wird im 15. Jahrhundert entscheidend für die Kunst. Die großen Meister dieses Zeitalters sind die beiden Van Eyck (Hubert und Jan), die durch eine neue Maltechnik — die Ölmalerei — die Grundlage für weitere Entwicklung schaffen. Die Darstellung gewinnt nun erheblich an Kraft, als spiegelte sie das erstarkte Bürgertum mit seinen Rathausbauten und Gildenhäusern wider. Von all dem findet sich ein Niederschlag auf jenen Bildern, welche einer gesunden Lebensfreude Rechnung tragen. Kein schüchternes Tappen im Angesichte neuer Probleme, sondern energisches und zielbewußtes Erfassen des Wesens der Kunst und der sie beherrschenden Dinge. Das alles gilt zunächst vorwiegend von dem älteren Eyck (Hubert), während der jüngere (Jan) sich auf Kosten einer glänzenden Technik und einer realistischen Individualisierung im Porträtfach über die religiöse Tiefe und phantasievolle Auffassung des älteren Meisters hinwegsetzt. Und Jan macht Schule: Hugo van der Goes wird der Verkünder seines Prophetenwerkes. Nebenher bringt Roger van der Weyden aus Tournai einen neuen Zug in die niederländische Schule: das Dramatische, Pathetische. Hans Memling endlich — der »deutsche Hans« — ein Schüler Rogers, der berühmte künstlerische Interpret der Ursula-Legende, wäre kein Deutscher, wenn er nicht den Frauentypus zu vollkommener Anmut und geistiger Hoheit ausgestaltete. In der Darstellung des Beiwerkes ist in geistiger Beziehung allerdings ein kleiner Rückfall in die Mittelalterlichkeit nicht zu verkennen.

Noch ausgeprägter zeigt sich dies bei den Italienern, wie beispielsweise an dem gewaltigen Wandbilde eines Dominikanermönches an der Kirchhofsmauer zu Pisa: eine nachwirkende Vision des furchtbaren Schreckens, den der »Schwarze Tod« (Mitte des 14. Jahrhunderts) in die Menschheit verpflanzt hatte. Dagegen zeigt die mittelalterliche Plastik in Italien starke Anlehnungen an die Antike. Es ist das Dreigestirn Pisano (Nicolo und Giovanni, Vater und Sohn, und Andrea), das diese Art »Vorrenaissance« eröffnet. Nicolo wird noch ganz von antiker Hoheit beherrscht, Giovanni ringt nach dramatischer Bewegt-

heit, Andrea endlich findet sein Genügen in weichem Formensinn, der fast an frühmittelalterliche Empfindsamkeit erinnert.

* * *

Wissenschaft.

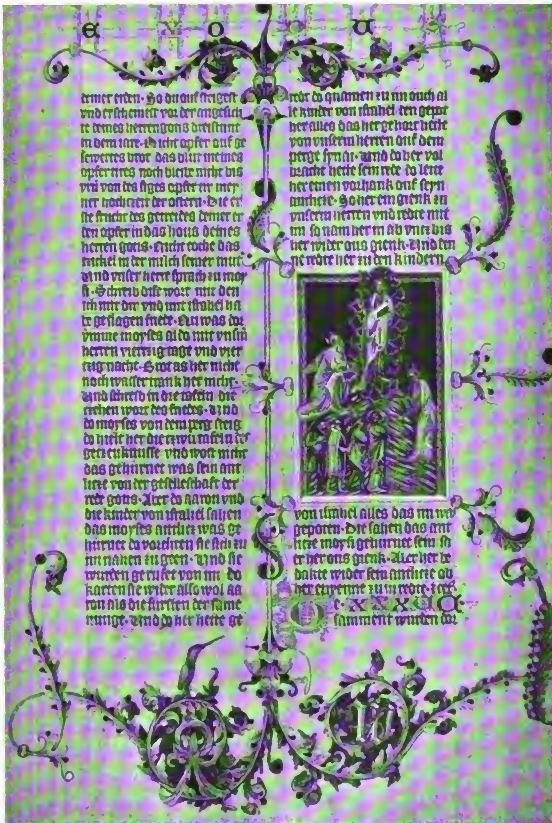
François Rabelais[1]), der berühmte Pfarrer von Meudon, läßt in seinem Roman »Gargantua« diesen Prinzen durch die mittelalterlichen Bücher dumm und töricht werden, um auf dem Umwege der humanistischen Erziehung geistig geläutert sich zu einem Mustermenschen auszureifen. Der Schlag gilt den Scholastikern, denen an der Wende des 15. Jahrhunderts alle Versumpfung auf geistigem Gebiete in die Schuhe geschoben wird. In derselben Zeit lebte der spanische Professor Vives[2]), der sich das Vergnügen macht, in Gesellschaft zweier Freunde den Gelehrten auf den Zahn zu fühlen. Als ersten besuchten sie den Grammatiker, der eben seine Schüler examiniert. Mit Andacht lauschen die Gäste der Weisheit, die hier verzapft wird: über die Form des Bartes des Romulus, über die Art, wie Alexander der Große sich aufrichtete, als er in Asien zu Boden fiel, usw.

Der nächste Besuch gilt dem Dialektiker. Dieser trägt folgendes Kunststück vor: Gegeben seien zwei Esel, zwei Menschen und drei Engel. Aus der Hälfte des einen Esels und der Hälfte des anderen Esels werde ein dritter. Zwei Engel mit einem Menschen sollen ein Paar von jenen Eseln besitzen, und zwar den ersten mit dem dritten *copulatim*, und zwei andere Engel mit dem anderen Menschen sollten das zweite Paar der Esel *copulative* besitzen ... Das sei scholastische Logik — ein Rätselspiel ... Sehr spitzfindig weiß der Naturphilosoph die Übertragung der weißen Farbe durch »Hinzufügung eines Grades nach dem anderen« zu erklären. Das Agens hierzu kann man als a oder b oder sonstwie bezeichnen. Entrüstet ruft einer von den Begleitern des Vives aus: »Ich will etwas von der weißen Farbe wissen und er kommt mir mit Buchstaben!« ... Nicht besser ergeht es den Vertretern anderer Disziplinen. Die Juristen seien Betrüger, die Mediziner dem Henker zu vergleichen, die ungestraft töten und dafür noch Lohn fordern. Nur der Theologe kommt in Gnaden davon. Allerdings nicht als Dogmatiker, sondern als Besitzer des Schlüssels, der das Tor zu der Erkenntnis öffnet.

Der Spott über die Scholastiker, deren Tun wir heute unter dem Gesichtswinkel der Entfernung von Jahrhunderten zu beurteilen haben, ist nicht begründet. Jede Zeit hat ihre Weisheit und ihren Eifer und das Nachfolgende wäre nicht möglich, wenn das Vorangegangene nicht vorhanden gewesen wäre. Ganze wissenschaftliche Zeitalter waren im Irrtum, und die Menschheit ist trotzdem in ihrer geistigen Entwicklung nicht stecken geblieben. Auch heute können wir mit Pilatus ausrufen: »Was ist Wahrheit?« ... Pedanten, welche die Vernunft zu Unsinn, die

---

[1]) 1495—1553.
[2]) 1492—1540.



Eine Seite aus der mittelhochdeutschen Wenzelsbibel. (Eine prachtvoll ausgestattete, theologisch hochinteressante, vorlutherische Bibelversion. K. K. Hofbibliothek zu Wien, Cod. Ms. 2759.)



Hörsaal. (Aus Seb. Münsters Cosmographey.)

Wohltat zur Plage machen, hat es zu allen Zeiten gegeben und sie werden auch in der Zukunft nicht aussterben.

Die Grundlage des Unterrichtes war das ganze Mittelalter hindurch die grammatikalische, das wichtigste Endziel der Schule die gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache. Als Buch der Bücher galt der »Donatus« (der Verfasser lebte um 353 in Rom), auf dessen Titelblatte bezeichnender Weise der Lehrer eine Rute in der Hand hält. Auffällig ist, daß im Lehrplan der Schule des Mittelalters deutsche Sprache und Rechnen fehlten. Auch der Religionsunterricht entfiel, denn die religiöse Erziehung oblag den Eltern. Bezüglich der deutschen Sprache sagt Valentin Ickelsamer (15. Jahrhundert): »Der schafft mit viel Arbeit wenig Nutz, der die Deutschen lehren will, wie sie sagen und reden sollen.« Ja, für die höheren Klassen galt der Grundsatz: »Wer dewtsch reden oder sust onczüchtig sei«, solle mit Gertenschlägen bestraft werden. Da im frühen Mittelalter das Lehramt keinen Befähigungsnachweis erheischte und überhaupt kein Beruf war, konnte jeder, der sich hierzu befähigt hielt, Unterricht erteilen und eine Schule eröffnen. Diese wilden Schullehrer wurden später durch die Scholastiker als berufsmäßige Lehrer abgelöst und der Unterricht damit in das kirchliche Fahrwasser gelenkt.

Die höhere Schule ging aus dem Gelehrtenstande hervor. Wohl gab es schon im frühen Mittelalter einen höheren Unterricht, aber seine Grundlage unterschied sich nicht wesentlich von jener der Knabenschule. Das wichtigste Lehrbuch war die »Vermählung des Merkur mit der Philologie« des Martinus Capella (5. Jahrhundert). Die »Vermählung« umfaßt allerdings nur die Einleitung, während der Hauptinhalt sich mit Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Astronomie und Musik beschäftigt. Neben diesen eigenartigen »Flitterwochen« der Wissenschaft blieben — unbeschadet, daß die Germanen ihre eigenen Rechte beibehielten — die römischen Rechtsschulen bestehen. Als nachmals (10. Jahrhundert) die Gelehrten aus dem bis dahin im Wissenseifer erteilten Unterricht eine Quelle des Einkommens sich schufen, trat der eigentliche »Professor« auf den Plan.

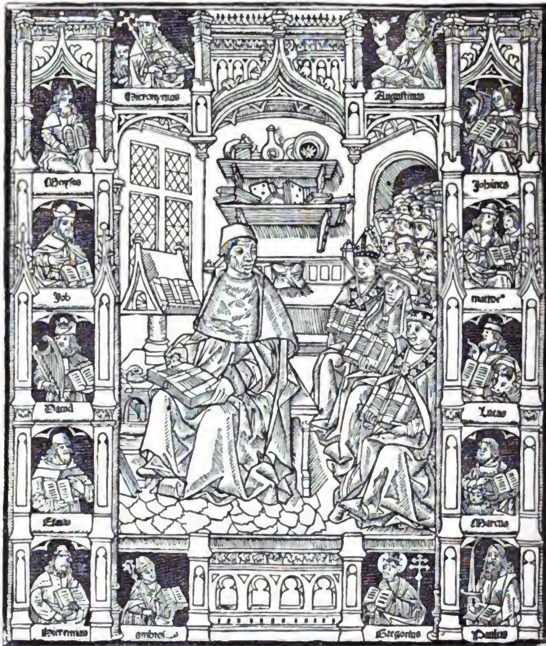
Nun wurde die Schule zur »Schule« im Sinne der griechischen Philosophie. Magister und Schüler schlossen sich zu Genossenschaften zusammen. Die Konkurrenz hatte jene heißen »Schulkämpfe« zur Folge, die aus einem wissenschaftlichen Antriebe hervorgingen und nicht auf Brotneid fußten. Lehrer und Schüler wanderten von Ort zu Ort, Anhang werbend, denn:

Bringt Galenus Werk viel Geld,
Bringt Justinianus Ehren,
Geh'n zu Fuße durch die Welt,
Welche Sprach' und Logik lehren.

Das Studentenleben erhielt seine charakteristische Farbe: Lerneifer nach Gebühr, aber auch Lust und Spiel, Wein und Liebschaften nach Übergebühr. Es wurde Geld verjubelt und ein leerer Schulsack heimgebracht. Die *Clerici vagantes* schlugen sich bettelnd durch die Welt. Das war zur Zeit der Erstarkung des Bürgertums eine böse Sache, weshalb sich die Staatsgewalt jener Scholaren annahm, die in dem Orte, in welchem sie lebten, nicht Bürger waren. Diese und ähnliche Maßnahmen entfielen, als die Universitäten ins Leben traten. *Universitas* war im Mittelalter ein häufig angewandter Ausdruck für Körperschaften; die Bürgergemeinde beispielsweise hieß *Universitas civium*. Ihr gegenüber vereinigten sich in Bologna die hier der Studien wegen sich aufhaltenden Fremden zu einer *Universitates scolarium*, die sich aus ihrer Mitte eigene Rektoren wählten. Die Doktoren gliederten sich nach Fakultäten, die Studenten nach Nationen. Die Doktoren hatten das Recht, »Grade« zu verleihen. Schon im 13. Jahrhundert war der Doktortitel zu einer Art Adel geworden, denn Kleiderordnungen und Luxusgesetze behandelten den Doktor (»Lehrer«) wie einen Edelmann, bei Festlichkeiten war ihm der Vortritt gesichert, bei Prozessen genoß er Bevorzugung.

In Italien gingen die Universitäten aus den Rechtsschulen, in Frankreich und England aus den Stiftsschulen hervor. Dort hatten sich die »Stadtuniversitäten«, hier die »Kanzleruniversitäten« entwickelt. Auch die innere Organisation war dort und hier eine verschiedene. Außer Bologna waren Salerno, die »Sorbonne« zu Paris (von Robert de Sorbona 1252 gegründet) und das Collegium von Navarra (1305) die berühmtesten Hochschulen vom 13. zum 14. Jahrhundert. Der Studienplan (auf die einzelnen Falkultäten verteilt) fußte noch durchwegs auf dem antiken Lehrmaterial — den »*Artes liberales*« (freien Künsten) — doch kamen auch verschiedene mechanische Künste (Weberei, Schnitzerei, Kriegskunst, Landwirtschaft usw.) hinzu.

Die Sprachwissenschaft erstreckte sich hauptsächlich auf das Latein, während das Griechische im Mittelalter gänzlich vernachlässigt wurde. Noch im 16. Jahrhundert wurde auf der Pariser Universität, wenn eine griechische Stelle in einem lateinischen Schriftsteller vorkam, einfach bemerkt: *Graecum est, non legitur* (es ist griechisch, wird demnach nicht gelesen). Auch die germanischen Sprachen wurden mißachtet, als etwas Barbarisches angesehen. Es war daher ein Ereignis, als Norbert Labro (gest. 1022), um seine Schüler in das Verständnis der Klassiker einzuführen, diese in die Muttersprache übersetzte. Er wurde



Titelblatt einer Ausgabe des Gratianus. (1490—1500. Germanisches Museum. 1/4 Größe.)

dieserhalb »der Deutsche« genannt. Immerhin mußte sich Otfried von Weissenburg, der ein Evangelienbuch in deutscher Sprache schrieb, von geistlicher autoritativer Seite den Vorwurf gefallen lassen, daß er sich statt des edlen Latein einer »bäuerischen« Mundart bediene. Um diese Zeit entstand die berühmte Evangeliumharmonie »Heliand«. Deutsche Wörterbücher zum Verständnis der lateinischen Sprache *(Vocabularius ex quo* und *Vocabularius teutotnicus)* folgten in den Jahren 1469 und 1482.

Über das Wesen der Scholastik und ihre allmähliche Verdrängung durch den vorerst in Italien zu Leben erwachten Humanismus werden wir in einem späteren Kapitel sprechen, um den Zusammenhang dieses bedeutsamen Wandels nicht auseinander zu reißen. Wir werden dort

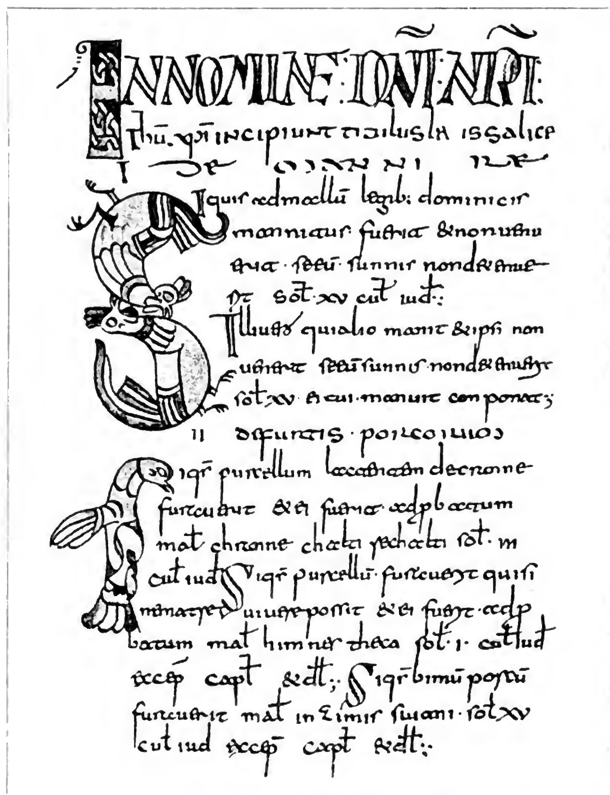
bei Dante, dem bahnbrechenden Genius der neuen Weltanschauung, anknüpfen, und den ganzen Werdegang, der mit der Kulturblüte der Renaissance zusammenhängt, in seiner organischen Ausgestaltung der Darstellung unterziehen. Immerhin erscheint es notwendig, an dieser Stelle das Wichtigste über den Ursprung und die Entwicklung der Scholastik, die den Kern der theologischen Wissenschaft des Mittelalters bildet, vorzubringen.

Die Versuche der ersten Kirchenväter, das Christentum mit der Philosophie in Verbindung zu bringen, waren mit der Zeit in Vergessenheit geraten. Das Substrat war ein anderes geworden: die Verchristlichung der germanischen Anschauungen. Das Sittengesetz trat in den Vordergrund. Seltsamerweise sollte aber anderseits das Zurückgreifen auf die Alten den Ausgangspunkt der Scholastik bilden; daher das Hinüberneigen Anselms von Canterbury (1033 bis 1104), dem anerkannten Begründer der Schule, zu Aristoteles. Bis dahin galt der Grundsatz — Damiani war sein nachdrücklicher Verfechter — die Philosophie sei »die Magd der Theologie«. Anselm hingegen erklärte: *Credo ut intelligam* (ich glaube, damit ich erkenne). Abälard (1079—1149), der seinen Ruhm offenbar mehr seinen romantischen Beziehungen zu Heloïse verdankt, als seiner philosophischen Weisheit, setzte dem Anselmschen Spruche einen anderen entgegen: *Intelligo ut credam* (ich erkenne, um zu glauben). Der theologische Speer hatte sonach zwei Spitzen.

Unterdessen arbeitete der Kamaldulensermönch Gratianus eine Sammlung von Kirchengesetzen aus (1145), welche er durch kurze eigene Ausführungen (Dicta Gratiani) miteinander verband, ein umfangreiches Werk in drei Abteilungen: Den *Distinctiones* oder der Lehre von den kirchlichen Personen und Ämtern, Angelegenheiten der kirchlichen Gerichtsbarkeit und Distinktionen liturgischen Inhaltes. Andere Rechtsbücher (von Pennaforte, Chappius) folgten. Eine neue Pflanzschule erwuchs der Theologie in den Klöstern, den Stätten, an welchen in der Zeit der Entartung des weltlichen Klerus bis zu einem gewissen Grade die Reinheit des Priestertums bewahrt wurde. Daneben betätigten die Ordensmönche lebhaften Eifer für wissenschaftliches Leben. Dies gilt vornehmlich von dem Orden der Benediktiner (seit dem 6. Jahrhundert) und den Zisterziensern (seit 1098). Durch Strenge ihrer Gelübde zeichneten sich die Kartäuser (seit 1084), die Franziskaner — gestiftet von Franz von Assisi (1172—1226) — und die Dominikaner (bestätigt 1216) aus.

Drei Männer von hervorragenden Geistesgaben eröffneten zuerst die Bahn zu einer mehr praktischen Philosophie: Albertus Magnus, Thomas von Aquino und Roger Bacon. Der erstgenannte — rekte Albert Graf von Bollstädt (1193—1280) — hatte sich in seinem Bestreben, die aristotelische Philosophie und Physik mit dem Kirchenglauben in Übereinstimmung zu bringen, zu einem tüchtigen Naturwissenschaftler ausgebildet, unbeschadet der Tatsache, daß er an manchen der überkommenen abgeschmackten Fabeln festhielt. Des Franziskanermönches Beauvais *Speculum naturale* umfaßte das gesamte naturkundliche Wissen seiner Zeit (13. Jahrhundert). Der Dominikaner

Anglicus schrieb über »die Eigenschaften der Dinge« (*De proprietatibus rerum*), Cantimbré ein Werk *De naturis rerum*, das der Wiener Schulrektor Megenberg (1309—1374) unter dem Titel »Buch der Natur« ins Deutsche, Jakob von Moerland ins Holländische übersetzte.



Lex salica. (Handschrift der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.)

Trotz der vielfachen Vermengungen theologischer und naturwissenschaftlicher Dinge hielten die scholastischen Spitzfindigkeiten an und selbst aufgeklärtere Köpfe wagten nicht, das der Forschung von der Dogmatik angelegte Gängelband abzustreifen. Im späteren Mittelalter ist es vornehmlich Thomas a Kempis (gest. 1471), der durch seine Erbauungsschrift *De imitatione Christi* (von der Nachfolge Christi) — mit der er an die mystische Richtung der Suso, Ruysbroek, Tauler usw. anknüpft — in bemerkenswerter Weise hervortritt. Nebenher dürfen wir an »Buridans Esel« erinnern, dem drastischen Beispiele zu der Willenstheorie dieses gelehrten Rektors der Pariser Universität. Um zu erläutern, daß keine Handlung möglich sei, sobald nicht der Wille durch entscheidende Gründe zum Handeln gebracht werde, soll Buridan (gest. nach 1350) gefragt haben: Was wird ein Esel tun, der, von Hunger gequält, sich in gleichem Abstand zwischen zwei Bündeln von Heu von gleicher Größe und Beschaffenheit befindet, von Gleichem also gleich stark angezogen wird? Antwort: Er wird verhungern. Dieser bedauernswerte Esel kommt, beiläufig bemerkt, schon bei Aristoteles vor. —

Bei den Römern galt der Grundsatz: *Salus publica suprema lex esto* (die Staatswohlfahrt ist das oberste Gesetz). Bei den Germanen wurde dem Staate nur so viel Gewalt eingeräumt, als die Freiheit des einzelnen es gestattete. Die Vermischung dieser Gegensätze bildet die Geschichte der Staats- und Rechtswissenschaft im Mittelalter. Streng genommen über dasselbe hinaus bis auf den Tag. Das erste geschriebene Recht war die *Lex salica*, das Recht der salischen Franken (zwischen 486 und 496). Andere Stämme hatten andere Rechtsbücher. Bei allen bildete das Gewohnheitsrecht die Grundlage. Um dieselbe Zeit wurden die angelsächsischen Gesetze in der angelsächsischen Sprache niedergeschrieben. Die Gesetze der fränkischen Könige waren hauptsächlich gegen die Friedensbrüche gerichtet und zeigen das Einströmen römischer Gewohnheiten, z. B. die Strafe für Majestätsbeleidigungen. Unter Kaiser Karl entstanden die »Urbarien«, eine Kodifizierung der königlichen und kirchlichen Besitzungen, sowie der königlichen Benefizien. Standesunterschiede bestimmten das mehr oder weniger strenge Ausmaß der Strafe für gleiche Verbrechen. Oberster Richter war der König; ihm standen die Herzoge und Grafen, der »Contenarius« und der »Decanus« in ihren entsprechenden Machtsphären zur Seite.

Nach der Teilung des fränkischen Reiches im Vertrage von Verdun bildeten sich unter den betreffenden Völkern neue Rechtsanschauungen aus. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung das spanische Gesetzbuch *Ley de las Siete Partidas*, welches zwischen 1251 und 1528 auf Veranlassung des Königs Alfons IX. abgefaßt wurde und noch jetzt in Spanien gilt. In Frankreich wurden die Register des Parlaments (»Olim«) eine wichtige Rechtsquelle. Im übrigen galt in Nordfrankreich das germanische Gewohnheitsrecht, in Südfrankreich das römische Recht, doch bemühten sich die Rechtsgelehrten die da und dort geltenden Grundsätze in Übereinstimmung zu bringen. Ludwig IX. (zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts) schaffte die alten »Gottesurteile« — Zweikampf, Wasser- und Feuerprobe — welche in Kraft traten, wenn im



Gottesurteil. (Aus der Handschrift der Stadtbibliothek zu Bamberg.)

herkömmlichen Verfahren der Angeklagte sich nicht reinigen konnte, ab. Weitere Wandlungen in den Rechtsverhältnissen führten die Umwandlung des Volksheeres in eine Feudalmilizarmee, das Hervortreten der Städte und damit das Erstarken des Bürgertums, in England die Schaffung des »Parlaments« (1242) herbei. Die wichtigste Rechtsschule blieb das ganze Mittelalter hindurch die Universität von Bologna. Es war nicht mehr das Justinianische Recht, das gelehrt wurde, aber es war der Geist des römischen Rechtes, einschließlich seiner rabulistischen Mittel und Mittelchen. Letzterer Umstand führte zur Begründung des Gewerbes der Advokaten.

Im 13. Jahrhundert unterschied man die Prozesse vor dem peinlichen Gericht und dem bürgerlichen Gericht, die Verbrechen hießen »Ungerichte« und gingen an »Hals oder Hand«, d. s. Todesstrafe oder Verstümmelung. Der Inzichtsprozeß wurde dahin ausgebildet, daß, wenn der Bezichtigte ergriffen war, alles aufgeboten wurde, ihn zum Geständnis zu bringen. Daher fing man im 14. Jahrhundert an, auch bei weltlichen Verbrechern die Folter — die »peinliche Frage« — zu gebrauchen. Sie wurde nach italienischem Vorbilde ausgebildet und beruhte, wenn man von der Gefühllosigkeit eines rohen Zeitalters absieht, auf dem fundamentalen Rechtsirrtume, daß einem auf der Folter erpreßten Geständnisse eine größere rechtliche Bedeutung beigelegt werden könne als auf Anzeichen allein. Der Prozeß mit der Folter hieß: »Richten auf Leumund«! [1])

[1]) Die Folter ist zwar keine Erfindung des Mittelalters, sie erhielt jedoch in diesem Zeitalter ihre gesetzliche Berechtigung durch das Institut der Inquisition. Sie wurde vom Papste Innozenz III. im Jahre 1215 für das ganze Bereich der Kirche eingeführt, und zwar zu dem Zwecke der Ketzerverfolgung. Die »Ketzergerichte«, wie sie im Walten der Inquisition in die Erscheinung treten, sind das größte Schandmal, das die Menschheit zu erdulden hatte. Mit dem Anscheine eines gesetzlichen Vorganges entfaltete man einen richterlichen Apparat, dessen wirksamsten Elemente Angeberei und Verleumdung bei Ausschluß der unmittelbaren Zeugenaussage und Entzug der Rechtswohltat der Vertretung und Appellation waren. Geständnis — wenn auch nur erpreßt — verhinderte nicht den Tod, und zwar den Feuertod. Da das Vermögen der Hingerichteten dem Fonds der Inquisition zufiel, war die Habsucht in der Regel der hauptsächlichste Ansporn zur Inszenierung der Ketzergerichte. Den Schrecken, den sie allenthalben verbreiteten, trachteten ihre Urheber nach und nach auch in die höheren Kreise zu tragen. Hier aber scheiterte ihre Macht. Ursprünglich hatte noch der alte germanische Rechtssatz Geltung, nämlich, daß, wo kein Kläger, auch kein Richter sei. Der Ketzerrichter war also verpflichtet, erst dann einzuschreiten, wenn eine Anklage vorlag. Diese Rechtsordnung wurde bald umgestoßen und das Inquisitionsverfahren dahin erweitert, daß jeder Erwachsene unter Eid zur Anzeige der ihm bekannten Ketzer verpflichtet war. Um Geständnisse zu erpressen, führte Innozenz IV. die Folter ein, die im Laufe der Jahrhunderte eine »technische« Vollkommenheit erreichte, welche dem Genie der Bestialität alle Ehre macht. Aber auch der geistige Triumph, die Massen im Banne des finstersten Aberglaubens zu erhalten, um dem Ketzergerichte den einträglichen Boden nicht zu entziehen, ist bezeichnend für eine Weltanschauung, die sich aus der Religion der Liebe in die des Hasses verwandelt hatte. Die Herde ist eben zu allem zu haben, wenn eine anmaßende, durch und durch unsittliche Gewalt sie in ihren Krallen hat. Wie wenig selbst die vielgerühmte »Befreiung der Geister«, die man angeblich der Reformation verdankt, an den Grundübeln menschlichen Irrwahnes etwas zu ändern vermag, bezeugen die Hexenprozesse, in welche sich die früheren Ketzergerichte umgewandelt hatten. Man denke: In der Zeit des Humanismus und der Renaissance entfalteten der Hexenglauben und das Zauberwesen seine üppigste Blüte. Allerdings, das klassische Strafgesetzbuch für Hexen, Sprengers »Hexenhammer«, gehört noch dem Mittelalter



Die Folter. (Nach einer zeitgenössischen Abbildung.)

Von den deutschen Rechtsbüchern des späteren Mittelalters sind zu nennen: Der »Sachsenspiegel« (des Schöffen Eike von Repgow), zuerst in lateinischer, später in deutscher Sprache erschienen (um 1215) und in mehrere andere Sprachen übersetzt, eine Rechtssammlung der Sachsen, welche vom römischen Rechte noch völlig unberührt war; der »Schwabenspiegel« (um 1274), der, im Gegensatze zum Sachsenspiegel, der Kirche in allen Rechtsfragen den Vortritt einräumt, und

an (1487). Aber die Folter wurde erst im 15. Jahrhundert zu einer »Kunst« ausgebildet, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts erwarb sich Hartwig von Dassel durch einen peinlich ausgearbeiteten Folterkodex den Ruhm eines — Rechtsgelehrten! Die Hexenprozesse dauerten in Deutschland bis tief ins 18. Jahrhundert, anderwärts bis ans Ende dieses Jahrhunderts und in Mexiko vollends erlebte man noch 1873 das erhebende Schauspiel einer Hexenverbrennung.

nach welchem Ruprecht von Freising sein »Land- und Stadtrecht« bearbeitete; das »Kleine Kaiserrecht«, fränkische Gewohnheiten behandelnd; »Der richterliche Klagspiegel« Sebastian Brandts (angeblich!); Tenglers »Laienspiegel«, der zwar dem 16. Jahrhundert angehört, jedoch die Rechtsverhältnisse des 15. Jahrhunderts wiederspiegelt ... Den Wendepunkt der deutschen Rechtspflege bildet die Reichskammer-Gerichtsordnung vom Jahre 1495, durch welche das Fehderecht abgeschafft und die Aufnahme des römischen Rechtes in Deutschland vollzogen wurde.

Im Realwissen machte das Mittelalter nur geringe Fortschritte. Zumeist wurde auf den Grundlagen, welche die Araber geschaffen, weiter aufgebaut und an die Klassiker angeknüpft. Die Chemie betätigte sich als »Alchymie«, d. h. als die Kunst, vermittels eines zauberkräftigen Elixiers (oder Stein der Weisen) unedle Metalle in Gold zu verwandeln, ein Irrwahn, der auf die Araber, im besonderen auf den Vater der Goldmacherkunst, Abu Musa Djaffar al Sofi (vgl. S. 258) zurückfällt. In dieses trübe Fahrwasser leiteten nachmals selbst aufgeklärtere Köpfe, wie Albertus Magnus (S. 441), Roger Bacon (1214 bis 1294), Arnold von Villanova (1235—1312) u. a. Bei den Genannten hatte sich vornehmlich die Vorstellung festgesetzt, daß ein solches Elixier dem Menschen Gesundheit und Verlängerung des Lebens auf Jahrhunderte sichern könne. Immerhin war solche Weisheit ein Fortschritt gegenüber den Narrheiten eines Julius Afrikanus, der in seinem »Venusgürtel« ein »sich selbst bewegendes Feuer« beschreibt, nebenher aber auch die löbliche Kunst fördert, wie man (in Kriegsfällen) Brunnen und Flüsse, Lebensmittel und selbst die Luft vergiftet.

Obwohl schon Roger Bacon und Albertus Magnus das Schießpulver beschreiben — vermutlich handelt es sich um byzantinische und arabische Feuerwerkerei, das sogenannte »griechische Feuer« usw. — steht gleichwohl fest, daß die erste wirkliche Nutzbarmachung des »Donnerkrautes« für Kriegszwecke, soweit das Abendland in Frage kommt, auf Deutschland zurückführt. Dagegen ist es zweifelhaft, ob dem Freiburger Mönch Berthold Schwarz, dem Kölner Anklitz oder einem Mainzer Mönch, der zwischen 1290 und 1320 lebte, die Erfindung zuzusprechen sei. Die Unsicherheit bekundet sich unter anderem darin, daß in einem Artilleriewerke aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts als Erfinder des Schießpulvers der »Maister aus Kriechenland« Niger Berchtoldos (!) genannt wird. Dagegen bezeugt der byzantinische Schriftsteller Chakokonilas ausdrücklich (1470), daß die bedeutungsvolle Erfindung in Deutschland gemacht worden sei. Es mag also die »schwarze Kunst« — eine Bezeichnung, die nachmals auf die Erfindung Gutenbergs überging — einem deutschen Mönch zu eigen bleiben.

Die medizinische Wissenschaft, wie sie an den Universitäten des Mittelalters gelehrt wurde, beruhte auf den Werken des Hippokrates, Galenus und Avicenna. Da mit dem medizinischen Wissen sich die Geheimnisse der Astrologie verschwistert hatten, erfaßt man den Wert solcher Wissenschaft. Jakob Ganivet (um 1418) ließ die einzelnen Krankheiten jedes Menschen von der »Nativität« (von dem Stern, unter welchem er geboren) abhängen. Die innere Medizin beruhte fast

durchwegs auf Aberglauben. Anatomische Kenntnisse waren angesichts der Abneigung gegen die Leichenzergliederung kaum in rudimentärer Form vorhanden. Es heißt, daß Friedrich II. als erster die Leichenzergliederung an der Universität zu Salerno angeordnet haben soll (zwischen 1306 und 1315). Das Werk »Anthropologium« des Leipziger Professors Magnus Hundt (1449—1519) enthält bereits roh dargestellte anatomische Bilder. Den mangelhaften anatomischen Kenntnissen entsprechend stand es mit der Chirurgie schlimm genug. Noch im 13. Jahrhundert waren Barbiere die Ausüber chirurgischer Eingriffe (Schröpfen, Aderlaß). Die Barbiere (Bader) und ihr Handwerk galt für unehrlich. Kein Wunder also, daß auch die — Scharfrichter gesuchte Heilpersonen waren, dank ihren Erfahrungen, die sie an den Folterbänken machten. Im Jahre 1260 kam die erste chirurgische Innung zustande und Guy von Chauliac (Mitte des 14. Jahrhunderts) gilt als Begründer der wissenschaftlichen Chirurgie. Bis dahin mußten die Ärzte sich zur Ausübung der Chirurgie die päpstliche Dispens erwerben.

Auf dem Gebiete der Physik kommen vornehmlich die Erfindungen praktischer Natur in Betracht. Auch hierin waren die Araber vielfach die Vorläufer. Kaiser Friedrich II. erhielt 1232 vom Sultan von Ägypten eine vollständige Uhr mit Rädern und Gewichten zum Geschenk. Nach Deutschland kamen die Räderuhren wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus Italien und fanden dieselben vorerst Verwendung als Turmuhren (Breslau, Augsburg, Straßburg, Speier). Um dieselbe Zeit wurden in Nürnberg zuerst Taschenuhren (»Nürnberger Eier«) verfertigt, welche bereits einen namhaften Fortschritt in der Mechanik bekundeten. Nicolaus de Cusa (1401—1464), Sohn eines Fischers, zuletzt Kardinal, gilt für den Erfinder des Tiefmessers (Bathometers), der Dominikaner Spina aus Pisa (gestorben 1313) soll das Brillenschleifen — eine von früherher bekannte, aber wieder verlorengegangene Kunst — neu erfunden haben. Bekanntlich ist das Universalgenie Leonardo da Vinci (1452—1519) der Urheber von mancherlei mechanischen Konstruktionen, Maschinen usw. und, wenigstens der Theorie nach, der Vater der Flugtechnik.

In der theoretischen Physik soll Roger Bacon der erste gewesen sein, welcher die Lage des Brennpunktes in einem Hohlspiegel richtig angab. Als Mönch zog er sich seiner optischen Forschungen wegen die Anklage auf Zauberei zu, die er mit einem umfangreichen Werke *(Opus majus)* zu entkräften suchte. Noch ein anderer Mönch, Vitello (13. Jahrhundert) befaßte sich mit optischen Studien, vornehmlich mit der Dispersion und Refraktion. Leonardo da Vinci entdeckte die Kapillarität, die Diffraktion und gründete darauf die Theorie des Sehens. Auch beobachtete er den Widerstand, die Verdichtung und das Gewicht der Luft, die stehenden Wellen, den Effekt der Reibung und mehreres andere. Bezüglich der nautischen Instrumente verweisen wir auf ein späteres Kapitel (»Das Zeitalter der Entdeckungen«).

In der Mathematik waren die Araber die Lehrmeister des Abendlandes (vgl. S. 258). Auch die Byzantiner hatten Anteil daran. Von dem Mönch Maximus Paludes wird erzählt, er habe auf einer Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel (1324) von byzantinischen Kaufleuten



Der Alchemist. (Gemälde von David Teniers d. J.).

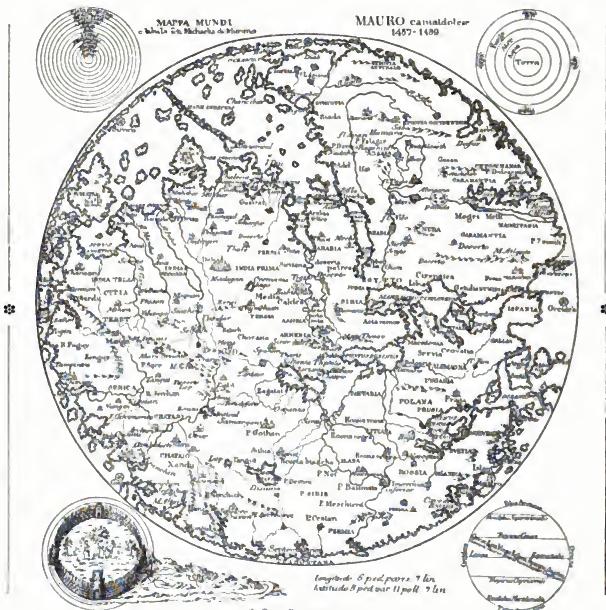
die Rechenkunst erlernt und sie nach Venedig gebracht. Als hervorragender Mathematiker des Mittelalters gilt der Oberösterreicher Georg Purbach (auch Peuerbach, nach seinem Geburtsorte so genannt, 1420 bis 1461), Professor an der Universität in Wien. Das erste deutsche Rechenbuch erschien 1473; hierauf folgte das Rechenbuch von Johann Widmann von Eger (1489), der noch alle arabischen Bezeichnungen beibehielt.

Auch in der Astronomie suchten die abendländischen Gelehrten zunächst noch Anlehnung an die Araber. Nachdem sich aber im Laufe der Zeit Abweichungen der Ptolemäischen Tafeln von den Beobachtungen herausgestellt hatten, ließ Alfons X. von Leon und Kastilien (1221–1284) mit großem Aufwande zu Toledo von 50 arabischen, jüdischen und christlichen Gelehrten unter dem Vorsitze des Juden Isaac Iben Said neue astronomische Tafeln herstellen, die sogenannten »Alfonsinischen Tafeln«, welche 1484 in Venedig gedruckt wurden... Daß es in jener Zeit nicht ganz ungefährlich war, astronomischen Studien zu obliegen, bezeugt das Schicksal des Florentiners Francesco Stabili, der seines Werkes *Acerba vita* wegen im Jahre 1327 als Ketzer verbrannt wurde. Als Verfasser einer Sphärischen Astronomie ist Johannes de Sacrobosco (gestorben 1256) zu nennen, eines höchst dürftigen Kompendiums, das aber 59 Auflagen erlebte, welche Ehre noch keinem anderen astronomischen Werke auch nur annähernd zuteil geworden ist.

Als Bahnbrecher in der Astronomie in dieser Zeit hat Johannes Müller aus Königsberg (daher »Regiomontanus« genannt) zu gelten, ein Schüler Purbachs, der im frühen Alter von 38 Jahren das Zeitliche segnete (1436–1474). Regiomontanus arbeitete zuerst in Rom, dann als Bibliothekar des Königs Matthias von Ungarn, zuletzt in der eigens für den begabten Astronomen erbauten Sternwarte des Nürnberger Patriziers Bernhard Walther. Später abermals vom Papste nach Rom berufen, raffte ihn hier die Pest weg, bevor er seine Tätigkeit beginnen konnte. Seine Beobachtungen wurden von Walther mit großer Sorgfalt fortgesetzt. Über Regiomontanus Beteiligung an der Verbesserung der nautischen Instrumente siehe das nächste Kapitel.

Trotz aller wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Himmelskunde war dieselbe gegen Ausgang des Mittelalters in die Bahn höchst verkünstelter Theorien geraten. Fracastor konstruierte ein monströs verwickeltes System von 70 Cyklen und Apianus nagelte die Erde mit letzter Anstrengung in den Mittelpunkt beweglicher Kreisscheiben, welche auf verschiedenen Ebenen aufgestellt waren, als ein neues Licht die Dämmerung durchhellte — Kopernikus recte Nikolaus Koppernick (1473–1543), der Sohn eines Kaufmannes. Im Jahre 1491 bezog Kopernikus die hohe Schule zu Krakau, wo er vornehmlich Mathematik und Astronomie, nebenher aber auch Theologie und Medizin studierte. Nach einigen Jahren ging er nach Wien, wo er Purbach und Regiomontanus hörte, dann nach Bologna, um kanonische Studien zu machen. Im Jahre 1498 in die Heimat zurückgekehrt, trat er daselbst die Stelle eines Domherrn an, kehrte jedoch schon das nächstfolgende Jahr nach Bologna zurück, von wo aus er Rom besuchte.

Nach kurzem Aufenthalte in der Heimat ging er nach Padua, um seine medizinischen Studien zu vollenden, worauf er sich in Ferrara den Doktorhut erwarb. Im Jahre 1505 in die Heimat zurückgekehrt, verweilte er bis zu dem 1512 erfolgten Tode seines Oheims an dessen Bischofssitze zu Heilsberg, später in Frauenberg, dem Sitze seines Domstiftes.



Mauros Weltkarte. (Dogenpalast zu Venedig.)

Aus diesem Lebenslaufe des Kopernikus geht hervor, daß er von Beruf Theologe, nebenher Mediziner war, und die Astronomie mehr als Liebhaberei betrieb. Und gerade auf letzterem Gebiete sollte er unsterblichen Ruhm ernten. Sachlich war das Werk des Kopernikus nur eine halbe Tat, in ihrer Wirkung jedoch erwies es sich als eine Neubegründung der gesamten astronomischen Wissenschaft. Gleich vielen seiner Vorgänger fühlte auch Kopernikus das Unzulängliche des ptole-

mäischen Systems, und er forschte zunächst in alten Schriften nach diesbezüglichen Andeutungen. Er fand solche hinsichtlich einer drehenden Bewegung der Erde (bei Plutarch, Niketas, Philolaos, Heraklid usw.). In der Folge kam es zu der harmonischen Entwicklung des ganzen Systems, wozu er allerdings 30 Jahre benötigte. Bei der Ausarbeitung seines Werkes stand ihm der Wittenberger Professor Rhaeticus im hohen Grade fördernd zur Seite und dieser war es auch, der das Manuskript *De revolutionibus orbium coelestium* nach Nürnberg zur Drucklegung schickte. Kopernikus hatte noch die Freude, wenige Stunden vor seinem Tode das erste gedruckte Exemplar seines Werkes zu erhalten (1543).

Als Kopernikus an Stelle des geozentrischen Systems das heliozentrische setzte, war er gleichwohl von einem Irrtum befangen: er dachte sich die Stellung der Erdachse gegen die Sonne als konstant, d. h. daß ihr Nordpol sich immer der Sonne zuwende. Diese Annahme konnte nicht zur Erklärung des Wechsels der Jahreszeiten dienen und supponierte Kopernikus noch eine besondere Achsenbewegung als vierte Klasse von Bewegungen. Immerhin war das grundlegende Dogma des kopernikanischen Systems richtig und damit die in tausendjährigem Irrtum erstarrte Himmelskunde zu neuem Leben erweckt. Trotzdem mußte Rhaeticus das ptolemäische System lehren, da eine Lehrfreiheit nicht bestand.

Die Erdkunde des Mittelalters zehrte vorwiegend aus den Schriften des Plinius, Mela (1. Jahrhundert) und Solinus (3. Jahrhundert). Durch lange Jahrhunderte herrschte völliger Stillstand, trotz des Umherschweifens der Normannen in den nördlichen und nordwestlichen Gewässern des Atlantic. Eine angelsächsische Weltkarte aus dem 10. Jahrhundert trägt noch das Gepräge eines Phantasiegebildes, neben welchem die kartographischen Darstellungen der Araber einen ausgesprochenen Fortschritt bezeichnen. Die christlichen Gelehrten dieser Zeit scheinen unter dem Einflusse der Klostergelehrsamkeit wenig Sinn für erdkundliches Wissen betätigt zu haben. Ganz neue Anschauungen zeitigten die Reisen der Brüder Polo (S. 349). Auch die sizilischen Normannen waren auf Erweiterung geographischer Kenntnisse bedacht (S. 261). Bezüglich der weiteren Entwicklung des Kartenwesens verweisen wir auf ein späteres Kapitel (»Das Zeitalter der Entdeckungen«). Die beste Karte des 15. Jahrhunderts ist die von dem Kamaldulensermönch Fra Mauro, die er für die Republik Venedig ausführte (1457—1459). Seit Beginn der Entdeckungsfahrten erfuhren besonders die Schiffskarten (»Portolano«, Hafenkarten und »Isolarii«, Inselkarten) besondere Pflege. Die Reiseliteratur eröffnen die »Raccolte« der Italiener Ramusio und Fracanzano, denen die französischen »Recueils«, die englischen »Collections« und die deutschen »Reisebücher« folgen.

* * *

Literatur.

Der gewaltigste Heldensang des Mittelalters, das Nibelungenlied (vgl. S. 177), ist ungefähr ein halbes Jahrtausend jünger als die Ereig-

nisse es sind, welche ihren Inhalt bilden. Sucht man daher nach einem realen Ausgangspunkt des Sänger- und Dichterlebens im frühesten Mittelalter, so kann er nirgend anderswo zu finden sein als im poetischen Niederschlag der Geschichte. In der Tat geben die Geschichtswerke des Jornandes und Paulus Diaconus nicht nur die mit den Goten und Langobarden verknüpften großen Ereignisse wieder, sondern sie erzählen auch von den Heldenliedern, die damals im Schwange waren, und die sich vorwiegend auf die gewaltigste Persönlichkeit dieser Zeit, den Hunnenkönig Attila, beziehen.

Wer waren nun die Schöpfer und Verbreiter dieser Lieder? Dem Heldensang ging eine alt eingewurzelte Hymnenlyrik voraus, und so liegt die Annahme nahe, daß die ältesten Berufssänger Priestersänger waren. Das angelsächsische Wort *scop* (hochdeutsch scopf) bedeutet nicht, wie es häufig ausgelegt wird, Dichter, sondern »Seher«. Der germanische scop ist der erste deutsche Kunstdichter. Seine kräftigste Ausbildung erhielt der sangliche Vortrag bei den Goten, und zwar vorzugsweise bei Gelagen. Über Tisch sangen schon die Urgermanen. Der Vortrag — im Stabreim gehalten — wurde von der Harfe begleitet, dem spezifisch nordischen Tonerzeuger, der auch bei den Kelten und Finnen im Gebrauche stand. Inhaltlich verschmelzen in diesen Gesängen die mythyschen Göttergestalten der Vorzeit mit den Helden der großen Wanderzeit. Das Idealisieren dieser Gestalten ist die Wurzel aller Heldenpoesie. Dadurch geschieht dem Individualisieren Abbruch und es entstehen bestimmte Typen als Repräsentanten des jeweils in Frage kommenden Volkes Zu diesen »Kunstdichtungen» (mit geringem Aufwand von Kunst) zählen das angelsächsische »Beowulfslied« (erste Hälfte des 7. Jahrhunderts), »Die Schlacht bei Finnsburg«, den Kampf zwischen Dänen und Friesen schildernd, und das kleine Bruchstück des »Waldere«, des angelsächsischen Helden Walter von Aquitanien, den nachmals der St. Gallener Mönch Ekkehard besungen hat. Als Krone aller dieser Dichtungen darf wohl das deutsche Hildebrandlied (8. Jahrhundert) gelten, von dem leider nur geringfügige Reste erhalten sind.[1])

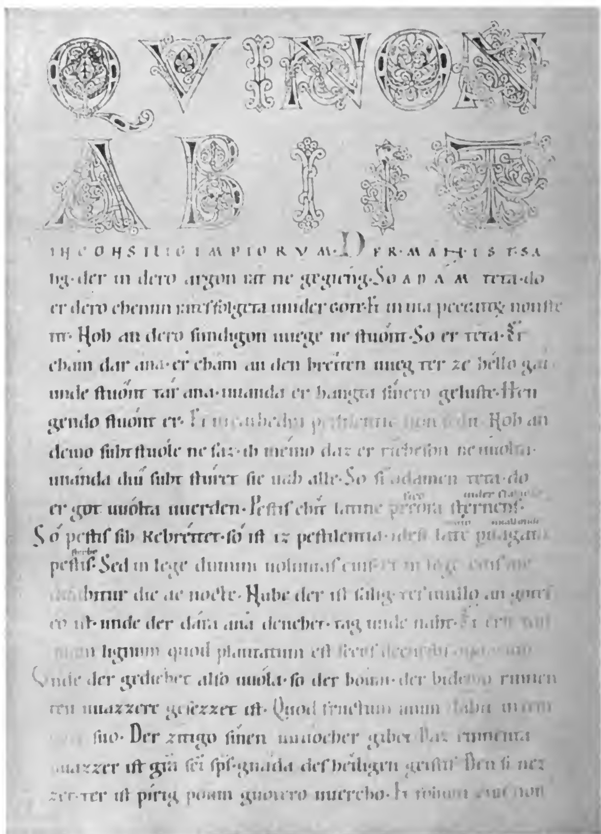
[1]) Man kann sagen, daß die Wanderscope der Lebensnerv der germanischen Völker waren. Trotz der inzwischen platzgegriffenen Absonderungen nach Stämmen, welch letztere sich zu »Nationalitäten« ausreiften, bildete der Heldengesang das gemeinsame geistige Band. Vornehmlich war es der Ruhm der Goten, der alle deutschen Gaue erfüllte. Jornandes sagt: »An Weisheit übertreffen die Goten alle Barbaren, sie sind fast den Griechen zu vergleichen«. Es waren also vorwiegend die Taten der Goten — nebenher auch jene der Langobarden — welche in den anderen germanischen Stämmen das stolze Bewußtsein erweckten, die Blutsverwandten dieser Edelrasse zu sein. Allerdings waren damals die sprachlichen Abweichungen noch gering; ein skandinavischer Gaukönig lauschte mit demselben Verständnis dem Vortrage eines sächsischen Scop wie die Sachsen den Taten des »Lampartenkunigs« Alboin, die ihnen ein langobardischer Wandersänger vermittelte. Der Burgunder Ruhm, der Gibichungen Heldensinn priesen Bayern, Angelsachsen und Skandinavier, indem sie die ihnen vermittelten Lieder sangen. Kurz der germanische Heldensinn wurde germanisches Gemeingut. Alles war in beständiger, fließender Bewegung. Siegfrieds Mannesmut begeisterte die Nordsöhne an den einsamen Fjorden in gleichem Maße, wie die nordische Thidreksasaga die Sachsen an der Oberelbe. Der Glanz nationaler Größe aus alten Tagen, der die nachgeborenen Geschlechter umwehte, schürte unausgesetzt die Flamme der Begeisterung. Damals gab es noch eine germanische Einheit, gleichbedeutend mit jenem ungeheuren Erdraume,

Unter dem Schutze der Klöster, deren Inwohner mit beharrlichem Fleiße die Geistesschätze ihrer Zeit in Abschriften erhalten und verbreiten, bleibt die Neigung zu dichterischem Schaffen lebendig. Aber es kommt eine andere Farbe in diese Schöpfungen: nicht der alte Heldengeist im Sinne einer barbarischen Kraftäußerung, sondern die schwärmerische Hingabe an mystische Dinge geben den Ton an. In vollen Akkorden ertönt das Lob des Schöpfers. So in den Dichtungen Kaedmons, des ältesten christlichen Poeten der Angelsachsen. Der Wunderglaube belebt die Phantasie und ersetzt damit einen gewissen Mangel an echtem künstlerischem Können. Die Lyrik hat noch durchwegs einen schwermütigen Anstrich; die größte Anziehungskraft üben jene Stoffe aus, welche die Leidenswege alter Sagenhelden behandeln. Entlehnungen aus der Bibel müssen den Mangel eigener Erfindungsgabe ersetzen.

Am Musenhofe des großen Karl, wo die klassische Bildung festere Wurzel faßt, versäumt man natürlich nicht, die alten Heldenlieder zu sammeln. Aber das Anwachsen der Profanliteratur, mehr noch die Trennung der Sprachen und Völker bringen im 5. Jahrhundert eine nüchterne Schulpoesie auf die Oberfläche, welche durch geraume Zeit die Geister beherrscht. Viel später als unter den Angelsachsen gelangen in Deutschland biblische und heidnisch-mythologische Stoffe zum Durchbruche, wie sie sich im »Muspilli« und im »Heliand« spiegeln. Trotz allen Respektes vor so altem Schrifttum, können wir dasselbe nicht als Poesie ansprechen. Die uralte metrische Form, der Stabreim, geht verloren und damit die klangvolle, kräftige, vielleicht etwas zu herbe Vortragsweise. In alles und jedes kommt eine weichliche, kirchlich-fromme Stimmung (»Ludwigslied«, »Eulalialied«), dank der süßlichen, dabei aber unendlich schwerfälligen Versemacherei der Klosterbrüder. Erst im 11. Jahrhundert beginnt dieser dürre Formalismus unter der belebenden Wirkung jener ereignis- und schicksalsreichen Zeit, die sich an die salischen Kaiser und an das Erstarken der Nationalitäten knüpft, aufzutauen. Durch die Verschmelzung germanischen und morgenländischen Geistes auf Sizilien, wo unter der Herrschaft der Normannen die feurige Liebeslyrik der Araber begeisterte Pflege findet, kommt ein ganz neues Element in die Kunstdichtung. Mit Staunen vernimmt die fromme Weltentsagung, daß außer dem Weihrauchdufte berauschender

der sich von den nebeldüsteren Buchten des Nordmeeres bis zu den sarmatischen Steppen, von den Engtälern der Fjelden mit ihren brausenden Sturzwässern bis zu den Hesperidengärten Campaniens erstreckte. Ein Volk, »soweit Wotans Raben flogen« ... Welche moralische Kraft dem germanischen Heldensange innewohnte, beweist der Umstand, daß er noch über das Mittelalter hinaus die Geister beherrschte. Etwa um 1515 schreibt Aventin von dem Landvolke seiner Zeit: »Unsere Leute singen und sagen noch viel von Dietrich von Bern; man findet nit bald einen alten Kunig, der dem gemeinen Manne bei uns so bekannt sei, von dem sie so viel wissen zu sagen.« Auch der Markgraf Rüdinger von Bechelaren und König Etzel waren damals noch nicht zu Schemen der dichterischen Einbildungskraft verblaßt, sondern erfüllten als lebensvolle Gestalten der Vergangenheit deutsches Empfinden. Ja, noch aus der Mitte des 17. Jahrhunderts weiß ein damaliger Chronist (Melchior Goldast) zu berichten, daß man Siegfried in Deutschland, Dänemark, Schweden und — Ungarn im Liede feiere. Ein lebendiger Nachhall des deutschen Heldensanges in einer Zeit, in welcher der schrecklichste Religionskrieg, den die Geschichte kennt, die Völker germanischen Namens zerfleischte — »soweit Wotans Raben flogen« ...

Blütenatem diese vernebelte Welt erfüllt. Kein Wunder also, daß sich alsbald in dem glänzenden Palermo, an den Höfen eines Manfred und



QVI NON
ABIIT
IN CONSILIO IMPIORUM. DER MAN IST SA-
lig. der in dero argon rat ne gegieng. So ADAM teta. do
er dero chenun rat folgeta uuider gote. Et in via peccatorum non ste-
tit. Noh an dero sundigon uuege ne stuont. So er teta. Er
cham dar ana. er cham an den breiten uueg ter ze hello gat.
unde stuont tar ana. uuanda er hangta sinero geluste. Hen-
gendo stuont er. Et in cathedra pestilentie non sedit. Noh an
demo suhtstuole ne saz. ih meino daz er richeson ne uuolta.
uuanda diu suht sturet sie nah alle. So si adamen teta. do
fihe nider slahende
er got uuolta uuerden. Pestis chit latine pecora sternens.
uuito uuallonde
So pestis sih kebreitet. so ist iz pestilentia. id est late peruagans
sterbe
pestis. Sed in lege domini uoluntas eius. et in lege eius me-
ditabitur die ac nocte. Nube der ist salig. tes uuillo an gotes
e ist. unde der dara ana denchet tag unde naht. Et erit tam-
quam lignum quod plantatum est secus decursus aquarum.
Unde der gedihet also uuola. so der boum. der bidemo rinnen-
ten uuazzere gesezzet ist. Quod fructum suum dabit in tem-
pore suo. Der zitigo sinen uuocher gibet. Daz rinnenta
uuazzer ist gratia sancti spiritus. gnada des heiligen geistis. Den si net-
zet. ter ist pirig. poum guotero uuercho. Et folium eius non

Notkers althochdeutsche Psalmenversion.

Enzio, Dichter fremder Zungen, Sänger und Musiker einfinden. Die Erotik flüchtet sich in die stimmungsvollsten landschaftlichen Idyllen und fördert damit ein neues Element des Vortrages, die landschaftliche Stimmungsmalerei. Allerdings ist der alte scholastische Geist nicht erstorben, und ebensowenig die in Visionen schwelgende Ekstase, wie die lateinischen Hymnen jenes Damiani dartun, der ein starker Arm des Gewaltpapstes Gregor VII. ist.

In dieser Mischung von so heterogenen geistigen Betätigungen kommt noch ein Nachklang aus Karl des Großen Zeit zur Geltung. Er dachte sich ein Geistesleben, in welchem die widersprechendsten Elemente sich friedlich vertragen könnten: Antike, Christentum und deutsche Eigenart. Heldenlied und Kirchengesang waren ihm keine Gegensätze. Aber erst zweihundert Jahre später bricht sich dieser Ausgleich Bahn, und wieder sind es die Klöster, von welchen die Anregungen ausgehen. In St. Gallen geht den Mönchen die Formenschönheit der römischen Dichter auf, und wenn sie dadurch auch nicht weltlich gestimmt werden, so erwächst gleichwohl dem Schrifttum mancher Schatz formvollendeter Dichtung. Notker Labeo (gest. 1022) ist in St. Gallen das Haupt einer Schule, die in ihren religiösen Gesängen den Klassikern die Schönheit des Vortrages abringt. Allerdings ist an diesem lateinischen Blendwerk nicht alles Gold. Ekkehards »Waltharius« (vgl. S. 176) und der Nonne Hroswithas moralisch-asketische Dramen — die ersten des Mittelalters — zählen, jener nach der Form, diese nach dem Inhalt, keineswegs zu den Meisterwerken dichterischen Schaffens.

Auffallend ist, daß die Nonne gerade der Liebe in fast leidenschaftlicher Weise das Wort redet. Wenn es in diesem Falle sicher nichts anderes als heidnische Nachempfindungen sind, so ist nicht zu übersehen, daß das 12. Jahrhundert an der Schwelle einer tief in das Leben, in Sitte und Weltanschauung einschneidenden geistigen Umwälzung liegt. Ein Hauch von Weltlichkeit umweht ja auch die altersgrauen Klostermauern. Dieser Hauch verwandelt sich in einen heißen Trieb, der die Seelen mit elementarer Macht erfaßt. Man denke an den Mönch Williram des Klosters von Fulda, der das »Hohelied« mit seiner schwülen Erotik als erster in Volkssprache den großen Massen vermittelt. Es ist ein logischer Zug in diesem Entwicklungsdrange der seelischen Stimmungen. Nichts Sprunghaftes, sondern ein organisches Herauswachsen einer nach Licht und Luft ringenden Lebensfreudigkeit. Selbst Geistliche dichteten Liebeslieder.

Der Bildungstrieb und der Freiheitsdrang der Vorrenaissance hatte offenbar auch die berühmte Nonne von Gandersheim (Hroswitha) in ihrer asketischen Stimmung befruchtend berührt. Die erste deutsche Frau, welche in die Geschichte der Poesie eintritt, war eine »Wissende« im Sinne ihrer Zeit. Aber sie wollte des sündigen Zaubers der Antike loswerden und dichtete schwermütige Dramen, in welchen sie das Martyrium verherrlichte. Umwuchert von Legendenwunderglauben ringen sich ihre Vorstellungen zu naiver Phantastik empor.

Innerhalb der Klostermauern hatte das seine Berechtigung, nicht aber draußen in der Welt. Hier wurde es der Mystik und der Schwärmerei in ihren Käfigen zu enge. Und siehe: ein unscheinbarer kleiner

Schlüssel öffnete ihnen die Pforten — das erotische Volkslied, das den ersten Ton der Weltfreudigkeit anschlug. Es war ein kräftiger, gesunder Brustton, der weithin vernommen wurde. Es tauchen die übermütigen Goliarden auf, die fahrenden Schüler, deren scholastischer Wissensdurst sie nicht behindert, der derben Lebenslust die Zügel schießen zu lassen ... »*Mihi est propositum in taberna mori*« ... Ein lungenstarker Ruf erwachter üppiger und ungezwungener Lebensfreude.

Da stehen wir mitten in dem blühenden Zaubergarten der Provençalischen Liebeslyrik. Hier war es, wo sich die Dichtung zuerst aus den Händen der Geistlichen losrang und sich in den Dienst der ritterlichen Welt stellte. Der »Minnehof« ist der strahlende Thron, vor dem der »Spielmann«, der sich nachmals zum ritterlichen Trou-



Spielleute im Kreise vornehmer Zuhörer. (Nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts in der Nationalbibliothek zu Paris.)

badour auswächst, das Knie beugt. Als ihr Reigenführer tritt Jaufre Rudel (1140—1170) auf, der seine Seele zu Füßen der »Gräfin von Tripolis« aushaucht. Alsdann erscheinen Peire de Vidal (gest. um 1250) und Guillem von Cabestaing (gest. um 1190) und als besonders glänzender Vertreter dieser südfranzösischen Dichterrasse der Graf Wilhelm von Poitiers (regierte von 1087 bis 1127), der gefürchtetste und erfolgreichste Schürzenjäger des 12. Jahrhunderts.

Da jedes Zeitalter seine Frauen erzieht, dürfen wir uns nicht wundern, so viele Edeldamen jener Zeit höchst bedenkliche Pfade wandeln zu sehen. Gerade zu der Zeit, als im Kloster Paraklet die große Dulderin Heloïse, deren tragisches Verhältnis zu dem Rationalisten Abälard weit und breit die Gemüter beherrschte, sich in ihrem großen Kummer vergräbt, feiert die »Angliae regina«, die vielbesungene Eleonore von Poitou, ihre Liebestriumphe, ferner Agnes von Montluçon, welche der Zauber, der von der »Königin der Engel« ausging, nicht schlafen läßt und dadurch auf den schlüpfrigen Pfad gerät,

auf welchem die praktischen Damen der damaligen Zeit mit raffiniertester lyrisch-sinnlicher Equilibristik so sicher aufzutreten verstanden. Aber über das wüste Treiben dieser »*Pyropolinices*« hinweg zeigt sich bereits der milde Schein, der dem Humanismus vorausgeht. In diesem Zeichen erscheint uns auch Heloïse. Um Jahrhunderte zu früh geboren, ist sie eigentlich nie gestorben; denn ihre Herzensglut ist die Sonne, an der seit Jahrhunderten das Frauenherz sich erwärmt, wenn widrige Schicksale es niederdrücken. Daß die ritterliche Standespoesie der Troubadours trotz ihres äußerlichen Formenreichtums und ihren an die



Szene aus Heinrich von Veldekes »Eneide«: Äneas verläßt Dido; letztere bricht in die schmerzhafte Selbstanklage aus: » O wî jâmer und ach, daz ich dich ungetriwen man ie gesach — O weh, Jammer und Ach, daß ich dich, ungetreuen Mann, je gesehen habe! (Nach einer Handschrift aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.)

höfischen Motive des Morgenlandes erinnernden Inhalt zur Veredlung des Frauentums nichts beigetragen hat, ergibt sich aus obigen Darlegungen von selbst. Einen hohleren Schwindel hat es nie gegeben. Einer von ihnen — der Troubadour Marcabrun (1140—1185) — war es, der dies unverholen aussprach. Und Bertrand von Born, den selbst ein Dante bewunderte, wäre schwerlich zu diesem Ruhme gelangt, wenn er sich ausschließlich in die Mysterien der Ehebruchspoesie versenkt hätte und nicht auch als trotziger und übermütiger Kämpfer aufgetreten wäre.

Leider muß es mit Nachdruck ausgesprochen werden, daß diese welsche Sirupsiederei bald das Lockmittel für kleine und große Geister in deutschen Landen wurde. Die provençalische Lyrik wurde ursprünglich von den wandernden Spielleuten aus dem Treibhaus des Südens in die rauhere Luft des Nordens verpflanzt, wo sie als deutscher Minnesang rasch Wurzel faßte. Da es dem germanischen Geist immerhin etwas

schwer fiel, sich in dieses süßliche, sittlich nicht eben vorbildliche Dichten und Tun einzuleben, blieben Empfindung und Darstellung noch durchwegs deutsch und fanden nur Äußerlichkeiten Nachahmung. Als nachmals der Spielmann als vermittelnder poetischer Samenhändler entfiel und die welsche Dichtung unmittelbar und ohne Anpassung an das Volkstum an die deutschen Ritter herantrat, war das Unglück geschehen.

Um es kurz zu sagen: Der deutsche Minnesang, im einzelnen gewiß nicht ohne Vorzüge, zeigt sich in seiner Gesamtheit als eine fremdländische Nachäffung, als eine galante Lyrik von erstaunlicher formalistischer Kunst, jedoch ödestem Inhalt, seelich ohne Anreiz, eine krankhafte Hyperästhesie, deren Wesen jene burleske Überempfindlichkeit ist, in welcher alle Natur erstickt. Nur in der allerersten Zeit, als die fremde Weise das naive deutsche Volkslied noch nicht völlig überwuchert hatte, machten sich noch Frische und Natürlichkeit geltend, z. B. in den Liedern des Ritters von Kürenberg (Mitte des 12. Jahrhunderts), dessen Stammsitz in die Nähe von Linz verlegt wird. Noch ein zweiter Österreicher, Dietmar von Aist (1143 bis 1170), weiß seinen Gedanken und Empfindungen schlichten Ausdruck zu geben.

Dann aber, in der Zeit des eigentlichen Minnesanges, geht das Geflimmer und Geflatter und Geschnatter an. Als erfolgreicher Gärtner in der Verpflanzung welschen Krautes in deutsche Erde erweist sich zunächst der Rheinländer Heinrich von Veldeke, der Verfasser einer krausen »Eneide« und anderer kurioser Sachen, die, beschämend genug, die ritterliche Gesellschaft jener Zeit in hellen Enthusiasmus versetzten. Die schulmäßige Literaturgeschichte ist diesem Beispiele teilweise gefolgt und hat dem öden Versedrechsler Veldeke als Vorreiter der »Klassiker« des deutschen Mittelalters die Palme gereicht. Es ist ja nicht zu leugnen — der Meister von Maestricht hatte Schule gemacht: Friedrich von Hausen, Heinrich von Morungen und Reinmar von Hagenau brachten es in Bezug auf Formkünsteleien und Abgeschmacktheit des Inhaltes zu einem unleugbaren Virtuosentum.

Da trat einer in ihre Fußstapfen, aber ohne ihren öden Singsang nachzuflöten, der das deutsche Wesen wieder auf die Füße brachte: Walter von der Vogelweide (1170—1230), vermutlich in Layen bei Waidbruck im tirolischen Eisacktale geboren, zwar ein irrender Sänger, wie seine Vorläufer, aber im Ton und Ausdruck doch deutscher als sie alle, die heimische Sitten und heimische Kunst so nachdrücklich verpfuscht hatten. Für Walter, der vorwiegend am Hofe der Babenberger zu Wien weilte, ist es bezeichnend, daß alle Herrlichkeiten höfischen Lebens ohne Einfluß auf dessen dichterische Eigenart blieben. Sie berührten den Kern dieses reichen Dichterlebens so wenig, als die Wechselfälle eines an Stürmen und Entbehrungen überreichen Daseins. Durch alle Kränkungen und Enttäuschungen hindurch hatte er jenes tiefe Naturgefühl bewahrt, das sein einziges aus der Heimat mitgenommenes Gut war und das seinen Dichtungen einen unnachahmlichen sinnigen Reiz verleiht.

Dieses Naturgefühl war zugleich eine wirksame Schutzwehr gegen das Andrängen der höfischen Sangeskunst, die auf die Geister, welche

unter ihrem Einflusse standen, schädlich einwirkte, ihre poetischen Schöpfungen zu häßlichem Reimgeklingel und inhaltloser minniglicher Faselei verflachte. In Walters poetischen Schöpfungen findet sich nichts von den abgeschmackten Phantastereien eines Ulrich von Liechtenstein (1200 bis 1278), oder eines Oswald von Wolkenstein (1367 bis 1445). Walter zeichnete nicht nur reine Sittlichkeit, hohe Achtung vor Treue und Ehre und eine durch kein moralisches Ungemach zu erschütternde vornehme Gesinnung aus, sondern auch eine, zwar bescheiden betonte, aber um so tiefer wurzelnde Selbstschätzung, welche ihn vor der Berührung mit allem Gemeinen und Unwürdigen fernhielt. Sein Selbstgefühl war eine mächtige Waffe im geistigen Kampfe gegen bevorzugte Rivalen und übel beratene Fürsten.



Walter von der Vogelweide. (Nach der Pariser Liederhandschrift.)

In Ulrich von Liechtenstein tritt uns das Groteske des entarteten Minnesängertums in vollem Glanze entgegen. Er soll mehr als hundert Speere für seinen »Freudenschein« (eine verheiratete Frau) verstochen haben. Das Wasser, das man seiner »Herrin« über die Hände goß, war ihm »Liebesnektar«, den er in ekstatischer Verzückung trank. Um eine besonders romantische Narretei zu begehen, ließ er sich einen Finger abhauen und sandte ihn in einer Goldkapsel seiner Huldin. Seine tollen Aufzüge als »Frau Venus« und »König Artus« müssen selbst in jener vernebelten Zeit ein Maskenspiel von tragikomischer Wirkung gewesen sein. Liechtensteins »Frauenbuch« (dem der »Frauendienst« vorangeht) ist eine bizarre Lebens- und Liebesgeschichte, wie wir von keinem anderen Minnesänger auch nur eine ähnliche besitzen. Gleichwohl waren, als dieser Ritter von der traurigen Gestalt seine Augen schloß, keine weinenden Frauen zur Stelle, wie nachmals am Sarge Heinrichs von

Meißen (gest. 1318), genannt »Frauenlob«, den seine Schützlinge wehklagend zu Grabe trugen.

Die Reaktion gegen dieses Treiben ging aus dem eigenem Kreise hervor, allerdings nicht zum Vorteil der Sache. Von Tannhäuser, einem verlumpten Wandersänger aus adeligem Geschlechte, der trotz aller Freigebigkeit seiner Gönner an den Bettelstab kam, weil ihm nach eigenem Geständnisse »die Frauen und der Wein zu viel gekostet haben«, weiß man, daß er all das galante Getändel und die minnigliche Süßholzraspelei grimmig verspottete. Ein Realist aus derberem Stoffe ist der Österreicher Neidhard (Nithart) von Reuental (etwa 1180–1250), der einer ganzen Gattung von Poesie, dem bäurischen Liebesliede, seinen Namen gab. Hielt sich auch Neidhart selbst noch in gemessenen Schranken, so gab doch seine Art den Anstoß zu einer bösen Entartung. »Neidharde« hießen schon im 14. Jahrhundert die zahlreichen schmutzigen Lieder, die gar keine echten Volks-, sondern Janhagellieder sind ...[1])

Das nationale Epos des Mittelalters knüpft noch allenthalben an die Gestalten der Völkerwanderungszeit an. Es ist schlicht und mit jener Art Realismus behandelt, der das Wunder als den natürlichsten Vorgang von der Welt erscheinen läßt. Die Anläufe sind vielversprechend. Wenn die poetische Begabung auf der glänzenden Grundlage, wie sie das deutsche »Nibelungenlied« und das französische »Rolandslied« darboten, weitergebaut hätte, wären ganz andere Schöpfungen zutage gekommen, als sie nachmals zur Reife gelangten. Offenbar von dem Troubadourgetändel beeinflußt, entwickelte sich rasch der Moderoman, der jede weitere Entwicklung der epischen Dichtung unterband. Am An-

[1]) Die Hauptquelle deutschen Minnesanges ist die Pariser Liederhandschrift (früher irrtümlich nach einem Schweizer Sammler, dem Züricher Ratsherrn Manesse benannt), welche aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammt. Sie enthält die Lieder von 130 Dichtern, gekrönten Häuptern und Fürsten, auch älterer Meister, auf 429 starken Pergamentblättern und mit 137 Miniaturen in Farben und Gold, die ihre koloristische Leuchtkraft bis auf den Tag bewahrt haben, geschmückt. Dieser kostbare Schatz kam aus der Schweiz durch Kauf in die kurfürstliche Bibliothek zu Heidelberg, während des Dreißigjährigen Krieges nach Paris, wo er seitdem verblieb, obwohl er im Jahre 1815 sich bereits in den Händen der Deutschen befand, jedoch wieder ausgeliefert wurde. — Eine andere Handschrift mittelhochdeutscher Dichtung ist die Weingartener Handschrift, die sich in der Privatbibliothek des Königs von Würtemberg befindet. Sie enthält die Lieder von 25 Minnesängern und deren Bildnisse in Farben. Ihr ursprünglicher Eigentümer war der Konstanzer Schultheiß Marx, der sie der Benediktinerabtei Weingarten zum Geschenke machte, von wo sie nach Stuttgart kam. Es ist ein Band von 312 Oktavseiten, während die Pariser Liederhandschrift Folioformat hat. Auch Heidelberg besitzt zwei Handschriften einschlägigen Inhaltes, von welchen einer ein besonderer Wert zukommt ... Frauen pflegten die von ihren Sängern erhaltenen Gedichte zu sogenannten »Gedichtbüchlein« zusammenzuheften. Auch die Spielleute trugen kleine Sammlungen mit sich, vorwiegend zum eigenen Gebrauche, doch werden sie wohl auch in andere Hände gewandert sein. Der Besitz eines Liedes oder einer »Leiche« (umfangreicheres, zweiteiliges durch Reimverschlingungen in eine einheitliche Form gebrachtes Gedicht) war übrigens für den Empfänger häufig eine Verlegenheit, da die Kunst des Lesens und Schreibens in jener Zeit wenig verbreitet war. Der Vortrag des Liedes forderte musikalische Begleitung (Gesang oder Fidel), wie aus der Bezeichnung »Wort und Weise« hervorgeht. Die Tanzlieder wurden »Reihen« (Reigen) genannt. Der Vortrag selbst — Text und Melodie — hieß der »Ton«, der — um die »Eintönigkeit« zu vermindern — mitunter große Anforderungen an die Dichter (die sonach Musikverständnis besitzen mußten) stellte.

fange der Reihe steht die rührend-sentimentale Liebesgeschichte von »Flos und Blancflos«, dann kommen die abenteuernden Gesellen des Königs Artus, die »Graalsage«, Chrestien de Troyes (1140—1210) sinnlose Wundergeschichten, der unbekannte Erzähler des »Äneasromanes« und andere. Man wird vorübergehend klassisch angeregt. Mittelalterliche »Homere« wuchern wie Pilze nach einem warmen Regen.

Auch der deutsche Heinrich von Veldeke gehört zu dieser Tafelrunde verknöcherter Geister. Eintönige Pfade wandelt Hartmann von Aue (gestorben zwischen 1207 und 1220), der seine Stoffe den Franzosen entlehnt, sie jedoch in ermüdendem Formalismus erstarren





Der Sängerkrieg auf der Wartburg. (Nach der großen Heidelberger Liederhandschrift: aus dem 14. Jahrhundert, Universitätsbibliothek zu Heidelberg.) — Die mittelhochdeutsche Überschrift lautet in hochdeutscher Wiedergabe: Hier streiten mit Gesang Herr Walter von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eschenbach, Herr Raimar der Alte, der tugendhafte Schreiber, Heinrich von Ofterdingen und Klingsor von Ungarland

läßt. Hartmanns »Armen Heinrich« für ein Meisterstück zu halten, ist Geschmacksache. Immerhin, auch unter diesen Halbpoeten treten vollwertige Persönlichkeiten auf: ein Gottfried von Straßburg (gest. um 1220) und ein Wolfram von Eschenbach (geb. um 1200), ersterer ein Meister des Wortes, von starker Sinnlichkeit, impulsiver Empfindung und blendenden Reflexionen (»Tristan und Isolde«), Wolfram ein stirnrunzelnder Grübler, zum Pathos hinneigend, sittlich gefestigt, vom kirchlichen Geist seiner Zeit durchtränkt, aber nach höheren Zielen der Menschheit ausschauend (»Parcival«, »Titurel«). Er ist auch der Verfasser des unvollendet gebliebenen Epos »Willehalm von Orange« und des Sängerwettkampfes auf der Wartburg unter dem kunstsinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen (1195—1215). Das Gedicht stammt aus der Zeit um 1300 und enthält im Wechselgesange (mit verknüpfenden Erzählungen) das Lob der Fürsten, für welche die versammelten Dichter eintreten.


Dante. (Büste im Nationalmuseum zu Neapel.)

Spanien ist das Land, wo sich die Troubadourpoesie am längsten erhielt. Aber es kam doch etwas Wein in das Wasser: die moralisch-allegorische Dichtung der Italiener. Eine gewisse Berühmtheit genoß der Musenhof Johannes II. von Kastilien, an welchem man eifrig neben dem provençalischen Süßholz die aus Italien importierten, vom Geiste der gelehrten Formalisten imprägnierten Aaronsstäbe drechselte. Ungeheure Sensation erregten die wilden Phantasien des »Amadis«-Romanes des Portugiesen Vasco de Lobeira. Die schöne Oriana versetzt eine ganze Nation in sinnlosen Taumel.

Im organischen Leben macht man zuweilen die Wahrnehmung, wie aus einer überquellenden Fülle, die sich im Raume beengt, und deren Einzelindividuen nach Luft und Licht ringen, mitten aus all der Wirrnis ein stämmiger Schaft emporschießt und im reinsten Sonnenglanze seine Blütenkrone entfaltet. Es ist wie ein Emporringen aus dumpfem Schauer... Ein solches Blütenreis, das die freie Höhe sucht, ist Dante (1265—1312). Noch unter den Nachklängen der Sangeskunst einer merkwürdigen Dreieinigkeit: des Platonikers Guinicelli (gest. 1270), des Dichter-Denkers Cavalcati (gest. 1300), der aus lauter Abstraktionen zusammengesetzt ist, und des Kneipgenies Angolieri (gest. 1312), vereinigt sich noch einmal in einem gewaltigen Geiste der ganze phantastische Vorstellungskreis des Mittelalters in dem Sohne des Florentiner Rechtsgelehrten Alighiero degli Alighieri.

Es wäre unnütz, darüber auch nur ein Wort anzubringen, was der Dichter der »Göttlichen Komödie« den Gebildeten der ganzen Welt ist. Für die kulturgeschichtliche Betrachtung genügt es, zu erkennen, daß wieder einmal ein Großer erstanden war, der auf den Wirrwarr eines öden Jahrtausends zurückblickt. Und rückschauend ist das Um und Auf dieses Geistes, der an der Schwelle zweier Zeitalter mit dem Lichte seines Genies den Dingen einer schwindenden Welt den letzten Glanz aufdrückt. Dante ist eine volle Individualität, er bricht jenem Individualismus Bahn, der das Zeitalter der Renaissance groß gemacht hat. Ein umso größeres Wunder, als Dante noch völlig im Banne der Scholastik steht, der Begriffe an Stelle von Gestalten setzt, moralisierenden Reflexionen sich hingibt, und häufig mehr Didaktiker als Künstler ist. Aber seine Persönlichkeit ist so scharf geprägt, daß sie zum Mittelpunkte einer Welt für sich wird, einer Welt, die sich mit der heiligen Überschwänglichkeit eines frommen Gemütes nach der lichten Sphäre der Erkenntnis aufschwingt. Was den großen Dichter gleichwohl an die irdische Welt festhielt, waren seine Verwicklungen in wilde Parteikämpfe, die ihn ins Exil führten. Aber alle Bitterkeiten, welche dem von Weib und

Kind getrennten großen Manne beschieden waren, steigerten nur die Größe seines Charakters.

»Der Mann, der in der Hölle war« — so sagten die Mütter Ravennas, wenn sie ihren Kindern den durch die Straßen wandelnden Dichter zeigten — hatte seinen Gegenpol in einem Zeitgenossen, der dem Individualismus einen weiteren Vorsprung gab: der voraussehende Geist unter dem Strahlenhimmel danteskischer, kirchlicher Phantasie — Petrarca (1304—1374). Stellt man Dantes Beatrice neben Petrarcas Laura, so schauen sich das Alte und das Neue ins Angesicht. Nicht feindselig, nur zweifelnd, wo das Schöne, wo die Wahrheit, die Erlösung der Menschheit liegt. Dante ist noch ganz volkstümlich, Petrarca ist der Vertreter einer Poesie des »Odi profanum vulgus«. Das ist der Vorgeschmack der Renaissance. Für Petrarca gibt es keine Rückschau; sein Blick ist in die Zukunft gerichtet. Jener Zukunft, die künstlerisch wieder auf die Antike zurückgreift. Deshalb dichtet Petrarca sein Epos »Africa« in der Sprache des Vergil, während er seiner Muttersprache mit wenig Achtung gegenübersteht. Und dennoch sind es gerade seine in italienischer Sprache verfaßten Canzonen und Sonette, welche ihm den Dichterruhm eintrugen.

An dem strahlenden florentinischen Dreigestirn hängt noch ein berühmter Name, der nach mancherlei gewundenen Pfaden endlich den richtigen Weg, den ihn seine Begabung vorzeichnete, findet — Boccaccio (1313—1375). An die Seite Beatrices und Lauras tritt die reizende »Fiametta«, und es hat den Anschein, daß von dem verständnisvollen Zulächeln jener Zweiheit nun keine Rede mehr ist. Boccaccio hatte diese Flammenliebe auf dem Umwege über allerlei mythologisch-mystisch-bukolische Graswiesen am Hofe des Königs von Neapel gefunden. Merkwürdig: Derselbe Dichter, der im »Admet« die himmlische Liebe feiert, schreibt den »Dekamerone«, das Zehntagewerk, jene Geschichtensammlung, die man in sittiger Gesellschaft wohlweislich nicht auf dem Salontische liegen läßt. Und doch darf Boccaccio bei aller Bedenklichkeit das Verdienst eines Sittenschilderers für sich beanspruchen. Von den großartigen Visionen Dantes bis zu den Schwänken des Florentiner Kaufmannssohnes ist der ausgiebige Sprung aus dem Mittelalter in die Renaissance vollführt.

Boccaccio hat, fern im Norden, einen Gleich-



Pilger in Canterbury. (Nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts im Britischen Museum zu London.)

gesinnten und Gleichgestimmten gefunden in Geoffrey Chaucer (1340 bis 1400), dem berühmten Verfasser der »Canterbury-Geschichten«. In Chaucers Heimat stand auch die Wiege des englichen Dante, William Langland (Langley), des Vorläufers des späteren Puritanismus. Chaucer war gelegentlich einer Mission, die er von seinem Könige erhielt, in Italien und hat dort die Bekanntschaft mit Boccaccios Novellenbuch gemacht. Aber Canterbury ist nicht Neapel, der Germane kein Romane, und so sind auch Chaucers Erzählungen aus anderem Holze. Es ist gesunder Humor in ihnen, weltfröhliches Treiben, scharfe Charakterzeichnung, echter Realismus ohne schmutzigem Beiwerk. Chaucer eröffnet die psychologische Kunst in der Prosa.

* * *

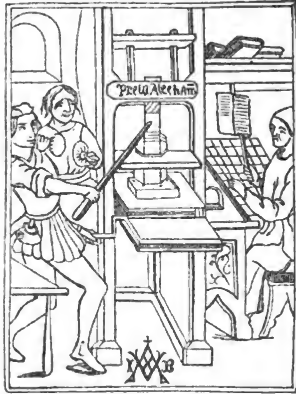
Wenn man von so zahlreichen Schätzen des mittelalterlichen Schrifttums — wissenschaftlichen und schönliterarischen — hört, liegt es nahe, nach deren Ursprungsquellen zu forschen. Das spätere Mittelalter war eine schreibselige Zeit, und sie mußte es sein, da in anderer Weise eine Vervielfältigung der aus den Kriegen und barbarischen Vernichtungszügen geretteten Urtexte oder älteren Abschriften nicht zu gewinnen war. Aber die Kunst des Schreibens war wenig verbreitet. Selbst Kaiser und Könige hatten ihre Mühe damit. Und was noch seltsamer klingt, selbst Dichter waren Analphabeten, wie beispielsweise Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Liechtenstein. Sie waren gezwungen, ihre Werke bestellten Schreibern in die Feder zu diktieren.

Dagegen erkennen wir in den Klöstern die Pflegestätten damaliger Bildung, und in den stillen Zellen der Mönche entstanden zunächst die zahlreichen Abschriften religiöser Bücher, zur Zeit der Frührenaissance auch Abschriften von Werken weltlichen Inhaltes. Die Klöster hatten das Bedürfnis, Bücherschätze anzusammeln, und an Eifer hierzu fehlte es nicht. Sehr fördernd griffen die Benediktiner ein, seit dem 14. Jahrhundert die von Gerhard Groote (gest. 1384), einem Niederländer, gegründete Vereinigung der sogenannten »Brüder vom gemeinsamen Leben«. Aber schon sechs Jahrhunderte früher beschäftigte der berühmte Abt des Klosters Fulda, Hrabanus Maurus (gest. 856), zahlreiche Mönche mit dem Abschreiben wertvoller Manuskripte. Eine Bibliothek von 400 Bänden, wie sie das 816 gegründete berühmte Kloster zu St. Gallen hatte, galt um jene Zeit als unerhörter Reichtum.

Als neben den Klosterschulen auch öffentliche Schreibschulen entstanden (in Deutschland anfangs des 13. Jahrhunderts nach italienischem Vorbilde), also auch Laien die edle Kunst sich aneignen konnten, kam ein frischer Impuls in die Sache. So besaß die Pariser Universität gegen Ende des 13. Jahrhunderts bereits 1000 Bände. Auch die anderen Universitäten, deren Gründung allerdings um ein Jahrhundert später und darüber erfolgte, richteten ihr Augenmerk auf Bereicherung ihrer Büchereien, schon der unentbehrlichen Lehrmittel wegen. Damit fallen die ersten Anfänge des Buchhandels zusammen, indem bestimmte Verkaufsstellen in einzelnen Städten ins Leben traten, die wieder untereinander, beziehungsweise mit Universitäten und Gelehrten in geschäftlichem Verkehr standen und somit für einen lebhaften Vertrieb sorgten.

Palimpsest.

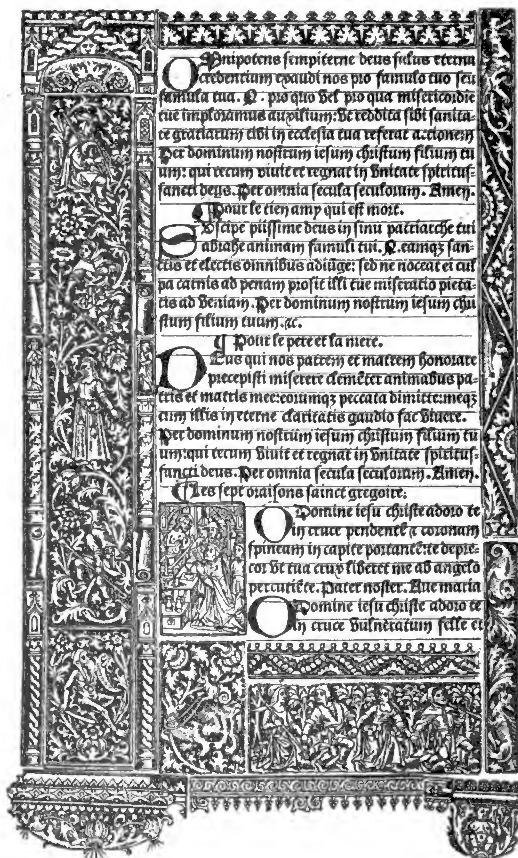
Urschrift (in der Höhenstellung des Blattes) Itala-Text aus einem Würzburger *Codex rescriptus* (6. Jahrhundert); quer darüber in merowingischer Schriftart die *ennarationes in psalmos* des heiligen Augustinus.



Buchdruckerpresse Ende des 15. Jahrhunderts.

Die Klöster waren aber nicht nur die Ausgangspunkte mittelalterlichen Schrifttums, sondern vorzugsweise zugleich jene Stätten, wo auf diesem Gebiete ganz hervorragende Leistungen zu verzeichnen sind. Hier, wo sich jene eigentümlich schwerfällige, eckige, scharfwinkelige Abart der »gotischen« Schrift, die sogenannte »Mönchsschrift«, entwickelt hatte, wurde der Pinsel zu einem Werkzeuge, das sich in den Dienst einer Kunst stellte, der wir die kostbarsten Bücherschätze verdanken. Die Mönche waren es, welche zunächst die aus dem Morgenlande stammende Verarbeitung von Tierhäuten (»Pergament«) als Schreibmaterial selbst in die Hände nahmen. Aber die Felle waren teuer, die Arbeit erforderte viel Mühe und Achtsamkeit. So griff man denn häufig zu dem Auskunftsmittel, vorhandene ältere Schriften abzureiben oder die Texte sonstwie, so gut es eben gehen mochte, zu verwischen, um darüber neue Texte zu schreiben. Das sind die Palimpseste. Daß dieser Methode manch kostbarer Urtext zum Opfer fiel, liegt auf der Hand. Das Papier, aus China stammend und von den Arabern dem Abendlande vermittelt, kam noch vor dem Jahre 1300, wahrscheinlich von Italien her, nach Deutschland. Dem Import folgten alsbald eigene Erzeugungsstellen (»Papierhäuser«), und gilt Ravensburg in Schwaben für diejenige Stadt, welche während des Mittelalters die bedeutendste Papierfabrik besaß.

Die mönchische Kunst verlegte sich vorerst nur auf die Anwendung der schwarzen und roten Farbe für die Schrift selbst, wobei die Anfangsbuchstaben einzelner Kapitel oder jeder Seite in Rot gehalten wurden. Der weitere Entwicklungsgang ergibt sich von selbst. Zu Schwarz und Rot gesellte sich Lichtblau, zu diesem Gold und Silber, zu der Schrift zierliches Beiwerk von Ranken, Blütenzweigen, Tierbildern — zuletzt das figurale Motiv. Also: von der Schrift zur Schriftmalerei, von dieser zu den Bilderhandschriften. Prachtwerke dieser Art von unschätzbarem Werte sind uns erhalten geblieben und bilden den Stolz der großen Bibliotheken. Da aber Bücher, die mit solchem Inhalte prunken, auch des entsprechenden Kleides bedürfen, verlegten sich die fleißigen Mönche auch auf die Herstellung der Einbände. Die schönsten Leistungen dieser Art stammen aus der Zeit vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. Besonders kostbare Decken erhielten die reichste Ausstattung mit Gold und Edelsteinen, Filigranarbeit, ziselierten Ecken und Schließen. Elfenbein, Gold, Silber, Samt und Seide lieferten das Material.



Omnipotens sempiterne deus salus eterna
credencium exaudi nos pro famulo tuo seu
famula tua. N. pro quo vel pro qua misericordie
tue imploramus auxilium: vt reddita sibi sanita-
te gratiarum tibi in ecclesia tua referat actionem.
Per dominum nostrum iesum christum filium tu
um: qui tecum viuit et regnat in vnitate spiritus-
sancti deus. Per omnia secula seculorum. Amen.

Pour le tien amy qui est mort.

Suscipe piissime deus in sinu patriarche tui
abrahe animam famuli tui. N. eamqz san-
ctis et electis omnibus adiunge: sed ne noceat ei cul
pa carnis ad penam prosit illi tue miseratio pieta-
tis ad veniam. Per dominum nostrum iesum chri
stum filium tuum. &c.

Pour le pere et la mere.

Deus qui nos patrem et matrem honorare
precepisti miserere clementer animabus pa-
tris et matris mee: eorumqz peccata dimitte: meqz
cum illis in eterne claritatis gaudio fac videre.
Per dominum nostrum iesum christum filium tu
um: qui tecum viuit et regnat in vnitate spiritus-
sancti deus. Per omnia secula seculorum. Amen.

Les sept oraisons saint gregoire.

Domine iesu christe adoro te
in cruce pendentem et coronam
spineam in capite portantem: te depre-
cor vt tua crux liberet me ab angelo
percutiente. Pater noster. Aue maria

Domine iesu christe adoro te
in cruce vulneratum felle et

Probe von Pigouchets *Livre des heures*, eines Gebetbuches vom Jahre 1490. (Verkleinert.)

De dominica infra octauam a-
scensionis domini.

Dominica prima post diē ascensiōis dm̄
officiū dn̄icale Exaudi ptotu; cū suffragiis
duobꝫ All'a. Seqn̄tia et pfacōe de festo ascen
sionis necnō Gl'ia in excelsis Credo et ite mis-
sa dn̄icaliter dicetur.

A A B C D D E F G H I L M N O P P Q R
S S S T T W S

Schriftprobe eines Mainzer Druckes vom Jahre 1460.

A A B C D E F G H I L M N R N O P Q R S
S T V X D a b c d d e f g g g h i l m n o p q r r ſ s t u v x z

Alphabet von Schöffers Bibeltype 1462.

IRater Ambrosi9
tua mihi munus
cula perferens: de

ABCDEFHILMNOPQuR
STVabcdefghilmnopqrſs
tuvxz

Schriftprobe und Alphabet der ältesten römischen Type in Deutschland.

Α Β Γ Δ Ε Ζ Η Θ Ι Κ Λ Μ Ν Ξ Ο Π Ρ Σ Τ Υ
Φ Χ Ψ Ω α β γ δ ε ζ η θ ι κ λ μ ν ξ ο π ρ
σ τ υ φ χ ψ ου ω

Alphabet der griechischen Typen des Dionysius Paravisinus, Mailand 1476.

אמר ר׳ יצחק לא היה צריך להתחיל
את התורה אלא מהחדש הזה לכם
שהיא מצוה ראשונה שנצטוו ישראל
ומה טעם פתח בבראשית משום כח

בראשית ברא

Schriftprobe des ersten mit Typen gedruckten hebräischen Buches, 1475.

ABCDEFGHILMNOPQRSTVZ
abcdefghilmnopqrſstuz

Alphabet der Katholikontypen.

Proben ältester Drucktypen.



102

Holzschnitt aus dem Theuerdank. (Verkleinert.)

Sicht man von diesen Kunstwerken ab, die ja kein Gemeingut waren, und erwägt man, daß die Klosterbibliotheken ihre Schätze eifersüchtig hüteten, im großen und ganzen also wenig Bücher im Umlaufe waren, schon deshalb, weil sie sehr teuer waren, so erfaßt man die großartige Bedeutung, welche der Erfindung der Buchdruckerkunst zukommt. Auch sie hat ihren Werdegang, der von großem Interesse ist. Das älteste Druckverfahren ist das mittels der Siegelzylinder, bekanntlich babylonischen Ursprunges. Dann folgten die Schablonen (Theodorich der Große besaß ein Goldblech mit den durchbrochenen Buchstaben seines Namens), diesen der Holztafeldruck, der in China heimatberechtigt ist. In Deutschland fand er wahrscheinlich im 12. Jahrhundert Eingang. Die letzte Etappe in der Entwicklung des Druckverfahrens ist jenes mit beweglichen Typen, eine Idee, welche dem Kopfe des Mainzer Goldschmiedes Johannes Gensfleisch zum Guten-

berg (1397—1468) entsprang. (In China war die Enfindung allerdings schon Mitte des XI. Jahrhunderts gemacht worden.)

Wenn es je eine geistige Großtat von universellster Bedeutung und einschneidendster Wirkung für alle kommenden Zeiten gab, ist es diese deutsche Erfindung. Otfried Müller gibt diesem Sachverhalte in den Versen Ausdruck:

Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgen,
Brachte der forschende Geist eines Germanen ans Licht.
Was jetzt immer die Alten und was jetzt Neuere wissen,
Wissen sie nicht nur für sich, nein, für die Völker der Welt.

So war aus den kleinen beweglichen Typen, welche ihr Konterfei auf Papier druckten, ein großes Wunder geworden. Anfangs mit dem reichen Mainzer Bürger Johann Fust in Verbindung, aber von diesem aus dem gemeinsamen Geschäfte hinausprozessiert, richtet sich Gutenberg eine eigene Druckerei ein und begibt sich in den Hofdienst des Erzbischofes Adolf von Nassau, während in die Offizin des Fust (gest. 1446) dessen Schwiegersohn Peter Schöffer (gest. 1503) eintritt .... Das also sind die drei Säulen der neuen Kunst, die man »die schwarze« nannte, ohne höllischen Hintergedanken. Im Jahre 1480 zählte Deutschland bereits 23 Städte mit Druckereien und zu Beginn des 16. Jahrhunderts über 50 mit der mindestens zehnfachen Zahl von Werkstätten. Sieht man von den Brüdern vom gemeinsamen Leben, welche in Holland die ersten Druckereien ins Leben riefen, ab, so waren es vornehmlich Deutsche, welche im Auslande der neuen Kunst Eingang verschafften: in Subiaco (1464), in Venedig (1469), in Paris (1470) usw. Der erste Buchdrucker Englands (William Caxton), der 1471 in London die erste Werkstätte eröffnete, erlernte die Buchdruckerkunst wahrscheinlich in Köln. Der Humanist Wimpheling konnte daher mit Recht den stolzen Ausspruch tun: »Wir Deutschen beherrschen fast den gesamten geistigen Markt Europas« (1507). Im 15. Jahrhundert sollen in Europa etwa 16.000 Bücher gedruckt worden sein. Sie waren vorwiegend in lateinischer Sprache abgefaßt; noch 1500 kannte man in Deutschland nur etwa 80 Bücher in deutscher Sprache. Die bis zum Abschluß des 15. Jahrhunderts gedruckten Bücher — die Inkunabeln (»Wiegendrucke«) — waren teilweise noch auf Pergament gedruckt und zählen ihrer Seltenheit wegen zu den wertvollsten Bibliotheksschätzen.[1])

---

[1]) Die Erfindung der Buchdruckerpresse hob ein bis dahin in Anlehnung an den Holztafeldruck nur kümmerlich gedeihendes Element der Buch-Illustrierung auf eine höhere Stufe: den Holzschnitt. Bereits im 14. Jahrhundert ausgeübt, gelangte er erst durch das neue Vervielfältigungsverfahren zur größeren Geltung, bis er endlich von Meistern des 16. Jahrhunderts (Dürer, Kranach, Holbein) zu neuer selbständiger Kunst sich entwickelte. Die Ursprungszeit des künstlerischen Holzschnittes fällt mit der Regierung des kunstliebenden Kaisers Maximilian I. zusammen. Der Kaiser selber stellte sich in die Reihe der Dichter und die Meister des Stichels übernahmen die Illustrierung. Als Meisterwerk dieser Art galt der »Theuerdank«, eine Dichtung des Kaisers, ein allegorischer Roman, der den Geist des Rittertums noch einmal aufleben läßt. Der Titel lautete: *»Die geuerlichkeiten (Gefährlichkeiten) vnd einsteils der geschichten des loblichen streytparen vnd berümbten Helds vnd Ritters Herr Tewrdannckhs«*. Der Held ist der Kaiser selbst . . . Ein anderes berühmtes Werk jener Zeit, dem ein gleicherweise durch seinen Inhalt als durch seine Holzschnitte rein kulturgeschichtliches Interesse zukommt, ist die berühmte Lehrdichtung »Das Narrenschiff« des Straßburgers Sebastian Brant (geb. 1458). Kaiser



Kaiser Maximilian als Schüler. (Holzschnitt von Hans Burgkmair im »Weißkunig«. (Größe des Originals.)

Die schwarze Kunst stellte sich bald in den Dienst der Öffentlichkeit, indem sie den Flugblättern zu einer ungeahnt raschen Verbreitung verhalf. Das Schreiben des Columbus an den königlichen Schatzmeister von Spanien, die ersten Nachrichten über die Entdeckung des neuen Erdteiles enthaltend (1493), fand durch den Druck im Fluge Verbreitung in allen Kulturländern Europas. Eine solche »fliegende« Nachricht, die zum ersten Male unter der Bezeichnung »Zeitung« auftritt, verbreitet sich auf vier Quartblättern über die Entdeckung von Brasilien (»Prasilg Landt«) durch Cabral. Als Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Streitsätze an die Schloßkirche von Wittenberg anschlug, waren

Maximilian ist auch der Verfasser des allegorischen Prosawerkes »Weißkunig«, dessen Illustrierung Meister Burgkmair besorgt hat.

sie innerhalb zwei Wochen in ganz Deutschland bekannt und zwei Jahre später fanden sie Reisende in Jerusalem vor.

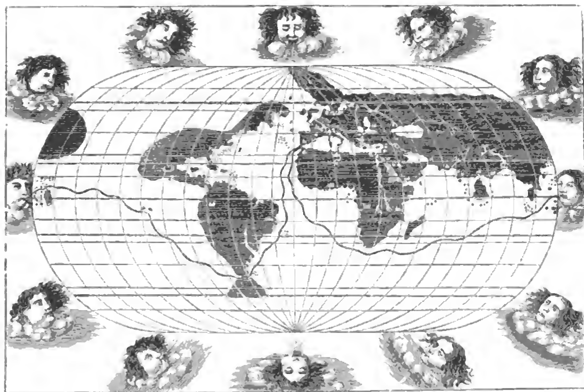
Am Straßburger Gutenbergdenkmal ist der Bahnbrecher einer neuen Zeit von den großen Leuchten des Erdteiles umgeben. Wer sie sinnend betrachtet, dem däucht, als schwebte auf ihren Lippen: *in hoc signo vinces* ... Es sind die Ackersleute der Wissenschaft und über ihnen steht der Schmied, der hierzu den Pflug geschaffen hatte. Wenn es aber wahr sein sollte, daß man tausend Gelehrte mit dem Prüfhammer abklopfen müsse, bis man auf einen weisen Mann stößt (Klinger), dann begreift man, daß auf dem Meere von Druckerschwärze, das sich in fünfthalb Jahrhunderten über diese Welt ergossen hat, die Suche nach den Inseln der Seligen eine so mühselige Aufgabe der Navigation des Geistes ist ...



Der Papiermacher. Holzschnitt von Jobst Ammann. (Aus Schoppers Πανοπλια 1568.)

DRITTES BUCH.

DIE NEUE ZEIT.



Weltkarte aus der Mitte des 16. Jahrhunderts mit dem Kurs der ersten Weltumsegelung. (Aus einem italienischen Portolan.)

Erstes Kapitel.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Man kennt den Ausspruch Rousseaus, in welchem den einzelnen Völkern besondere Aufgaben zugewiesen werden. Darnach hätten die Hebräer und die Araber die Religion ausgebildet, Athen die Gelehrsamkeit, Tyrus und Karthago den Handel, Rhodus die Schiffahrt, Sparta den Krieg, Rom die Tugend. Man könnte ohne weiteres eine andere Liste aufstellen, welche der Wahrheit viel näher käme, als die vorstehende. Griechenland als Kolonisator und Rom als Eroberer fügen sich besser in das Weltbild ein, das seine großartige Umgestaltung ein Jahrtausend nach dem Untergange der antiken Welt erfahren hat. Die mächtige Triebkraft, welche aus den Trümmern des Altertums hervorging und einer neuen Weltanschauung Geltung verschaffte, leitete die Menschheit durch das ausschließlich geistige Mittel der Religion in neue Bahnen. Aber kraft des tiefsinnigen Ausspruches: »Alles Sein ist nur ein Werden«, bedurften die in steter Entwickelung begriffenen Kulturvölker des Abendlandes neuer Impulse, welche sie der Fesseln der Beschränktheit entbanden.

Am Ausgange des Mittelalters erleben wir das merkwürdige Schauspiel, wie die Geister, befruchtet von der Romantik der christlichen Ideenwelt und dem befreienden Einflusse des antiken Geisteslebens sich aus Weihrauchwolken zum Lichte emporringen. Zugleich mit diesem Drange, welcher jenem edlen Realismus zusteuert, der den Dingen des Lebens das Gepräge künstlerischen Formgefühles aufdrückt und schließlich alles Denken und Empfinden in den sonnigen Glanz der Kunst rückt, wird eine zweite Art Realismus lebendig, der wesentlich anderen Zielen zustrebt. Es ist nicht der geistige Gesichtskreis, den er zu erweitern strebt, nicht die Erkenntnis, nach deren verborgenen Bornen erforscht. Diesem Realismus wird plötzlich die Scholle zu enge, er schweift über das unendliche Meer, er träumt von fabelhaften Ländern und geheimnisvollen Zauberschlössern, in welchen die Schätze der Welt verborgen liegen. Die ganze Erde möchte er umspannen, über die unendlichen Wasser Wege öffnen und unerhörte Ziele seiner Tatkraft stecken.

Wir lassen unsere Gedanken noch einmal in die Vergangenheit zurücksinken, um die Pfeiler dieses Jahrtausends, vom Zusammenbruch der antiken Kultur bis zum Ausgang des Mittelalters, festzulegen .... Im 6. Jahrhundert lebte eine Mönch auf dem Sinai, Kosmas der »Indienfahrer«. Diesem frommen Einsiedler ward das Geheimnis des Weltbaues von der heiligen Dreifaltigkeit eingegeben. Die Erde ist eine viereckige Platte, darüber wölben sich der obere und der untere Himmel. Der obere Himmel ist eine feststehende Kuppel, der das Reich Christi und der Seligen in sich schließt, durch ein zeltförmiges Firmament vom unteren Himmel getrennt. In diesem bewegen sich, von Engeln geschoben, Sonne, Mond und Sterne. Im Osten und Westen schließen hohe Mauern die Erdplatte ab, 400 Tagreisen (zu je 5 Stunden) von einander entfernt. In der Mitte der Erde erhebt sich ein 1000 Meilen hoher Berg, um den Sterne, Mond und Sonne kreisen und dessen Schatten dort, wohin er eben fällt, Nacht verbreitet.

Von Kosmas zu Columbus ist es wahrlich kein Katzensprung. Auch von der mosaischen Stiftshütte, die dem sinaitischen Mönche bei der Darstellung seines Weltbildes zum Modell gedient hat, bis zum »Erdapfel« des Nürnberger Kaufmannes Martin Behaim hat sich die Menschheit nicht mit einem Salto mortale hinübergeschwungen .... Aber — »alles Sein ist nur ein Werden«. Und weiter: »Die Geschichte kennt keinen Halt; Völker, die zum Stillstande sich verurteilen, fallen außer die Geschichte« ... Das war in diesem Falle nicht zu befürchten. Zwar die Weltendinge waren noch wunderlich genug. Christliche Reisende erzählten von Fischen mit goldenen Zähnen, von Bäumen, auf welchen Enten wachsen, von wilden Tieren, welche Psalmen singen. Aber eines war immerhin erreicht: Die Erde war kein Kasten mehr, sondern eine Kugel.[1]) Und um diese Kugel wollte ein kühner Seemann segeln, um

[1]) Über die Gestalt der Erde als Weltkörper bestanden von alters her mehr als kindliche Vorstellungen. Homer dachte sich die Erde als eine vom »Okeanos« (ein Strom und kein Meer) umkreiste Scheibe, die der Himmel als Kristallschale überwölbt. Pythagoras konstruierte auf Grund seiner »Harmonie der Sphären« unseren Planeten zweiteilig, aus Erde und Gegenerde bestehend, mit dem Zentralfeuer im Innern. Lag in dieser Vorstellung vielleicht die der Kugelgestalt? Herodot, der größte Reisende im

einen neuen ozeanischen Weg nach Indien zu finden. Selbstverständlich nicht der »Weisheit der Brahmanen« wegen, sondern um die Goldschätze von »Zipangu« und anderer Fabelländer zu heben. Das war der »andere« Realismus.

Wieder einmal stand die Menschheit an einem bedeutsamen Wendepunkte. Mit dem Aufkommen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war die alte Mittelmeerwelt aus ihren Fugen gewichen und hatte sich zu einer gesamteuropäischen ausgedehnt. Nun stand noch Größeres bevor: Die Eroberung der Welt, gestützt auf die Idee eines schlichten Seemannes. Das sind die wundersamen Zeichen, mit welchen der Weltgeist dem Menschengeschicke den Weg weist. Und ein ganz unscheinbares, nichtiges Ding hat dies möglich gemacht — der Kompaß. Ohne ihn wäre die Erde heute noch der Kosmassche Kasten und die »immobile« abendländische Kultur wäre in ihrem eigenen Fette erstickt ... Sehen wir zu, wie diese Dinge sich entwickelt haben.

Die Seefahrer des Mittelalters empfanden ein Grauen vor dem offenen Weltmeere; sie mieden die hohe See, scheuten die Ozeanfahrt. Auch die ersten Fahrten der Portugiesen, welche sich nachmals so große Verdienste um die Erdkunde und den Seehandel erwarben, waren ausschließlich Küstenfahrten längs des Nordwestrandes von Afrika. Als Vorläufer der größeren Unternehmungen zur See müssen die Italiener gelten. Die »Seerepubliken (Venedig, Genua, Amalfi, Pisa) hatten ein reges Leben zur See großgezogen. Kein Wunder also, daß italienische Seefahrer bald das engere Gebiet ihrer Tätigkeit — das Mittelmeer — verließen und den Ozean aufsuchten. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die genuesischen Brüder Vivaldi in den Atlantischen Ozean hinausgesegelt mit der Absicht, Afrika zu umschiffen und einen neuen Seeweg nach Indien aufzufinden. Bald hierauf gelangten

antiken Gesichtskreis, machte sich zwar über Homers Tellerscheibe lustig, hatte aber selber nichts anderes zu bieten, als etwas ähnliches, nur von unregelmäßiger Form (vgl. Herodots Erdkarte, I. Band, Seite 593). Der erste, welcher der Wahrheit nahe kam, war Aristoteles. Er lehrte: »Da das Wasser stets bestrebt ist, die niedrigste Stelle einzunehmen, müssen alle Punkte einer Wasseroberfläche (also auch die Oberfläche des Meeres) gleich tief liegen; jeder dieser Punkte der Meeresoberfläche muß sonach im Zustande der Ruhe gleich weit von einem gemeinschaftlichen tiefsten Punkte entfernt sein, und dieser Bedingung entspricht nur die Oberfläche der Kugel auf den Mittelpunkt derselben« ... Strabo hatte die seltsame Vorstellung, daß das Festland der Erde denjenigen Bedingungen angepaßt sei, welche den Lebensbedürfnissen der Kulturmenschen am besten entsprechen. Das sei die gemäßigte Zone; alles was darüber hinausliegt, sei ein Tummelplatz für die Einbildungskraft der Dichter und Märchenerzähler ... Bei Eratosthenes (vgl. die Karte, I. Band, Seite 580) verwandelte sich das Bild der Erde in einen langgestreckten, vielfach zerrissenen Lappen, und der große Claudius Ptolemäos scheute sich, ein großes Weltmeer anzunehmen. Um dessen Existenz wegzuleugnen, dachte er sich Afrika und Asien im Süden des Indischen Ozeans durch ein Festland von unbestimmter Ausdehnung verbunden ... Im Mittelalter rückte die Frage nicht wesentlich weiter; ja die Kirchenväter griffen, in ängstlicher Anlehnung an die Bibel, zu Bildern, welche die der Antike an Naivität noch überboten. Kosmas ist ein Beispiel hierfür. Der sinaitische Mönch hatte geradewegs erklärt, daß Gott am Tage des Gerichtes von jenen sich abwenden werde, welche die Erde für eine Kugel halten ... Auch die arabischen Geographen griffen wieder auf die Scheibenform zurück. Marco Polo trat dafür ein, daß Afrika umschiffbar sei und verwarf die Ansicht des Ptolemäos. Zur Zeit des Columbus hatte sich bei den Kosmographen die Überzeugung von der Kugelgestalt der Erde bereits festgesetzt.



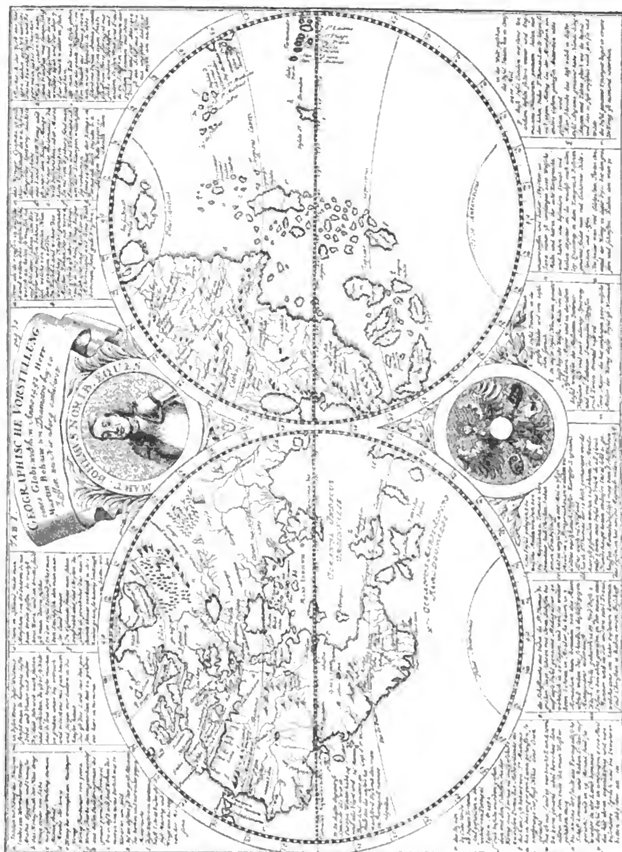
Prinz Heinrich der Seefahrer. (Nach einem alten Kupferstiche.)

italienische Seefahrer nach den Kanarischen Inseln, welche seit phönikischer Zeit verschollen waren. Man nannte sie nun nicht mehr die »glücklichen«, sondern die »wiedergefundenen« Inseln.

Gleichwohl kommt diesen und anderen Fahrten nur die Bedeutung unwesentlicher Episoden zu. Von den gemachten Entdeckungen wurde augenscheinlich kein Gebrauch gemacht. So erklärt sich denn auch die Abenteurerfahrt des normannischen Ritters Jean de Bethencourt, der im Jahre 1404 eine Expedition nach den Kanarischen Inseln unternahm und sich auf dem Eilande Lanzeroto festsetzte. Die Insulaner (die Guanchen, ein Volk berberischer Abstammung) setzten den Fremden Widerstand entgegen und es setzte Jahre hindurch blutige Kämpfe ab. Einzelne Stämme, welche der Übermacht weichen mußten, unterwarfen sich und traten mit ihren »Königen« zum Christentum über. So Maxorata, König auf der Insel Fortaventura.

Unterdessen hatten die Portugiesen in dem benachbarten Gebiete von Marokko sich zu schaffen gemacht. Kriegerische Zwischenfälle brachten jene in Berührung mit dem nordwestlichen Teile von Afrika. Im Jahre 1415 eroberte König Jao I. von Portugal eines der marokkanischen Bollwerke (Ceuta) und ein Invasionsheer durchzog das Land bis zum Seguflusse. Ein Sohn dieses Königs war jener Prinz Heinrich, der nachmals seiner glücklichen Unternehmungen zur See wegen den Beinamen »Der Seefahrer« sich erwarb. Er hatte sich, von den Regierungsgeschäften ausgeschlossen, in die einsame Seewarte Vagres unweit des Vorgebirges St. Vincent zurückgezogen, um sich mit jenen Faktoren vertraut zu machen, welche seine weitgehenden Pläne verwirklichen sollten. Schon 13 Jahre vorher (1402) hatten über des Prinzen Anregung portugiesische Schiffer das Kap Bojador (südlich des Kap Nun, der Südwestecke von Marokko), über das hinaus sich nie zuvor jemand gewagt hatte, glücklich umschifft. Portugiesische Geschwader erschienen nun in Kürze im Golfe von Guinea und 1445 gelangte der venezianische Patrizier Aloiso de Cadamosto, der im Auftrage des Prinzen Heinrich die Leitung einer größeren Expedition übernommen hatte, bis zum Äquator. Die nächste portugiesische Errungenschaft war die Entdeckung der Kongomündung durch Diego Cao im Jahre 1484.

In seiner Gesellschaft befand sich der Nürnberger Mathematiker Martin Behaim (geboren 1459), ein Schüler des berühmten Astro-



Martin Behaims Globus. (Aus J. G. Doppelmayrs Historische Nachrichten etc., Nürnberg 1730. ½ Größe.)

nomen Johannes Müller (nach seinem Geburtsorte Königsberg »Regiomontanus« genannt), Mitglied der von König Jao eingesetzten »Junta dos mathematicos«, der die Aufgabe zufiel, die astronomischen Grundlagen der Nautik zu verbessern. Es ist nicht aufgeklärt, unter welchen Umständen der Nürnberger Mathematicus nach Portugal berufen wurde. Wahrscheinlich hatte der König sein Augenmerk auf Regiomontanus gerichtet, durch welchen dann Behaim dem portugiesischen Hofe empfohlen worden ist. Behaims wissenschaftliche Mithilfe erwies sich außerordentlich ersprießlich, Beweis dessen, daß der Genannte, seinem Berufe nach Kaufmann, zum Ritter des Christus-Ordens geschlagen wurde. Durch Familienangelegenheiten veranlaßt, vorübergehend nach Nürnberg zurückzukehren, fertigte er hier auf Anregung der dortigen städtischen Behörden seinen berühmten »Erdapfel«, den ersten wirklichen Erdglobus, an. Er befindet sich im Privatbesitz der v. Behaimschen Familie und darf ebensosehr als ein beachtenswertes Kunstwerk wie als das vollkommenste Bild der kosmographischen Kenntnisse in der Zeit unmittelbar vor der Entdeckung von Amerika gelten. Beiläufig bemerkt, ließ sich ein junger Mechaniker von dem Meister in der Globentechnik förmlich unterrichten, wodurch in Nürnberg eine Industrie begründet wurde, die durch Jahrhunderte dortselbst blühte und noch im 18. Jahrhundert von sich reden machte. Behaim starb im Jahre 1507, hatte sonach noch die bahnbrechenden Entdeckungen des Columbus miterlebt.

Prinz Heinrich der Seefahrer, der zu den Entdeckungsfahrten den ersten mächtigen Impuls gegeben hatte, war schon im Jahre 1470 gestorben. König Jao war eifrig bemüht, das so erfolgreich begonnene Werk fortzusetzen. Schon ein Jahr nach der Rückkehr des Diego Cao wurde Bartholomäus Diaz beauftragt, die begonnenen Entdeckungen fortzusetzen und womöglich die Südspitze von Afrika zu erreichen. Er gelangte zunächst bis zur Kongomündung, wurde jedoch von hier durch Stürme auf die hohe See getrieben. Indem er sich bemühte, die Küste von Afrika wieder in Sicht zu bekommen und zu diesem Ende ostwärts steuerte, gelangte er, ohne es zu wissen, über das Südende von Afrika hinaus und segelte eine Strecke weit der Ostküste entlang (1496). Nach Europa zurückgekehrt, berichtete er über seine Fahrt um das »Kap der Stürme«, welche Bezeichnung König Jao II. in Anwartschaft einer glücklichen Lösung des Problems der direkten Schiffahrt nach Ostindien in die Bezeichnung »Vorgebirge der guten Hoffnung« (Cabo de boa esperanza) umwandelte. Die Reise des Diaz, auf der ein Schiff verloren gegangen war, hatte etwas über 16 Monate gedauert.

Mit dieser Entdeckungsfahrt haben wir dem großen Ereignisse, das allen nachmaligen Unternehmungen ähnlicher Art den mächtigsten Impuls gab — der Entdeckungsfahrt des Christoph Columbus — vorgegriffen. Man mag über dessen Tat wie immer denken, d. h. ob sie entweder als eine zielbewußte Aufgabe oder als das Ergebnis eines Zufalles einzuschätzen ist: die Absicht des energischen Genuesen, den Ozean zu queren, also von der bisherigen Art der Navigation als Küstenfahrt abzugehen, war an sich so bedeutsam, daß die Durchführung des Planes notwendigerweise einen völligen Umschwung in der bisherigen Vorstellung von den räumlichen Verhältnissen auf unserem

Planeten herbeiführen mußte. Die Schiffahrt war von dem Banne erlöst, der sie von der hohen See fernhielt. Das Grauen vor dem offenen Weltmeere war damit für immer besiegt. In diesem Sinne ist unseres Erachtens die Tat des Columbus zu bewerten. Daß mit der kühnen Ozeanfahrt die Entdeckung eines neuen Kontinents verbunden war,






Columbus. (Galleria Uffizi, Florenz.)

ahnte der große Bahnbrecher nicht; und das ist es, was ihn zum zufälligen Entdecker stempelt.

Es ist aber noch etwas anderes dabei. Den »Katholischen Majestäten« (Ferdinand und Isabella) zuzumuten, sie hätten das große Unternehmen lediglich aus wissenschaftlichem Interesse — wenn man sich so ausdrücken darf — gebilligt und ihre Hände dazu geboten, geht nicht an. Die Weisung der spanischen Majestäten an Columbus, er solle mit seinen drei kleinen Korvetten die goldreichen Fabelländer »Kathay« und »Zipangu« entdecken, hatte den bestimmenden Beweggrund in der



Vasco da Gama. (Nach einem alten Kupferstiche.)

»auri sacra fames«. Dieser Goldhunger war es denn auch, der jene bösartigen Ausschreitungen zeitigte, welche sich nachmals die »Konquista« auf dem Boden der neuen Welt schuldig machte. Anderseits freilich war gerade dieser unersättliche Durst nach Reichtümern der mächtige Ansporn zu den Taten der Konquistadoren, jener ehrgeizigen und fieberhaft bewegten Menschen, welche auf ihren vielfach höchst gewagten, mitunter mit verblüffender Verwegenheit in Szene gesetzten Eroberungszügen und Vernichtungskriegen lediglich durch persönliche Interessen geleitet wurden. Daher die fast lückenlose Kette von Greueltaten, als welche sich diese Unternehmungen darstellen. Wenn jedoch ab und zu hervorgehoben wird, daß die Konquistadoren schonungslos reiche fremde Kulturen zerstört hatten, so wäre zu erwägen, ob es nicht am Platze war, den Greueln der mexikanischen Menschenopfer und anderen Barbareien, die sich, wie es scheint, recht gut mit diesen »reichen« Kulturen zu vertragen schienen, ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Der große Fehler, der sich durch das ganze Werk der Konquista als roter Faden zieht, ist, daß man wohl zu zerstören, aber nicht aufzubauen verstand. Wie grundverschieden von den Taten der Konquistadoren sind beispielsweise jene der Römer, die, weit entfernt, mit fremden Kulturen, ja selbst mit barbarischen Zuständen blindwütend aufzuräumen, vielmehr planmäßig in kolonisatorischer Beziehung vorgingen und sich so die festen Grundlagen ihrer Macht schufen.

Die Fahrten des Columbus können wir hier nur summarisch behandeln. Es waren bekanntlich vier Fahrten. Die erste (1492) führte den Entdecker in 32 Tagen von den kanarischen Inseln nach »San Salvador« (bei den Eingeborenen »Guanahani«), von hier nach Kuba, welche Columbus für das asiatische Festland hielt, und nach »Espagnola« (Haiti). Diese Insel war nach seiner Meinung »Zupangu« (Japan). Der Glaube, im Indischen Meer gewesen zu sein, verließ den Genuesen bis zu seinem Tode nicht ... Die zweite Reise (1492) führte nach Jamaika, die dritte (1498) an die Küste von Südamerika in die Nähe der Orinokomündung. Columbus erkannte den Charakter des Festlandes aus der gewaltigen Größe des Stromes, verfolgte jedoch die neuen Entdeckungen nicht. Auf der vierten Reise (1502) erreichte Columbus über Haiti die Ostküste von Honduras, das er für die hinterindische Halbinsel hielt.

E. Dubail. | Gravé par F. Dufour, 51 R. d'Assas, Paris

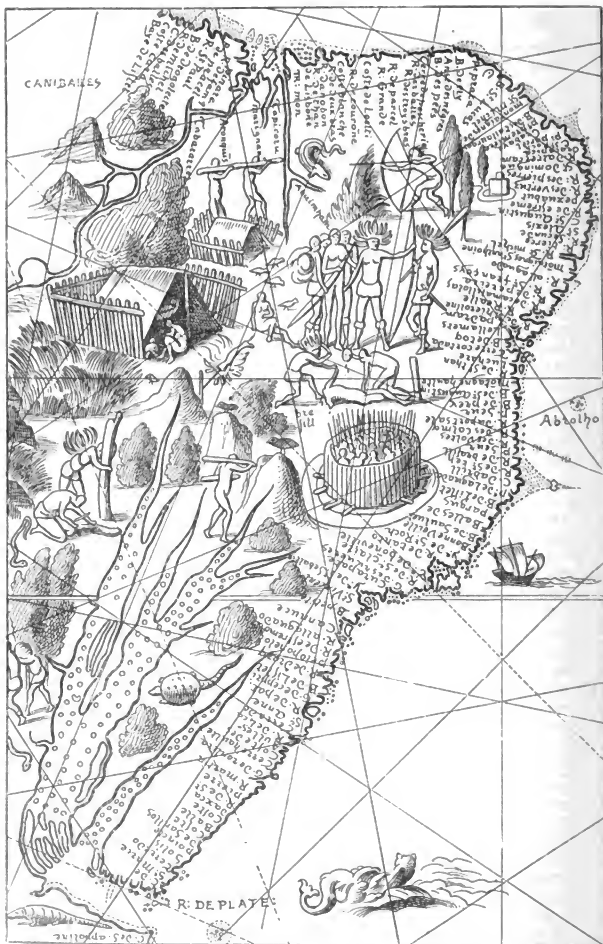
Der Golf von Mexiko. Nach der Karte von Théod. de Bry (16. Jahrhundert).

Inzwischen hatten andere Seefahrer, welche auf eigene Rechnung nach dem fernen Westen gesegelt waren — Hojeda, Cosa, Amerigo Vespucci (1499), Pinzon (1499), Bastidas (1501) u. a. — die nördliche Küste von Südamerika bis zum Golfe von Darien abgesucht. Im Jahre 1510 wurde von Spaniern in »Neu-Andalusien« (dem östlichen Teile von Darien) die Kolonie San Sebastian und jenseits des Atrato die Ansiedlung Santa Maria del Antigua gegründet. Von dieser letzteren trat 1512 Balboa seinen berühmten Zug über den Isthmus an und erblickte als erster Europäer den pacifischen Ozean. In voller Rüstung, das entblößte Schwert in der einen Hand, das Banner mit der heiligen Jungfrau in der anderen, schritt er in die Brandung, mit weithin hallender Stimme verkündend: »Langes Leben den mächtigen und hohen Herrschaften von Kastilien! In ihren Namen nehme ich Besitz von diesen Meeren und Ländern.«

Es ist erstaunlich, mit welcher Raschheit die großen Seefahrten einander folgten. Aber schon sind wir wieder einer der wichtigsten Unternehmungen vorausgeeilt ... Mit der nautischen Großtat des Diogo Diaz (siehe oben) war der uralte Bann, in welchem der von Südmeere umflutete Teil Afrikas lag, gebrochen. Das »Vorgebirge der guten Hoffnung« sollte seinem Namen gerecht werden. Zehn Jahre nach seiner Entdeckung — am 20. November 1497 — umsegelte Vasco da Gama die Südspitze des dunklen Erdteils, am 24. Dezember erreichte er die östliche Küste, welche er zu Ehren des Geburtsfestes Christi »Costa Natal« nannte, drei Monate später drang er in die Straße von Mosambique ein und am 20. Mai 1498 warfen seine Schiffe, zehn Monate nach der Abreise von Lissabon, an der Westküste von Vorderindien, in der Bai von Calicut, Anker.

Vielleicht haben andere Große dieser Erde heute ähnliche Traumgesichte, wie seinerzeit König Manoel von Portugal, bevor er Vasco da Gama aussandte, »den Seeweg nach Indien aufzufinden« ... Man kennt die Stelle in Camoëns Epos: »Don Manoel war unter unruhigen Gedanken des Ehrgeizes und Plänen zur Vergrößerung seiner Herrschaft entschlummert. Gegen Morgen hatte er einen Traum: er wähnte sich in eine unermeßliche Höhe entrückt, von wo aus er die Wohnsitze vieler Völker überschaute. Hier erscheinen ihm an einem wilden Waldgebirge, das seit der Vertreibung Adams aus dem Paradiese kein menschlicher Fuß betreten hatte, zwei ehrwürdige Greise von dunkler Hautfarbe, aus deren Augen und langen wolligen Bärten Wasser herabträufelte. Sie waren nach der Art der Flußgötter, aber mit dem Laube unbekannter Pflanzen bekränzt. Sie begrüßten den König. Der Bejahrtere führt das Wort. Er nennt sich selber den himmelentsprossenen Ganges, seinen Bruder den auf demselben Gebirge entspringenden Indus, und verheißt dem Könige, wenn er das Abenteuer bestehen wolle, nach unerhörten Siegen reichen Tribut und die Herrschaft über alle Völker, die er vor Augen habe« ... Der König erwacht, versammelt seinen Rat, beschließt die Ausrüstung eines Geschwaders und bestimmt Vasco da Gama zu dessen Befehlshaber.

In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts wurde die portugiesische Macht in Ostafrika und Vorderindien durch Almeida und Albuquerque



Die Küste von Brasilien. (Ende des 15. Jahrhunderts.)



Amerigo Vespucci. (Nach einem alten Kupferstich.)

begründet (1505) ... Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien hatte zur Folge, daß durch Jahrhunderte die Aufmerksamkeit nach jener reichen Region der »Gewürzländer« abgelenkt wurde. Gleichwohl verlor man die Möglichkeit, diese Region auf dem westlichen Seewege zu erreichen, nicht aus dem Auge. Seitdem man den kontinentalen Charakter des neuen Erdteiles erkannt hatte, gingen alle Bestrebungen dahin, eine Durchfahrt aufzufinden. Dies mußte folgerichtig zu neuen Entdeckungen führen, da nun die Schiffe einen mehr südwestlichen Kurs nahmen.

Der erste europäische Reisende, der die Küste von Brasilien zu Gesicht bekam, war Pinçon. Er erreichte das seitdem so genannte Kap S. Agostinho, das östlichste Vorgebirge Südamerikas. Von hier segelte er an der Mündung des Amazonas vorüber nach Westindien. Cabral, der nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien den gleichen Weg nahm, scheint den Auftrag gehabt zu haben, sich mehr westlich zu halten, um möglicherweise neues Land zu finden. Gewöhnlich wird die Sache so dargestellt, als sei Cabral durch die Meeresströmung nach Westen abgetrieben worden und sei somit durch Zufall zu dem Ruhme gelangt, Brasilien entdeckt zu haben. Die Landung erfolgte in dem heutigen Porto Seguro; vom Lande selbst wurde zuerst der Monte Pascoal gesichtet. Cabral nannte das Land »Tierra de Santa Cruz« und nahm es für die portugiesische Krone in Besitz. Cabral war nur wenige Monate nach Pinçon an diese Küste gelangt ... Sein unmittelbarer Nachfolger war Vespucci, der zunächst das Kap S. Roque erreichte. Von hier segelte er südwärts bis zur Bucht von Cananea. Im Jahre 1503 entdeckte er die Insel Fernando Noronha, befuhr dann die »Allerheiligenbai« (Bahia de Todos os Santos) und segelte von da 260 Meilen weit die Küste südwärts. Im Jahre 1516 fand Solis die gewaltige Mündung des »Silberstromes« (Rio de la Plata).[1])

[1]) Amerigo Vespucci (geboren 1451 zu Florenz), der dem neuen Weltteil den Namen gab, ist bekanntlich nicht dem Vorwurfe entgangen, durch Anmaßung sich diesen Ruhm erworben zu haben. Wie A. von Humboldt nachgewiesen, ist der Vorwurf unbegründet, denn die Namengebung geschah ohne Vespuccis Hinzutun, ja ohne sein Wissen. Unzweifelhaft sind die Verdienste des Florentiners auch bezüglich der Unternehmungen des Columbus. Er war es, der die zweite und dritte Expedition des letzteren besorgte; ferner trug er in eigener Person Namhaftes zur Erforschung der neuen Welt bei und in allem seinen Tun bestätigte er sich unvergleichlich vornehmer und selbst-

Im Verlaufe dieser Entdeckungen hatten sich in Brasilien die Portugiesen kolonisiert. Die »Teilung der Erde« nach der Urkunde des Papstes Calixt III. vom Jahre 1454 hatte mit den Entdeckungen im Westen allen Wert verloren. Es wurde die Demarkationslinie auf Grund des Vertrages von Tordesillas (1493) die maßgebende. Aber schon im 17. Jahrhundert überschritten die Portugiesen diese Linie, da es unmöglich war, auf Grund der damaligen mangelhaften Karten, die wahre Grenzlinie festzustellen. Portugal besaß zuerst die Niederlassungen von Bedeutung: im Norden Pernambuco, im Süden S. Vincente und Pirantininga (S. Paolo). Im Jahre 1534 wurde mit der Einrichtung von Capitanien vorgegangen und Cidade del Salvador (das heutige Bahia) zur weltlichen und geistlichen Hauptstadt erklärt.

Es empfiehlt sich, obwohl damit die Periode, die man als »Das Zeitalter der Entdeckungen« bezeichnet, weit überschritten wird, der weiteren kolonisatorischen Tätigkeit der Portugiesen zu gedenken. Diese dehnten zu Beginn des 17. Jahrhunderts ihre Besitzungen bis zum Amazonas aus, wobei zunächst an der Mündung des Jaguaribe die Kolonie »Neu-Lissabon« gegründet wurde. Nachdem 1615 die Franzosen aus ihren Niederlassungen am Amazonas vertrieben waren, erfolgte 1616 die Gründung von Pará und die Ausdehnung des Besitzrechtes nach Norden bis zum Fluße Oyapoc. Die »Allgemeinen Minen« (Minas Geraes) wurden 1673 entdeckt. Von 1728 datieren die ersten Diamantenfunde.

Die vielgesuchte westliche Durchfahrt fand endlich Fernao Magalhaes (in der latinisierten Form Magellanus), indem er die 600 Meilen lange, schlangenförmig gewundene, meist hochuferig begrenzte Meerenge zwischen dem südamerikanischen Kontinent und der großen Insel Feuerland (so genannt, weil die Seefahrer in den Nächten die zahlreichen Lagerfeuer der Eingeborenen sahen) durchsteuerte. Diese enge Durchfahrt gab der Anschauung Raum, daß Feuerland keine Insel sei, sondern den nördlichen Abschluß eines großen antarktischen Kontinentes bilde. Erst durch die spätere Umschiffung des Kap Horn, des südlichsten Vorgebirges von Feuerland, kam die irrige Vorstellung an den Tag. Kaum drei Jahrzehnte nach der Entdeckung der Neuen Welt kam die erste Weltumsegelung zustande (1519—1522). Ihr Vollbringer sollte das großartige Unternehmen allerdings mit dem Leben bezahlen. Im Kampfe mit den Eingeborenen der Philippineninsel Matan wurde Magellan durch vergiftete Pfeile verwundet und nach tapferer Gegenwehr erschlagen (27. April 1521). Von den fünf Schiffen, welche am 20. September 1519 die Mündung des Quadalquivir verlassen hatten, erreichte nur eines den spanischen Hafen S. Lucar (am 6. September 1322); von den 239 Personen

loser als seine anderen Konkurrenten. Nicht zu übersehen ist ferner, daß Vespuccis Reiseberichte, im Gegensatze zu den trockenen Mitteilungen des Columbus, sich durch anziehende Schilderungen, ausführliche Darstellungen des Völker-, Tier- und Pflanzenlebens auszeichneten. Diese Schilderungen machten den Verfasser und Entdecker in weiten Kreisen bekannt, so daß schließlich der Vorschlag des Herausgebers der »*Quatuor Americi Vespuccii navigationes*«, den noch namenlosen Erdteil nach dem Autor zu benennen, allgemeinen Beifall fand. Nach einer anderen Version hätte ein Deutscher, Martin Waltzenmüller (Hylakomylus), in einer kleinen Schrift den Florentiner kurzerhand für den eigentlichen Entdecker des neuen Kontinents erklärt, damit Anklang gefunden und die Namengebung unmittelbar beeinflußt.

ORBIS TYPUS UNIVERSALIS 1501-1504 HYDROGRAPHIA CHARTA MARINA PORTUGALENSIUM.

Portugiesische Seekarte. (Aus Claudii Ptolemaei Geographiae opus. Straßburg 1516. 1/3 Größe.)

welche die Reise antraten, sahen nur 18 die Heimat wieder. Man begreift daher, daß es mehr als ein halbes Jahrhundert dauerte, ehe die Wiederholung einer solchen Reise gewagt wurde. Der sie ausführte, war der englische Seeheld Francis Drake, dem sie (1577—1580) glückte. Er war auf seinen Flibustierzügen gegen die Spanier immer weiter nach Westen gedrängt worden, bis er endlich das Erdenrund umkreist hatte.

In demselben Jahre, in welchem Magellan auszog, fiel den Spaniern eine andere große Errungenschaft zu. Fernao Cortez, der Sohn eines Edelmannes, war im Jahre 1519 von Cuba abgesegelt, bei dem heutigen Vera Cruz gelandet und zur Unterwerfung des mexikanischen Reiches der mächtigen Azteken geschritten. Es gelang ihm dies mit einer handvoll Leute in den nächsten drei Jahren. Nachdem der kühne Eroberer seine Herrschaft in Mexiko befestigt hatte, ging er daran, alle Gebiete zwischen beiden Meeren in Besitz zu nehmen. Seit 1532 wandte er sich den nördlichen Ländern und der kalifornischen Küste zu. Im Jahre 1540 gelangten die Spanier nordwärts bis zum mittleren Lauf des Colorado, alsdann überschritten sie den Rio Grande und scheinen in nordöstlicher Richtung bis nach Kansas vorgedrungen zu sein (1541), wo das Fabelland »Quivira« gesucht wurde. Die Unternehmung brachte nicht im mindesten die erhoffte Beute und schreckte vor weiteren Wagnissen in dieser Richtung ab. Das auf den Trümmern der Aztekenherrschaft gegründete Reich wurde »Neuspanien« genannt.

Inzwischen wurden auch in Mittelamerika Fortschritte gemacht. Sieben Jahre nach Balboas Zug nach dem Stillen Ozean (1539) wurde Nicaragua durchstreift (1521) und 1524 trafen die von Süden kommenden Spanier an der Ostküste von Honduras mit einer Schar zusammen, welche Cortez von Norden her abgesandt hatte ... Von weit größerer Tragweite war eine andere Unternehmung. Im Jahre 1524 hatte Francisco Pizarro von Panama aus die Nordwestküste von Südamerika ausgekundschaftet und 1531 unternahm er mit staatlicher Autorisation die Eroberung des Inkareiches in Peru. Er landet bei Tumbez und zog 1533 in die Hauptstadt Cuzco ein. Im Jahre 1535 schritt Almagro, der Gehilfe Pizzaros, zur Unterwerfung von Chile, kehrte aber 1537 ohne die erhoffte Beute nach Cuzco zurück. Zuvor hatten die Spanier auch das nördlicher gelegene Quito bezwungen (1534). Der Statthalter desselben, Gonzalo Pizarro (Bruder des Francisco), überschritt 1540 die Anden, kam aber in den Wäldern des Ostabhanges in größte Bedrängnis. Aus dieser rettete sich ein Teil seiner Leute, indem sie zu Schiff unter der Führung von Orellana den Rio Negro hinabfuhren, alsdann (1541) in den Amazonas einlenkten und diesen bis zur Mündung befuhren. Nach grausamer Ausrottung des Inkahauses und seines Volkes wurde das Vizekönigreich Peru begründet, zu welchem auch Chile, Paraguay und das Gebiet am La Plata geschlagen wurden.

Alle diese großartigen Entdeckungen und Unternehmungen beschäftigten nicht ausschließlich die unmittelbar hieran beteiligten Seemächte. Ganz Europa geriet in fieberhafte Aufregung. Abenteuerlust und Golddurst rissen zahlreiche Menschen vom häuslichen Herd in die fernen, von Europäern kaum erst betretenen Länder. Der Reiz der Neuheit, sowie die romantischen Vorstellungen von den Reichtümern

und der paradiesischen Herrlichkeit der fraglichen Länder waren die mächtigen Impulse, welche diese Bewegung hervorriefen. Die Enttäuschung konnte freilich nicht ausbleiben; mit den Paradieseesherrlichkeiten wußte man nichts anzufangen, und was den unerschöpflichen Reichtum anbetrifft, entpuppte er sich als eine von Üppigkeit überquellende Natur, welche den Unternehmungen weit mehr Hindernisse bereitete, als daß sie sich ihnen förderlich erwiesen hätte. Auch der erträumte Goldsegen blieb, Peru etwa ausgenommen, aus.

Schon zur Zeit des allgemeinen Goldfiebers hatten ernste Entdecker sich von den Schauplätzen der bisherigen Forschungsreisen ferngehalten und andere Wege genommen. John Cabot, Venezianer von Abstammung, aber in Bristol angesiedelt, übernahm als erster den Versuch, die Küste von Nordamerika in höheren Breiten auszukundschaften. Zweifellos ist er — wenn man von den ältesten Normannenzügen absieht — der erste Europäer, welcher das amerikanische Festland gesehen und betreten hat, denn seine Expedition fällt in das Jahr 1497. John Cabots Sohn, Sebastian, scheint der erste gewesen zu sein, der auf die Möglichkeit hinwies, nordwärts um Nordamerika herum eine Durchfahrt nach China aufzufinden. Bei dem wenig zuverlässigen Charakter dieses Mannes, seiner Ruhmredigkeit und seinem Unbestand, kam die Angelegenheit nicht vom Flecke. Noch im hohen Alter gab Sebastian Cabot die Anregung zur Aufsuchung eines Nordostweges nach China, also um Europa und Asien herum, doch blieb die Verwirklichung in einigen Vorstößen in jene unwirtliche Region stecken. Wie man weiß, gehört das Problem der »Nordöstlichen Durchfahrt« zu den ältesten Aufgaben, welche sich die Schiffer und Entdecker aller Nationen gestellt hatten. Es sollten jedoch noch mehrere Jahrhunderte vorübergehen, bevor es gelang, den Plan zu verwirklichen. Der kühne Mann, der ihn verwirklichte, war Erik Nordenskjöld, der im Jahre 1878 mit der »Vega« das sibirische Eismeer durchschiffte und durch die Beringstrasse in den Pacifischen Ozean gelangte.

Die früher erwähnten Vorstöße in der Richtung der Nordostpassage hatten zur Folge, daß in der nächsten Zeit englische und holländische Schiffe häufiger das nördliche Meer aufsuchten. Vornehmlich waren es Waljäger, welche ihre Streifungen bis Spitzbergen und Neufundland ausdehnten. Willoughby war bis Lappland, Chancellor bis zum russischen Hafen Archangel vorgedrungen. Den Spuren beider folgte gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Holländer Barents, der bis Nowaja Semlja gelangte, dortselbst jedoch mit seinen sieben Gefährten ums Leben kam. Die Holländer waren um diese Zeit als eine der unternehmungslustigsten unter den Seemächten hervorgetreten. Als der Abfall der Niederlande von Spanien erfolgt war, kam den Niederländern die Kenntnis der spanischen Verhältnisse in den überseeischen Ländern sehr zu statten. Aber auch die Portugiesen wußten die Spanier zu verdrängen, vornehmlich aus den Stationen auf dem Seewege nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Es waren Holländer, welche den Seeverkehr bis zum Inselreich der Japaner ausdehnten und bei diesen durch ein volles Jahrhundert das Privilegium genossen, als einzige Europäer die Häfen des Sonnenaufgangsreiches anlaufen zu dürfen. Unter den

holländischen Seefahrern des 16. Jahrhunderts sind, außer dem bereits genannten Barents, noch Träger berühmter Namen: Le Maire, Abel Tasman und Schouten.

In erheblich geringerem Maße als die genannten Seemächte beteiligten sich die Franzosen an den großen Entdeckungsfahrten. Zwar hatte bereits Franz I. im Jahre 1524 eine große »transatlantische Expedition« ausgerüstet, aber ihr Leiter war ein Italiener, der Florentiner Verazzano. Zehn Jahre später suchte Cartier dieselben Gestade, welche sein Vorgänger entdeckt hatte (die atlantische Küste der heutigen Unionsstaaten) auf, wobei er noch höher nach Norden kam. Er entdeckte den Golf des Lorenzstromes und die Küste von Kanada (1534). Labrador war bereits vierzig Jahre früher von dem älteren Cabot entdeckt worden; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß unter der »Terra de prima vista«, welche der genannte Entdecker am 24. Juni 1494 um 5 Uhr morgens erblickt hatte, jene Halbinsel gemeint ist. Die Entdeckungen Verazzanos führten schließlich zur Besiedelung des neuen Landes durch Franzosen.

Auf dem Gebiete der heutigen Unionsstaaten waren die Engländer die eigentlichen Kolonisatoren. Die ersten Versuche, hier sich festzusetzen, reichen in das Jahr 1584 zurück, in welchem Sir Walter Raleigh mit dem Plane umging, an der Küste des heutigen Virginien Niederlassungen zu gründen. Im Jahre 1606 erteilte König Jakob I. zwei Gesellschaften den Besitz über alles Land vom 34. bis zum 45. Grad Nordbreite, und zwar in der ganzen Ausdehnung vom Atlantischen bis zum Pacifischen Ozean. In der Zeit von 1607—1638 erfolgte die Gründung von verschiedenen Niederlassungen, durchwegs an der Küste. Indessen ließen sich zwischen Virginien und Neu-England die Holländer nieder und beanspruchten, auf Grund des Rechtes der ersten Entdeckung das Delaware- und Hudsongebiet. So entstand die Kolonie »Neu-Niederland« mit der Hauptstadt Neu-Amsterdam, dem späteren New York. Im Jahre 1638 entstand am Delaware die schwedische Kolonie »Neu-Schweden«. Sie wurde von den Niederländern annektiert und 1664 diesen von den Engländern weggenommen. Das so gewonnene Gebiet verlieh Karl II. dem Herzog von York. Die Verwaltung und das ausschließliche Handelsprivilegium wurde der sogenannten »Hudsonsbaikompagnie« übertragen.

Die meisten Kolonisten führte religiöser oder politischer Druck im Vaterlande den nordamerikanischen Niederlassungen zu. Religiöse Schwärmer, vornehmlich Puritaner, bildeten (1621—1638) die nördlichen Kolonien Newhampshire, Massachussets und Rhode-Island, welche im Jahre 1643 unter dem Namen »Neu-England« eine Verbindung schlossen; 1628 gründete der katholische Lord Baltimore für seine Glaubensgenossen die Kolonie Maryland und 1687 kam der Quäker William Penn mit vielen seiner Anhänger und gründete Pennsylvanien mit der »Bruderstadt« Philadelphia. Daneben bildeten verfolgte Katholiken, vornehmlich Irländer, und deutsche Protestanten, ein ganz ansehnliches Völkergemenge. Mit der wachsenden Einwanderung wurden zugleich die Kämpfe mit den Eingeborenen (Indianern) immer heftiger, wobei diese immer mehr nach Westen abgedrängt wurden. Die französischen



Übergabe des Flaggschiffes des spanischen Admirales Don Pedro de Valdez an Sir Francis Drake, Befehlshaber einer Flibustierflotte (1588).
Nach dem Gemälde von Seymour Lucas.

Besitzungen Acadia und Neufundland kamen 1713, Kanada endlich (seit 1608 französisch), im Jahre 1763 in englischen Besitz.

An den großen überseeischen Unternehmungen hatten auch die Deutschen Anteil. Der größte Förderer der seltsamen deutschen Abenteurerzüge nach der Neuen Welt war Kaiser Karl V. Deutsche Handelsherren, vornehmlich das Augsburger Haus der Welser, hatten durch die Feldhauptleute Dalfinger und Federmann Venezuela förmlich für sich erobern lassen, doch besaßen sie es nur kurze Zeit, bis 1550.[1]) Die Unternehmungen der deutschen Seestädte, vornehmlich die des früheren Hansabundes, richteten ihr Augenmerk hauptächlich auf die nordischen Meere, die ergiebigen Gründe für Walfang und Robbenschlag. Schon im 13., dann im 14. Jahrhundert führte die Hansa gegen Dänemark siegreiche Kriege wegen der Aufrechterhaltung ihrer Fischerei an den Küsten von Jütland. Im 17. Jahrhundert sind es Hamburg und Bremen, welche im Norden den beiden führenden Völkern in jener Zeit — den Engländern und Holländern — fast auf dem Fuße folgten. Als die Teilung der Fischgründe bei Spitzbergen erfolgte (kurz nach 1617), nahmen auch die Hamburger eine Bai als ihre Fischerstation in An-

[1]) In dieser Zeit bildete sich die in mehrfacher Beziehung interessante Fabel von dem Goldlande El Dorado aus. Man begriff unter diesem Namen eigentlich kein Land, sondern einen Herrscher, einen mit Gold bedeckten einäugigen Indianerkönig. Das Märchen kam zuerst im Jahre 1536 in Aufnahme. Man suchte den merkwürdigen Goldmenschen zunächst in den Anden von Columbien. Mit dem Finden hatte es aber seine Schwierigkeiten. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wußte man von dem Fabelwesen nur so viel, daß Gonzalo Pizarro »in diesen Gegenden« einen großen Fürsten aufgesucht habe, von dem es hieß, er sei derart mit Goldstaub bedeckt, »daß er vom Kopfe bis zum Fuße einer von einem trefflichen Goldschmied gearbeiteten Goldfigur gleicht«. Der Goldstaub wurde jeden Morgen dem Fürsten von seinen mit langen Blaserohren versehenen Kammerherren auf die Haut geblasen und vermittels eines wohlriechenden Harzes auf den Leib befestigt . . . Die ersten Entdeckungsfahrten nach dem Goldlande wurden von Osten her unternommen. Diego de Ortaz, von Kaiser Karl V. ausgesendet, fuhr den Amazonas hinauf, mußte aber unverrichteter Dinge wieder umkehren. Nun wandte sich die Aufmerksamkeit des Kaisers dem Orinoko zu. Er rüstete eine große Expedition nach den Küsten von Venezuela aus. Bei dieser Gelegenheit entdeckte Dalfinger die Silberlager am See Maracaibo. Mit dem Goldmanne aber war es wieder nichts. Dalfinger war auf einer Orinokofahrt von den Eingeborenen erschlagen worden. Im Jahre 1541 unternahm ein anderer Deutscher, Namens Hutten, eine Expedition in die fragliche Region. Er lieferte den Eingeborenen eine Schlacht und erzählte, daß er von Ferne eine große Stadt gesehen habe, wodurch er das Märchen vom Dorado erst recht in Schwung brachte. Die Expeditionen wiederholten sich nun in rascher Aufeinanderfolge und erscheint besonders bemerkenswert jene eines gewissen Berrio (1595), der mit 2000 Mann auszog, um Dorado, das man damals das »Land de la Manoa« nannte, zu erobern. Zwar fand Berrio unter den Wilden goldene Götzenbilder, der Goldmann selber trat aber auch diesmal nicht in den Gesichtskreis des Abenteurers. Damals schrieb Sir Walter Raleigh: »Die Hauptstadt des Königreiches Guiana (Guayana) ist Manoa, so auch El Dorado genannt; dies soll die größte und mächtigste Stadt in ganz Amerika, oder wie Jodocus Hondius in seiner neuen Landtafel will, in der ganzen Welt sein, sie liegt an dem großen See Parina«. (Die Abbildung der Phantasiestadt, befindet sich in der deutschen Ausgabe des Raleighschen Werkes von 1594—1596.) . . . Die Argonautenzüge nach dem Goldlande wurden immer seltener und hörten endlich ganz auf. A. v. Humboldt, der nachmals gerade jene Region nach allen Richtungen durchstreifte, fühlte sich tief ergriffen, auf einem so sagenreichen Boden zu wandeln, dem durch Jahrhunderte Abenteurer aus aller Herren Ländern zustrebten und sagt: »Vergebens aber spähte ich nach den goldreichen Ufern des Binnensees Amucu, nach der goldstrahlenden Kaiserstadt Manoa; das Auge haftet nur auf den dunklen binsen- und Kiefergräsern, die seine sumpfigen Ufer und seine unbedeutende Wasserfläche umsäumen.«

spruch. Bremen endlich ist jene deutsche Seestadt, welche in den nordischen Gewässern den Fischereibetrieb in größtem Maßstabe ausgestaltete. Schon im 16. Jahrhundert greift eine regelmäßige Schiffahrtverbindung der Hanseaten mit Island Platz und wurde in jener Zeit eine »Islandfahrer-Bruderschaft« gegründet. Später allerdings wurde König Christian IV. von Dänemark auf die »deutsche Konkurrenz« eifersüchtig und untersagte den Hanseaten die Nordmeerfahrten.

Im 17. Jahrhundert war Königsberg der Ausgangspunkt der meisten überseeischen Unternehmungen deutscher Seefahrer. Wer den Anstoß hierzu gab, war der »große Kurfürst«. Durch holländische Kaufleute wurde seine Aufmerksamkeit auf ein bis dahin wenig beachtetes Gebiet — Afrika — gerichtet. Im Jahre 1680 wurden Schiffe nach Guinea und Angola geschickt, welche daselbst die kurbrandenburgische Flagge hißten und Verträge mit den Negerfürsten schlossen, durch welche diese sich verpflichteten, die brandenburgische Oberhoheit anzuerkennen und nur mit brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben. Die Holländer der ostindischen Kompagnie, eifersüchtig auf den brandenburgischen Mitbewerb, griffen die neue Kolonie an, verwüsteten sie und zerstörten die Forts. Dagegen gelang es ihnen nicht, die Feste Friedrichsburg zu nehmen. Zwanzig Jahre nach dem Tode des großen Kurfürsten war kein einziges der zwanzig brandenburgischen Kriegsschiffe imstande, die Reise nach Guinea anzutreten. Friedrich Wilhelm I. endlich verkaufte die Kolonien an die holländische Kompagnie für 6000 Dukaten.

Das Übergewicht Englands zur See datiert aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Sein schon damals stark ausgeprägter Eigennutz hatte es auf die Erfolge der anderen herrschenden Nationen eifersüchtig gemacht und zu gewalttätigem Eingreifen angespornt. Hierbei wurde ein nichts weniger als vornehmes Mittel in Anwendung gebracht. Es gab damals ein zahlreiches internationales Gelichter, das manche hochgestellte Persönlichkeit zu seinen Protektoren und Förderern zählte. Diese letzteren betrachteten das Meer als die Domäne für persönliche Bereicherung, d. h. sie betrieben den Seeraub in ausgedehntestem Maße. Bukaniers und Flibustier machten die Gewässer von Zentralamerika vornehmlich um die Mitte des 17. Jahrhunderts unsicher. Die Bukaniers waren, angespornt durch den bestehenden Gegensatz zwischen England und Spanien, so übermütig geworden, daß sie an die Begründung eines selbständigen Freibeuterstaates dachten. Das war schließlich selbst den Engländern zu viel, und als es zwischen ihnen und den Spaniern zum Frieden kam, wurde den Bukaniers das Handwerk gelegt.[1])

[1]) Eine wilde Piratenwirtschaft griff um diese Zeit auch im Mittelmeere um sich. Hier, wo die Herrschaft der beiden Seemächte Genua und Venedig kaum mehr dem Namen nach bestand, wurden die Piratenflotten der sogenannten »Barbareskenstaaten« (Tripolis, Tunis, Algerien, Marokko) der Schrecken aller Seefahrer. Längs der ganzen afrikanischen Nordküste, vom Cap Spartel bis über das Hochland von Barka hinaus, hatten die moslimischen Seeräuber ihre Schlupfwinkel. In den geräumigen Häfen von Tanger, Tetuan, Oran, Algier, Bona, Biserta, Tunis usw. schaukelten ganze Flotten, welche ununterbrochen im Dienste des schändlichen Handwerks standen. Sie suchten die umliegenden Küsten Europas heim, vollführten kühne, nächtliche Überfälle, brannten Küstenstädte nieder, plünderten Inseln, schleppten die Bewohner in die Sklaverei. Es war dies vornehmlich in der Zeit, als die Vertreibung der Mauren aus Spanien und

Nachdem die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in bezug auf größere Unternehmungen zur See ziemlich ereignislos verlaufen war, erfolgte mit dem 18. Jahrhundert eine neue Zeit erfolgreicher Weltreisen. Der Engländer Dampier, der zu den unternehmendsten Bukaniers zählte, trat in englische Dienste und tat sich in der Folge durch die Erforschung der Westküste von Australien hervor. Andere berühmte Seefahrer jener Zeit waren Wood Rogers, Frezier, Gentil, Clipperton, Anson, Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, allen voran James Cook, dessen Forschungsreisen einen denkwürdigen Abschnitt in der Entwicklung der ozeanischen Schiffahrt und in der Reihe der Entdeckungsreisen bilden. Seine Seereisen sind wohl allgemein bekannt. Die erste (1769—1771) beschränkte sich vorwiegend auf die Inseln der Südsee; die zweite (1772—1775) ist dadurch merkwürdig, daß sie sich auf Polarregionen erstreckte, die bis dahin von keinem Schiffe erreicht wurden. Cook drang bis zum 70. Grad Südbreite vor, wo er durch ungeheure Eismassen von weiterem Vordringen abgehalten wurde. Die dritte Reise endlich, welche 1776 angetreten wurde, hatte den Zweck, eine Verbindung zwischen der Südsee und der Hudsonsbai (Umschiffung Nordamerikas) ausfindig zu machen. Cook ging zunächst nach der Südsee, alsdann nordwärts ins Beringmeer, von wo er unverrichteter Dinge nach den Sandwichinseln zurückkehrte. Hier fand er seinen Tod durch die Eingeborenen (14. Februar 1779).

Es ist eine bemerkenswerte Erfahrung, daß der Mensch den Dingen der realen Welt, welche sich seiner Kenntnis entziehen, von denen er aber dunkle Kunde hat, eine Fülle des Seltsamen und Wunderbaren andichtet. Je jünger die Menschheit im Sinne ihrer natürlichen Entwicklung, desto nachhaltiger der Drang nach phantastischer Ausgestaltung gewisser, in dämmerigen Gesichtskreisen liegenden Vorstellungen. Für manche Teile unseres Planeten haben die kindlichen Vorstellungen ungemein lang gedauert. Je unnahbarer ein Erdstrich sich erwies, desto fabelhaftere Formen nahmen die Vorstellungen von den Ursachen dieser Unnahbarkeit an.

Die Entwicklung der ozeanischen Schiffahrt im Zeitalter der Entdeckungen hatte fast in alle Erdräume Licht gebracht; nur die Polarregionen machten hiervon eine Ausnahme. Die ersten Forschungsreisenden in dieser erstarrten, von der Wut der Elemente beherrschten Welt traten hier kosmischen und tellurischen Erscheinungen gegen-

---

das Teufelswerk der Inquisition fortgesetzt Massen von Unglücklichen in diese Länder warf. Die rohen, bereits anderwärts im Christenhaß geübten türkischen Korsaren hatten die Piratenära in Algier eröffnet, und die Mauren in Marokko lenkten alsbald in dasselbe Fahrwasser. Wie ergiebig damals der Menschenraub war, ersieht man beispielsweise daraus, daß bei Karls V. Belagerung von Tunis (1525) in der dortigen Zitadelle mehr als 20.000 Christensklaven ihre Ketten brechen konnten. Die Korsarenwirtschaft, welche durch mehrere Jahrhunderte so viel Elend über die Küsten des westlichen Mittelmeeres gebracht hatte, forderte mehrfach zu Expeditionen heraus. Von Karl V. ist es bekannt, daß ein Sturm seine Flotte zerstreute. Auch die Geschwader Ludwig XIV. bemühten sich vergebens, den Übermut des Deys von Algier und seiner wilden Miliz zu brechen. Wenn französische Schiffe es wagten, die Stadt Algier zu bombardieren, flogen ihnen die Glieder des französischen Konsuls oder die von Gefangenen, die man vor die Kanonen gebunden hatte, entgegen. Wie man weiß, wurde dieser barbarischen Wirtschaft erst im Jahre 1830 durch die Landung der Franzosen in Algerien und Annektierung des Landes ein Ende bereitet.

über, welche mächtig auf die Einbildungskraft wirkten. Man denke, welchen Eindruck die nachstehenden Erzählungen — die zudem auf Wahrheit beruhten — auf die Fernstehenden machen mußten. Das war alles weit schreckhafter als die alten Märchen vom Reiche der Nacht, in welchem Medusa und die Gorgonen hausten. Die ersten Nordlandfahrer erzählten von schwimmenden, ganz aus Kristall aufgebauten Bergen, von dem flammenden Gaukelspiel der Lichtgeister (Nordlicht) in den endlosen Nächten, von der Sonne, welche wochenlang nicht unterging, dann wieder von Nächten, die wochenlang währten; von ganzen Gebirgen aus Eis, von Schiffen, welche mit den Masten nach abwärts in der Luft schwebten, von furchtbarer Kälte u. dgl. m. Das Meer beherbergte Ungeheuer, welche Wasser spien (Wale), das Land weiße und blaue Füchse, unzählbare Scharen von kreischenden Vögeln belebten Felswände und Klippen.

Hält man an diesen Seltsamkeiten, mit welchen die Polarwelt auf die ersten Pfadfinder wirkte, fest, so ergeben sich von selbst die Elemente, aus welchen sich alsbald ein ganz neuer, von den bisherigen geographischen Kenntnissen völlig abweichender Vorstellungskreis ausgestaltete. Von diesem Zeitpunkte ab datiert zugleich der Abenteurerdrang, der sich der geheimnisvollen nordischen Welt zugewandt hatte. Forschungstrieb hatte keinen Anteil daran. Da man in einer Eiswüste voll Schrecknissen unmöglich ein anderes Eldorado zu suchen und zu finden hatte, glaubte man zum mindesten, durch jene Wirrsal die Pfade nach den Fabelländern des Ostens und des Westens erreichen zu können. In dieser Vorstellung lag der Keim zu den nachmaligen Problemen der sogenannten »Durchfahrten«. Zwischen den nördlichen Küstenrändern der bekannten Kontinente und der in Todesstarre liegenden zirkumpolaren Welt mußten die ozeanischen Durchfahrtsstraßen liegen. Zugleich suchte man für den erstarrten Norden einen Gegensatz, und malte sich demgemäß ein um den Südpol herum gelegenes Märchenland aus, welches die Fabelwesen der alten Kosmographen wieder zu Leben erweckte. So entstand die Vorstellung von einem ewigen Sommer am Südpol, von den schillernden Papageienscharen, welche dort die Luft belebten, und von den geiergeschnäbelten Robben, die das Reich der südpolaren Wassergeister bevölkerten.

Die ersten Europäer, welche mit der Natur der Polarregion bekannt wurden, waren, wie wir wissen, die Normannen. Es sind die Schattenzüge einer nicht völlig entschleierten Vergangenheit. Da sie mit den Anfängen unseres Wissens der hochnordischen Region zusammenfallen, kommt ihnen die Bedeutung eines romantischen Präludiums zu. Die Sagaklänge sind die Ouverture, welche auf die Wunder der Eiswelt vorbereiten. Nun rauscht der Vorhang empor und das Drama nimmt seinen Anfang. Drei Jahrhunderte hält es an und sein Szenarium ist voll der erschütterndsten Zwischenfälle. Durch jenes Meer, das östlich und westlich von Grönland flutet, sollten neue Hochwege nach den Wunderländern Asiens aufgefunden werden. Schon brütete man in den Studierstuben britischer und holländischer Kosmographen über das Gold Indiens und die Schätze Chinas, welche man den bestens gehaßten Spaniern und Portugiesen auf jenen Umwegen abjagen würde.

Aber es kommt anders.... Ein Schiff nach dem anderen zerschellt an den »kristallenen Felsen«. Der unglückliche Hudson wird von seiner meuternden Mannschaft ausgesetzt und dem Hungertode überantwortet. Auf Nowaja Semlja gehen die Begleiter Barents' daran, das Rettungsboot zu zerschmettern, damit nicht gelost werde, wer zurückbleiben und zu verkommen habe (1590). Immer wieder erscheinen die schwachen Nußschalen der Polarfahrer zwischen den Flotten schwimmender Eismassen. Unverdrossen spinnen sie die Fäden abenteuerlicher Hoffnungen und Voraussetzungen durch das Chaos von Eis und Schrecken. Schuld an allem waren die Theoretiker, welche an dem Wahne der »Durchfahrten« hingen und damit unternehmungslustige Männer den Gewalten der arktischen Natur überlieferten. Ohne Namen und Ereignisse anzuhäufen, erinnern wir an Davis, Baffin und Wood, Middleton, Moor und Cook und die beiden Roß. Auf dem Wege der nordwestlichen Durchfahrt gingen Franklin und seine Gefährten zugrunde. Die Wirkung dieses tragischen Zwischenfalles war so nachhaltend, daß Jahrzehnte hindurch der Gespensterzug der Franklinschen Expedition vor unserem inneren Auge sich bewegte. Wir dürfen auch an Kane erinnern, dessen von ihm selbst geschilderte Leiden eines der ergreifendsten Kapitel aus der Geschichte der Polarfahrten bilden. Andere Namen, wie Mac Clure und Mac Clintok vervollständigen die Liste derjenigen, die von gleichem Forschungseifer angetrieben wurden.

Wie man sieht, hatte sich allmählich das Gesichtsfeld verschoben. Die ersten Pfadfinder in jenen Regionen wurden von dem Drange, neue Wege nach allerlei Fabelländern zu erschließen, angetrieben und setzten sich also lediglich materiellen Gewinnes wegen todesmutig der Gefahr aus. Andere wieder, die keine Abenteurer waren, noch sich von phantastischen Vorstellungen beeinflussen ließen, waren in der Ausübung ihres Berufes, dem Walfange und dem Robbenschlage, unfreiwillige Entdecker im hohen Norden. Aber erst unsere Zeit erfaßte die wissenschaftliche Bedeutung der Polarfrage. Zwar Erik Nordenskjöld wagt sich noch einmal an die Lösung des Problems der nordöstlichen Durchfahrt und es gelingt ihm, längs der Küste von Sibirien und durch die Beringstraße den Stillen Ozean zu erreichen.... Also doch! Leider ohne Erreichung des Zweckes, der dem kühnen Reisenden vorschwebte. Das sibirische Eismeer ist seitdem dem Handel geradeso verschlossen geblieben, wie in den vorausgegangenen Jahrhunderten.

Nichts vermag den Menschen unserer Zeit abzuschrecken, wenn er von dem elementaren Triebe nach Durchhellung eines wissenschaftlichen Geheimnisses, nach Lösung eines rein ideellen Problems angetrieben wird. Was es der Menschheit frommen soll, wenn das Wagestück gelungen, den Scheitelpunkt der Erde zu erreichen, ist unerfindlich. Es ist fast wie eine Abstraktion. Der Gedanke weilt im Banne der Schrecknisse, welche die Einbildungskraft zu Leben erweckt, über dem toten Punkte, wo es durch sechs Monate Tag und durch sechs Monate Nacht ist, wo der Polarstern über dem Scheitelpunkte unseres Planeten glänzt und die Erstarrung alles Landes auf hunderte von Meilen ringsum in untrüglichen Zeichen spricht.

Und dennoch kommen dieser ungeheuren Einöde die kargen Bedingungen zu, um einer ganzen Menschenrasse das Dasein zu ermög-

lichen. Die Bewohner der arktischen Region (die antarktische ist unbewohnt) gehören zu den sogenannten Arktikern (Hyperboreern). Von einigen nordasiatischen Völkern (Jukagiren, Tschuktschen, Ostiaken) abgesehen, sind es vornehmlich die Eskimo, welche unser Interesse erregen. So weit bisher Nordfahrer polwärts vorgedrungen sind, hat man stets Spuren von Menschen vorgefunden. Schon die Normannen stießen bei der Besiedelung von Grönland mit den Eskimo zusammen, und sie erkannten als deren Verwandte die Ansiedler an der Küste von Labrador. Die Normannen nannten diese Arktiker »Skrälingsar«, d. i. Zwerge. Der Name Eskimo kommt von den Abnaki, Nascopi-Indianern und anderen Familien des Algonkinstammes, welche jenen zuerst den Labradoreskimo beilegten; er bedeutet so viel wie »Rohfleischesser«. Die Eskimo selbst nennen sich »Innuit«, d. i. Menschen (Plural von incik, Mensch).

Die Eskimo sind über das ganze Gebiet von Arktisch-Amerika verbreitet. Den reinsten Typus vertreten jedoch die Grönländer, die man auch als östliche Eskimo bezeichnen kann. Die Körpergröße dieses Volkes ist keine zwergenhafte. Auffallend sind das hohe und breite Gesicht, die verhältnismäßig lange Nase, die nach oben verschmälerte Stirn, die derbknochigen Kiefer und die weit voneinander abstehenden Augen. Der Hautfarbe nach sind die Eskimo eine so dunkle Rasse, daß sie mit manchen am Äquator wohnenden Völkern in eine Parallele gestellt werden könnten. Gleichwohl ist die Haut außergewöhnlich zart. Die Haare sind schwarz und straff.

Die Verstandeskräfte sind im allgemeinen ziemlich dürftig entwickelt, doch kommen Ausnahmen vor, und manche Eskimo erwerben sich eine ganz annehmbare Bildung. Die Haupttugenden der Eskimo sind Gastfreundschaft, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. Der Diebstahl ist unbekannt, und kann man jahrelang in Grönland mit offenen Koffern reisen, ohne das Kleinste zu vermissen. Ein psychisches Gebrechen ist der Mangel an Vorsorge in der Lebensführung, wodurch die Eskimo häufig durch Hunger in große Bedrängnis geraten. Auch gebricht es ihnen an Geduld, und zu geistiger Arbeit oder dauernder Beschäftigung sind sie schwer zu bringen. Durch die beständige Berührung mit Europäern (Dänen) haben die grönländischen Eskimo ein gewisses Maß von Gesittung angenommen. E. v. Nordenskjöld verwahrt sich dagegen, diese Menschen als Wilde anzusprechen. Der Europäer, welcher durch längere Zeit unter ihnen gelebt hat, faßt häufig eine Vorliebe für manche Seiten ihrer Lebensweise und Denkart.

Die westlichen Eskimo, von welchen die auf den Inseln von Arktisch-Amerika hausenden die am wenigsten bekannten sind, gehören noch durchwegs dem Heidentum an. Physische Merkmale und allgemeine Eigenschaften unterscheiden diese Eskimo wenig oder gar nicht von den Grönländern. Dagegen weichen die Sitten und Lebensanschauungen hier und dort wesentlich voneinander ab. In der Religion der amerikanischen Arktiker finden wir die Vorstellung von einer einzigen Gottheit, wir begegnen dem Glauben an ein künftiges Leben (mit immerwährendem Sommer), an einem guten und einem schlechten Ort im Jenseits, also an Himmel und Hölle. Scharf hervortretende Schattenseiten sind der Aberglaube und die Blutrache.

Ein Grundzug dieser westlichen Eskimo ist ihr starker Hang zur Geselligkeit. So oft es ihr Vorrat an Nahrungsquellen gestattet, sammeln sie sich möglichst zahlreich in großen Ansiedelungen. Bei solchen Anlässen kommt ihre patriarchalische Verfassung am prägnantesten zum Ausdruck. Die höchste Autorität kommt dem »Ankut« zu, einer Art Hohenpriester. Der Hang zur Geselligkeit äußert sich vornehmlich in der Freude an Spielen und Gastereien. Die kommunistische Lebensweise bringt die Familien in engeren Anschluß, als es sonst bei Völkern mit primitiver Gesittung der Fall ist. Den patriarchalischen Sitten gemäß erfreut sich das Alter großer Achtung. Es ist zweifellos, daß von früheren Ereignissen Überlieferungen bestehen, doch sind uns dieselben unbekannt. Nur die alten Gräber mit ihren bemoosten Steinen erinnern an die Vergangenheit eines Volkes, von dem wir bisher so wenig erfahren konnten, und welches möglicherweise den Schlüssel bedeutsamer, von der Wissenschaft ersehnter Aufklärungen über den äußersten Norden dieser weltabgeschiedenen Region in Händen hat.



Rock eines Schamanenpriesters der Eskimo an der Hudsonsbai.

Die Ereignisse, welche sich an die vorstehend in knappen Zügen geschilderte mächtige Bewegung knüpfen, waren von ungeahnter Tragweite. Aus den engen Schranken der alten Kulturwelt heraus erschloß sich binnen wenigen Jahrzehnten der Gesichtskreis der führenden Völker über das ganze Erdenrund. Ein ganz neuer Schauplatz für die Betätigung von lebendigen Kräften wurde eröffnet: das die Erdfeste umschlingende Weltmeer. Die an seinem Borde gelegenen Staaten waren sozusagen mit einem Schlage zu hervorragender Bedeutung gelangt. Erwiesen sich auch die erträumten Schätze, welche aus der neuen Welt zu holen waren, als eine blendende Gaukelei der Einbildungskraft, so warfen die nach Europa strömenden Reichtümer gleichwohl alle bis dahin üblichen materiellen Werte über den Haufen. Am Schlusse des 15. Jahrhunderts hatte sich der Barvorrat Europas an edlen Metallen auf etwa 1000 Millionen Kronen (heutigen Geldes) schätzen lassen, während er am Schlusse des 18. Jahrhunderts ungefähr das Sechsfache dieser Summe betrug.

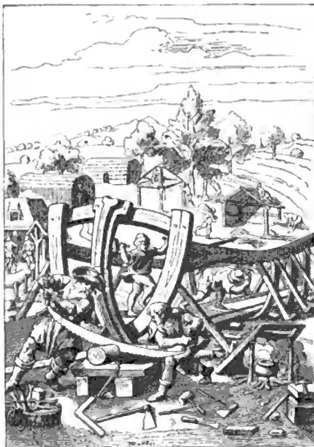
Für die eigentlichen Aufgaben der Kultur, die Verbreitung einer höheren Gesittung unter jenen Völkerschaften, mit welchem die Entdecker und Weltfahrer in Berührung kamen, erwies sich dieses Zeit-



Balboas Kriegführung mit Metzgerhunden. (Nach einem Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert.)

alter zunächst als nicht segenbringend, ja nicht einmal als fruchtbar. Die Konquista schuf ein Heer von Sklaven, welche unter dem Drucke unsäglicher Grausamkeiten zum härtesten Frondienst ausgenützt wurden. Auf der Insel Haiti soll die einheimische Bevölkerung innerhalb 15 Jahre von einer Million Seelen auf 60.000 herabgesunken sein. Wie verkehrt, aller Zivilisation hohnsprechend selbst die leitenden Kreise über das durchzuführende Kolonisierungswerk dachten, bezeugt das Vorgehen der spanischen Regierung, welche Räuber und Mörder, denen man zu diesem Zwecke die Todesstrafe erlassen hatte, als freie Kolonisten nach Amerika und Indien sandte. Und wahrlich, nicht wesentlich besser waren ihre Herren und die abenteuernden Freibeuter ihrer Gefolgschaft. Mit Feuerwaffen, Bluthunden und Marterinstrumenten ging man dem durchwegs feigen und kraftlosen Geschlecht zu Leibe. Schließlich freilich zerfleischten sich die edlen Hidalgos gegenseitig, oder es griff die staatliche Autorität des Mutterlandes ein und brachte die widerspenstigsten und selbstherrlichsten dieser Bande an den Galgen. Ein einziger Mann unter dieser wüsten Rotte — der Priester Las Casas (seit 1544 Bischof in Mexiko) eiferte mit Erfolg gegen die Indianerschlächtereien. Nun ward ein Gesetz gegen die Sklaverei der Eingeborenen erlassen, dagegen aber dem Sklavenhandel von Afrika her

Einlaß gewährt. Man schätzt die Zahl der Neger (aus Guinea), welche in den 300 Jahren des schwunghaft betriebenen Sklavenhandels (bis 1808) nach Amerika eingeführt wurden auf 30 Millionen Köpfe.



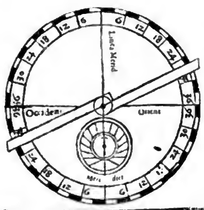
Bau einer Karavelle. (Nach einem alten Kupferstiche.)

Die Menschengeschichte lehrt, daß alle großen Bewegungen in früherer Zeit, in welcher aufgespeicherte lebendige Kräfte sozusagen plötzlich entbunden wurden, explosionsartig, in ihren Wirkungen unberechenbar, in ihren Folgeerscheinungen alles Bestehende umgestaltend, einen chaotischen Übergangszustand schufen. So die große Völkerwanderung, so der Arabersturm im Zeichen des Islam, so auch die Zeit der Konquista. Es hat den Anschein, als ob der alte, ausgesogene Kulturboden von Zeit zu Zeit einer vollständigen Umpflügung bedürfe. Zur Belebung der frischen Triebkraft freilich bedarf es eines edlen Düngers: der Leichen von Millionen — absterbende Organismen einer erlöschenden Epoche. Als die große germanische Wanderung zum Stillstande kam, brach die Kultur, welche ihre Wurzeln im Christentum hatte, durch die umgeackerte Scholle; im Bereiche des konsolidierten arabischen Chalifats entfaltete sich eine andere, wesentlich abweichend gestaltete Zivilisation, ihre geistigen und realen Potenzen mit der abendländischen Gesittung tauschend. Die Konquista endlich eröffnete weite Gesichtskreise, innerhalb welchen Handel und Wandel zu großartiger Entfaltung kamen. Es war ein Gewinn für die gesamte Menschheit, ein mächtiger Ansporn zur Forschung, ein Mittel um zahlreiche Kräfte, denen es im Mutterlande zu enge wurde, zu entbinden. Erst jetzt erwies sich die Mission des Ariertums: die Weltherrschaft in ihrer universellsten Bedeutung, die unbestrittene Führung der Menschheit auf allen Gebieten der Entwicklung.

Der wichtigste Faktor dieser Kulturbewegung war der Natur der Sache nach die Schiffahrt.[1]) Mit drei elenden Schiffen, nicht einmal

[1]) Wenn auch die Schiffahrt des späteren Mittelalters vorwiegend eine Küstenschiffahrt war, hatte man gleichwohl seit dem Bekanntwerden der nordweisenden Eigenschaft der Magnetnadel nicht mehr die frühere Scheu vor der hohen See. Zu welchem Zeitpunkte die europäischen Seefahrer zum Gebrauche des Kompasses gekommen sind, ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Die allgemeine Annahme geht dahin, daß der Amalfitaner Flavio Gioja in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an der von früherher bekannten noch sehr unvollkommenen Bussole jene Verbesserungen vornahm, die auf die Grundelemente des Kompasses sich beziehen. Die Bussole wurde von den

mit ganzem Deck und keines über 100 Tonnen groß, hatte Columbus den Ozean bezwungen. Man mag sich vorstellen, auf wie lange Zeit alle Unternehmungslust lahmgelegt worden wäre, wenn die drei Karavellen des Genuesen — was durchaus im Bereiche der Möglichkeit lag — der Atlantic verschlungen hätte. Ein Zufall ließ den großen Mann, der ein noch größerer Träumer war, einen neuen Weltteil auffinden, einem Zufall verdankte er die heile Fahrt. Aber es lag klar zu Tage: mit Fahrzeugen dieser Art war auf die Dauer kein Auskommen. Die seefahrenden Völker standen vor der zwingenden Alternative: entweder Enthaltung vom Wettkampfe, oder Fallenlassen des bis dahin festgehaltenen Schiffbau- und Schiffahrtsystems. So einfach der Sachverhalt lag, bot er seine Schwierigkeiten. Die Genuesen und Venezianer verhielten sich zunächst konservativ. Nicht einmal die Übergangsform — die Karavelle — fand im Mittelmeere Eingang. Auch später noch, als die Karavelle sich zum Vollschiff ausgestaltete, hielt man im Mittelmeere zähe am Galeerentypus fest und schuf dieser Art einen Gegensatz zwischen mittelländischer und ozeanischer Schiffahrt.



Astrolabium mit Kompaß. (Aus Seb. Münsters Kosmographey.)

Da stellt sich denn ganz ungezwungen die Vorstellung ein, wie durch die neue Weltlage dem Mittelmeere, an dessen Ufern sich bis dahin die gesamte Kulturentwicklung abgespielt hatte, völlige Isolierung drohte. Allerdings: der Herzschlag des Erdteiles war nicht dem Stillstande verfallen. Aber das arterielle Blut hatte nun plötzlich unvergleichlich weitere Bahnen zurückzulegen und dazu waren jene Herzschläge denn doch zu schwach. Ein wesentlicher Teil des Weltinteresses war von dem

Arabern den Abendländern vermittelt und ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine chinesische Erfindung. Als älteste Quelle gilt das Werk des Han-feï-tsö, aus welchem mit Sicherheit hervorgeht, daß die Bussole im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von den Chinesen zu ihren Landreisen benützt wurde. Die älteste Form der Bussole war die Wasserbussole, bei welcher die Magnetnadel durch Schilfrohr oder Holzstäbchen auf der Oberfläche eines mit Wasser gefüllten Gefäßes schwimmend erhalten wurde. Die Bezeichnung der Weltgegenden durch 32 Windstriche schreibt man den Holländern zu. Auch die Deklination (»Mißweisung«) war den Chinesen seit langem bekannt. Als Columbus auf seiner ersten Amerikafahrt die Wahrnehmung machte, daß das Nordende der Nadel etwa um $5^1/_2$ Grade nach Westen abwich (200 Seemeilen von Ferro entfernt) war er im höchsten Grade erstaunt. Erst später erkannte man auch die östliche Abweichung. Immerhin leugnete noch im Jahre 1545 Pedro de Medino die Deklination, indem er die Abweichung einer fehlerhaften Magnetisierung zuschrieb ... Ein anderes für die Navigation wichtiges Instrument war in dieser Periode der sogenannte »Jakobsstab«, im 14. Jahrhundert von dem spanischen Juden Levi Ben Gerson erfunden, später von dem berühmten Astronomen Regiomontanus (S. 449) wesentlich vervollkommnet. Vorzügliche Dienste leisteten desselben Gelehrten »Ephemeriden« (Sonnendeklinationen) ... Auch das Kartenwesen hatte um diese Zeit Fortschritte gemacht. Die Seekarten waren sogenannte Kompaßkarten, welche statt der Meridiane und Parallelkreise ein Netz von geraden Linien aufwiesen, die von an bestimmten Punkten eingezeichneten Kompaßrosen ausstrahlten. Sie waren nichts weiter als aneinandergeheftete, zum Teil nach ganz verschiedenen Maßstäben gefertigter »Plattkarten«, wie solche schon Marinus von Tyrus und Ptolemäos kannten.



Englische Staatsmänner und Admirale beratschlagen ein neues Kriegsschiffmodell für die gegen den holländischen Admiral Van Tromp aufzustellende Flotte. (Erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach dem Gemälde von Seymour Lukas.)

Mittelpunkte des bisherigen Kulturlebens, vom Schauplatze der Völker der »alten« Erde, abgelenkt und an eine schier ins Unendliche erweiterte Peripherie verlegt worden. Das mobile Kulturgut der mediterranen Welt aber ließ sich nicht in Kisten und Kasten versperren.

32*

Immerhin: durch die neue Lage der Dinge war ihre Vorherrschaft zur See fühlbar erschüttert. So rückte der Schwerpunkt Europas etwas aus seiner Lage: Zuerst nach Westen, allsdann, nachdem ein kräftiger Boden des germanischen Volkstums die Fäden, welche die neuen Faktoren der kulturellen und politischen Entwicklung in die weite Welt hinausspannen, festeren Halt gewonnen hatten, nach Nordwesten.

In diesem Sachverhalte ruhen die Keime der charakteristischen Kennzeichen der Neuzeit: die Diplomatie und das Prinzip des politischen Gleichgewichtes. Erstere entwickelte sich zu einer nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geübten Kunst, deren Aufgabe es war, die Beziehungen der Staaten auf Basis der durch die veränderte Weltlage geschaffenen Neuordnung der Dinge, in ein stabiles System zu bringen. Das Prinzip des politischen Gleichgewichtes, dem Altertum und dem Mittelalter unbekannt, geht ganz unmittelbar aus dem Zeitalter der Entdeckungen hervor. Es findet seine erste Betätigung in der vom Papste Alexander VI. ideal gezogenen Demarkationslinie (1493) zwischen den überseeischen Besitzungen der Spanier und Portugiesen. Sie mußte hinfällig werden, nachdem die Kugelgestalt der Erde endgültig erwiesen war und sich nicht mehr präzisieren ließ, was östlich und was westlich jener Linie liegt. Damit waren Gewichte und Gegengewichte geschaffen, und wenn auch ein großer Teil der Schwingungen des Gleichgewichtsstrebens das Pivot im Mittelmeere hatte, so entbehrte letzteres gleichwohl der vollen Stabilität. Der Genuese Doria erkannte dies und bahnte eine Reform des Schiffbaues an. Leider war es zu spät. Auch die Spanier und Portugiesen blieben ermattet zurück. Wer die zweite große Epoche der Schiffahrt, der reinen Segelschiffahrt eröffnete, waren die Engländer und die Holländer. [1])

---

[1]) Gleichwohl bleibt Andrea Dorias Ruhm, den Anstoß zu einer völligen Umgestaltung der Technik des Seewesens gegeben zu haben, ungeschmälert. Als Seemann im allgemeinen, und als Admiral Kaiser Karls V. insbesondere hatte er reichlich Gelegenheit, seine geniale Begabung in den Dienst einer Reform des Schiffbaues und der Navigation zu stellen. Doria war der erste, der das Kriegsschiff in seiner Bewegung nicht vorwiegend auf den »Riem«, die Macht der Ruderer, angewiesen sehen wollte. Hierzu kam der Zwang, welcher der Einführung der Geschütze auf dem Fuße folge, auf dem Deck für diese Raum zu schaffen. Die Verbesserungen, welche Doria einführte, lassen ihn als den eigentlichen Begründer einer neuen Ära des Seewesens erscheinen, nämlich der Segelschiffahrt. Doria ging von der Idee aus, den Segeln eine größere Wirkung zu verschaffen, was nur dann möglich war, wenn man sie nach verschiedenen Richtungen einstellen konnte. In Verfolgung dieser Idee besserte und änderte er fortwährend an Segeln, Masten, Tau- und Takelwerk herum; und das Endergebnis dieser Versuche war jene Dreimastertakelung, die für das Vollschiff der Segelnavigation bis in die neuere Zeit hinein typisch geblieben ist. Die Folgen dieser Erfindung gingen weiter, als Doria selbst es bezweckt hatte: sie führte dazu, den Riem als Motor ganz fallen zu lassen. Durch die exakten und künstlichen Manöver, zu denen Doria seine Flotte drillte, legte er den Grund zu einer neuen Seetaktik, die er stets mit Erfolg anwendete. Dadurch nahmen die Seekriege eine neue, sozusagen wissenschaftliche Gestalt an. Mag dies alles auf Rechnung des technischen Genies Dorias gesetzt werden, so fällt gleichwohl auch manches auf seine Persönlichkeit zurück. Ausgezeichnet durch Gaben des Geistes und des Herzens, durch Edelsinn und Milde, übte er auf seine Umgebung einen hinreißenden Zauber aus. Nie ist ihm einer seiner Untergebenen ungehorsam oder gar untreu geworden; Offiziere, Seesoldaten und Matrosen hingen mit abgöttischer Verehrung an ihm und setzten blindes Vertrauen in seinen Stern. Das Bewußtsein der Unbesieglichkeit

Wie man weiß, hatten die landschaftliche Physiognomie Italiens und die Bodenkultur seit Beginn der geschichtlichen Periode durch das Einströmen morgenländischer Kulturpflanzen allmählich eine vollkommene Umbildung erfahren. Mit der Entdeckung der Neuen Welt und der damit im Zusammenhange stehenden Erschließung Indiens, Ostasiens und Ozeaniens wiederholte sich eine ähnliche Erscheinung. Allerdings nicht so durchgreifend, wie auf dem beschränkten Raume der apenninischen Halbinsel, nicht im Sinne einer völligen physiognomischen Umbildung, indes gleichwohl von nachhaltiger Wirkung auf die Lebensverhältnisse. Infolge des großartigen Umtausches, der zwischen der Alten und Neuen Welt platzgriff, fanden zwei der wichtigsten Kulturpflanzen in Europa Einbürgerung: der Mais und die Kartoffel. Letztere allerdings, 1565 nach Europa gebracht, bedurfte zweier Jahrhunderte, um sich siegreich zu behaupten. Der Süden Europas erhielt die Tomate und den Opuntienkaktus und als Ziergewächs die Agave. Reis, Baumwolle und Zuckerrohr, von den Arabern den europäischen Mittelmeerländern vermittelt, wurden erst durch die Versetzung in die Neue Welt zu Weltprodukten erhoben. Wie man sieht, sind es bedeutsame Strömungen, welche im Sinne der Kultur zwischen den beiden Hemisphären wirksam wurden.

Zum Schlusse sei eines seltsamen Spieles der Einbildungskraft gedacht, das in diese realen Erscheinungen eingreift. Während das ferne Indien, die Länder Ostasiens, die Südspitze Afrikas, Japans und die archipelagische Welt der Südsee ihre Sträucher und Bäume an das Abendland abgeben, die Märchenwelt exotischer Länder ihre Blumen spendet und dieser Art den vegetativen Zauber entlegener Gebiete dem Fernstehenden vermittelt, träumt ein nordischer Weltverbesserer ein Idyll, das ihm die Phantasie vor die Seele zaubert ... Thomas Morus (eigentlich More, geboren 1478 zu London) entdeckt in seinen sozialistischen Visionen die Fabelinsel »Utopia«, eine Glücksinsel, wo die Menschheit nach bewährtem platonischen Muster in einem Idealstaat ein friedliches Dasein fristet. Es war eine der Rückwirkungen der großen Entdeckungen, welche diese Frucht zeitigte (1516). Ein Märchenbuch für große Kinder, ernst, von bedeutsamen Ideen getragen, dem Sinne nach ein lauter Protest gegen Englands soziale Übelstände in jener Zeit. Auf der sicheren Kulturgrundlage der Familie huldigt Morus der bürgerlichen und geistigen Freiheit. Selbst seine religiösen Grundsätze stehen turmhoch über dem verknöcherten Dogmatismus seiner Zeit.

Es wäre seltsam gewesen, wenn die großartige Epopöe des Zeitalters der Entdeckungen nicht ihre poetische Verherrlichung gefunden hätte. Es bedurfte nur eines hierzu veranlagten Mannes, und dieser Mann mußte folgerichtig ein Angehöriger jenes Volkes sein, bei dem die großen Errungenschaften gewissermaßen die Bedeutung einer nationalen Tat hatten. Das waren — gleichwertig mit den Spaniern — die

---

unter Dorias Flagge war das mächtige Agens zu den vielen Heldentaten, welche die Flotte des großen Admirals ausführte. Doria erreichte ein hohes Alter (92 Jahre), Macht Ruhm und Reichtum waren ihm reichlich und wohlverdient zugefallen und so konnte er sich der moralischen und materiellen Früchte seiner Tätigkeit bis zum Abschlusse seines reichen Leben vollauf erfreuen.

Portugiesen. Luiz Vaz de Camoens, zu Lissabon im Jahre 1525 geboren, ist der Sänger der Weltfahrten, der Herold all der abenteuerlichen, dem portugiesischen Patriotismus zur Folie dienenden Unternehmungen, zumal derjenigen in Indien. Ein Spiel des Zufalles wollte es, daß Camoens in dem Jahre zur Welt kam, in welchem Vasco da Gama von ihr schied, und daß er die Augen im Jahre 1580, dem Todesjahre der Selbständigkeit Portugals, schloß. Kein Wunder, daß der nachmals so gefeierte Dichter verlassen und verarmt dahinging, vermutlich ein Opfer der Pest, welche damals seine Heimat verheerte.

Camoens' Dichterwerk, in das er alle Ruhmesgröße seines Vaterlandes im Glanze einer hochgehenden patriotischen Begeisterung sich spiegeln ließ, sind die »Lusiaden« (die Nachkommen des »Lusos«, eines fabelhaften Ahnherrn des Volkes). Als nationales Epos überragt es weitaus alles ähnliche im geistigen Bereiche jener Zeit, z. B. die Schöpfungen Ariosts oder Tassos; als Kunstschöpfung steht es den italienischen Epen nach. Obwohl Camoens sich von dem Märchenhaften seiner Zeit losringt und als Realist die Tatsächlichkeit der Dinge vor Augen hat, kann er den mythologischen Apparat und sonstiges phantastisches Beiwerk nicht entbehren, wodurch im inneren Gefüge der Dichtung ein auffälliger Zwiespalt platzgreift. Von diesem Mangel und jedem anderen: einer poetischen Gestaltung trockener geschichtlicher Ereignisse in chronikartiger Form abgesehen, sind die »Lusiaden« der Ausdruck eines Feuergeistes, in welchem Größe der Gesinnung, männliche Kraft und eine reiche Stufenleiter des Empfindungslebens harmonisch ineinandergreifen.

Camoens war kein Stubendichter. Als Soldat hatte er an vielen Taten seiner unternehmungslustigen Zeit und an den damit verbundenen Gefahren persönlichen Anteil. In einem Schiffbruche an der Mündung des Mekhong (Hinterindien) rettete er das nackte Leben und seine Dichtung, die er schwimmend durch das Wasser trug. In Macao nahm der Dichter vorübergehend eine höhere amtliche Stellung ein. Glücksgüter aber sollten ihm nicht beschert werden. Erst 1572 erschienen die später so vergötterten Lusiaden, doch erntete er keinen Ruhm damit. Die Heimkehr aus Indien war mit einer langen Kette von Entbehrungen, Zurücksetzungen und anderen Widerwärtigkeiten verbunden. Eine königliche Gnadengabe überhob ihn kaum der Notdurft. Als er am 10. Juni 1580 die Augen schloß, überreichte er dem ihn betreuenden Barfüßermönch das einzige Exemplar der Lusiaden, das er besaß. Der Empfänger schrieb in dasselbe die ergreifenden Worte: »Traurigeres kann es nicht geben, als einen so großen Genius im Elende zu sehen. Ich sah ihn sterben in einem Hospital. Er hatte kein Leichentuch, um sich zu bedecken.« . . . .



Altmexikanische Fassadendekoration.

Zweites Kapitel.

Die alten Kulturvölker Amerikas.

Als die Spanier mit den Völkern des Festlandes von Mittelamerika (zu welchen wir auch Mexiko rechnen) zusammenstießen, waren es zwei Dinge, die ihre Einbildungskraft in hervorragendem Maße in Anspruch nahmen: die erträumten Goldschätze und die Frage nach der Herkunft dieser mit einer beachtenswerten Kultur ausgestatteten Völker. Die heiligen Schriften berichten nichts über Amerika. Das war vornehmlich für die geistlichen Herren, welche im Gefolge der Konquistadoren auftraten, eine heikle Angelegenheit. Wie bei anderen Anlässen, halfen auch hier die auf so rätselhafte Weise verschwundenen Stämme Israels aus der Verlegenheit. Der »rote Mann« — dem, beiläufig bemerkt, keineswegs einheitlich diese koloristische Bezeichnung zukommt — rückte also zum Blutsverwandten der Söhne Israels und Judas hinauf. Die schweigsamen Gestalten mit ihren gebogenen Nasen, den glänzenden Augen und dem dunklen Inkarnat hatten die bibelfesten Mönche über alle Schwierigkeiten der Ethnologie hinweggeholfen.

Es ist unglaublich, wie lange sich diese Vorstellung erhielt. Noch im 17. Jahrhundert teilte Montesini, als er von einer Reise nach Süd-

amerika heimkehrte, dem berühmten Rabbi Manasse Ben Israel mit, er habe in der Provinz Quif einen Indianer zum Führer gehabt, von dem er gesprächsweise erfahren habe, er sei ein — Jude, und daß eine Menge solcher jüdischer Indianer in den Kordilleras lebten, daß sie vom Stamme Ruben seien, Abraham, Isaak und Jakob anerkennen und ihr Gott Adonai heiße.[1]) Daß hier eine Mystifikation vorlag, ist zweifellos. Damit nicht genug, erwog man allen Ernstes die Frage, ob das biblische Paradies nicht etwa nach der Neuen Welt zu verlegen sei, die dann allerdings als Wiege der Menschheit eine recht alte Welt wäre.

Beide Fragen sind bis zum vorletzten Jahrhundert herab niemals gänzlich von der Bildfläche paläoethnischer Hypothesen verschwunden, ja, sie wurden von Zeit zu Zeit mit gesteigertem Eifer aufgegriffen, bis die naturwissenschaftliche Methode und die mit ihr verbündete Prähistorie dem Spuk ein Ende bereitete. Um von dem schwankenden Boden der Spekulation auf eine feste Grundlage zu gelangen, mußte sich die moderne Völkerkunde dazu bequemen, einen einheitlichen Schöpfungsherd der Menschheit anzuerkennen. Aber dieser zum Dogma erhobene Lehrsatz schützte nicht vor den ausschweifendsten Vorstellungen, so lange nicht der Beweis zu erbringen war, welchem Gebiete der Erde die außerordentliche Bevorzugung zukomme, mit einiger Sicherheit als Wiege des Menschengeschlechtes anerkannt zu werden. Westasien, in zweiter Linie Südasien, lagen dem Gesichtskreise der ältesten Überlieferungen näher, als der ferne Kontinent zwischen den großen Meeren. Allerdings bezeugen Überlieferungen dieser Art nichts, da wir für die älteste Menschengeschichte mit Zeitabschnitten zu rechnen haben, die über alles, was Tradition ist, weit zurückreichen.

Hier setzt die Prähistorie ein. Soll uns diese eine sichere Basis für die Untersuchung geben, so muß sie sich zunächst auf geologische Tatsachen stützen. Liegt die Wiege der Menschheit auf dem Boden der Alten Welt, so muß die Urbevölkerung Amerikas aus jener hier eingewandert sein. Das gegenwärtige Kartenbild des pacifisch-atlantischen Kontinents unterstützt diese Hypothese nicht. Einen intensiven Seeverkehr über das große Wasser in frühester Zeit zu supponieren, geht nicht an. Auch der schmalen Lücke zwischen Asien und Amerika an der Beringstraße, die einen relativ günstigen Übergang ermöglicht, kommt lediglich eine problematische Bedeutung zu. Wesentlich anders gestaltet sich aber die Voraussetzung, jene entlegene Region der beiden Kontinente könnte einen großen oder anhaltenden Völkerzug aus dem einen Erdteil in den anderen vermittelt haben, wenn wir uns die Gestaltung jenes Gebietes und seiner klimatischen Verhältnisse in der Tertiärzeit vor Augen führen.

In dieser Periode der Erdgeschichte erstreckte sich, wenn in solchen hypothetischen Fragen geologische Tatsachen zu ihrem Rechte kommen sollen, zwischen Asien und Amerika ein breiter Landrücken, der nordwärts tief in die heutige arktische Region, südwärts bis zur Inselschnur der Aleuten reichte. Ja, noch mehr: dieses Kartenbild läßt, strenge genommen, beide Erdteile als einen großen Landkomplex erscheinen, dem

[1]) J. J. v. Tschudi: »Die Kechua-Sprache«, I, 3 ff.



Die Kontinente und Meere in der älteren Tertiärzeit. (Nach Koken.)

im Süden zwei mächtige Inseln, Australien und Südamerika, vorgelagert sind. Bemerkenswert ist die Trennung der beiden Hälften Amerikas an der Landenge von Darien, welche möglicherweise geeignet ist, das Rätsel zu erklären, weshalb die Kulturen Mittelamerikas und Südamerikas keine inneren Beziehungen zeigen und sich ganz unabhängig voneinander entwickelt haben.

Augenscheinlich wäre mit der Einführung dieses geologischen Bildes in den Kreis unserer Untersuchungen nichts gewonnen, wenn nicht die Möglichkeit gegeben ist, für jene Erdperiode nicht auch die Existenz des Menschen bezeugen zu können. Denn zu einer großen Völkerbewegung gehört nicht nur der »Weg«, die Gestaltung des zu durchwandernden Landes, sondern vor allem der Wanderer selbst. Das ist nun ein sehr schwieriges Problem. Virchow erklärt, es liege keine beweiskräftige Tatsache vor, für Amerika die Existenz des tertiären Menschen anzunehmen. Die entgegengesetzten Ansichten amerikanischer Archäologen und Paläontologen (Wyman, Marsh) drangen nicht durch. Da gelang es Ch. C. Abbott, in den glazialen Ablagerungen des Delawaretales (bei Trenton in New Jersey) einen merkwürdigen Steingerätefund aufzudecken, zu welchem der englische Naturforscher Th. Belt den geologischen Kommentar geliefert hat, der zu einem bedeutsamen Ergebnis führte. Belt konstatierte nämlich, daß eine Anzahl dieser Geräte sich in einer Sandschicht unter einem Steinblock befanden, welcher der Glazialschicht angehöre. Da in der Eiszeit ein großer Teil von Nordamerika unter einer riesigen Gletschermasse begraben lag, müssen so-

nach jene Geräte aus einer Epoche stammen, welche über die Eiszeit hinaufreicht. Auch Wallace und Cope haben Funde aufgedeckt, die ein ähnliches Resultat ergaben. Schließlich hat der Botaniker Kuntze in höchst geistreicher Weise auf Grund von pflanzengeographischen Tatsachen — deren Erörterung hier nicht am Platze ist — der Ansicht, Amerika müsse von Asien aus schon in präglazialer Zeit besiedelt worden sein, eine schwer zu widerlegende Stütze gegeben.

Auf Grund dieser Tatsachen und weil im Sinne des einheitlichen Schöpfungsherdes der Menschheit eine Besiedelung Amerikas von der Alten Welt aus die notwendige Voraussetzung ist, hat sich die folgende Anschauung Bahn gebrochen: In der Tertiärzeit gestatteten die äußerst günstigen klimatischen Verhältnisse eine Ausbreitung des Menschengeschlechtes aus den Äquatorialgegenden der sogenannten »Alten Welt« bis in die jetzige polare Region, wo jener Wanderzug, begünstigt durch die breite Landmasse an Stelle der jetzigen Beringstraße auf die westliche Hemisphäre hinübergriff. Auf diesem Wege wurden zunächst die Küstenränder am pacifischen Ozean besiedelt, später auch das Innere jenes Festlandes, das wir Nord-Amerika nennen.

Als aber die Eiszeit hereinbrach, mußte notwendigerweise eine völlige Isolierung dieser Einwanderer von ihren Ursprungssitzen erfolgen. Der Wanderzug hatte damit überhaupt sein Ende erreicht. Die in dem neuen Lande seßhaft gewordene Bevölkerung erfuhr alsdann infolge der tiefeingreifenden Änderung in den klimatischen Verhältnissen eine physische Umgestaltung der im Bereiche der großen Gletschermassen hausenden Menschen, welche sich den neuen Lebensbedingungen anpaßten und mit dem Zurückweichen der Gletscher nordwärts wanderten. Danach hätten wir in den heutigen Eskimos die letzten Vertreter jener Ur-Rasse zu erblicken.

Wird auch diese Hypothese nicht von allen Leuchten der Völkerkunde im vollen Umfange anerkannt, so liegen in ihr gleichwohl jene beweiskräftigen Momente, welche für die Rasseneinheit der ostasiatischen und der amerikanischen Welt sprechen. Die spätere physische Trennung der beiden Hemisphären, im Bunde mit langen Zeitläufen, hat dann jene Differenzierung zur Folge gehabt, der man das einheimische Gepräge der amerikanischen Kulturen verdankt. Die Rassenverwandtschaft dieser Kulturvölker mit den Ostasiaten ist von mehr als einer berufenen Stelle betont worden. Vornehmlich ist es A. v. Humboldt, der für sie eintritt; andere stimmen bedingungsweise zu (Peschel, Pickering), wieder andere (Friedr. Müller) verwerfen sie durchaus. Damit hängt auch die Frage der Rasseneinheit der Amerikaner zusammen. In bezug auf das wichtigste äußere Kennzeichen — die Hautfarbe — ist diese Rasseneinheit nicht zu erkennen, denn diese Farbe geht bei den heutigen Resten der Urbevölkerung durch alle Abstufungen vom tiefsten Braun bis zu einer ganz hellen Nuance. In neuester Zeit hat die Skelettbildung, vornehmlich die Schädelkunde, zu der, allerdings noch nicht endgültig festgelegten Anschauung geführt, daß von einer einheitlichen Rasse nicht die Rede sein könne.

Indem wir das Gebiet der Anthropologie verlassen und auf jenes der Kulturgeschichte hinüberleiten, begegnen wir der merkwürdigen



Quetzalcoatl mit der Nackenschleife der Regengötter. (Naturhistorisches Hofmuseum in Wien.)

Erscheinung, daß es Asiaten selbst sind, und zwar solche der mongolischen Rasse, die den im Laufe der Jahrtausende abgerissenen Faden zwischen Osten und Westen wieder knüpfen. Es sind buddhistische Missionäre, die von Japan nach Kalifornien gekommen sind, welche erst in jüngster Zeit diese Anknüpfung suchten und, wie sie glauben, gefunden haben. Schon im fünften Jahrhundert sollen buddhistische Priester auf dem Landwege von Alaska her nach Kalifornien gekommen sein und ihr Bekehrungswerk geübt haben. Als Beweisstücke werden geschichtliche Überlieferungen, religiöse Anschauungen, Altertümer, Denkmäler usw. vorgeführt.

Im Jahre 502 soll ein gewisser Hui-Shen, ein buddhistischer Priester aus Kabul, nach China gekommen sein, nachdem er mehrere Jahre vorher von einer großen überseeischen Reise zurückgekehrt war. Er überbrachte dem Kaiser Wu-Ti unter anderen Produkten des fernen Landes eine Pflanze mit, deren Blätter sehr wiederstandsfähige spinnende

Fasern lieferten. Der Missionär nannte diese Pflanze »Fusang«, ein Name, der sich auch auf das ferne Land übertrug. Nach der nicht sehr klaren Beschreibung scheint es sich um die amerikanische Agave zu handeln. Vom Kaiser aufgefordert, seine Erlebnisse niederzuschreiben, berichtet Hui-Shen, daß er (im Jahre 458) mit fünf Genossen nach »Fusang« gekommen sei, die Bewohner zum Buddhismus bekehrt und ihre wilden Sitten gemildert habe. Er beschreibt die Pflanze mit den spinnenden Fasern, erwähnt der Kupfer-, Gold- und Silberlager, schildert die besuchten Völker, ihre Lebensführung und manches andere. Erst im Jahre 499 — also nach mehr als vierzigjähriger Abwesenheit — verließ Hui-Shen das fremde Land.

Hier nun knüpfen jene buddhistischen Missionäre in Kalifornien an.... In den Überlieferungen von Mittelamerika ist häufig die Rede von einem »weißen Mann«, der eines Tages inmitten der Bevölkerung erschien, angetan mit einem langen Gewande und freundlichen Sinnes. Er predigte in einer Sprache des Friedens, leider ohne den gewünschten Erfolg. Dann nach einer Zeit, die der Fremde mit wohltätigen Werken ausfüllte, hatte er allerlei Verfolgungen zu erdulden. Mit dem Tode bedroht, verschwand dieser Friedensapostel eines Tages, ohne eine andere Spur zurückzulassen, als den Abdruck eines seiner Füße. Immerhin muß das Wirken des geheimnisvollen Fremden nicht ohne nachhaltige Wirkung gewesen sein, denn es fand sich ein Standbild vor, das seiner Erinnerung geweiht war. Der Name dieses Kulturapostels lautet Wi-Shi-Pecoha. Sollte er aus dem Namen jenes Berichterstatters, Hui-Shen-Bikschu (das letztere bedeutet Priester) transformiert worden sein? [1])

[1]) Die wahrscheinlichere Version über diese geheimnisvolle Persönlichkeit, welche nachmals, wie die meisten Kulturbegründer der alten Völker, zum Gotte aufrückte und als solcher den Namen des aztekischen Wind- und Regengottes — Quetzalcoatl — führte, ist die folgende: Nach Tollan (heute Tula) kam ein fremder Mann von heller Hautfarbe, langem Barte und wallendem Haupthaar, in ein talarartiges Gewand gekleidet. In seiner Gesellschaft befanden sich mehrere andere Männer von gleichem Aussehen. Rein an Sitten, ein Freund des Friedens, gerecht, ein Kenner der Wissenschaften und Freund der Künste, gründete dieser Mann eine neue Religion auf streng sittlicher Grundlage. Da er nicht nur großen Anhang, sondern auch Reichtümer gewann (»silberne Häuser mit weißen und farbigen Muscheln und Blumen geschmückt«), muß er eine Art Hoherpriester gewesen sein. Eigens hierzu bestimmte Läufer trugen seine Lehre und Befehle in das Land. Es heißt, daß seine Predigten und Ansprachen, die er vom Berge Tzatzitepec hielt, auf hunderte von Meilen gehört wurden. Quetzalcoatl war auch Gesetzgeber und Wundertäter und geehrt wie kein zweiter im Lande. Dies erweckte die Eifersucht des Gottes Tezcatlipoca, der sich, nachdem er die Gestalt eines Greises angenommen hatte, als Versucher in Quetzalcoatls Hause einfand. Es gelang nach langem Widerstreben letzteren zum Weingenusse zu verleiten. Der fromme Mann betrank sich, was seinem Ansehen erheblichen Abbruch eintrug. Tezcatlipoca war aber damit nicht zufrieden. Er verwickelte den Heiligen in eine Liebesintrigue, in welcher der Tollekenkönig Huemac die Hauptrolle spielte. Das Ende vom Liede war, daß Quetzalcoatl Tollan verließ und sich nach Cholalan begab, unterwegs allerlei Wunder verrichtend. Hier wirkte er durch 20 Jahre in aufopfernder Weise, bis ihn ein Heer der Tollaner vertrieb. Mit vier seiner Schüler zog Quetzalcoatl nun nach der »Goldküste« und weiter zu den Mayas von Jukatan, wo er als »Kukulkan« (Messias) empfangen wurde, womit eine neue Periode seiner Kulturmission beginnt. Wann und wie er schließlich verschwand, ist unaufgeklärt. Dem Sinne nach bedeutet diese Legende nichts anderes als den Kampf eines großen Reformers gegen den alten nationalen Kultus. Quetzalcoatl soll als Zivilisator den Ackerbau, die mechanischen Künste, die Weberei, die Bearbeitung der Metalle und Edelsteine eingeführt und den Kalender verbessert haben. Er soll auch die Ankunft von

Auffällig ist, daß Wi-Shi-Pecoha nicht der einzige Fremde war, der sich um das Seelenheil der wilden Amerikaner angenommen hatte. Mit ihm waren mehrere Gefährten (also genau so wie der Bikschu aus Kabul), die gleich ihrem Oberhaupte hochgeehrt wurden, ins Land gekommen. Die heute in Kalifornien lebenden buddhistischen Priester sind den Spuren nachgegangen — über Mexiko und Yukatan bis Darien — um nach allem zu forschen, was den zivilisatorischen Einfluß des Buddhismus auf die älteste Geschichte der Bewohner Mittelamerikas beweisen soll. Mit dem Aufgebote eines gewissen Maßes von Gelehrsamkeit hat man Beweisstücke zusammengetragen: solche sprachwissenschaftlicher Natur, und andere, welche auf Sitten und Gebräuche sich beziehen, auch Äußerungen des religiösen Lebens. Am beweiskräftigsten hält man die Architektur, mit ihrem auffälligen Anklingen an Ostasien. Bedeutsamer jedoch sind folgende Funde: eine Statue aus Campeche (Yukatan), einen buddhistischen Priester darstellend, ein Buddhabild in herkömmlicher hockender Darstellung, auf einem Löwensitz, andere Buddhabilder, mit der charakteristischen Gloriole, eine Gottheit mit Elefantenkopf (der indische Ganesa?) u. a. m.

Wir halten von allen diesen Analogien nichts. Wenn die Buddhisten das Verdienst der Zivilisierung der mittelamerikanischen Bewohner für sich reklamieren, fehlt es ihnen nicht an Konkurrenz. Es ist erstaunlich, was alles auf den verschleierten Wegen der Hypothese nach Mittelamerika eingeschmuggelt worden ist: von Nordeuropa und Afrika, von Südasien und der Inselwelt Polynesien. Abenteuernde Normannen, von »Vinland« bis zu den Chiapaneken verschlagen, entdecken den Ursprung ihres Wodan in dem Götzen »Votan«; von dem fabelhaften »Atlantis« kommen die Sendboten der Kultur auf das Hochland von Anahuac und das Isismysterium der alten Ägypter flüchtet sich in irgend einen Götzentempel der Tolteken. Geistige Funken dieser Art, wie sie der Einbildungskraft entspringen, können nicht zum Lichtschein einer ganzen Kultur werden. Diese will Dauer, Kämpfe, Rückfälle — sie will langwierige Entwicklungsphasen durchlaufen. Niemals hat man gehört, daß versprengte Abenteuerer zu Begründern von Zivilisationen geworden seien. Man wird sich daher für die Anschauung A. v. Humboldts entscheiden müssen, nämlich: in den Amerikanern Abkömmlinge einer fremder (asiatischen) Rasse zu erkennen, welche, frühzeitig von der übrigen Menschheit abgetrennt, im Verlaufe der Zeit eine ganz eigenartige Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und ihrer Kulturbetätigungen erfahren hat.

Bei der Beurteilung des Entwicklungsganges dieser Kultur, der durchaus kein gleichmäßiger war, übersieht man nur zu leicht die tiefgreifende Differenzierung, welche unter der Gesamtmasse dieses Einwandererstromes Platz gegriffen hat. Mit der Bezeichnung des »Rothen Mannes« oder des »Indianers« — beide gleich unglücklich gewählt —

---

weißen Männern aus dem Osten verkündet haben, welche die Fürsten von ihren Thronen, die Götter von ihren Altären stürzen und eine neue Glaubenslehre einführen würden — etwa ein Jahrtausend vor der Konquista. Offenbar ist dieser Zusatz nachträglich eingeschoben worden. (Nach Orozco y Berra: »Historia antigua y de la conquista de Mexico«.)

ist gar nichts gesagt. Vergleichsweise könnte man alle Phasen, welche das Abendland im Werdegange seiner Kultur genommen, von der älteren Steinzeit zur jüngeren, von dieser zur Bronze, mit dem allmählichen Übergang zur Herrschaft des Eisens und was weiterhin folgt, mit der Bezeichnung »Europäer« unter einen Hut bringen, womit jeder ethnologischen Unterscheidung das Lebenslicht ausgeblasen wäre. In Amerika weist schon die ungeheuere Mannigfaltigkeit der Sprachen auf ein außergewöhnliches Maß der Differenzierung hin. Diesem Sachverhalte entspricht die Vielzahl der Völker, welche durch lange Zeitläufe, einige bis zur Gegenwart, auf verschiedenen Kulturstufen verharrt sind. Angesichts der gewaltigen Ausdehnung des Kontinents zu beiden Seiten des Äquators bis in die polaren Regionen des Nordens und Südens kann dies auch nicht anders sein.

Wir werden uns daher nicht in allerlei Spekulationen einlassen, welche im ursächlichen Zusammenhange mit den von der Prähistorie aufgestellten Entwicklungsphasen stehen. Es gibt für die amerikanischen Völker so wenig eine gemeinsame Stein- oder Metallzeit, wie in der Alten Welt. Was im Gesichtskreise eines einzelnen Volkes oder einer Gruppe von Völkern das Gepräge einer typischen Kultur im Sinne der herkömmlichen Entwicklungsphasen trägt, kann nicht für andere Bereiche maßgebend sein. Es handelt sich hier nicht um ein Nacheinander, sondern um ein Nebeneinander. Dazu kommt, daß die amerikanischen Kulturvölker in der Bronzezeit stecken geblieben sind. Als die Konquistadoren den neuen Kontinent betraten, war daselbst der Gebrauch des Eisens unbekannt. Und heute, wo die christliche Zivilisation fast den ganzen Erdteil erobert hat, stehen die Kariben des westindischen Meeres noch im Verdachte des Kannibalismus, und ist der Feuerländer kaum erst aus dem paläolithischen Kulturzustand heraus. Ja, noch mehr: die Azteken hatten, als sie bereits ein entwickeltes Bronzevolk mit bemerkenswerter Gesittung waren, sich noch nicht des Steingerätes entschlagen, wie die mit Obsidiansplitter besetzten Schneiden der Schwerter und andere Beweisstücke dartun.

Fassen wir das Gesagte in ein Bild zusammen, das dem Leser auf Grund von Analogien aus der Völkergeschichte der alten Welt geläufig ist, so wird sich als naheliegend ergeben, daß in der Neuen Welt, genau so wie in der Alten, einzelne höher veranlagte Völker sich zu eigenartigen Zivilisationen durchgerungen hatten, um gelegentlich von urkräftigen Barbarenhorden aus ihrer Bahn herausgeworfen zu werden. Das Auf- und Abwogen, das Erblühen und Verwelken des einen oder anderen Kulturvolkes muß sich auf amerikanischem Boden zwingenderweise unter ähnlichen Erscheinungen abgespielt haben, wie in der Alten Welt. Man halte sich beispielsweise den grundverschiedenen Charakter der toltekisch-aztekischen Kultur und jenen des Inkareiches vor Augen und ziehe zum Vergleiche die Gegensätze daraus, wie sie in den Rahmen der persischen und der indischen Kultur zum Ausdruck kamen. Alsdann das durch den Germanensturm zu Boden geworfene Rom und die toltekische Herrlichkeit im Hochlande von Anahuac, die unter den Keulenhieben der barbarischen Chichimeken zusammenbricht. Auch sind es nicht immer die numerisch stärkeren Völker, welche sich die Vorherr-

schaft erringen. Das kleine Latium unterwirft sich nach und nach die ganze apenninische Halbinsel, im Hochlande von Anahuac reißt das verhältnismäßig schwache Volk der Azteken die Gewalt an sich und ist im Begriffe, eine Art Weltreich zu begründen, als die Konquista einer Despotie, die ganz nach asiatischem Muster zugeschnitten ist, ein Ende mit Schrecken bereitet.

* * *

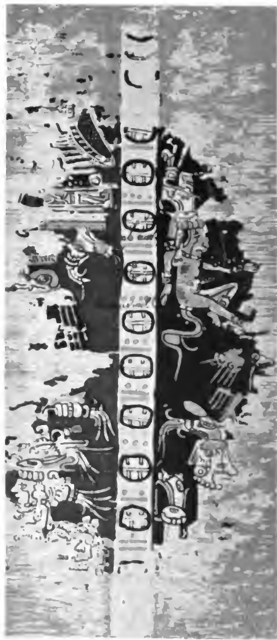
Die Tolteken. — Die Mayakultur.

Das älteste Kulturvolk auf amerikanischen Boden sind die Tolteken. Als Wanderstamm — gleich den arischen Indern oder den Gräko-Italikern — kamen sie aus einem entlegenen Gebiete in jenes Land, wo sie zu Trägern einer bedeutsamen Zivilisation wurden, nach Yukatan. Offenbar ging ihr Zug von Nordwest-Amerika aus, über die Tafelländer Mexikos hinweg, in jene immer schmäler werdende Landenge hinein, welche die beiden Hälften des Kontinents verbindet. Man kann das eigentliche Mittelamerika (also mit Ausschluß von Mexiko) als den ältesten amerikanischen Kulturherd bezeichnen. Und hier ist es wieder Yukatan, wo der Keim aller weiteren Entwicklung zu suchen ist. Nach der Überlieferung wäre — über den Zeitpunkt herrscht völliges Dunkel — plötzlich eine Schar Fremder von Westen her in Yukatan erschienen, angeführt von einem gewissen Zamna, der inmitten der einheimischen Bevölkerung sich niederläßt und eine neue Zivilisation begründet. Das ist folgerichtig, denn aller Anfang liegt in den kraftvollen Individualitäten. Das Volk, unter welchem sich Zamna mit seinen Gefährten ansiedelte, ist das der Maya. Selbstverständlich wußte der gewaltige Recke, der sich göttlicher Abkunft rühmte, was er zu tun hatte. Er unterwirft sich das Volk der Maya, das ihm göttliche Ehren erweist. Als er das Zeitliche segnet, rückt er — gleich anderen Heroen — zu den Göttern empor.

Gleichwohl hatte Zamna keine Dynastie begründet. Hier knüpft die jukatetische Tradition an die aztekische an: es erscheint abermals ein Zivilisator von Westen her im Lande, Kukulkan, ein Name, der nichts anderes als eine Übersetzung des mexikanischen Quetzalcoatl in die Mayasprache ist. So wie nach dem Tode Zamnas um dessen riesige Grabpyramide die Stadt Izamal gegründet wurde, so legt Kukulkan den Grundstein zu der Stadt Mayapan. Der fremde Kulturbringer verschwindet auf geheimnisvolle Weise und nun wählen die Edlen des Landes einen gewissen Kokon zum König, den Begründer einer Dynastie, die allerdings sehr kurzlebig ist, denn bald hierauf erscheinen drei Brüder, Itza mit Namen, welche die Gewalt an sich reißen. Aber erst die vierte Invasion führt einen neuen Zustand der Dinge herbei.

Diesmal ist es der Stamm der Tolteken. Er dringt nicht sofort in das Reich der Itza ein, sondern verharrt vorerst an den Grenzen von Mayapan. Diese vierte Invasion wird in das 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegt. Erst zweihundert Jahre später tauchen toltekische Herrscher mit königlicher Gewalt auf, die Bezwinger der Dynastie der





Maya-Handschriften. Links: aus dem Dresdener Codex, den Kampf der Gestirne darstellend. Rechts: aus dem Codex Parisianus der Pariser Nationalbibliothek. (Beide um zirka 1/3 verkleinert.)

Itza.[1]) Die toltekische Kultur, welche auf der älteren Maya-Zivilisation sich aufbaut, scheint die engeren Grenzen des Ursprungsherdes derselben überschritten und sich über den größten Teil Mittelamerikas ausgebreitet zu haben. Es sind dies die heutigen Republiken Honduras und Guatemala. Merkwürdigerweise machen alle Spuren einer großen Vergangenheit vor Nicaragua Halt. Bis Nicaragua und Nicoya reichen die Völkerzusammenhänge aus dem Norden. Auch Fauna und Flora sind derjenigen von Mittelamerika und Mexiko verwandt. Am rechten Ufer des Rio San Juan und der Sierra de la Herradura beginnt faunistisch und floristisch Südamerika. Und nach der gleichen Richtung deuten die ethni-

[1]) Brasseur de Bourbourg: »Histoire des Nations civilisées du Mexique et de l'Amérique«; II. Band. 5. Buch, 1. Kapitel.







Ruinen des Wallfahrtstempels auf dem Eiland Kozumal, Yukatan.

schen Zusammenhänge. Costa Rica fällt in diesem Sinne bereits in die südamerikanische Region.

Yukatan, der Hauptsitz der toltekischen Kultur, ist in archäologischer Beziehung das klassische Gebiet Amerikas. Weit über 50 alte Ruinen hat man hier aufgefunden, von welchen in den ersten vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von amerikanischen und englischen Forschern (Stephens, Norman, Catherwood) zuerst Kunde in die Welt kam. An Großartigkeit und Pracht halten diese Denkmäler jeden Vergleich mit jenen in der Alten Welt aus. Berühmt zumal sind die alten Kulturstätten von Chichen-Itza, Mayapan, Tekax, Tihóo und Uxmal. Die Trümmerstätte von Chichen-Itza umfaßt eine meilenweite Ebene im Innern des Landes, eine schweigsame Öde von ergreifendem Eindruck. Noch sieht man einen Palast, in welchem einst heilige Jungfrauen das ewige Feuer unterhielten, andere Vestalinnen, im Dienste des Sonnen-



Aus den Ruinen von Uxmal, Yukatan; eines der reichdekorierten Portale im sogenannten »Palast des Gouverneurs«.

kultus. Eine Art Zirkus wird für ein Gymnasium angesehen. Die Stadtanlage läßt keine Straße erkennen, was der Vermutung Raum gibt, daß die Gebäude verstreut in Gärten lagen. Besonders auffällig sind ein Pyramidenbau und ein Tempel.

Ähnliche Überreste, aber weit großartiger, findet man auf der Stätte von Uxmal, einer Stadt, deren Gründung in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fällt. Der ganze nordwestliche Teil der jukatetischen Halbinsel ist bedeckt mit Städtetrümmern. Im Osten liegt die kleine Insel Kozumal, eine Wallfahrtsstätte mit Prachtbauten, welche die Bewunderung der Spanier erregten, als sie hier landeten. Ganz Yukatan war von einem Straßennetze durchzogen, dessen Reste solide Pflasterung und eine ansehnliche Überhöhung über den natürlichen Boden zeigen. Die kolossalen Pyramiden mit der Tempelanlage zu oberst erinnern an die babylonischen Bauten dieser Art. Man sieht: der menschliche Geist bedarf keiner Vorbilder, um einer Idee da und dort durch die gleichen formalen Mittel sinnlichen Ausdruck zu geben. Immerhin ist es auffällig, daß die jukatetischen Tolteken ausschließlich an der quadratischen Grundform hingen. Häuser, Gemächer,

Türen, zeigen sämtlich diese Form. Fenster hatten die Gebäude nicht; alles Licht kam durch die Türen.

Die Paläste, die Wohnungen der Priester, jene der gottgeweihten Sonnenjungfrauen, meist in der Umgebung der Tempel gelegen, bestanden aus mehreren einstöckigen Gebäuden und waren in fensterlose Zellen eingeteilt. Die spanischen Eroberer erzählen von Sonnensäulen und Sonnenbildern, welche auf den wichtigsten Kult aller amerikanischen Kulturvölker hinweisen, die Sonnen- und Feuerverehrung. Mit ihnen in Verbindung steht jene barbarische Sitte der Menschenopfer, welche vornehmlich im Reiche der Azteken zu einer wahrhaft grauenvollen Massenschlächterei ausartete. Allerdings ist man geneigt, die spanischen Berichte, die einzige Quelle, welche hierüber ziffermäßige Kunde gibt, für tendenziös übertrieben anzusehen. Auch wird zur Entschuldigung dieser der Zivilisation Hohn sprechenden Sitte auf die religiösen Vorstellungen der Azteken hingewiesen, welche in dem Opfertod im Dienste der obersten Gottheit ein heiliges Martyrium erkannten, das zum ewigen Heil führte.

Über das Geistesleben dieses schöpferischen Volkes besitzen wir so gut wie keine Quellen. Die Pracht der Denkmäler spricht wohl eine stumme Sprache, die der sinnende Geist in seiner Weise erfassen und deuten mag, aber den Dingen selbst kommt er damit nicht auf den Grund. Andere Anhaltspunkte geben einige Kenntnisse über das jukatetische Kalenderwesen und über die Schrift. Obgleich die Maya dieselbe Zeiteinteilung hatten, wie die Azteken, sind doch die Zeichen und Namen der Zeiten ganz verschieden. Der Tag bestand aus 13 Stunden, welche jedoch kreuzweis gezählt wurden, wahrscheinlich, weil die ungeraden Stunden von Mitternacht bis Mittag für glückliche, die geraden für unglückliche Zeichen galten.[1]) Ein Schriftgemälde auf einem Marmorblock im Tempel zu Palenke beweist, daß die Jukateten in der Kunst graphischer Darstellung erheblich weiter fortgeschritten waren als die Azteken. Die Schrift scheint vorherrschend eine Lautschrift gewesen zu sein, zu welcher der Schlüssel verloren gegangen ist.

Die Kultur der Maya — zur Zeit der Entdeckung Amerikas weitaus das zivilisierteste Volk des Kontinents — umfaßte auch Guatemala — mit den Sprachinseln eines anderen Kulturvolkes, der Quiché — (hochbedeutsame Architekturreste bei Piedras Negras), Honduras und San Salvador, überschritt aber nicht, wie bereits erwähnt, das Gebiet von Nicaragua. Es kann daher nicht überraschen, daß in Costa Rica eine Kultur uns vor Augen tritt, die auf Grund gewisser archäologischer Merkmale Anklänge an südamerikanische Formen zeigt. Das herrschende Volk in Costa Rica waren die Huekar, der Gruppe der sogenannten Talamanca-Indianer angehörig, welche ein der Sprache der Chibha Indianer des Hochlandes von Bogotá verwandtes Idiom redeten.

Für die präcolumbianische Zeit Costa Ricas sind vornehmlich die zahlreichen Gräber von Bedeutung, da ihre reichen Beigaben, bestehend aus Gegenständen der Keramik, sowie Gold- und Silbersachen, eine vor-

[1]) Ausführliches über die »Astronomie der Maya« von E. Förstemann in der astronomischen Zeitschrift »Das Weltall«, 1904, S. 354 ff. und 380 ff. — Ferner in Selers »Gesammelte Abhandlungen«, I (1902).



Altar mit Bilderschrift in Piedras Negras (Guatemala). Vgl. die Abb. in Band I, S. 29.

zügliche Orientierung über diese Betätigungen der materiellen Kultur der Huekar gestatten. Besonders sind es die ornamentalen Formen, welche zu speziellen Studien anregen. Aber auch sonst bieten die bedeutsamen Grabbeigaben, sowie die Grabanlagen selbst und anderes archäologisches Material eine ausreichende Grundlage für vergleichende Forschungen, welche dadurch an Wichtigkeit gewinnen, als das Land der Huekar offenbar ein Bindeglied zwischen der toltekisch-aztekischen und der peruanischen Kultur bildet.

In neuester Zeit ist, dank der Munifizenz eines schwedischen Mineningenieurs, Ake Sjögren, welcher mehrere Jahre in Mittelamerika zugebracht hat, und auf dessen Anregung und durch Leistung einer beträchtlichen Beisteuer zu den Kosten, eine archäologische Expedition nach jenem Lande unternommen worden ist, viel Licht über die kulturellen Zustände Costa Ricas in vorcolumbianischer Zeit verbreitet worden. Führer der Expedition war C. V. Hartman, der seine Untersuchungen in einem monumentalen Prachtwerke niedergelegt hat.[2]) Die von dem Genannten untersuchten Gräber befinden sich in den Tälern von Guarco (Gräberfelder von Chircot und Las Huacas), Orosi und Santiago und

[1]) C. V. Hartman: »Archaeological Researches in Costa Rica.« The Royal Ethnographical Museum in Stockholm. (Mit 87 Tafeln in Lichtdruck und Chromolithographie und 486 Textabbildungen. Stockholm 1901.)

bei der Hazienda Mercedes. Zumeist sind es Steinkistengräber (die Skelette mit den Köpfen am Westende der Gräber) die Beigaben Erzeugnisse der Keramik von eigentümlicher Form und Dekoration: Wellenlinien, Vogelköpfe, Fischgerätefiguren. Für Waffen und Werkzeuge scheint der zähe Grünstein das Material geliefert zu haben.

Zu den besonders merkwürdigen Funden zählen zwei Steinfiguren, deren Piedestale mit den Fußansätzen sich am Rande der Plattform des $6^1/_2$ *m* hohen kegelförmigen Hügels befanden, während die Figuren selbst an dessem Fuße lagen. Die hier stehende Abbildung von einer dieser beiden Figuren zeigt einen völlig unbekleideten Mann, einen Strick kreuzweise um die Brust geschlungen, mit einem Pflock in dem Ohrläppchen, in der rechten Hand einen Kopf haltend, den Scheitel des Kopfes mit einem Käppchen bedeckt. Letzteres zeigt stilisierte Tierfiguren, welche auch sonst als ornamentales Motiv mehrfach auf keramischen Sachen sich vorfinden und die man für Nasenbären halten möchte. Eine andere Merkwürdigkeit sind zwei im Walde bei kleineren pyramidenförmigen Hügeln aufgefundene runde Tische, mit massivem zylindrischen Fuß und Tierköpfen am unteren Rande der Platte (Bild S. 518.) An einer Stelle im Walde hat Hartman auch eine alte Steinmetzwerkstätte aufgefunden, welche mit Steinabfällen und halbvollendeten Steinfiguren erfüllt waren, ferner eine 10 *m* tiefe, 25 *m* im Durchmesser haltende Grube in einem aus rotem Lehm bestehenden Hügel, der wohl als Abbaustelle für das Material zu den Tongefäßen anzusehen ist.



Steinfigur von der großen Pyramide bei Mercedes in Costa Rica. (Nach Hartman.)

* * *

Mexiko.

Der Wanderzug der Tolteken ging, wie wir gehört haben, aus dem Nordwesten des Kontinents über die Hochländer des heutigen Mexiko hinweg bis Yukatan und die benachbarten Gebiete. Wenn es nun in der einheimischen Überlieferung heißt, die Tolteken hätten ihre Kultur nach Mexiko verpflanzt, so müssen wir an eine Rückwanderung von Süden nach Norden denken. Eine Ausdehnung der toltekischen Kultur als solcher durch räumliche Vermittlung von Stamm zu Stamm muß angesichts der Größe des hier in Frage kommenden Gebietes und in Berücksichtigung der sehr starken und wilden Bevölkerung rundweg abgewiesen werden.

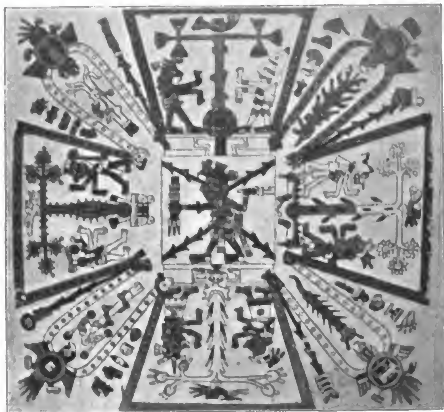
Mißlich allerdings ist es, sich die Frage aufwerfen zu müssen, weshalb diese Völker nicht vom Anbeginn her dem Durchzuge der Tolteken sich entgegengestellt haben und wie es letzteren möglich war, angesichts ihrer numerischen Schwäche und ohne die Mittel einer höheren Kultur — die sie ja aus ihrer Urheimat nicht mitgebracht haben können — den Durchzug zu erzwingen. Eine befriedigende Lösung dieses Problems, das durch keine historischen Zeugnisse unterstützt wird, läßt sich vielleicht in der Annahme finden, daß das Volk der Tolteken unter besonders günstigen Umständen seinen Zug nach Süden nehmen konnte, und daß letzterer sich innerhalb einer verhältnismäßig langen Zeit abgespielt hat, das Volk selbst im Sinne der Gesittung sich dementsprechend entwickelt und auf diese Weise gewissermaßen, zum mindesten im südlichen Bereiche der mexikanischen Lande, die Keime einer höheren Kultur zurückgelassen hat.



Innenseite einer dreifüßigen bemalten Tonschale. Siehe S. 517. (Nach Hartman.)

Die Urbevölkerung von Mexiko bezeichnet die Überlieferung mit dem unbestimmten Ausdrucke Chichimeken (Tschitschimeken), der so viel als »Barbaren« bedeutet. Es ist ein Sammelname für verschiedene, zu einander im Verwandtschaftsverhältnis stehende Völker, zu welchen übrigens auch die Tolteken und die nachmals als ihre Bundesgenossen gegen die rebellierenden Chichimeken auftretenden Azteken zu zählen sind. Aber auch die toltekisch aztekische Gruppe ist nur als eine Kollektivbezeichnung für eine Anzahl von Völkern aufzufassen, deren Einheitlichkeit durch eine gemeinsame, nur dialektisch differenzierte Sprache gekennzeichnet ist. Es dürften also hier ähnliche Verhältnisse geherrscht haben, wie etwa unter den Germanen zur Zeit der Völkerwanderung. Und wie hier einzelne Völker, kraft ihrer besonderen Eigenschaften sich zu einer führenden Rolle aufschwangen, so auch innerhalb jenes ausgedehnten Völkerkomplexes, aus welchem zunächst die toltekischen Völker (Kulhua, Akolhua, Olmeken, Chikalaneken, Tepaneken) als Vertreter einer fortgeschrittenen Gesittung auftreten.

Als das älteste urtoltekische Volk gelten die Otomi (Hiahiu). Da sie vorzugsweise die Hochlandschaften von Anahuac und die Nachbargebiete besiedelten (wo ihre Überreste noch heute ansässig sind), müssen wir in ihnen jenes Volk erkennen, welches die von Süden gekommenen Tolteken zunächst unterwarf und ihnen ihre Kultur aufzwang. Nach-

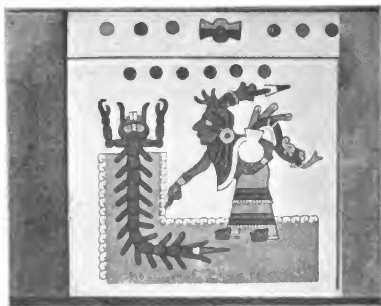


Die fünf Weltregionen mit ihren Gottheiten. (Kodex Fejérváry-Mayer, Liverpooler Museum.)

dem das Toltekenreich eine Zeit seiner Blüte durchlebt hatte, scheint ein Zersetzungsprozeß Platz gegriffen zu haben, der es den umwohnenden »Chichimeken« ermöglichte, über das degenerierende Reich herzufallen und ihm den Garaus zu machen. Nicht aber dem Volke selbst, das offenbar Anlehnung an seine nördlich wohnenden Verwandten — den »Nahuatl«-Völkern, ihrer gemeinsamen Sprache wegen so genannt — fand und auf diese Weise zur Rückeroberung seines Besitzes schreiten konnte.

Die Bundesgenossenschaft brachte den Tolteken kein Heil. Es waren nicht sie, sondern das zwar unscheinbare aber kraftvollere Volk der Azteken, welches nicht nur die Führung, sondern auch die Herrschaft in dem wiedergewonnenen Gebiete an sich riß und durch eine rücksichtslos durchgeführte stramme Organisation ein zwar auf toltekischer Kultur gegründetes, im übrigen aber völlig selbständiges Reich ins Leben rief.[1]) In ethnischer Beziehung hatte dieses Ereignis zur Folge, daß eine Verschmelzung der Tolteken- und Aztekenvölker stattfand, so daß für die spätere Zeit eine Trennung beider Gruppen kaum mehr zulässig erscheint. Auch das Herrschaftsgebiet der Azteken war kein einheitliches. Als die Spanier in Mexiko erschienen, bestanden drei Reiche: jenes von Mexiko im engeren Sinne, das Reich von Tezcuco und jenes

[1]) Da die Tolteken offenbar nach Süden abgedrängt wurden, die Azteken (mit den Tlascalteken) jedoch von Norden her einbrachen, mag die »Bundesgenossenschaft« von Haus aus eine höchst fragwürdige gewesen sein. Barbarenhorden brachen von Norden her schon vom 11. Jahrhundert an in das Toltekenreich ein, und muß diese Bewegung mehrere Jahrhunderte angedauert haben, etwa bis ins vierzehnte.



Gottheit der 59 Tage-Periode. (Kodex Fejérváry-Mayer, Liverpooler Museum.)

von Tlacopan. Das erstgenannte übte eine Art Oberherrschaft aus. Die Sprache, welche am Hofe des Kaisers Montezuma II. gesprochen wurde, war das Nahuatl in seiner reinsten Form.

Aus allen Berichten aus der Zeit der Konquista geht hervor, daß die Kultur der Mexikaner auf die Spanier bedeutenden Eindruck gemacht hat. Seitdem hat, dank dem immerhin reichlichen Material, das hierzu die Grundlage abgeben konnte, das Studium dieser Kultur zu dem Ergebnisse geführt, daß ihre materielle Seite die geistige weit überragte. Es ist zwar mit Nachdruck betont worden, daß ein Volk, das so gut mit Zahlen umzugehen wußte, wie das aztektische (womit auf die komplizirte Zeitrechnung angespielt wird) [1], eine ungewöhnliche Begabung für begriffliches Denken verrät, und dieses Sachverhaltes wegen gerechten Anspruch auf den Namen eines Kulturvolkes erheben

[1]) In seinen »Historischen Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten« stellt Ideler den Satz auf, daß die Menschen gerade in Zeiten, wo Symmetrie die Hauptgrundlage des Kunstsinnes war, Sinn für Regelmäßigkeit und Ebenmaß hatten. Diese Bemerkung ist der Behauptung Buttmanns entgegengestellt, daß den Griechen im Tierkreis das 12. Sternbild (die Wage) fehlte und daß erst eine genaue mathematische Einteilung des Himmels zur Ergänzung der zwölf Zeichen führte. Auf die amerikanischen Kulturvölker kann die Behauptung Idelers keine Anwendung finden. Die Yukateten teilten den Tag in 13 Stunden und diese Einteilung ist sehr natürlich, wenn man das Jahr von 52 Wochen in 4 Teile teilt. Die Yukateten teilten den Himmel nicht in 4, sondern in 6 Teile, diese wieder in 3 und erhielten so 18 Monate. Sie teilten ferner den Kreis in 4 Teile und diesen in 5 und erhielten so die Zahl 20, d. h. die Zahl der Tage eines Monats, im ganzen also 360 Tage für das Jahr. — Eine ähnliche Zeitrechnung hatten die Azteken: 20 Tage bildeten einen Monat, 18 Monate also ein Jahr. Außer dieser Zeitrechnung gab es auch Perioden von 13 Tagen, welche sich enger an den Tierkreis anschlossen: 28 solcher kleiner Perioden von 13 Tagen gaben das Jahr von 364 Tagen. Ein Zyklus von 52 Jahren, geteilt in 4 Teile zu je 13 Jahren, hatte ebensoviele Wochen von 13 Jahren, als das Jahr bürgerliche Tage. Ein Zyklus von 52 Jahren umschloß 1460 kleine Perioden von 13 Tagen und wenn man 13 Schalttage hinzufügt, so hat man 1461 kleine Perioden, d. i. eine Zahl, welche vollständig mit der Sirius-Periode der alten Ägypter übereinstimmt (vgl. Bd. I, S. 79). Der Zyklus wurde in der Weise gezählt, daß Stellen von 1—13 von den wechselnden Zeichen: Feuerstein, Haus, Hase und Rohr begleitet wurden; es wechselten also hier 4 und 13 in derselben Weise im 52jährigen Zyklus, wie bei den Chinesen die Zeichen des 10teiligen und 12teiligen Zyklus im einfachem Wechsel eine Periode von 60 Tagen bildeten. — Der berühmte mexikanische »Kalenderstein«, ein riesiger Block aus Porphyr, der Jahrhunderte lang in einer Seitenwand der Kathedrale von Mexiko eingemauert war, mag an die selbständigen Keime mittelamerikanischer Astronomie erinnern. Ob er eine Sonnenuhr darstellt, wie angenommen wurde, mag dahingestellt sein.

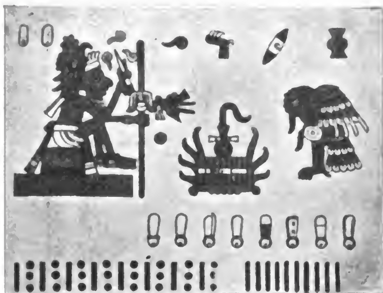




Quetzalcoatl als »Gefiederte Feldschlange«. (Naturhistorisches Hofmuseum in Wien.)

darf. Wenn wir aber die Überlieferungen richtig deuten, hätten wir es hier eigentlich mit zwei Kulturphasen zu tun, welche eine merkwürdige, unseres Wissens noch nirgend hervorgehobene Analogie mit den Babyloniern-Assyrern aufweisen.

Diese Annahme stützt sich auf folgenden Sachverhalt. Die mexikanische Staatsreligion war der Sonnenkult. Die Sonne war es, der die täglichen Gebete und Opfer in den Tempeln galten. Für die Massen war es offenbar ein roher Naturdienst, die Priester und Weisen jedoch scheinen den Kult symbolisch aufgefaßt und nur einen unsichtbaren Gott erkannt zu haben. Wenn die mexikanische Mythologie gleichwohl ein Heer von Göttern, guten und bösen Geistern aufweist und damit den Monotheismus zunichte macht, so wiederholt sich hier die gleiche Erscheinung, wie sie den Göttergemeinschaften bei den Kulturvölkern des alten Orients zu eigen ist. Offenbar gehörten diese Götter verschiedenen Systemen an, die sich bei den einzelnen Völkern, welche zum mexikanischen Reiche zählten, in friedlicher Eintracht zusammen-



Gottheit der 13 Himmel. (Kodex Fejérváry-Mayer, Liverpooler Museum.)

fanden und jenes groteske Pantheon bevölkerten, das einer ausschweifenden Einbildungskraft alle Ehre macht.

Aus dem Chaos dieser kosmisch-moralischen Göttergestalten, zu welchen sich noch etliche zu den Göttern emporgestiegene Heroen gesellen, lösen sich einige Hauptgottheiten ab, von welchen Tezcatlipoca (»der glänzende Spiegel«), der Schöpfer der Elemente und Urheber alles Lebens, und Tlaloc, der Gott des Wassers, der Fruchtbarkeit und ein »Blitzeschleuderer«, gleich Indra, Thor und Zeus, die zwei wichtigsten sind. Zu ihnen gesellt sich eine weibliche Hauptgottheit, Centeotl, die mexikanische Demeter oder Hertha. Sie ist »das Weib der Sonne«.

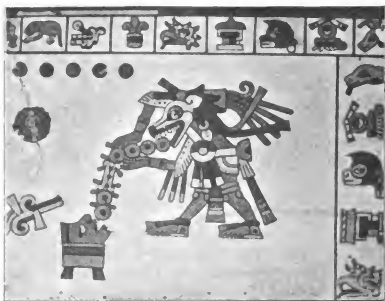
Wichtiger als diese kosmischen Götter, beziehungsweise Personifikationen von Naturkräften, dünkt uns jener verspätete Heros Quetzalcoatl (»die schöne gefiederte Schlange«, vgl. S. 508), der als Verkünder einer milden Gesittung unwillkürlich auf den wahren Ursprung dieser letzteren hinleitet. Selbstverständlich verwerfen wir das buddhistische Märchen, von welchem weiter oben die Rede war. Dagegen wüßten wir keinen Grund, die Annahme abzuweisen, in Quetzalcoatl den Vertreter der toltekischen Kultur zu erkennen. Er, der Sohn einer Jungfrau (!) und in übernatürlicher Weise geboren, schafft Friede und Eintracht, beseitigt die Menschenopfer und lehrt den Menschen die Pflichten der Nächstenliebe. Wenn es heißt, der große Weise habe trotz alledem Undank geerntet und sei gewaltsam vertrieben worden, so finden wir den Schlüssel hierzu in dem Wandel der Dinge.[1])

[1]) Da der Heros nachmals zu den Göttern aufrückt, müssen sich an dieser Gestalt kosmogonische Züge vorfinden. In der Tat ist dies der Fall. Quetzalcoatl ist der dritte Sohn (von vieren) des göttlichen Urpaares Tonacatecutli und Tonacacihuatl (Teotei = Gott), welche im dreizehnten Himmel wohnten. Nachdem die Götter 600 Jahre in untätigem Zustande verweilt hatten, traten die vier Göttersöhne zusammen, beschlossen Feuer zu machen und die Erde zu beleuchten. Quetzalcoatl leuchtete 676 Jahre als Sonne, bis ihn Tezcatlipoca durch einen Stoß aus dem Himmel warf. Hierauf erhob sich der große Orkan, welcher Quetzalcoatl und die inzwischen erschaffenen Menschen (Macehuatli), die in Affen verwandelt wurden, auf die Erde brachte. Es ist interessant, zu sehen, daß die ersten Menschen aus dem Himmel hervorgegangen sind. Damit hängt wohl der scharf ausgeprägte Unsterblichkeitsglaube der Azteken zusammen . . . Nach dem Sturze Quetzalcoatls übernahm Tlalocateatli die Sonne, welche Periode 364 Jahre währte. Nach dieser Zeit brachte Quetzalcoatl das Feuer aus dem Himmel, Tlalocateatli verließ die Sonne und Quetzalcoatl setzte seine Gattin Chalhiutlicue an dessen Stelle. Sie leuchtete 312 Jahre . . . Der Name Quetzalcoatl bedeutet eine mit langen schönen

Dieser Wandel ist gekennzeichnet durch das Auftreten eines anderen Heros von grundverschiedenem Charakter. Es ist **Huitzilopochtli**, vorerst Anführer der in das Hochland von Anahuac einbrechenden Azteken, nachmals der Gott des Krieges, der Nationalgott der Azteken. Hier wurzelt die früher betonte Analogie mit Babylonien-Assyrien. Die kosmischen Spekulationen der Azteken waren ein Erbe nach den Tolteken, wie es jene von Assur nach Babel waren. Die sternkundigen toltekischen Priester sind offenbar geistige Verwandte jener chaldäischen Weisen, welche den Geheimnissen der ewigen Sphären nachforschten. Selbstverständlich sind es ganz zufällige Vergleichsmomente.

Die Analogie geht aber noch weiter. Babylonien war kein Militärstaat, wohl aber Assyrien, der erste im Gesichtskreise des alten Orients. Wie es scheint, waren auch die Tolteken kein kriegerisch veranlagtes Volk, umsomehr die Azteken. Nur durch die Gewalt der Waffen konnte der Anlauf zu einer amerikanischen Großmacht genommen werden, wie er uns im Aztekenreiche vorliegt. Wie die Entwicklung Perus — wir werden das noch sehen — auffällig an jene Roms erinnert, so jene der mexikanischen Macht an jene Assyriens. Ein kleines, aber kriegstüchtiges, militärisch stramm organisiertes Volk, mit einem Adel, dessen Hauptaufgabe ist, seine Sprößlinge im Waffenhandwerke zu üben und der die persönliche Tapferkeit allen anderen Eigenschaften voranstellt, einem solchen Volke mußte folgerichtig die Befähigung zu einer starken, auf strammer Disziplin fußenden Militärmacht innewohnen.

Dieser Sachverhalt prägt sich auch äußerlich aus. Das mexikanische Heer war vorzüglich organisiert und scheint die Stärke von etwa 200.000 Mann erreicht zu haben. Die Könige waren keine Drahtfiguren, die ihre Tage in vergoldeten Käfigen inmitten einer Schar üppiger Weiber verbrachten, sondern krieggewohnte, durch persönlichen Mut hervorragende »Heerkönige«, deren Taten in der Überlieferung fortlebten. Ihnen zur Seite stand der nicht minder kriegerische Adel, aus welchem die Heerführer hervorgingen. Die Kriegsrüstung der Mexikaner bestand aus dicken Baumwollwämsern, Arm- und Beinschienen und hölzernen Helmen. Die Bewaff-



Dämon der sechs Erdregionen. (Kodex Fejérváry-Mayer, Liverpooler Museum.)

Federn geschmückte Schlange. Da er im Sturm zur Erde kam, geht auch sein Zeitalter (das zweite) im Sturme unter. Er ist also der Wind- oder Luftgott. Im *Codex vaticanus* ist beim zweiten Zeitalter der Luft- und Windsonne, das Gestirn mit einem Schlangenschweife — dem Zeichen des Unglückes — Attribut des Windgottes Quetzalcoatl, dargestellt.

nung bestand aus einem mit Baumwolle und Federn ausgefüllten Schild, Bogen und Pfeilen, Keulen, Lanzen, Schleudern und Schwertern. Die Schneide der letzteren war mit scharfgeschliffenen Obsidiansplittern besetzt. Das Land selbst stand unter dem Schutze von starken Festungen.

Bezüglich des Werdeganges dieser Militärmacht ist so viel bekannt, daß sich aus einer ursprünglich vom Volke, alsdann vom Adel vollzogenen Wahl allmählich eine monarchische Staatsform herauskristallisierte, die schließlich dort endete, wo sie folgerichtig enden mußte: in der Despotie. Sie hatte ihren Höhepunkt bereits erreicht, als die Spanier ins Land kamen. Montezuma II. gehörte der Priesterkaste an, wodurch sein Machteinfluß noch höher stieg als der seiner Vorgänger. Durch zahlreiche Kriege hatte er die Grenzen seines Reiches immer weiter hinausgerückt und den unterworfenen Völkern ein hartes Joch auferlegt.

Kein Wunder also, daß diese Bedrückten sich den eindringenden Spaniern nicht feindlich entgegenstellten, ja mehrfach den Fremden sich anschlossen, wie beispielsweise die Tlascateken, die allerdings erst überwunden werden mußten, bevor sie Gefolgschaft leisteten. Trotz alledem wäre es der kleinen Truppenmacht des Cortez wahrscheinlich schlecht ergangen, wenn nicht eine merkwürdige Überlieferung den Eroberern die zu lösende Aufgabe erleichtert hätte: jene Prophezeiung des Quetzalcoatl, von der weiter oben die Rede war (S. 508). Der Glaube an die Verwirklichung dieser Prophezeiung beim Erscheinen der Spanier lähmte alle Tatkraft. Auch Montezumas Charakter spielte hierbei eine Rolle: sein Wankelmut, im Gegensatze zu der eisernen Energie des Cortez und der wilden Tapferkeit seiner Schar, der allerdings die Azteken mit fast gleichwertigem Kampfesmute gegenüberstanden.

Der Sonnenkult, welcher den amerikanischen Kulturvölkern gemeinsam ist, war nicht das Ergebnis spekulativen Denkens seitens führender Geister, sondern der ganzen Rasse von Anbeginn her eigentümlich. Sonne und Feuer gehen — wo immer dieser Kult sich entwickelte — nebeneinander her. Daher ist auch der amerikanische Sonnendienst zugleich ein Feuerdienst. Dem »ewigen Feuer«, welches die »Sonnenjungfrauen« unterhielten, kam als Kultsymbol die höchste Weihe zu. Ein Verlöschen des Feuers infolge Unachtsamkeit galt für ein dem Staate Verderben drohendes Zeichen. Noch heute unterhalten die wohl nur äußerlich christlichen Pueblos-Indianer in Mexiko in unterirdischen Räumen das ewige Feuer und die Natchez waren noch bis vor kurzem ausgesprochene Feuerdiener.

Mit dem Übergange des rohen Feuerdienstes in den Sonnenkult erhält diese Form religiöser Betätigung kosmisch-spekulativen Inhalt und wird damit im eigentlichen Sinne Staatsreligion. Der Kult streift seine schamanistischen Schlacken ab und nimmt das Gepräge ritualen Pompes an, mit dem leider die Scheußlichkeit der Menschenopfer in engste Beziehung tritt. Zu Ehren der Gottheit werden in eigens hierzu bestimmten Gebäuden (Tempeln) von staatswegen Feste gefeiert, wobei eine bestimmte Klasse der Bevölkerung, die Priester, das mit diesem Kultus verbundene Zeremoniell vornimmt. Ihre Stellung ist eine einflußreiche und hochgeachtete, worauf schon der Umstand hinweist, daß die Gepflogen-

heit besteht, mehrere Mitglieder der königlichen Familie in den Priesterstand eintreten zu lassen. Die Priester müssen ein der Askese und den Wissenschaften gewidmetes Leben führen, in Beten und Räuchern ihre Frömmigkeit betätigen. Welchen Sinn die Vorschrift hatte, daß die Priester das Haar weder abschneiden, noch kämmen durften, ist nicht erklärt.

Der amerikanischen Rasse ist die Lust an Selbstpeinigung im hohen Grade zu eigen, und daraus mag sich jene verblüffende Ungeheuerlichkeit erklären, wie sie uns in den aztekischen Menschenopfern im Dienste der Religion vor Augen tritt. Daß sie eine spontane Barbarei war, ist selbstverständlich abzuweisen. Wenn der moderne Materialismus den animalischen Organismus mit einer Maschine verglichen hat, stellt sich dieser Anschauung der Ausspruch eines indianischen »Medizinmannes« zur Seite, den er an einen Europäer richtet: »Wisse, daß das Leben in deinem Körper und das Feuer auf deinem Herde ein und dasselbe sind und daß beide aus einer Quelle hervorgehen.«[1])

Jährlich einmal wurde von den aztekischen Opferpriestern das zuvor gelöschte Feuer auf den Altären des Sonnengottes mittels Brennspiegeln neu entzündet. Die bei diesem Anlasse zum Opfer bestimmten Menschen wurden auf die gewölbten Opfersteine gelegt, festgehalten und ihnen bei lebendem Leibe mit einem Feuersteinmesser die Brust geöffnet. Alsdann riß der Priester das Herz heraus, streckte es der über dem Horizont erscheinenden Sonne entgegen und warf es sonach dem neben den Altären stehenden Idole des Sonnengottes in den geöffneten Rachen. In einem spanischen Berichte heißt es, daß auf diese Weise, unter dem Jubel der versammelten Bevölkerung, an einem einzigen Tage 20.000 Menschen geopfert wurden. Ja, gelegentlich der Einweihung eines neuen, dem Kriegsgotte Huitzilopochtli gewidmeten Tempels sollen mehr als 70.000 Gefangene ihren Tod auf den Altären gefunden haben.

Vergleicht man das unblutige Opferzeremoniell der iranischen Feuerdiener mit dieser grauenhaften aztekischen Menschenschlächterei, welche doch dem gleichen religiösen Impulse entspringt, so gewinnt die Anschauung an Stütze, daß nicht das Wesen einer Religion, sondern die Interpretierung, welche dieses Wesen da und dort erfährt, zu derart schroff einander gegenüberstehenden Betätigungen führen muß. Es ist merkwürdig genug, zu sehen, wie die Ausgestaltung eines Mythus zu solchen Verirrungen Anlaß geben kann. Aus einem solchen Mythus der Chichimeken (also nicht der Azteken) ergibt sich folgendes: Auf Grund uralter Vorstellungen unterschied man fünf Sonnen- oder Weltalter; jedesmal nach Ablauf von 52 Weltaltern erwartete man den Untergang der Welt und Aufgang einer neuen Sonne, womit ein neues Weltalter seinen Anfang nahm.

Da es sich einmal zugetragen hatte, daß nach dem Verschwinden der alten Sonne die neue nicht zum Vorschein kam, glaubte man, am Ende der Dinge zu stehen. Es versammelten sich die Heroen und die übrigen Menschen um ein Feuer, um eine neue Sonne hervorzubringen.

[1]) John Tanner: »Myths of the New World«.

Die Heroen hatten verkündet, daß derjenige, der sich in das Feuer stürzen würde, zur Sonne werden solle. Als sich das freiwillige Opfer fand, gingen die Heroen mit den Tieren eine Wette ein, an welchem Orte die neue Sonne emporsteigen würde. Alle Tiere, unter welchen sich besonders zahlreiche Wachteln befanden, die sich verwettet hatten, wurden nun der neuen Sonne zum Opfer gebracht. Diese war aber damit nicht zufrieden; sie forderte auch das Leben der Heroen. Dazu wollten sich jedoch diese nicht schicken und einer derselben, Citli, schoß einen Pfeil nach der Sonne, und als diese auswich, einen zweiten; als der dritte Pfeil herangeflogen kam, fing ihn die Sonne auf und tötete damit den Widerspenstigen. Auf das hin verstanden sich die Heroen dazu, durch die Hand des Bedeutendsten derselben, des Xolotl, zu sterben. Zuletzt gab sich dieser den Tod ... Dies ist der Ursprung des Wachtel- und des Menschenopfers.[1])

[1]) Nach einer anderen Version hätte sich Xolotl nicht getötet, sondern sei nach seinem Ableben der herrschenden Sitte gemäß verbrannt worden. Ixtlilxochitl endlich behauptet (Alfredo Chavers: »Obras Historicas de Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl«, Band I, 73), Xolotl sei, gleich anderen toltekischen Königen (Nopaltzin, Tlotzin) nach seinem Ableben beerdigt worden. Wie diese Widersprüche zu erklären sind, vermögen wir nicht zu entscheiden. In einer früheren Periode wurden die Verstorbenen beigesetzt, während der Leichenbrand in eine spätere Zeit fällt, ohne daß die Bestattung aufgehört hätte. Bei den Azteken wurden die Vornehmen verbrannt, die Armen jedoch begraben, und zwar auf einem Sessel sitzend. — Was nun die Menschenopfer anlangt, gehörten sie nicht lediglich zum Ritual, sondern sie fanden auch aus Anlaß des Hinscheidens der Landesherren statt. Dadurch wurde die barbarische Sitte ihrer religiösen Bedeutung entkleidet, wenn nicht ein anderer Umstand als Milderungsgrund sich geltend machte. Die Menschenopfer waren nämlich innig mit den religiösen Anschauungen über das Leben nach dem Tode verbunden. Man dachte sich das Jenseits (für die Guten das im Osten gelegene Paradies, für die Bösen die nach dem Norden verlegte Unterwelt) als einen Aufenthalt, der sich vom diesseitigen Leben nicht wesentlich unterschied, worauf schon die Vorstellung von dem Fortbestehen der Rangunterschiede hinweist. Nur viel edlerer Genüsse sollten den Vornehmen zuteil werden, als dem gemeinen Volke, wie denn auch jene in viel edlere Gestalten verwandelt wurden. Starb nun der Landesherr, so wurden diejenigen Personen geopfert, welche in diesem Leben ihm dienten, oder sonstwie in engerer Beziehung standen. Also keine Kriegsgefangenen (wie bei den rituellen Opfern), sondern vornehmlich Sklaven, die Zwerge und Buckligen, welche den Verstorbenen im Leben erlustigt hatten, und eine oder mehrere seiner Frauen. Nach der Vorstellung dieser Völker bedurfte die dem Körper entwichene Seele, welche herumirrte, dringend des Beistandes. Die zu Opfernden wurden daher in ihren Kleidern gemeinsam auf einem entsprechend großen Scheiterhaufen verbrannt, unter Beigabe von verschiedenen Gegenständen, welche für die weite Reise notwendig waren. Bei den Azteken wurde auch der Hund des Herrn, der diesem auf dem Wege ins Paradies als Führer zu dienen hatte, verbrannt. Auf dieselbe Vorstellung sind die bei Beerdigungen der Leichen beigegebenen Gefäße für Trank und Speise, Blumen und allerlei Gerät rückzuführen. — Besondere Repräsentanten des Opfertodes erforderten die Sonnenfinsternisse, welche sehr gefürchtet waren. Man dachte dabei an Jaguare, die in der Finsternis ihr Wesen treiben und dabei das Licht verschlingen. Die Sonnenfinsternisse wurden daher als unheilvolle Vorzeichen angesehen, um so mehr, als nach alter Überlieferung das Stillestehen der Sonne schon vorgekommen war. Als die erwähnten besonderen Repräsentanten des Opfertodes galten die Krüppel, die Buckligen, die man überall im Lande aufgriff und abschlachtete. Sie waren eben Verkörperungen des mißgestalteten Gottes Xolotl-Nanauatzin, der selbst als Repräsendant des Opfertodes, des aktiven und passiven, angesehen wurde. Auch dem Planeten Venus wurden, wenn dieser Stern wieder neu sich zeigte, Menschen geopfert. Im großen Tempel zu Mexiko geschah dies vor einer sehr hohen Säule, auf der sich der Morgenstern gemalt befand. Beiläufig bemerkt, verkörperte sich in der Venus der Heros von Tollan, Quetzalcoatl, der Erfinder des Kalenders.

Wie man sieht, ist ein unseliger Mythus Schuld an all der Barbarei, die das religiöse Leben der Azteken befleckt. Von der tief eingreifenden Macht dieses Aberglaubens zeigt das Fest »Xiumolpia«, das mit jenem 52jährigen Zyklus zusammenfällt, mit welchem das laufende Weltalter zu Ende ging und ein neues — oder der Weltuntergang erwartet wurde. Man kann es den stupiden Sonnenkindern wahrlich nicht verargen, wenn sie um ihr Leben ein wenig besorgt waren. Weniger verzeihlich ist die Art, wie man das drohende Unheil abzuwehren gedachte. An den fünf Schalttagen, welche die Xiumolpia einleiteten, herrschte im ganzen Aztekenreiche hilflose Angst. Am fünften Tage wurden in allen Tempeln die Feuer gelöscht. Die Klöster füllten sich mit Menschen zum gemeinsamen Gebete für ihr Seelenheil. Die Hausgötter wurden zerstört, Kostbarkeiten vernichtet, da sie zu nichts mehr nütze waren. Die Weiber wurden in die Maismagazine gesperrt, aus Furcht, sie möchten in Tiger verwandelt werden, die Kinder ließ man nicht schlafen, damit sie der drohenden Verwandlung in Mäuse entgingen. Niemand wagte, in der kritischen Nacht Feuer anzuzünden.

Alsdann erfolgte der Auszug einer großen Prozession, begleitet von einer unübersehbaren Menschenmenge. Ihr Ziel war der Berg Huixachta bei Iztapalapan. Lautlos lagerte sich die Menge um den Gipfel des Berges, rings um den für das Opfer bestimmten Kriegsgefangenen, den schönsten und stattlichsten, der aufzutreiben war. Als die Plejaden den Scheitelpunkt erreichten, brachte der Priester auf der Brust des Opfers durch Reiben zweier Stäbe diese zum Glimmen und mit dem angefachten Flämmchen wurde der Holzstoß, auf welchen das Opfer lag, in Brand gesteckt. Schlug die Lohe himmelwärts, dann war man der Gunst der Götter sicher und das elende Dasein für ein weiteres halbes Jahrhundert gesichert. Unterdessen harrten andere Menschenmassen, die nicht am Auszuge beteiligt waren, in größter Spannung, um die Tempel, auf Hügeln und Dächern versammelt, auf das Ergebnis der Zeremonie. Als sie die Lohe sahen und das weithin schallende Jubelgeschrei vom Gipfel des Huixachta vernahmen, erwarteten sie mit fieberhafter Ungeduld das neue Feuer, das noch vor Tagesanbruch auf allen Feuerstätten und Altären aufflammen sollte. Mit außergewöhnlichem Pomp ward es von den Priestern nach dem großen Sonnentempel gebracht. Alsdann brach der eigentliche Festtag an, eine Neujahrsfeier, wie kein anderes Volk der Erde im Sinne der Hoffnungsfreudigkeit und der Zuversicht es je begangen hat. Festliche Aufzüge, Tänze, Spiele, Schmausereien nahmen kein Ende. Man reinigte die Häuser, kleidete sich in neue Gewänder, schmückte die Wohnungen mit neuem Hausrate und brachte die Hausgötter wieder an ihren Ort.

Man sollte nicht denken, daß die Nachklänge dieser großartigen aztektischen Saturnalien bis in die Gegenwart sich bemerkbar machen. Weniger als bei irgend einer anderen Rasse hat das Christentum vermocht, den alten Heidenglauben unter den mexikanischen Indianern auszurotten. Der Katholizismus, dessen ritueller Pomp die Phantasie des »Indios mansos« (zahmen Indianers) sehr in Anspruch nimmt, ist der Schleier, hinter welchem die alten Götter ihr Wesen treiben. Der Unterschied zwischen beiden Kulten ist ja für die beschränkte Auffassung

dieser Halbwilden nicht von Bedeutung: dort der Opfertod auf Golgatha, hier das Blutopfer auf den Teokalli der alten Priester des Huitzilopochtli. Dem katholischen Indianer sind die Kirchenfeste ein willkommener Anlaß, aus sich herauszutreten und ihnen die heidnische Bedeutung zu geben, die er in seinem Geiste nährt. Halbnackt, mit Blumen geschmückt, eine scheußliche Maske vor dem Gesicht, berauscht er sich und tanzt um die Heiligenbilder. In der Kirche gebärdet er sich wie ein Besessener, er schreit mit heiserer Stimme, brennt Schwärmer ab und läßt Raketen steigen. Und was dann am Abend und während der Nacht zwischen den beiden Geschlechtern sich abspielt, darüber sei ein Schleier gebreitet. Es geht eben bei den Kirchenfesten genau so zu, wie bei den »Mitotos« der alten Azteken.

Bezüglich der Organisation des aztekischen Staates wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß diese den Stempel einer vollkommenen Despotie trug, mit einem Herrscher an der Spitze, der als von Gott eingesetzt galt. Es ist sonach folgerichtig, daß dieser Stellvertreter Gottes auf Erden sich mit einem unerhörten Luxus umgab und nach dem Maßstabe für die Ewigkeit seiner irdischen Glückseligkeit durch ein wohlassortiertes Harem beredten Ausdruck gab. Die Regierungssorgen teilte diese rote Majestät mit zwei Großwürdenträgern, von welchem dem einen die Geschäfte des Friedens, dem anderen die des Krieges überwiesen waren. Die Provinzen wurden von Gouverneuren verwaltet, in deren Händen zugleich die Justiz lag. Willkürherrschaft einzelner Machthaber des Königs scheint ihre Bedenken gehabt zu haben, da das Staatsoberhaupt es als eine seiner vornehmsten Obliegenheiten ansah, dem Rechte Geltung zu verschaffen. Es gab eine geordnete Gerichtspflege mit bestimmten höheren Instanzen und einen Strafkodex, dessen Härten kaum dadurch gemildert wurden, daß die Rechtsprechung ohne Rücksicht auf Rang und Stand erfolgte. Von manchem König wird berichtet, daß er seinem eigenen Sohne oder einer seiner Frauen die Todesstrafe zuerkannte, wenn das Gesetz es so forderte.

Die Bevölkerung teilte sich in Freie (darunter mehrere Adelsklassen) und Sklaven, welche im großen und ganzen gut gehalten waren und gesetzlichen Schutz genossen. Nur der Freie konnte Grundbesitzer sein. Es sei hervorgehoben, daß die wirtschaftliche Grundlage aller altamerikanischen Kulturvölker der Pflanzenbau war, und zwar ausschließlich in der Form des Handbetriebes, da es an Nutztieren gebrach. Die mexikanischen Hochländer waren im allgemeinen der Bodenkultur günstig, doch erforderte der trockene Boden allenthalben Bewässerungsanlagen. Wie weit die Ausnützung der gegebenen Hilfsmittel ging, bezeugten die Bewohner der Hauptstadt Mexiko, welche auf einer Insel des Tezcuco-Sees lag und völlig das Gepräge einer »Wasserstadt« trug. Auf diesem See (und einem mit ihm zusammenhängenden kleineren, dem von Chalco) schwammen künstliche Gärten aus Weidenflechtwerk und Erdeaufschüttung.

Die wichtigsten Kulturpflanzen waren Mais, Bananen, Bohnen, Kürbisse und die Agave. Letztere spielte annähernd die Rolle, welche der Dattelpalme bei den Arabern zukommt. Die Agave lieferte Speise, aus ihrem Safte wurde ein berauschendes Getränk (der Pulque) be-

reitet, die Fasern der Pflanze lieferten das Rohmaterial für Bekleidungsstoffe, Bindfaden und eine Art Papier. Auch aus Mais und Kakaomehl wurden berauschende Getränke gegohren. Unter den Narcoticis hatte vornehmlich der Tabak eine große Verbreitung; man rauchte ihn aus Röhren, wobei der Rauch, wie es zur Zeit bei den Hottentoten und anderen Naturvölkern der Brauch ist, verschluckt wurde. Als Rohmaterial für die Kleidung kam neben der Agave hauptsächlich Baumwolle zur Verwendung. Erstere bestand, dem tropischen Klima (das allerdings durch die Höhenlage gemildert wurde) entsprechend, aus nur wenigen Stücken: bei den Männern aus einem Lendentuche und einem mantelähnlichen Umwurfe, bei den Frauen aus einem langen, bis zu den Knöcheln reichenden Rocke. Bemerkenswert ist, daß das Hemd — über dem Rocke getragen wurde. Die Frauen gingen in der Regel barfuß, die Männer trugen Schuhe aus Agavefasern, die Vornehmen solche aus Baumwolle. Einer besonderen Pflege erfreute sich unter den gewerblichen Erzeugnissen die von den Indianern noch heute geübte »Arte plumaria«, die mosaikartige Darstellung von Gegenständen aller Art aus bunten Vogelfedern.

Eine Gewerbetätigkeit, die diesen Namen verdiente, kannte man im alten Mexiko nicht. Obwohl einzelne Erzeugnisse handwerksmäßige Bearbeitung fanden, fiel der Löwenanteil gleichwohl dem Hausfleiße zu. Handwerker gab es vorzugsweise für Metallwaren, welche beachtenswerten Kunstgeschmack und angesichts der primitiven Arbeitsmittel ein geradezu erstaunliches technisches Geschick bekundeten; ferner für Holzschnitzereien und für Steinarbeiten. Auf letzterem Gebiete leisteten die alten mexikanischen Handwerker Außerordentliches, was umso bemerkenswerter ist, als das Eisen unbekannt war. Am bedeutendsten aber tritt die Leistungsfähigkeit dieses Volkes in den gigantischen Steinbauten hervor. Die Pyramiden von Cholula, Papantla und Xochicalco, die Gräberpaläste von Mitla und die Königsresidenz von Tezcuco sind Denkmäler, die jenen der altorientalischen Kulturvölker als gleichwertig angesehen werden müssen. Montezumas Palast zu Mexiko hatte zwanzig Tore und hundert Zimmer, darunter solche von außergewöhnlichen Abmessungen. Bäder, Wasserleitungen, Fontänen, Gärten mit Lustteichen und einer wimmelnden exotischen Vogelwelt vervollständigten die Pracht der königlichen Residenz.

Ein fast märchenhaftes Bild muß die Wasserstadt Mexiko auf die spanischen Eroberer gemacht haben. Auf einer Insel gelegen, stand sie durch mehrere schnurgerade Dämme mit dem Festlande in Verbindung. Die Verlängerungen dieser Dämme bildeten die Hauptstraßen der Stadt, die sich im rechten Winkel schnitten und auf einen ausgedehnten Hauptplatz mündeten. Die kleineren Nebengassen wechselten mit Kanälen ab, womit die Ähnlichkeit der Lage mit der Dogenstadt in den venezianischen Lagunen gegeben ist. Was aber die Aztekenresidenz von Venedig wesentlich unterscheidet, sind die zahlreichen Gärten, welche zwischen den meist einstöckigen Häusern lagen. Von Prachtbauten, wie sie die Dogenstadt aufweist, war in Mexiko selbstverständlich keine Rede. Nur in den großen Tempeln, welche sich auf den größeren Plätzen erhoben, zeigte sich der monumentale Sinn des Volkes verkör-



Aus den Ruinen von Mitla (Oaxaca, Mexiko). Inneres eines Gelasses des sogenannten Säulentempels.

pert. Die Wohngebäude boten keine Gelegenheit zur Entfaltung architektonischen Prunkes. Sie waren größtenteils aus lufttrockenen Ziegeln aufgeführt, die der Vornehmen aus Bruchsteinen mit Kalkverputz, meist einstöckig mit flachem Dach, das ganz so wie im Orient und in den heißeren Strichen der alten Welt zu Versammlungen und Familien-Unterhaltungen einen luftigen, mit Vorliebe ausgenützten Raum darbot.

Das Familienleben der alten Mexikaner weist kaum nennenswerte Schattenseiten auf. In der Ehe herrschte wohl im allgemeinen die Monogamie und machten nur die Vornehmen eine Ausnahme. Von den Königen wird berichtet, daß sie in ihren Palästen neben den legitimen Frauen mehrere tausend Mädchen, die sich in die Rolle von Konkubinen schicken mußten, beherbergten. Die Frauen aus dem Volke führten ein zurückgezogenes, der Häuslichkeit gewidmetes Leben und wurde ihnen im großen und ganzen eine milde Behandlung zuteil. Rechtlos war die Frau nicht; gegen Ausschreitungen seitens des Gatten schützte sie das Gesetz so weit, daß sie aus eigener Initiative die Scheidung fordern konnte. Großes Gewicht wurde auf sittlichen Lebenswandel gelegt. Die Mädchen zumal wurden in diesem Sinne strenge überwacht und ein tadelloser Ruf galt mehr als ein Vermögen. Prostitution scheint nur in mäßigem Grade bestanden zu haben. Unnatürlichen Lastern zu fröhnen war bedenklich, da sie der strengsten Bestrafung unterlagen.

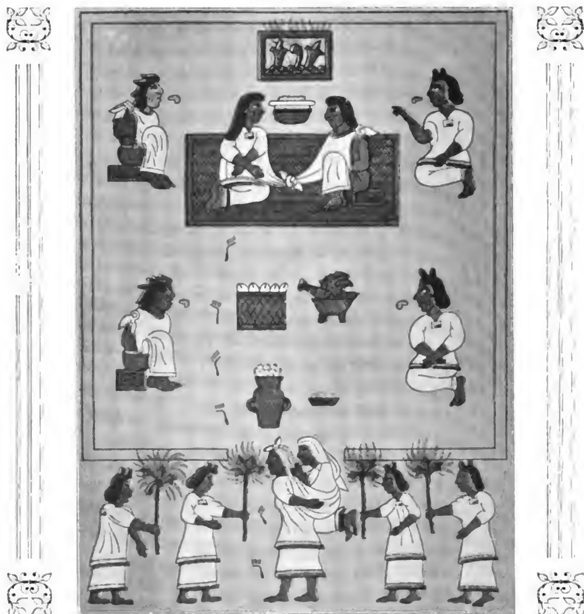
Über die herrschenden sittlichen Grundsätze bei den alten Mexikanern wissen wir nur so viel, als aus der allgemeinen Lebensführung hervorgeht. Die erste Erziehung erhielt der Knabe wohl im Hause; aber schon mit dem sechsten, spätestens mit dem neunten Jahre kam er in die Obhut des Priesters, zu welchem Zwecke er in den Tempel

übersiedelte, also genau so wie bei den Brahmanen im alten Indien. Hier verblieb der Junge bis zum Eintritte der Pubertät und wurde in den geistlichen und weltlichen Wissenschaften unterrichtet. Über den Lehrplan wissen wir nichts. Dies ist umso bedauerlicher, als es im alten Mexiko außer den Tempelschulen auch Bildungsanstalten höheren Grades gab, in welchen die Wissenschaften rührig gepflegt wurden. Eine gewisse Berühmtheit genoß die Hochschule von Tezcuco, der Hauptstadt von Alcohuacam, die von den meisten Monarchen sehr begünstigt wurde. Ein Mäcen dieser »Universität« war der ebenso gebildete als humane König Nezahualcoxotl, der nebenher zu den besten Dichtern des Reiches zählte. Außer der Religion, der Geschichte, der Rechtswissenschaft und Astronomie fand auch die Dichtkunst eifrige Pflege. Leider sind von den Erzeugnissen der letzteren nur wenige Verse (in der Kechuasprache) auf uns gekommen. Von Dramen besitzen wir nichts, obwohl es feststeht, daß sowohl die epische als die dramatische Kunstrichtung neben der Lyrik nicht vernachlässigt wurde.

Über Sprache und Schrift der alten Mexikaner ist folgendes sichergestellt. Die Sprache, welche die Azteken am Hofe des Königs Montezuma II. sprachen, war das »Nahuatl«, die Sprache der Tolteken. Es mag hier eingeschaltet werden, daß aus allen bisher versuchten Sprachenvergleichungen sich weder in lexikalischer, noch in grammatikalischer Beziehung Anhaltspunkte für eine engere Verbindung der Sprachen der alten Welt mit irgend einem amerikanischen Idiome ergeben haben. Ebensowenig ist es gelungen, die unzähligen amerikanischen Sprachen auf einen Stamm oder nur auf wenige Stämme zurück-



Inneres des sogenannten Säulentempels zu Mitla (Oaxaca, Mexiko).



Altmexikanische Hochzeit. (Farbiges Schriftgemälde aus einem Codex.)

zuführen. Immerhin ist es bemerkenswert, daß die amerikanischen Völkerschaften des südlichen wie des nördlichen Festlandes vermöge des gemeinsamen Charakters ihrer Sprache zwei geschlossene Gruppen bilden, von der sich nur die Eskimo absondern. Bemerkenswert ist ferner, daß — wie schon Alexander v. Humboldt hervorgehoben hat [1]) — sämtliche amerikanische Sprachen in ihrem grammatikalischen Bau eine überraschende Ähnlichkeit aufweisen.

Das Nahuatl, die Sprache der Azteken, zeigt im höchsten Grade die für die meisten amerikanischen Idiome charakteristische Agglutination.[2]) Die Schrift ist eine Bilderschrift, eng verwandt mit den ägyp-

[1]) A. v. Humboldt: »Reise in die Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents«. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Stuttgart 1859. Bd. II, S. 29 ff.

[2]) B. Biondelli: »Sull' antica lingua azteca o nahuatl«. Milano 1860. (Wunderlicherweise läßt dieser Autor die Azteken von den — Ariern abstammen.) — Rémi

tischen Hieroglyphen; aber während in letzteren die Bilder die Lautzeichen erklären, ist bei den mexikanischen Hieroglyphen das Umgekehrte der Fall. Ob die Behauptung, die gelegentlich gemacht worden ist [1]), die mexikanischen Hieroglyphen seien älter als die ägyptischen, weil erstere deutlich erkennbare Gegenstände zeigen, wo die ägyptischen nur ungewisse Bilder liefern, mag dahingestellt sein. Eines aber ist gewiß: wie die aztekischen Schriftdenkmäler (Codices) bezeugen, waren die alten Mexikaner das Malervolk kat exochén. Ihre Meisterschaft in der Nachahmung belebter und unbelebter Gegenstände war offenbar die Ursache, daß die Lautbezeichnung vernachlässigt und auf die Namen beschränkt blieb, während man den unmittelbaren Eindruck, den Bilder auf die Auffassung machen, umso höher schätzte. Dadurch wurde allerdings die Wichtigkeit der lautlichen Wiedergabe unterschätzt.

Der Gesamteindruck, den wir von der aztekischen Kultur gewinnen, ist unbestritten ein günstiger. Es war ein geistig gut veranlagtes, im großen und ganzen nüchternes, arbeitsames Volk, ausgesprochen religiös, mit stark ausgebildetem Rechtsgefühl, was umso auffälliger ist, als die despotische Allmacht der staatlichen Autorität leicht zu Stumpfsinn und menschenunwürdiger Unterwürfigkeit hätte führen können. Daß dies nicht der Fall war, spricht immerhin für die Güte der Rasse. Den blinden Gehorsam gegenüber der obersten Gewalt auf Grund der supponierten Göttlichkeit der letzteren haben die Azteken mit den alten Ägyptern gemein. Wie dieses scheint auch Mexiko ein stramm organisierter Beamtenstaat gewesen zu sein. Weiter geht der Vergleich nicht. Die Menschenopfer sind das gerade Gegenteil von der humanen Gesinnung des alten Nilvolkes und der militärische Drill, dem die Azteken unterworfen waren, weist diesen einen ähnlichen Rang unter den altamerikanischen Völkern an, wie den Iranern im antiken Orient.

* * *

Peru.

Die Kenntnis der Azteken über Länder und Völker im Süden (beziehungsweise Südosten des Kontinents) reichte über den See von Nicaragua nicht hinaus. Schon daraus und auf den Umstand gestützt, daß über das angegebene Grenzgebiet hinaus floristisch und faunistisch Südamerika beginnt, ergibt sich die durchaus eigenartige Kulturwelt der Andenvölker ... Die erste Etape ist das Hochland von Bogotá (am rechten Ufer des Magdalenenstromes), wo sich der Staat der Muysca (richtiger der Chibcha) entwickelt hatte. Als Gründer tritt ein gewisser Boschika auf, den einige Häupter der Stämme Gameza, Busbanka, Peska und Toka auswählten und der die Verfügung traf, daß nach seinem Tode jene Häupter und ihre Nachkommen diejenigen sein sollten, aus welchen der jeweilige Oberpriester hervorzugehen habe. Boschika führte die Zeitrechnung ein, qualifiziert sich sonach als Kulturbegründer.

Siméon: »Grammaire de la langue nahuatl ou mexicaine, composé en 1547, par le franciscain André de Olmos« etc. Paris 1875.

[1]) K. Faulmann, »Illustrierte Geschichte der Schrift«, Wien 1880, S. 223.

An dieses nördlichste der Andenvölker schloß nach Süden hin eine Gruppe von Völkern an, welche teils die meist kahlen Hochflächen zwischen den Parallelketten der Kordilleren — den sogenannten »Puno« — teils den schmalen Küstensaum am pacifischen Ozean besiedelten und eine Anzahl Staaten bildeten, über deren Beziehungen zu einander die von den Konquistadoren gesammelten Nachrichten ziemlich befriedigende Aufschlüsse geben. Die Bewohner von Quito und Peru gehörten dem Kechuastamme (Quichua), die in der Gegend des 3842 *m* über dem Meeresspiegel gelegenen Titicaca-Sees, dem Collastamme (fälschlich Aymará genannt) an. Völlig verschieden von ihnen waren die Yuncastämme, welche den Küstensaum besiedelten und in mehrere Staaten zerfielen.

Aus diesem Komplex von Staaten, welcher sich ausschließlich auf die Andenkordilleren und ihre westlichen Abdachungen beschränkte und an der Urwaldregion des Amazonengebietes seine natürliche Grenze fand, entwickelte sich im Laufe der letzten Jahrhunderte vor dem Einbruche der Spanier das mächtige Reich der Inka, dessen durchaus eigenartige Kultur keinerlei Berührungspunkte mit den Nahuatlvölkern jenseits der Landenge von Darien aufweist. Der Ursprung des Inkareiches ist auf den Zug des Collastammes vom Titicaca-See nach Cuzco zurückzuführen. Danach wäre die Kultur Perus, welche an das Andenken der Colla-Aymará sich knüpft, nicht das Erzeugnis dieses Stammes, sondern vielmehr eines anderen ihm vorausgegangenen Volkes, und die Aymará stehen sonach zu dem letzteren in dem gleichen Verhältnisse, wie die Azteken Mexikos zu den ihnen vorangegangenen Toltekenvölkern.

Für die höhere Gesittung, welche in Quito herrschte, spricht zum mindesten der Umstand, daß der vorletzte Inka sich mit einer Prinzessin aus dem depossedierten Herrschergeschlechte von Quito vermählte und es durchsetzte, daß seinem Sohne Atahualpa (dem späteren Gefangenen Pizarros), der nach den Hausgesetzen der Sonnensöhne von der Thronfolge ausgeschlossen war, die nördliche Hälfte des Reiches, nämlich Quito, zufiel. Dieses Quito, obgleich erst erobert, bot dem illegitimen Inka die Mittel, seinen Halbbruder Huaskar, den echten Sonnensohn, aus Cuzco zu vertreiben.

Zu den selbständigen Staaten gehörten, wie bereits erwähnt, jene der Yuncastämme an den westlichen Hängen der Kordilleren und am Stillen Ozean. Trotz der ungünstigsten klimatischen und örtlichen Bedingungen entwickelten sich in diesem Bereiche kleine, voneinander unabhängige Reiche, und zwar in der Umgebung jener meist wasserlosen, in der Regenzeit zu mächtigen Wildwassern anschwellenden Bergströmen, die von den Höhen herabstürzen. Der schmale Küstensaum gehört zu den regenarmsten Strichen unseres Planeten. Es spricht für die Tüchtigkeit der Yuncastämme, daß sie durch Ausdauer und Geschick den Wassersegen des Gebirges dazu ausnutzten, ausgedehnte Bewässerungsanlagen herzustellen, um damit nicht nur die Wut des Elementes zu paralisieren, sondern zugleich die Bedingungen zu einer ersprießlichen Bodenkultur zu schaffen. Außerdem beuteten sie die Guanolager auf den Küsteneilanden aus. Noch in der Inkazeit war das



Ornamentierte Wallmauern von Chan-Chan.

Küstenland sehr dicht bevölkert. Alle größeren Städte lagen in der Nähe der Mündungen jener Bergströme und die vorhandenen Ruinen (z. B. jene von Chan-Chan) bezeugen den hohen Zustand der Gesittung dieser Stämme.

Die Geschichte des Inkareiches zeigt eine gewisse Analogie mit derjenigen des alten Rom. Es war ein kleiner Agrarstaat mit einer tüchtigen, abgehärteten Bevölkerung, die den Kern zu dem nachmaligen mächtigen Reiche abgab. Durch Waffenglück und List konnten die benachbarten kleinen Staaten dem Stammlande angegliedert werden und schließlich geboten die Inka über ein Gebiet, das im Norden über Quito hinaus, im Süden weit nach Chile reichte, einschließlich des Küstenlandes, wo die getrennten kleinen Staaten der Yunca der Reihe nach in die Gewalt des mächtig emporgewachsenen Sonnenreiches eingereiht wurden.

Hauptstadt dieses Reiches, das in vier, nach den Weltgegenden benannten, Hauptprovinzen zerfiel, war Cuzco. Statthalter dieser Reichsteile waren Angehörige des Inkageschlechtes. Das Staatsoberhaupt galt als dem Sonnengeschlecht entsprossen und genoß demgemäß göttliche Verehrung, wenn es das Zeitliche gesegnet hatte. Zu Lebzeiten wurden seine Befehle als göttliche Verordnungen angesehen. Aber diese Art Despotie drückte das Volk nicht schwer, dank eines in seiner Art wunderbaren Verwaltungssystemes, das zwar das Selbstbestimmungsrecht und die Freizügigkeit unterdrückte, jedem Einzelnen im Staate aber den Platz, den er einzunehmen hatte, anwies und für dessen Lebensführung entsprechende Vorsorge traf.

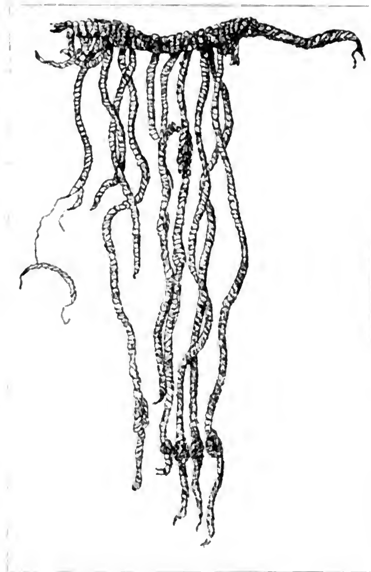
Ein Agrarstaat, wie er uns im Inkareiche vor Augen tritt, ist in der ganzen übrigen Kulturgeschichte ohne Beispiel. Sein Schöpfer war

der Inka Pachakutek. Nach der Verfassung war der Inka oberster Herr in weltlichen und geistlichen Dingen, Gebieter über Leib und Leben, Gut und Blut. Nur er besaß wirkliches Eigentum, ihm gehörte das ganze Reich, mit allem, was darin lebte und webte, seine Untertanen hatten nur das Nutzungsrecht von Grund und Boden. Ein Drittel davon war für den Unterhalt des Herrschers, ein zweites Drittel für den Dienst der Sonne und das letzte Drittel für das Volk bestimmt. Jeder Staatsbürger erhielt seinen Anteil zubemessen, der, im Falle eines Familienzuwachses entsprechend vergrößert wurde. Starb die Familie aus oder zog der Inhaber des Grundstückes fort, so fiel es an die Allgemeinheit zurück. Die Bodenarbeit war streng geregelt und stand unter der Aufsicht von staatlichen Organen. Für den Inka und die Sonne mußte gefrohnt werden, doch war der Robot nicht drückend, so daß jeder reichlich Zeit fand, seinen eigenen Angelegenheiten sich zu widmen. Den Untertanen fiel der beste und fruchtbarste Boden zu, während sich der Inka mit entlegenen Gebieten begnügte. Es waren die ausgedehnten Weideplätze für die Lamaherden des Herrschers; denn nur dieser durfte diese nützlichen Tiere besitzen.

Das Wesen der gesellschaftlichen Organisation im Inkareiche lag in der Verpflichtung des Volkes zur Arbeit. Nur sie hatte Bedeutung, alles andere trat vor ihr zurück. Es gab, wie wir gesehen haben, kein Eigentum, es gab keine Umlaufsmittel und demgemäß keinen Handel, der diesen Namen verdiente. Die Edelmetalle, welche reichlich ausgebeutet wurden, gehörten dem Herrscher, der sie zum Schmucke seiner Person, seiner Paläste und der Tempel verwendete. Eine Geldsteuer konnte es also nicht geben. Aber auch von Naturalsteuern war keine Rede. Statt den Abgaben trat die Arbeit ein: die Erzeugnisse des Handwerkes und die Frohnarbeit für den Herrscher und die Sonne. Vorzügliche wollene und baumwollene Gewebe und durch Schönheit ausgezeichnete Tonwaren waren die Haupterzeugnisse der gewerblichen Tätigkeit.

In einer derart organisierten Gesellschaft ist Müßiggang selbstverständlich ausgeschlossen. Er war ein strafwürdiges Verbrechen. Wenn Frauen zu Besuch gingen, nahmen sie ihre Handarbeit mit, es wäre denn, daß dieser Besuch einer Höhergestellten galt. Dann aber erwuchs für die Besuchende die Verpflichtung, die Besuchte um Überlassung irgend einer Arbeit zu bitten . . . Trotz der vollständigen Unmündigkeit war das peruanische Volk ein glückliches, durch stramme Erziehung in allem und jedem tüchtig, sein Soldatenmaterial ein ausgezeichnetes. Die Dienstpflicht war allgemein, das Heer war vorzüglich organisiert und zählte wahrscheinlich über 200.000 Mann, von welchen beständig 30.000 Mann als Garnison in der Hauptstadt Cuzco lagen. Dagegen gab es keinerlei Volksunterricht, da nur die königlichen Prinzen und die Söhne der Vornehmen unterrichtet wurden. Mit jener Maßregel wurde offenbar bezweckt, die Massen in Unwissenheit zu erhalten und sich dadurch gegen Auflehnungen, Revolten usw. zu schützen. Zu dem gleichen Zwecke wurde die Bevölkerung eroberter Länder teilweise nach dem Innern des Landes verpflanzt und hier angesiedelt. Die Unterworfenen wurden gezwungen, die Sprache des herrschenden Volkes anzunehmen.

Angesichts der großen Ausdehnung des Reiches und der unerläßlichen Beweglichkeit seines Heeres war der Straßenbau eine der Hauptsorgen des Herrschers. Der Inka Pachakutek schuf eine fast 800 *km* lange Kunststraße, welche in vorzüglicher Weise dem stellenweise außerordentlich unwegsamen Hochgebirgsterrain angepaßt war, an ungeheueren Steilwänden hingeführt, über Pässe (vielfach als Treppe) kletternd, Sümpfe auf Bohlenlagen querend, über Schluchten mittels geflochtener Hängebrücken setzend. Eine ähnliche Kunststraße ließ der Inka Yupanki erbauen. An dieser Straße befanden sich in bestimmten Abständen Raststätten mit einem kleinen Unterkunftshause und einem ummauerten Hof für die Lamas, welche ausschließlich den Güterverkehr besorgten.



Ein Quipu. (Peruanische Knotenschrift.)

Als die Spanier nach Peru kamen, fanden sie einen wohlorganisierten Fußbotendienst vor, der von Cuzco ausging und seine Fäden über das ganze Reich zog. Die Schnelläufer (Tschaski genannt) hatten auch für die Küche des Herrschers zu sorgen, indem sie beispielsweise innerhalb 48 Stunden Seefische aus einer Entfernung von über 500 *km* herbeischafften. Merkwürdig ist, daß die Konquistadoren auch die Einrichtung der Rufposten vorfanden. Pater Cieca berichtet hierüber, daß auf den wichtigeren Heerstraßen Hütten errichtet waren, welche je zwei Boten zum Aufenthalte dienten. Sobald nun eine mündliche Nachricht eintraf, lief einer der beiden Boten so rasch als möglich zur nächstgelegenen Hütte, übermittelte hier die Botschaft, worauf sie in gleicher Weise weitergegeben wurde. Mitteilungen dieser Art sollen außerordentlich rasch Verbreitung gefunden haben.

Von besonderem Interesse ist, auf welche Weise im alten Inkareiche Nachrichten befördert wurden, die gewissermassen in das Gebiet der brieflichen Mitteilung fällt, aber doch etwas ganz anderes und seltsames ist. Es handelt sich hier um die sogenannte Quipu, welches

Wort sowohl »Knüpfen« als »Knoten« bedeutet. Daraus ist die Bezeichnung Knotenschrift entstanden. Tschudi hat während seines Aufenthaltes in Peru viele solche Quipu ausgegraben und beschreibt sie wie folgt[1]): Die Quipu bestehen aus einem Hauptstrang, an dem verschiedene Zweige geknüpft sind, deren Reihenfolge eine bestimmte Bedeutung hat. Jede Rubrik wird durch eine eigene Farbe oder durch eine verschieden gedrehte Schnur angedeutet. Auf diese Weise wurden in früherer Zeit die Kriegsaufgebote gezählt: auf eine Schnur wurden die Schleuderer, auf eine zweite die Speerwerfer, auf eine dritte die Keulenträger usw. mit ihren Ober- und Unteroffizieren gesetzt. Ihn ähnlicher Weise wurden die Schlachtenberichte abgefaßt. Von den Farben galten: rot für Soldaten, gelb für Gold, weiß für Silber, grün für Getreide. Jeder einfache Knoten bezeichnet 10, jeder doppelt verschlungene 100, jeder dreifache 1000. Zwei einfache Knoten nebeneinander bedeuteten 20 usw.

Die Entfernung der Knoten voneinander war von größter Wichtigkeit, desgleichen die Aufeinanderfolge der einzelnen Zweige, denn die Hauptgegenstände wurden an die ersten Zweige und in die Nähe der Querschnur gesetzt, und so weiter in absteigender Folge. In jeder Stadt waren eigens hierzu angestellte Männer, welche die Quipu zu lesen und zu entziffern hatten. Sie hießen Knotenbeamte. So ungenügend diese »Schrift« war, hatten dennoch in der Blütezeit des Inkareiches die bestellten Schriftleser eine sehr große Fertigkeit im Enträtseln der Knoten. aber es gelang nur selten, einen Quipu ohne mündlichen Kommentar zu lesen. Es mußte, wenn er aus einer entfernten Provinz kam, immer beigefügt werden, ob er sich auf Volkszählungen, Tribute, Kriege usw. beziehe. Ob die Knotenschrift auch im Privatverkehr Verwendung gefunden hat, ist nicht bekannt. Immerhin ist es auffällig, daß heute noch die Hirten auf dem Puno sich der Quipu zu Aufzeichnungen über den Stand der Herden bedienen.[2])

---

[1]) J. J. v. Tschudi: »Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842.« Band II, 385 ff.

[2]) Wenngleich sowohl die Bilderschrift der Azteken als die Quipu der Peruaner eine verhältnismäßig nur sehr beschränkte sinnliche Darstellung des Gedankens zulassen und demgemäß eine zusammenhängende Rede oder ein Gedicht nicht aufbewahrt werden konnte, bezeugt v. Tschudi gleichwohl, daß die Kechuasprache eine »unermeßlich reiche Literatur« besitze. Man könne »zentnerweise« Quipus auf den Begräbnisplätzen der alten Peruaner ausgraben. Daß der Inhalt dieser reichen Literatur uns unzugänglich ist, schreibt Tschudi dem Umstand zu, daß der Schlüssel zu der Knotenschrift, der mit »unbestreitbarer Gewißheit« als noch vorhanden angesehen werden muß, das Geheimnis einiger weniger Indianer ist, die es als Nationalheiligtum mit größtem Mißtrauen hüten. Die meisten der vorgefundenen Quipus sind vom Salzgehalte des sie bedeckenden Meersandes in ihrem Zusammenhange derart zerstört, daß das »Knotenbuch« bei der leisesten Berührung in Staub und Moder zerfällt. Viele aber hat die trockene, wie von einem Regen durchnäßte Erde schützend bedeckt, wodurch sogar die zum Verständnisse so wichtigen bunten Farben in ursprünglicher Neuheit erhalten blieben . . . Von Interesse sind zwei Stellen in dem berühmten peruanischen Drama »Ollanta« — der einzigen Dichtung dieser Art, welche von den amerikanischen Kulturvölkern uns erhalten geblieben ist und auf die wir noch zurückkommen — die sich auf den Quipu beziehen. Im II. Akt, 1. Szene (nach der metrischen Bearbeitung von Albrecht Graf Wickenburg) öffnet der General des Inka die Tasche des Boten, zieht einen Stab mit herabhängenden Fäden von roter Wolle, an welchen Maiskörner geknüpft sind, hervor, und »liest:«

»Hier ein Holz mit einem Strähn,
D'ran wir festgebunden seh'n

Im Reiche der Inka tritt uns, wie bereits angedeutet, ein durchaus eigenartiger Ursprungsherd einer höheren Wirtschaftsstufe vor Augen, nämlich der des Pflanzenbaues. Bisher ist nicht der Beweis erbracht worden, daß der Pflanzenbau durch fremde Einwanderer in die andinischen Hochländer verpflanzt worden sei. Gegen diese Annahme spricht der Umstand, daß bei der Entdeckung der amerikanischen Kulturländer sich keine altweltliche Getreideart vorfand, sondern ausschließlich einheimische Gewächse, vornehmlich der Mais, als dessen Heimat das Hochland von Mittelamerika, etwa in Guatemala, angesehen zu werden pflegt.[1]) Wichtiger als der Mais erwies sich für die andinischen Länder die Kartoffel und die Kinoahirse, welche selbst auf Höhen gedeiht, die unseren höchsten Berggipfeln entsprechen. Der Inka Garcilaso, der uns die Gesittungsstufe im alten Peru so ausführlich geschildert hat, bemerkt, daß ein außerordentlicher Mangel an Fleischnahrung herrschte. Nur bei den großen Treibjagden, welche die Inka veranstalteten, erhielt das Volk Lammfleisch, wahrscheinlich weil es sonst verdorben wäre. Als Leckerbissen besonderer Art galt das Fleisch eines Kaninchens, doch wird erzählt, daß die Spanier die Aufzucht dieses Tieres verschmähten, weil dessen Fleisch sie wegen seiner Unschmackhaftigkeit anwiderte.

Kein Wunder also, daß der Landbau in hohen Ehren stand und der Inka diesem Sachverhalt durch einen förmlichen Staatsakt Rechnung trug. War die Zeit der Bodenbestellung gekommen, so zog der Herrscher mit großem Gepränge, umgeben von seinem glänzenden Hofstaate, nach einen der Sonne geheiligten Acker in der Nähe von Cuzco, um unter entsprechenden Zeremonien eigenhändig die Feldarbeit zu eröffnen. Nach dieser Feier nahm im ganzen Reiche die Feldbestellung offiziell den Anfang.

Die Stellung des Inka ist eine durchaus eigenartige. Als Sohn der Sonne von göttlicher Abkunft, haften an ihm keineswegs die Härten jener despotischen Allmacht, wie ihr ähnliche Einrichtungen bei anderen Völkern entsprechen. Es ist eine milde Despotie mit patriarchalischem Einschlag. Nach allen Berichten waren die alten Peruaner ein glückliches Volk, dessen im großen und ganzen friedlicher Erdentraum durch das barbarische Eingreifen der Konquistadoren ein Ende mit Schrecken nahm. Möglicherweise wäre das Schicksal dieses Volkes ein minder grausames gewesen, wenn die Natur ihm die Schätze von Edelmetall versagt hätte. Dies reizte die Habsucht der Eroberer. Die Paläste der Inkas, die Tempel, ja sogar die Gärten der Sonnenpriester strahlten von

Viele Körner, die bedeuten
Einen ganzen Schwarm von Leuten
Mit Ollanta im Verein!«

Im III. Akt, 3. Szene, verdolmetscht der Oberpriester einen Quipu, wie folgt:

»Hier die Kohle will besagen,
Daß Ollantas Burg verbrannt.
Die drei Vögel hier am Band:
Daß die Antis übermannt.
Daß der Inka schon gefangen,
Deutet dieser Vogel hier.
Diese zwei: in Ketten bangen
Deine Feinde nun vor Dir.«

[1]) A. Oppel: »Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde.« I, 136.



Gelangennahme Atahualpas. (Nach einem alten Kupferstiche.)

Gold und Edelsteinen. Als Pizarro zuerst das Cajamarca-Tal betrat und das peruanische Heer in Bestürzung floh, geriet der Inka Atahualpa (siehe S. 534) in Gefangenschaft. Er erbot sich, das Gebäude, in welchem er gefangen gehalten wurde, mit Gold zu füllen, was buchstäblich geschah. Aber die Habsucht der Spanier kannte keine Grenzen und nachdem die zusammengeschleppten Reichtümer im beiläufigen Werte von 80 Millionen Kronen unter die Heerführer und Soldaten verteilt waren, begehrte der rücksichtslose Eroberer noch mehr des satanischen Erzes. Trotz alledem wurde der bedauernswerte Herrscher unter nichtigen Anschuldigungen heimtückisch überfallen und erdrosselt.

Nun ging das allgemeine Rauben erst recht an. Volk und Priester hatten inzwischen ihre Schätze, um sie von den Eindringlingen zu retten, vergraben. So entstanden jene wunderbaren Legenden von den unermeßlichen Reichtümern, welche in Kellern verborgen, in Flußbeeten verscharrt, tief in die Erde vergraben sein sollten. Noch heute spukt »der Schatz der Inkas« in den Köpfen beutelustiger Spekulanten. Immerhin, Pizarros Leute fanden so viel von diesen Schätzen, daß ihr Wert um die Hälfte höher als die zuerst gemachte Beute eingeschätzt werden konnte. Unter den vorgefundenen Sachen fanden sich Statuen aus reinem Gold und Silber, goldene Vasen, Kästchen, Amulette u. a. Schließlich wurden auch die Gräber geöffnet und ihres Schmuckes beraubt.

Diese Gräber sind von hervorragendem kulturgeschichtlichen Interesse. Der Todtenkultus spielte im alten Peru überhaupt eine große Rolle. Um die Leichen vor den Angriffen der Elemente zu bewahren, wurden als Begräbnisstätten völlig trockene Örtlichkeiten gewählt. Die Leichen wurden einzeln oder in Gruppen in mäßig tiefe Gruben, und zwar in hockender Stellung beerdigt und mit Schilfrohrmatten bedeckt, um den nachsickernden Sand aufzuhalten. Die Leichen sind entweder mit dem üblichen Gewand, dem »Poncho« bekleidet, oder mit Bandeletten umwickelt. Neben dem Toten findet man Gegenstände, die gleichsam Zeugen seines Daseins vor dem Tode sind. So fand man viele Kinder ausgestreckt in ihren Wiegen mit dem letzten Spielzeug in den Händen; in den Gräbern der Frauen fand man Arbeitskörbchen aus Binsengeflecht, welche Wolle, Nähzeug, Kämme und andere Toilette-artikel enthielten. In letzter Zeit hat der Archäologe Bandelier be-

deutende Funde dieser Art auf dem Hochplateau Bolivias gemacht: prächtige Gewebe mit geometrischen Mustern und Tierfiguren, Schmucksachen, Halsketten, Goldkugeln, Bildnisse, Pokale, Statuetten, Devotionalien, kleine goldene Lamas, symbolische Votivfiguren u. v. a.



Grabfunde in Bolivia aus der Inkazeit. (Nach Bandelier.) Arbeitskörbchen, kleiner Webstuhl, Spinnwirtel, Gewebe, Wollbündel.

Merkwürdig ist die Ausstattung der Mumien, der hinzugefügte falsche Kopf, im Innern mit Seekräutern und Laub ausgestopft, Augen und Lippen durch weiße Striche gekennzeichnet, die hölzerne Nase weiß angestrichen. Mitunter sind die Gesichtsteile durch Gold- oder Kupfer-



Peruanische Mumie mit Grabbeigaben. Der Kopf ist Maske.

stücke bezeichnet; oder die Mumie trägt eine Maske aus einem einzigen Stück Silber. Eine Lage roter oder gelber Farbe stellt das Inkarnat dar, die Haare, lange Fransen, sind braun angestrichen. [1])

Lange bevor die Inkas den Sonnenkult als Staatsreligion einführten, war unter den andinischen Völkern der Feuerdienst eingebürgert. Als Kultsymbole dienten Bildsäulen, welche angebetet wurden. Als mit dem Inka Mancocapa der Sonnendienst aufkam, unterhielt man in den ihm geweihten Tempeln das von den Sonnenjungfrauen — den peruanischen Vestalinnen — behütete »heilige Feuer«. Aber neben der Sonne genossen zwei Persönlichkeiten göttliche Ehren, die offenbar Kulturheroen sind: Pachacamoc (wörtlich: Erdbeleber), ein Sohn der Sonne, Schöpfer der Erde und der Menschen, und Viracocha, der »Noah« der Peruaner, der die große Flut überlebt, auf der Insel des Titicaca-Sees landet und eine Neuschöpfung aller Dinge — Sonne, Mond, Menschen — vornimmt. Hierauf verschwindet er gleich

[1]) Eine auffällige Erscheinung an den Skeletten der alten Peruaner ist deren künstliche Deformierung (von Alex. Ecker »Skoliopädie« genannt), die allerdings auch bei anderen Völkern (z. B. bei den Tahitiern) vorkommt. Die Abplattung betrifft sowohl die Stirn als das Hinterhaupt, oft auch die Seitenteile des Kopfes. Man unterscheidet zwei Haupttypen der Schädeldeformation, eine, welche das Schädelgewölbe naturwidrig niederdrückt, und eine, welche es naturwidrig verlängert (Broca). Louis André Gosse hat die Behauptung aufgestellt, daß die Abplattung des Stirnbeins die intellektuellen Fähigkeiten herabdrückt, dagegen die heftigen Leidenschaften und instinktiven Neigungen fördert. Virchow bezweifelt nicht, daß die künstliche Deformierung des Schädels einen nachteiligen Einfluß auf das Gehirn üben könne, obwohl dies nicht für jede Art der Deformierung Gültigkeit haben dürfte. Aus Eckerts Untersuchungen geht hervor, daß durch die Mißgestaltung das Gehirnvolumen im großen und ganzen nicht alteriert wird. — Eine andere Eigentümlichkeit an altperuanischen Schädeln ist die, daß viele derselben sich durch einen besonderen Knochen am Hinterhaupte auszeichnen. Es ist dies der sogenannte »Inkaknochen«, dem man eine ausgesprochene Rassenbedeutung zugeschrieben hat. Der *Os incae* ist ein bei der Ansicht des Schädels von hinten sichtbarer großer dreieckiger Knochen, der zwischen den Lambdanähten eingeschlossen, dem oberen Teile der Schuppe des Hinterhauptbeines entspricht; von deren unterem Teile ist er durch eine abnorme Naht, welche die Basis des dreieckigen Knochens bildet, abgetrennt. Einige Anthropologen (Bellamy, Rivero, Tschudi) bestreiten das Vorkommen des Inkabeines bei allen übrigen Rassen, andere (Gosse, Jacquart) haben das Gegenteil nachgewiesen. Für indochinesische und philippinische Schädel steht letzteres fest. Es würde dies ganz gut mit der sagenhaften Tradition von der Landung der ersten peruanischen Herrscher aus dem Inkageschlecht am Westgestade von Südamerika stimmen — in einer Zeit, in welcher das Land längst bevölkert war.

dem aztekischen Quetzalcoatl auf einem Schiffe über das Meer. Hieraus erklärt sich, daß man die Spanier bei ihrer Ankunft für Viracochas hielt.

Der Sonnenkult hatte sein besonderes Gepränge, in dessen Mittelpunkt der Inka als Vertreter der Allgottheit stand. Man unterschied vier Kultfeste (Sonnwendfeier). Das Hauptfest (Intip Raymi) galt der Entzündung des heiligen Feuers auf den Altären, die mittels eines Brennspiegels erfolgte. War die Sonne verhüllt, so mußte aneinander geriebenen Stäben der heilige Funke entlockt werden. Das Alles geschah bei Entfaltung eines großartigen Gepränges, Darbringung von Geschenken an die Sonne, Schaustellung der drei »Sonnenbilder« (Apuinti, Churineti, Jutiquoqui) und Darbringung von Opfern. Letztere bestanden meist in Früchten und in Lamas. Menschenopfer waren selten. Die Sonnenjungfrauen, welche besonders zahlreich im Dienste des Haupttempels zu Cuzco standen, wurden strenge überwacht. Ein Fehltritt hatte das Lebendigbegrabenwerden zur Folge, doch gab es ein Hinterpförtchen, durch welches die Schuldige entschlüpfen konnte. Legte sie nämlich den Eid ab, daß sie von der Sonne verführt worden sei, so ging sie frei aus.

Obwohl, wie wir bereits vernommen haben, die geistige Bildung im Inkareiche ausschließliches Vorrecht der Vornehmen war, lebte das Volk gleichwohl nicht in Stumpfsinn dahin. Die im Volksmunde noch fortlebenden Lieder, meist erotischen Inhaltes, zeichnen sich durch Zartheit aus und sind reich an Stimmungen, welche vornehmlich in Gleichnissen, die den Dingen des Naturlebens angepaßt sind, zum Ausdrucke kommen. Mitunter nehmen diese Gefühlsäußerungen einen sehr lebendigen, ja leidenschaftlichen Schwung an. Auch die Musik fand eifrige Pflege. Wenn man die heutige »Quena« — eine primitive Flöte — als das Instrument ansieht, dessen sich schon die alten Peruaner bedienten, und wenn man die Melodien, welche ihr entlockt werden, als altüberkommene Weisen hinnimmt, dann hören wir offenbar nichts anderes, als jene »Yaravi«, die alten peruanischen Volkslieder. Von schwerflüssiger Melancholie, meist in Moll und ohne Rhythmus, machen diese schlichten Weisen einen geradezu ergreifenden Eindruck. Es ist wie der Nachhall der der Seele erpreßten Seufzer eines hart gedrückten Volkes, das durch die Grausamkeit seiner Bezwinger Freiheit und Lebensfreudigkeit für immer eingebüßt hat.

Die schlimmste Behandlung haben wohl die Aymará, deren Nachkommen heute den Nordwesten von Bolivia und den Süden von Peru bewohnen, erfahren. In der Inkazeit zahlten sie Tribut, sind aber nie dem Reiche einverleibt worden und nahmen auch die Kechuasprache nicht an, was schon deshalb auffallen muß, weil die Herrschaft der Sonnenkaiser stets darauf bedacht war, den niedergeworfenen Völkern ihre Sprache aufzudrängen. Die Aymará haben diese Herrschaft stets mit Widerwillen über sich ergehen lassen und auch des öfteren revoltiert, wurden aber immer wieder niedergeschlagen. Als dann die Spanier sich des Landes bemächtigt hatten, griff vollends eine Tyrannei Platz, wie sie kaum jemals die nordamerikanischen Neger erfahren haben. Nach Vertreibung der Spanier brachen die inneren Fehden in Bolivia und Peru von neuem aus. Später wurden sich die Indianer ihrer Macht

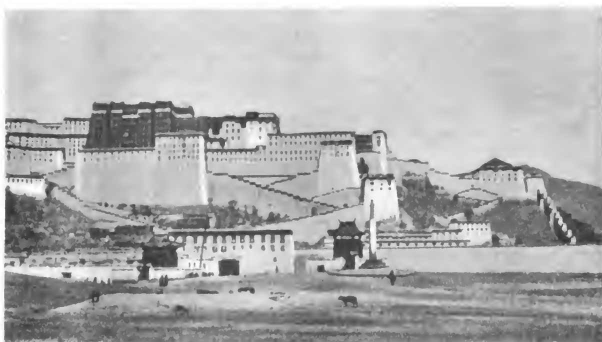
bewußt und nahmen den Rassenkampf auf. Zurzeit beherrscht sie ein grimmiger Haß gegen ihre fremden Unterdrücker.

Den Peruanern verdanken wir die einzige dramatische Dichtung der altamerikanischen Kulturvölker. Es ist das bereits genannte Schauspiel »Ollanta«, ein Kulturbild von großem kulturgeschichtlichem Interesse. Der poetische Wert ist nicht hoch genug anzuschlagen, die Charakterzeichnung ist befriedigend, die Technik nicht ohne Geschick. Die Motive des Dramas sind rein menschlich, da die Liebe die Triebfeder der Handlung bildet. Im Mittelpunkte derselben steht der tatkräftige General und Statthalter Ollanta, ein Held voll Mannesstolz; an ihn reihen sich der edle Inka Yupanki, die sanfte Cusi Coyllur, Prinzessin und Geliebte Ollantas, deren Tochter Ima Sumak, eine ungemein anziehende Mädchengestalt, der Hofschranze Ruminahui, ein ehrgeiziger, hinterlistiger General, der Oberpriester Uillak Uma, der alte König Pachakutek usw.

Man hat »Ollanta« mit Kalidasas »Sakuntala« verglichen. Schauplatz, treibende Motive, Handlung und der szenische Apparat sind aber da und dort so grundverschieden, daß Graf Wickenburg (der das von J. J. Tschudi aus der Kechuasprache übersetzte Drama metrisch bearbeitet hat) mit Recht schreiben konnte: »Während uns aus der »Sakuntala« die duftgeschwängerte Luft des indischen Palmenhaines sinnberauschend, aber auch entnervend entgegenfächelt, weht durch das Ollantadrama etwas von dem rauhen, aber zugleich erfrischenden Hauch des Sturmes, der zuweilen die Riesengipfel der Anden umbraust.«



Peruanische »Kriegervase«.



Potala bei Lhassa, Residenz des Dalai-Lama.

Drittes Kapitel.

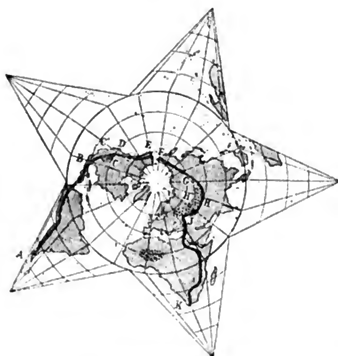
Der Pacifische Kulturkreis.

Ein geistreicher russischer Schriftsteller und General hatte den originellen Gedanken, eine Hauptwasserscheide der Erde aufzustellen.[1]) Durch dieses graphische Bild gewann er die räumliche Abgrenzung zweier Kulturwelten: der atlantischen und der pacifischen. Die Angliederung des Indischen Ozeans an den Pacifischen wird vom geschichtlichen Standpunkte keinem prinzipiellen Widerspruch begegnen. Den schmalen Streifen an der Westküste von Amerika und an der Ostküste von Afrika kommt lediglich nur theoretische Bedeutung zu. Die Betrachtung dieses Kartenbildes zeigt, wie sich die jetzige Kulturwelt um das atlantische Becken lagert, während die alte Kulturwelt der pacifischen Region angehört. Die gesamte atlantische Welt ist vom Christentume völlig durchtränkt, sie ist die Christenheit. Demgegenüber sehen wir die pacifische Welt noch größtenteils in islamitischer Erstarrung oder buddhistischer Erschlaffung verharren.

Wenn man von dem zeitweiligen Herübergreifen der pacifischen Welt auf die atlantische — die Invasion der Hunnen, die Mongolenstürme und den Anlauf des Islam zu einer west-östlichen Weltmacht — absieht,

[1]) »Weltgeschichte in Umrissen« (anonym). Berlin, 1897, S. 369.

nehmen zwei Tatsachen unsere Aufmerksamkeit in hohem Maße in Anspruch: erstens die geistige Abhängigkeit Amerikas von Europa, dem Ursprungsherd aller Kultur, wie wir sie heute verstehen, bei gleichzeitigem wirtschaftlichen Übergewicht jenes transatlantischen Teiles, und zweitens das spontane Hervortreten eines Gliedes der pacifischen Welt — Japan — aus seinem angestammten östlichen Kulturkreis. In beiden Erscheinungen zeigt sich das Werden künftiger Potenzen. Eine Auseinandersetzung zwischen der atlantischen und pacifischen Kulturwelt wird das große Ereignis der Zukunft sein. Dazu ist aber vor allem nötig, daß die einzelnen Teile der atlantischen Welt zu einer Kultureinheit verschmelzen.



Hauptwasserscheide der Erde.

Die Geschichte lehrt, daß alle gewaltigen Umgestaltungen im Völkerleben die Religion zum lebendigen Antrieb haben. Der Wandel, wie er in Japan vor sich gegangen, ist das erste Beispiel des Eintrittes eines nichtchristlichen Machtfaktors in den Kreis der christlichen Kultur. Der Versuch ist vorläufig geglückt, doch bleibt es der Zukunft vorbehalten, ob eine außerhalb der Religion liegende Idee das Mittel abgeben könnte, uralte Rassengegensätze und Kulturunterschiede auszugleichen. Wir glauben nicht daran . . .

Wir wollen uns nun den wichtigsten Völkern der pacifischen Welt zuwenden.

* * *

Tibet.

In einem tibetischen Volksschauspiele[1]) heißt es: Die unbewohnte Wildnis der Dämonen, widerhallend vom Geschrei der Raben, ist die schneeige Region von Tibet« . . . In Wahrheit ist das ganze Land zwischen Kvenlun im Norden und der gewaltigen Mauer des Himálayzuges im Süden, zwischen dem Karakorum im Westen und der Quellregion des Yang-tse im Osten ein Reich der Gespenster und Unholde. Es ist das Land, wo die Seelen der »Heiligen« von Körper zu Körper wandern — wechselnde Inkarnationen der Allweisheit, die ihren irdischen Thron im Allerheiligsten des Dalai-Lama-Palastes zu Lhassa aufgeschlagen hat . . . Nansa, »Das schimmernde Licht«, eine gefeierte Heldin der

[1]) Tidmed Künden, d. i. »Der Reine, Allesbesitzende« (L. A. Waddell, The Buddhism of Tibet or Lamaism).

tibetischen Dichtung, wandert als verzauberte Hindin durch finstere Wälder; Manjuçri, der erste Metaphysiker Tibets, war in einem früheren irdischen Leben ein frommer Bikschu (Einsiedler) und der große König Shrong Tsan Gampo erscheint »fünf Generationen« später als der große buddhistische Reformator Padma-Sambhava unter den Menschen.

Alles Leben in diesen eisigen Regionen ist in einem schwimmenden Zustande; der Gespensterspuk durchflicht alles Irdische und Überirdische, jedem Hirten sitzt der »schwarze Teufel« Tharba im Nacken, jeder Nonne, die gegen Versuchungen nicht gefeit ist, die böse Yakschini... Eine unermeßliche Gauklerbude zwischen himmelragenden Schneeregionen, umpanzert von Eis und Felsen, Einöden und schrecklichen Wildnissen. In den baumlosen Hochsteppen tummeln sich Scharen von wilden Eseln und Moschusschafen, einsame schwarzblaue Seen liegen in Höhen, in welchen Europas »alpine Majestäten« ihre Eiskronen im Sonnenlichte blinken lassen. Man könnte Tibet ein Wunderland nennen, wäre es nicht so unendlich traurig, verödet, von einer stumpfsinnigen Rasse bevölkert, die seit undenklichen Zeiten von der Märchenstadt »Shambhala« in der fernen Mongolei träumt, zu den »großen Göttern« und den »unsterblichen« Lamas in Verzückung aufblickt, bei all dem aber in Elend und Schmutz dahinvegetiert, vor jedem Schatten zittert, in jedem Säuseln des Windes eine Gespensterstimme zu vernehmen meint.

Wenn man erwägt, daß Lhassa um nicht ganz 300 *m* niedriger liegt als die Spitze des Ortler und der fischreiche Tengrinoor die gleiche Höhenlage wie die Dufourspitze im Monte Rosa-Massiv (4638 *m*) aufweist, sollte man meinen, daß die Kulturmenschheit in diesen Regionen des ewigen Winters nichts zu suchen habe... Und dennoch ist dem anders. Hochasien ist der große Isolierschemel des östlichen Kontinents. Der nominelle Herr ist der Mann auf dem Drachenthrone zu Peking; von Westen her finden buddhistische Burjäten als Pilger und russische Gewehre den Weg in das Hochtal des Brahmaputra. Im Süden aber liegen die hohen Pässe, die nach Indien führen. Selbstverständlich sind es Handelswege und keine Kriegspfade. Aber schon die Handelspraktiker des Altertums, die Phöniker, wußten, daß das Kriegsschiff dem »Tarschischfahrer« den Weg zu weisen habe, und dabei ist es geblieben. Man hat durch endlose Zeitläufe die Erfahrung gemacht, daß es zweckmäßig sei, die Erzeugnisse friedlicher Tätigkeit unter dem Schutze der Bajonnete oder Kanonen an den Mann zu bringen, wenn dieser Mann von primitiven Vorstellungen über Recht und Worttreue befangen, oder vom bösen Nachbar beeinflußt ist, oder sich durch außergewöhnliche Schwerhörigkeit gegenüber den Anpreisungen des fremden Fabrikats erweist.

Alles, was »tibetisch« ist, bleibt unverständlich, wenn man nicht mit dem Wesen des Nationalgeistes dieses Landes vertraut ist. Von den Einwohnern wird das Land »Bod-gul«, d. i. »das Land der Bod«, von den Chinesen »Si tsang«, d. h. »Vorratshaus des Westens« (Si = Westen, tsang = verbergen, aufspeichern) genannt. Wer hinter den Sinn der letzteren Bezeichnung kommen will, hat sich zu vergegenwärtigen, daß das Tibet das große Reservoir des Buddhismus ist, also das Vorrats-



Buddhistische Fabelwesen.

haus buddhistischer Gelehrsamkeit. Einheimisch ist das heilige Schrifttum — denn dieses allein ist der Inbegriff der Gelehrsamkeit — nicht; es ist vielmehr indische Entlehnung. Die Lehren Gautamas-Çakijamunis hatten sich vom Büßerwalde nördlich von Kapilavastu aus gleich schwingenden Wellen über ein ungeheures Gebiet verbreitet, die Riesengebirge Hochasiens überschritten, ihren Weg weit nach Norden und Osten gefunden. Dadurch wurde das ursprüngliche Wesen des Buddhismus mehr und mehr verwischt, von fremden Elementen durchsetzt, auf Grund der ethnischen Verhältnisse in den einzelnen Ländern modifiziert.

Je abgeschlossener von der Außenwelt die Pflanzstätten der neuen Lehre waren und sind, desto weniger Belebung erfuhren sie. In Tibet ist sie zum Petrefakt erstarrt. Auch war der Boden, in welchem der Buddhismus Wurzel schlug, gar nicht danach, die von außen erhaltenen Impulse einer neuen Glaubensströmung der freien Entwicklung zuzuführen. Das vorbuddhistische Tibet war ein durchaus barbarisches, tief in widerlichen Schamanismus versunkenes Land, eine ungeheuere, Bulge voll von fratzenhaften Gespenstern und Dämonen. Allerdings war das alte Indien gleichfalls nicht frei von derlei Eingebungen einer ausschweifenden Phantasie. Aber hier ist, wie in so vielem anderen, beides nicht das gleiche. In Indien ist es mehr eine durch den Einfluß dichterischer Vorstellungen in das Volksbewußtsein eingedrungene Märchenwelt, in Tibet durchaus dumpfer und stumpfer Aberglaube.

Kein Wunder also, daß der Buddhismus, der sich wie ein erwärmender Hauch auf die tibetischen Eiswälle herabgesenkt hatte, bald in das wüsteste heidnische Zauberwesen zurücksank. Es war eine Degeneration nach kurzer Blüte. Fast sieben Jahrhunderte nachdem die Lehre des Königssohnes von Kapilavastu im indischen Staat Maghada durch den König Asoka (263—226) zur Herrschaft gelangt war, kamen die chinesischen Pilger Fa-Hien und Hiuen-Tsang aus den düsteren Schneewüsten Tibets in das hochentwickelte Kulturland des Ganges und schöpften aus dem buddhistischen Schrifttum ungeahnte religiöse Anregungen. Aber es dauerte noch ein weiteres Jahrhundert, ehe der Same in dem so wenig triebkräftigen Boden Hochasiens Wurzel schlug. Wie in allen großen Reformaktionen das Eingreifen einer machtvollen Persönlichkeit den Gang der Dinge entscheidend beeinflußt, war es auch mit der Einführung des Buddhismus in Tibet der Fall.

Im ersten Drittel des nachchristlichen 7. Jahrhunderts — also in derselben Zeit, in welcher Mohammed für seine Lehre mit dem Schwerte eintrat — gelangte im Schneeland nordwärts des Himâlaya ein König

zur Herrschaft, dem es mit der Erleuchtung durch den Geist Buddhas ernst war. Er hieß Schrongtsan Gampo. Noch als Jüngling erbaute er am Hügel von Lhassa (d. i. »der Götterort«) den Palast Po-dan-marpo und gebot von hier aus über alles Land von der Quelle des Yang-tse bis zum Karakorumgebirge fern im Westen. Um seiner aggresiven Macht einen Riegel vorzuschieben, beeilte sich der chinesische Kaiser Tai-tsung (der Tang-Dynastie) mit ihm in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, indem er dem Emporkömmling die kaiserliche Prinzessin Wench-eng zur Gattin gab. Eine zweite Frau Gampos war eine Tochter des Königs Umsuwarman von Nepal. Da beide Frauen als besonders eifrige Buddhistinnen galten, wird der junge tibetische Herrscher die kräftigen Impulse zu seinem religiösen Reformwerke wohl von dieser Seite empfangen haben.[1])

Das Mittel hierzu war eine Informationsreise nach Indien, mit welcher Gampo seinen Minister Thonmi Sambhota betraute. Die Gefolgschaft des Sendboten zählte 16 Köpfe und so fand sich reichlich Gelegenheit, von den Kulturschätzen des Südlandes zu profitieren. Zunächst war es die indische Lanciaschrift, sodann allerlei buddhistische Moralschriften und wahrscheinlich auch die berühmte Gebetsformel »Om mani padme hum«. Letztere ist bis auf den Tag die herrschende geblieben. Noch heute stehen im Dienste aller größeren Lamaklöster eigene Steinmetze, welche im Auftrage ihrer Herren die betreffenden Distrikte bereisen, um allenthalben, selbst an den schwer zugänglichen Stellen, »die sechs Silben« einzumeißeln. Aber auch auf Felsklötzen, Steinen, Hornstücken usw. liest man allenthalben diese Worte.[2]) . . . Und der Sinn der Silben? Er ist etwas weitläufiger Natur. Sie bedeuten das Wohlgefallen aller Buddhas und sind »die Wurzeln aller Lehren«. Damit nicht genug, hängt sich noch viel des mystischen Krams an die tiefsinnigen Worte . . . »Sie sind das Herz des Herzens, aus welchem alles Ersprießliche und Beseligende fließt; sie sind die Wurzel aller Erkenntnis, die Brücke zur Wiedergeburt in höhere Wesen, das Tor, das die schlimme Geburt versperrt, die Leuchte, welche die schwarze Finsternis erhellt, das Schiff, das aus dem Geburtswechsel sicher hinüberführt, der tapfere Besieger der fünf Übel[3]), das Flammenmeer, das die Sünden und Ärgernisse verzehrt, der Hammer, der alle Qual zerschlägt, usw.[4])



Buddhistische Fabelwesen.

[1]) C. F. Köppen: »Die Religion des Buddha und ihre Entstehung«. »Die Lamaische Hierarchie und Kirche«. Leipzig 1857. — E. v. Schlagintweit: »Die Könige von Tibet«. München 1866. — Ganzenmüller: »Tibet«. Stuttgart 1878.

[2]) Henry S. Landor: »Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet« (Leipzig 1898), S. 272.

[3]) Töten der Lebewesen, stehlen, Unzucht treiben, Wein trinken, lügen.

[4]) A. Grünwedel: »Mythologie und Buddhismus in Tibet.« Leipzig 1900.



Buddhistische Fabelwesen.

Solche vielfältige Vorstellungen von scheinbar unbegreiflichen Dingen haften an diesen Worten. Es ist aber alles nur Schein, der mystische Ausdruck für sivaitische Fleischanbetung. Die phrasenreiche Hülle eines abstoßenden Kultes alles Obszönen. Wenn der Gewinn, den die tibetische Priesterschaft aus den religiösen Schriften der Inder zog, kein anderer war, dann mußte es kommen, wie es gekommen ist. Zunächst allerdings war alles aufflammende Licht von jenseits des Himâlaya noch nicht verdunkelt. Im Gegenteile. Unter dem vierten oder fünften Nachfolger des Königs Gampo kam eine große buddhistische Leuchte aus Ugyan (westlich von Kaschmir) ins Land, in Gesellschaft von zwei Dutzend Schülern, denen alle erdenklichen Kräfte des unverfälschten Magiertums innewohnten.

Das große Kirchenlicht aber nennt sich Padma-Sambhava, d. i. »der Lotosgeborene«. Er ist der Begründer des Lamaismus und Stifter des ersten buddhistischen Klosters in Tibet. Allerdings hatte schon König Gampo seinen lehreifrigen beiden Frauen die Gründung von »5000 Klöstern« versprochen, aber er kam nicht dazu. Nun holte (Mitte des 8. Jahrhunderts) der »kostbare Lehrer« (Rin-po-che) — wie der fremde Prophet von den Tibetern genannt wurde — das Versäumte nach. Seine Lehre war aber nicht mehr der reine ursprüngliche Buddhismus. Wahrscheinlich rührt von ihm und nicht seinen Vorgängern die weiter oben erwähnte Gebetformel her; denn Padma-Sambhava bemühte sich, seiner Lehre das sogenannte »Mahayama«, eine mildere Form des Buddhismus, zum Kerne zu geben, den er ausgiebig mit sivaitischer Mystik uud dem einheimischen Schamanismus umhüllte.[1])

Padma-Sambhavas Stütze war der König Thischong Dethan, der 46 Jahre (740—786) das Land beherrschte. Unermüdlich bestrebt, dem Lamaismus festen Boden zu schaffen, gründete er zahlreiche Klöster und überschwemmte das Land mit den religiösen Schriften der Hindu. So wurde die nachmalige theokratische Herrschaft in Tibet angebahnt. Zunächst allerdings war es lediglich eine literarische Herrschaft. Der Lamaismus war das heilige Gefäß der tibetischen Kultur; dazu kam, daß die Besitzer dieses kostbaren Gefäßes für dessen Unerschöpflichkeit sorgten. Jahrhunderte lang wurde gesammelt und übersetzt, bis ein ungeheurer Berg von heiligen Schriften zustande kam: der »Kandschur» und der »Tandschur«. Ersterer umfaßt 100, letzterer 225 Bände. Man mußte

[1]) E. v. Schlaginweit: »Die Lebensbeschreibung des Padma-Sambhava, dem Begründer des Lamaismus«. I. Teil: Die Vorgeschichte. Aus dem Tibetischen übersetzt. München 1899.

ein volles Jahrtausend darauf verwenden, um dieses literarische Ungeheuer zustande zu bringen. Als die beiden Sammelwerke nach wiederholter Überprüfung und Redaktion im Kloster Narthang fertig gedruckt waren, schrieb man das Jahr 1740.[1])

Der »Kandschur« ist ein unermeßlicher Wust von theoretischer und spekulativer Philosophie, »höherer Weisheit«, endloser Unterteilung von Begriffen und Termini (die Gruppe »Kontseg«, sechs Bände, enthält deren allein 100.000), Ritual- und Lebensregeln usw. Es sind aber auch sehr seltsame Sachen darunter, so zwei Bände (der Gruppe »Dulwa«), welche genaue Vorschriften für die frommen Frauengilden im Falle etwaiger Liebesverhältnisse enthalten, darunter eine breitspurige Geschichte von einer gewissen Tsug Gamo, welche dadurch Ärgernis erregte, daß sie in durchsichtiges Musselin sich kleidete, eine Toilette, die auch sonst für das rauhe Klima schlecht paßte . . . Die Gruppe »Schertschin«, deren ersten 12 Bände von der »höheren Weisheit« handeln, ist ein literarisches Ungetüm von dem Umfange des »Mahabharata«.[2]) Sechs Bände des »Phaltschhen« enthalten lediglich Morallehren und Metaphysik, 30 Bände (der Gruppe »Dodé«) die eigentliche überlieferte Buddhalehre, doch sind die Sutras weit davon entfernt, ihre ursprüngliche Reinheit wiederzuspiegeln. Alles ist von Aberglauben und groteskem Zauberwesen überwuchert. Aber auch das historische Moment ist völlig verdunkelt. Wird doch im 28. Bande des »Dodé« ausführlich die Begegnung zwischen Gautama-Buddha und dem König Asoka von Maghada geschildert, welch letzterer etwa zwei Jahrhunderte nach dem Tode des Erleuchteten regierte . . . Sehr krause Sachen enthält die siebente Gruppe (das »Dschut«), die in nicht weniger als 22 Bänden von der »Mystik« handelt. Hier setzt eine dem reinen Buddhismus unbekannte Mythologie mit ihrem wunder-



Buddhistische Fabelwesen.

[1]) Da die Tibeter nicht mit beweglichen Lettern, sondern von Holztafeln drucken, beträgt die Zahl derjenigen des »Tandschur« fast eine halbe Million. Das Exemplar beider Sammlungen, welches sich im India Office zu London befindet, und das der englische Forschungsreisende Hodgson seinerzeit vom Dalai-Lama zum Geschenke erhielt, ist das einzige vollständige dieser Art in Europa. Der »Kandschur« ist gebunden, der »Tandschur« jedoch in losen Blättern bandweise angeordnet, eingehüllt und geschnürt. Die Magazine, in welchen sich die Holztafeln befinden, bilden eine weitläufige Anlage im Kloster Narthang in der Provinz Tsang . . . Der erste, der sich in dieses unermeßliche Labyrinth gelehrtseinsollenden Schrifttums hineingewagt, war der Ungar Csoma de Körös, dessen Analyse des »Kandschur« im Jahre 1836 in Calkutta in englischer Sprache erschien. Vom »Tandschur« brachte er nur etliche Auszüge. Aber er löste die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht völlig. Es war ihm unmöglich, trotz allen Eifers und ungeachtet seiner Sprachkenntnisse, dieses geistige Urwalddickicht nach allen Richtungen abzupürschen.

[2]) Siehe Bd. I, S. 364.

lichen Zauberapparat ein: Vorschriften bezüglich der Anlage von »Zauberbriefen« zum Empfange der Götter und Göttinnen, der ihnen darzubringenden Opfer, Gebete, Hymnen, Beschwörungsformeln und das widerliche Ritual des sivaitischen Vorstellungskreises mit seinen krassen Obszönitäten.

Das ist der »Kandschur«. Wie sieht es nun mit seinem Vetter, dem »Tandschur«, aus? Er hat sich trotz seines gigantischen Umfanges nicht zur Höhe des ersteren zu erheben vermocht, denn diese Sammlung gilt nicht als kanonisch. Von seinen drei Gruppen, dem »Tötso«, »Dschut« und »Dodé«, umfaßt die erste nur einen Band, die zweite 87, die dritte 137 Bände. Hier ist die weite Welt des Zauberkultes in unübersehbaren magischen Sprüchen, Beschwörungsformeln, Sentenzen, Anweisungen ausgebreitet, ein Ozean von Wahnvorstellungen, eine Literatur des Dämonenglaubens, wie sie kein zweites Volk der Erde aufzuweisen hat.

Das ist die geistige Welt, in welcher der Lamaismus sich zu seinem jetzigen, einfach läppischen Wunderglauben, zu seiner auf frommen (und unfrommen) Lügen und scholastischem Hokuspokus aufgebauten theatralischen Macht entwickelt hat. Zu dieser Macht bedurfte es jedoch noch eines wichtigen Faktors. Wie der Sakyasohn Gautama einst der erste Buddha war, ergab sich zwingenderweise die Folgerung, daß es auch in aller Zukunft Buddhas geben müsse. Jeder solche Buddha ist im Himmel ein »Bodhisattwa«, und jeder dieser Lehrer erscheint in großen Zwischenräumen auf der Erde, um die Lehre zu predigen. Bei jedem erfolgt erst eine Blütezeit, dann allmählicher Verfall, dann Übermacht der Feinde und völliger Niedergang, bis ein neuer Erlöser kommt und die verlorene Wahrheit wieder rein herstellt.

Der Bodhisattwa, unter dessen besonderem Schutze Tibet steht, nennt sich Dschänresi ang tschhung. Er wird mit 11—16 Gesichtern dargestellt, er hat 1000 Arme und 108 Namen. Die ihm gewidmete Sutra »Zamatog-Köpa« (das breite Schiff) erzählt von seinen Taten, seinen Kämpfen mit Unholden und Dämonen und seinem Erlöserwerk. Der betreffende Band des »Kandschur« (der 14. des Dschut), der dies alles schildert, ist der volkstümlichste in Tibet. Diesen Sachverhalt zu betonen ist von Wichtigkeit, denn aus ihm erklärt sich in erster Linie die uneingeschränkte Macht des theokratischen Oberhauptes in Tibet, des Dalai-Lama. Der Bodhisattwa Dschänresi inkarniert sich nämlich immer von neuem in jenem.

So oft ein Dalai-Lama das Zeitliche segnet, inkarniert sich (da jener als Bodhisattwa unsterblich ist) das entflohene Leben sofort in einem neugeborenen Kinde. Dieses zu suchen und aufzufinden, ist die Aufgabe des jeweiligen geistlichen Hofstaates von Lhassa. Das Kind wird in feierlicher Prozession in die Residenz gebracht und hier als Dalai-Lama ausgerufen. Die Lama sorgen natürlich dafür, daß ihr Oberhaupt derart erzogen wird, daß es sein ganzes Leben hindurch ein Kind bleibt. Es ist also ganz falsch, dem Dalai-Lama eine persönliche Macht zuzuschreiben; er ist eine Null und die Priester, im besonderen der geistliche Hofstaat, sind es, die das Land regieren. Die unbegrenzte Verehrung, welche der Dalai-Lama seitens des Volkes genießt, ist das mächtige Agens, durch welches die Priesterschaft ihre Herrschaft nicht nur in dem peinlich von der Außenwelt abgesperrten eigenen Lande


Der Dalai-Lama.

ausübt, sondern zugleich ihren Einfluß weit darüber hinaus, auf die ganze Mongolei und selbst auf den Hof von Peking, erstreckt.

Und welches sind die Wirkungen dieses Systems auf die wirtschaftlichen Zustände? Die Verwaltung des Landes wird zwar von Lhassa aus besorgt, doch widmet sich der Dalai-Lama fast nur der Ausübung der religiösen Pflichten. In politischer Beziehung ist er eine Puppe, an deren Fäden die mächtige Hierarchie mit ihrem ungeheuren Anhange, den Lamas, zieht. Der chinesische Resident ist lediglich Figurant, zu nichts anderem da, als das (angebliche) Prestige Chinas zu wahren. Alle Gewalt liegt in den Händen der Geistlichkeit, welche in Scharen die tausende Klöster, die Stätten des Reichtums und des Besitzes, bevölkert. Kein tibetischer Bauer nennt den Grund und Boden, worauf sein Haus steht, wo er säet und erntet, sein eigen; es ist nur ein Lehen der Priesterkaste, die den Pächter fortjagen kann, wann es ihr beliebt. Ein Kitt, fester als Kontrakte und Gesetze in Kulturstaaten, fesselt die Tibeter an die Gunst ihrer Bedrücker, die Sorge um das tägliche Brot läßt die Frage nach Gerechtigkeit nicht einmal erkennen, geschweige zur Erwägung ausreifen. Und in der unumschränkten Macht dieser Priesterschaft verkörpert sich eine Schranke gegen die Außenwelt, die unbezwingbarer ist, als die hohen Felswälle mit ihren Schnee- und Eiswüsten es sind . . . Om mani padme hum . . . .

* * *

China.

China ist nicht nur »eine Welt für sich«, wie die landläufige Charakterisierung lautet, sondern zugleich ein Begriff. Es ist das Starre,

das Unbewegliche, das Absonderliche. Unnahbar und unbeeinflußbar, wie dieser erratische Block der Menschheit dem Kulturforscher sich darbietet, hat man zu dem sinnbildlichen Vergleiche von der »chinesischen Mauer« gegriffen. Das ist wieder nichts anderes als ein Begriff. Das Schroffe und Insichgeschlossene des chinesischen Typus in bezug auf Geschichte und Kultur hat etwas so Verblüffendes, daß alle Dinge, welche China betreffen, in einem Dogma erstarrt sind, nach welchem sie beurteilt werden.

Je eingehender man sich mit dem chinesischen Wesen beschäftigt, desto mehr gewinnt man die Überzeugung, daß auch die chinesische Mauer Lücken hat, durch welche fremder Geist einsickert. Und nicht etwa allein in unseren Tagen. Wäre China tatsächlich der Inbegriff des absolut Starren und Unbeweglichen: wie könnte man sich die unzähligen Gegensätze erklären, die in diesem völkerpsychologischen Typus verkörpert sind? Die ausgesprochene Nüchternheit auf der einen Seite, das Phantastische und Bizarre auf der anderen; inniges Familienleben und grausame Rechtspflege, Elternliebe und Kindermord, kühler Rationalismus und abenteuerlicher Zauberspuk, hochentwickelte Kunstfertigkeit und barbarische Wildheit so viele Antithesen, so viele Rätsel! Eines ist gewiß: Die Menschengeschichte kennt kein Volk, das zuwege gebracht hätte, von der es umgebenden Welt sich hermetisch abzuschließen. Und China macht hiervon keine Ausnahme. Westliche Einflüsse sind unverkennbar. Mit dem Buddhismus sind indische Geisteselemente, mit dem Islam arabische in das chinesische Wesen eingesickert. Nicht auffällig und nicht umgestaltend, sondern gewissermaßen befruchtend, wie ein Tau, der sich niederschlägt.

Übrigens ist nicht zu übersehen, daß die Chinesen einst über ganz Mittelasien bis zum Oxus und Hindukusch geboten. Die ersten Machtbestrebungen Chinas nach Westen hin machten sich mit Beginn der Han-Dynastie (um 206 v. Ch.) geltend. Im Jahre 63 v. Ch., nachdem China inzwischen mindestens 500 deutsche Meilen westlich von seinen ursprünglichen Reichsgrenzen Fuß gefaßt hatte, war der zentralasiatische Statthalter Kan-tschao unablässig bemüht, das fabelhafte »Meer des Okzidents« zu erreichen, was ihm schließlich auch gelang. Unter diesem Meere ist offenbar der Kaspisee gemeint, da der Untergeneral Kanhing nur mit mittelasiatischen Völkern in Berührung gekommen war.

Nachdem diese Bestrebungen der chinesischen Machthaber, ihre Herrschaft nach Westen auszudehnen, geschichtlich nachweisbar bis ins 8. Jahrhundert n. Ch. angedauert hatten, liegt hierin der Schlüssel zu den eingangs erwähnten rätselhaften Erscheinungen. Übrigens weiß man, daß zur Zeit der Partherkriege Rom mit China einen lebhaften diplomatischen Verkehr unterhielt. Ferner ist zu beachten, daß manche der zahlreichen Dynastien, welche über das Riesenreich herrschten, ihre Wiege in sehr entlegenen Gebieten stehen hatten. So stammte beispielsweise die Wei-Dynastie aus Daurien, also aus dem baikalischen Bezirke Sibiriens, woraus sich die Expansionstendenz Chinas in jener Zeit nach Norden erklärt. Bis zum Ob, ja bis zum Eismeer drangen damals Reisende aus dem »Reiche der Mitte«.[1])

[1]) Besonders bemerkenswert ist folgender Sachverhalt. Singanfu, die Hauptstadt der Provinz Schensi, war die Residenz mehrerer Dynastien, so der Wei-, Sui- und der

Gleich anderen Kulturvölkern sind auch die Chinesen vor urdenklichen Zeiten aus ihren Stammsitzen im Westen (oder Nordwesten) von Hochasien aufgebrochen, um den weiten Erdraum an und zwischen den großen Zwillingsströmen Hoang-ho und Yang-tse zu besiedeln. Sie nannten sich Limin (»das schwarzköpfige Volk«), oder Pisin (»die hundert Familien«). Vor dieser Einwanderung war das mittlere China von verschiedenen Stämmen bewohnt, welche, wenn auch von den Chinesen, »Barbaren« genannt, gleichwohl einen gewissen Grad der Gesittung erreicht hatten. Die Chinesen waren Ackerbauer; ihre Vorgänger mögen wohl auch, wie noch gegenwärtig der Urstamm der Miao-tse, Ackerbau getrieben haben, vorwiegend jedoch waren sie Jäger, und sie wohnten noch bis ins 7. Jahrhundert v. Ch. auf den Bergen und in den Wäldern zwischen den in den Tälern und Ebenen angesiedelten Chinesen.

Der Führer der eingewanderten Chinesen war ein fabelhafter Heros namens Fohi, der die Schrift erfand und Netze zum Jagen und Fischen verfertigte. Sein Nachfolger Schinnim — gleichfalls eine Mythengestalt — fällte Bäume und verfertigte Pflugschare, er führte den Handel ein und rief Jahrmärkte ins Leben. Dann kamen Hwanti, Yao und Schun, welche das begonnene Kulturwerk fortsetzten und das Waffenhandwerk förderten. Alle diese Bahnbrecher waren zugleich die ersten und ältesten »Kaiser«, von welchen jedoch nicht festzustellen ist, um welche Zeit sie lebten. Bezeichnend für das Alter der chinesischen Kultur ist es, wenn die Überlieferung von dem ersten der vorgenannten Urkaiser (Hwanti) sagt: »Er regierte die fünf Geister, regelte die fünf Maße und vermaß die vier Weltgegenden. Mit dem Feuerkaiser (?) kämpfte er in den Gefilden von Pantsinen (?), er regelte die Ober- und Unterkleider und führte gestickte Gewänder ein; er regierte das Volk,

---

Tang-Dynastie. Der zweite Herrscher aus der letztgenannten Dynastie (627—650), Tai-tsung, war ein großer Eroberer, der in seinen Bestrebungen an die Überlieferungen seiner großen Vorgänger der glanzvollen Tsin-Dynastie anknüpfte, und den tausend Jahre vorher in Mittelasien errungenen, nachmals wieder verlorenen Landbesitz neuerdings an sich zu bringen bemüht war. Die Ereignisse, welche mit diesen Taten zusammenhängen, sind in den berühmten Tang-Annalen (450 Bände und 5 Bände Vorreden und Einleitungen) niedergelegt . . . Vor dem Haupttore von Singanfu befindet sich ein Komplex von ruinenhaften Baulichkeiten und verödeten Gärten mit zahlreichen chinesischen Denkmälern — 4—5 *m* hohen, von je einer steinernen Schildkröte getragenen Schäften — und einem verwahrlosten Buddhatempel. Diese Örtlichkeit steht in hohem Ansehen unter allen Erforschern chinesischer Geschichte und Kultur, eines Denkmales wegen, welches Zeugnis ablegt von dem Einflusse, den die christliche Religion vor mehr als 12 Jahrhunderten in China hatte. Dieses Denkmal ist die berühmte »Nestorianische Tafel«. Der Gedenkstein ist 3 *m* hoch und wird von einer meterhohen steinernen Schildkröte getragen. Eine aus dem Steine herausgemeißelte und geglättete Tafel meldet in chinesischer Schrift von den Taten des Kaisers Tai-tsung. Dieser Gedenkstein wurde im Jahre 1625 gelegentlich einer vorgenommenen Ausgrabung entdeckt und dessen Inschriften (auch die Seitenflächen haben solche, und zwar in mongolischer Schrift) enthüllten bis dahin gänzlich unbekannte Tatsachen, welche ein helles Licht auf die kulturfreundliche Strömung in China in so entlegener Zeit warfen. Man denke: ein chinesischer Kaiser, der an der Weihnachtfeier der Christen teilnimmt, sie bewirtet, die Priester als Träger der Gesittung und Nächstenliebe beschützt und ihnen in ihrem Wirkungskreise die vollste Freiheit gewährleistet! Es sei hier mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben, daß es ein Mandarin war, der vor etwa einem halben Jahrhundert die zwischen uralten Trümmern in Vergessenheit geratene Nestorianische Tafel renovieren und an ihren jetzigen Standort bringen ließ.

indem er es den Grenzen des Himmels und der Erde folgen hieß, kannte die Ursachen des Dunklen und des Hellen. Zur rechten Zeit säete er hunderterlei Früchte; er erforschte Sonne, Mond, Planeten und Sternbilder, des Wassers Wesen, der Erde Gesteine, Metalle und Edelsteine. Er strengte Ohr und Auge an, wandte fleißig Herz und Kräfte an, bediente sich des Wassers und des Feuers, der Schätze und der Dinge, um das Volk zu belehren, und das Volk hatte Nutzen davon. Nach hundert Jahren starb er. Das Volk fürchtete seinen Geist hundert Jahre. Dann wandte das Volk noch hundert Jahre seine Lehre an, bis es damit wechselte. Deshalb spricht man von den dreihundert Jahren Hwantis«...

Im Chinesen ist der mongolische Rassentypus nicht mehr völlig rein erhalten, wobei jedoch nicht an Rassenkreuzung gedacht werden darf; denn das Gesetz, das dem Chinesen verbietet, eine Ehe mit Angehörigen eines anderen Volkes einzugehen, ist uralt und besteht auch heute noch zu Recht. Offenbar haben klimatische Einflüsse, sowie die eigenartige kulturelle Entwicklung im Laufe der Jahrtausende in der typischen Erscheinung des Chinesen jene vom mongolischen Urtypus abweichende Rassenmerkmale zur Folge gehabt, ohne daß übrigens diese Differenzierung zu weit ginge; denn der Hauptsache nach ist der Chinese eine Erscheinung von unverkennbarem mongolischem Habitus ... Die Eroberung des Landes infolge der Einwanderung brachte es mit sich, daß der Boden kein Freieigentum war. Gleichwohl befanden sich die Bauern nicht in der Stellung rechtloser Sklaven; die Weisheit der Eroberer ließ ihnen die persönliche Freiheit und verwendete sie als Pächter. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Kaiser und Volk brachte es mit sich, daß ersterer jederzeit wie ein Vater für seine Kinder sorgte. In keiner anderen Staatengeschichte findet sich die Einrichtung, daß ein Herrscher für den Fall, daß keine Söhne da waren, als Nachfolger irgend einen befähigten, hochgestellten Beamten erwählte.

Erst mit Begründung der ersten Dynastie Hyao durch Ki trat die Erbfolge in Kraft. Trotzdem blieb der uralte Grundsatz fortbestehen, daß das Volk nicht des Kaisers, sondern der Kaiser des Volkes wegen da sei. Daher war es in alter Zeit Sitte, daß der Herrscher alle fünf Jahre ausgedehnte Reisen unternahm, um sich davon zu überzeugen, daß alles in bester Ordnung sich befinde. Vasallen, deren Provinzen eines blühenden Zustandes sich erfreuten, wurden befördert, jene, welche ihre Pflichten vernachlässigt hatten, abgesetzt oder in die Grenzprovinzen verwiesen. In den vier Jahren, während der Kaiser nicht reiste, mußten die Vasallen bei Hof erscheinen, bei welcher Gelegenheit das Staatsoberhaupt großen Prunk entfaltete. Diese Vorstellungen bei Hof waren nebenher eine Art Hochschule für Höflichkeit und feine Sitte. Bevor die Vasallen entlassen wurden, erhielten sie den Kalender[1]) für

[1]) Dem Fohi (Fu-hsi) werden die Worte in den Mund gelegt: »Indem er die Augen in die Höhe hob, sah er die Figuren des Himmels, indem er sie senkte, sah er die Vorbilder, welche auf der Erde nachzuahmen waren.« Und weiter: »Er fing zu ziehen die acht Kwas (‚Ausgehängten' — Ausrufungen, nämlich bestimmter Zeiteinteilungen) in Zeichnungen, um zu durchdringen die Wahrheit der göttlichen Weisheit, wie die Natur unbeweglich und beweglich, von wo sie aufhört, nachzugeben, und von da, wo sie der Kälte widersteht, und in ihnen durch Zwischenräume und Eigentümlichkeit aller Dinge zu bestimmen usw. . . .« Inwieweit sich dieses System des Pa-Kwa zur Zeitbestimmung

das kommende Jahr und bestimmte Weisungen bezüglich der Abgaben und der einzuhebenden Tribute. Die Fürsten wurden ferner verhalten, sich gegenseitig zu besuchen, gute Freundschaft zu halten und Höflichkeit zu üben. Es wurde ihnen nahe gelegt, den Reichtum gering zu schätzen, dagegen den Segen der Arbeit hochzuhalten. Nur auf diese Weise könne im guten Sinne auf das Volk eingewirkt werden — Lehren, wie geschaffen für einen idealen Staat.

Jahrtausende hindurch währte dieser patriarchalische Zustand, und er besteht auch heute noch, wenigstens in den Anschauungen des Volkes. Denn dieses sieht in seinem Kaiser nicht einen Fürsten von Gottes Gnaden, sondern seinen Vater, dem das Wohl des Landes am Herzen gelegen ist oder doch liegen soll. Deshalb kennt der Chinese kein dynastisches Gefühl, und ebensowenig ist ihm der Begriff Patriotismus geläufig. Der erstere Umstand läßt es erklärlich erscheinen, weshalb die Dynastien so häufig wechseln konnten, ohne schwere politische Erschütterungen im Gefolge zu haben. Von Politik weiß ja der Chinese überhaupt nichts; er kennt nur das Herkommen, und es übersteigt sein Fassungsvermögen, daß irgend welche Neuerungen zum besten von Einrichtungen sein könnten, deren Zweckmäßigkeit sich durch Jahrtausende bewährt hat. Daher der hartnäckige Widerstand gegenüber den vermeintlichen Segnungen der westländischen Zivilisation. Nichts bringt den Chinesen mehr in Erstaunen als die Zumutung, sich für Dinge zu erwärmen, die ihm fremd sind und seine uralten Überlieferungen durchkreuzen.

Die Zauberformel, welche dem Chinesen die Kraft verleiht, allen Versuchen, ihn aus dem Bannkreise des Herkommens herauszureißen,

---

eignete oder ob das System nur Formeln allgemeiner Natur darstellte, durch welche ein gewisser Zusammenhang zwischen den Himmelserscheinungen und dem Gange der irdischen Natur angedeutet werden sollte, ist nicht ergründet, da außer dem ersten Buche Fohis sich von dessen Schriften nichts erhalten hat. Auffällig ist, daß die 28 »Mondstationen« der Chinesen mit den arabischen besser übereinstimmen als mit den indischen. Gleich den Chaldäern beobachteten die Chinesen die Sonnenhöhe am Gnomon Das bürgerliche Jahr war in zwölf Monate geteilt. Außerdem gab es Zyklen von zwölf Jahren, welche der Umlaufszeit des Jupiter entsprechen, ferner einen Zyklus von zehn Jahren. Die Einteilung des Tages in Stunden wurde durch Wasseruhren kontrolliert und von Wachen ausgerufen oder angeschlagen. Daher die Bezeichnung des Systems der »acht Ausgehängten« (siehe oben) oder Ausgerufenen. Auch unser Wort »Kalender« (καλῶ) bedeutet ja nichts anderes. — Die Welt dachten sich die Chinesen, wie alle alten Völker, als einen Kreis (Ei) in zwei Teile geschieden: in die Sphäre des Lichtes und in die Sphäre der Finsternis. Erstere (Yan) war der gute Geist (Schin); letztere (Yin) der Geist des Übels (der Dämon Kwei). Das Licht wird erzeugt im Norden, strahlt aus im Osten und ist vollgesättigt im Süden. Die Dunkelheit beginnt im Osten, ist gesättigt im Westen und endigt im Norden. Wie man sieht, handelt es sich um die Einteilung in zwölf Stunden; die erste Tageshälfte beginnt um Mitternacht, die zweite zu Mittag. Bei der Einteilung des Kreises in die Sphären des Lichtes und der Finsternis dachte man sich in der Mitte stehend, den Blick nach Norden gerichtet; links ist Osten, rechts Westen. Astronomisch sind Yan und Yin Sonne und Mond. Mitunter ist die Sonne durch einen Stern ersetzt, wie Venus (ursprünglich die Sonne) zum Morgen- und Abendstern geworden ist. Aus den mythischen Überlieferungen der Chinesen tritt mit sicheren historischen Umrissen die Zeit des Kaisers Yao (um 2360 v. Chr.) hervor, unter welchem das bürgerliche Jahr auf $365^1/_4$ Tage festgesetzt wurde. Um das Jahr 1100 v. Chr. (Einbruch der Dorer in Griechenland!) kannten die Chinesen bereits den wichtigen Zyklus von 19 Sonnenjahren oder 235 synodischen Mondmonaten. Die Wochen waren nicht mehr in 10, sondern in sieben Tage eingeteilt.



Steinbild aus der Zeit der Ming-Dynastie.

Trotz entgegenzusetzen, ist der »Fengschui«. Wie das meiste am geistigen Chinesentum, ist auch dieses Wort ein Abstraktum. Es ist nicht einmal ein festumrissener Begriff, denn wörtlich bedeutet es »Wind-Wasser«.... Was soll man mit einem solchen Worte beginnen und welche Bedeutung hat es? Bald wird es als ein System von Geomantie bezeichnet, vermittels welchem es möglich ist, günstige oder ungünstige Zeichen für örtliche Verhältnisse festzustellen; bald ist es das geheimnisvolle »Etwas«, in welchem der Geist des aktiven und passiven Widerstandes gegen alles Fremde waltet; bald beeinflußt der Fengschui das Wohlergehen des Hauses, der Familie, einer Stadt, des ganzen Volkes Ein unfaßbarer Geist wie der Wind, den Händen entschlüpfend wie Wasser. Und dennoch ist der Fengschui eine ungeheure Macht, das Schlagwort für Kampf und Vergeltung. Er ist ebensosehr Fatalismus wie eiserner Wille, der allgemeine Feuerhauch, welcher die Massen entflammt. Merkwürdig: das Wort ist allgemein im Gebrauch, aber im Grunde weiß niemand, welche Bewandtnis es damit hat. Mit solchen Rätseldingen hat der Kulturfortschritt einen harten Kampf.

Um sich ein zuverlässiges Geschichtsbild von China zu machen, besteht keine sachliche, sondern nur eine formale Schwierigkeit, nämlich der ungeheure Umfang der einschlägigen Literatur. Ungleich den Judern, betätigten die Chinesen von altersher einen ausgeprägten geschichtlichen Sinn, und diesem Umstande verdankt man jene reichhaltigen Geschichtsquellen, deren ältester Vertreter — Sche-ma-thsien — allerdings einer relativ späten Zeit (1. Jahrhundert v. Chr.) angehört. Nach ihm gab es

noch 23 offizielle Reichshistoriographen, worauf mit dem Untergange der Ming-Dynastie, d. i. der Eroberung des Reiches durch die Mandschu (1644) die Annalen schließen. Die ältesten Darstellungen, welche die Zeit von 3341—2205 v. Chr. umfassen, sind selbstverständlich vorwiegend legendenhaft. Hieran schließt eine Periode, welche man die »halbhistorische« nennen möchte. Sie umfaßt die Zeit von 2205—775 v. Chr. Die Sonnenfinsternis am 29. August des letztgenannten Jahres gibt einen zuverlässigen Anhaltspunkt zur Feststellung der Zeitrechnung, und so beginnt mit diesem Tage die historische Zeit.

In der halbhistorischen Periode fand die erste große politische Umwälzung statt, indem etwa 800 Lehensfürsten gegen den grausamen Kaiser Dschousin rebellierten, unter Führung des mächtigen Dynasten Dschou, der nach Beseitigung der herrschenden Schang-Dynastie (1766—1122, ihr voran ging die Hsia-Dynastie, 2205—1766 v. Chr.) die Dschou-Dynastie (1122—249 v. Chr.) begründete. Dschou, der an Stelle des Kaisertitels (Ti) den Königstitel (Wang) annahm, ist der Schöpfer des Feudalsystems, das nachmals zu heftigen Kämpfen zwischen den einzelnen Fürsten Anlaß gab. Das bureaukratische Regiment, dem China sein einheitliches Gepräge in der staatlichen Verwaltung verdankt, setzt verhältnismäßig spät ein, nämlich in der Mitte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts.



Steinbild aus der Zeit der Ming-Dynastie.



Der Drachenthron.

Wenn man das chinesische Wesen als etwas Starres, Unveränderliches bezeichnet, so mag dies bezüglich aller auf das Herkommen begründeter Einrichtungen gelten, keineswegs aber in politischer Beziehung. Der häufige Wechsel der Dynastien zeugt von dem unfertigen Zustande der Dinge durch viele Jahrhunderte. Das Feudalwesen unterwühlte das Reich fort und fort. So oft eine kraftvolle Persönlichkeit auf die Schaubühne trat, erfolgten Rebellionen und Meuchelmorde, die mit der Usurpation des Thrones abschlossen. Gab es Rivalen, so zerfiel das Reich zeitweilig in mehrere Herrschaftsgebiete, die sich untereinander bekriegten. So hatte beispielsweise Gaodsu, der Begründer der Tang-Dynastie (618—906), durch mehrere Jahre gegen elf Kaiser und Könige anzukämpfen, bis ein einheitliches Regiment hergestellt war.[1])

[1]) Nachdem im Jahre 249 die Dschou-Dynastie erloschen war, folgte bis 221 ein Interregnum, worauf der Usurpator Schyhuangti die nächste Dynastie (Thsin, 221 bis 206 v. Chr.) stiftete. Sie hatte nur kurze Zeit Bestand und wurde durch die vom Fürsten Liubang begründete Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) abgelöst, der ersten historischen, welche durch die lange Dauer ihres Bestandes (fast fünfthalb Jahrhunderte) dem Reiche seine innere Festigung und seine Machterweiterung nach außen verlieh (vgl. S. 554). Nach dem letzten Han-Kaiser griffen abermals schwere Wirren Platz, welche zu einer Dreiteilung des Reiches führten, die schließlich durch Wudi, dem Stifter der Dhsin-Dynastie (265—420), beseitigt wurde. Die nächsten Fürstengeschlechter, welche nach langwierigen Rebellionen, Thronstreitigkeiten und Kämpfen der mächtigsten Vasallen gegeneinander zur Herrschaft gelangten, waren die Sui (589—618) und die Tang (618 bis 906). Im Anfange des 10. Jahrhunderts fiel Nordchina in die Gewalt eines Tungusenstammes, der unter der Liao-Dynastie (927—1125) ein selbständiges Reich schuf, während in der südlichen Hälfte Chinas die Herrscher der Sung-Dynastie (1127 bis 1278) die Macht an sich rissen. Der Liao-Dynastie bereiteten die Mandschu den Unter-

Da die Religion der Sauerteig des geistigen Lebens eines Volkes ist, muß es im hohen Grade überraschen, daß die Chinesen in diesem Sinne eine Ausnahme unter allen Kulturvölkern machen. Ganz abgesehen davon, daß man wohl zu unterscheiden hat zwischen der Religion des Volkes und jener der Gelehrten, beschränkte sich die erstere von alters her auf eine Verehrung der Naturkräfte. Aber nebenher lief der Kult der Verstorbenen, besonders der alten Kaiser und der Erfinder der nützlichen Dinge. Man erkennt sofort den utilitaristischen Zug, der sich hier geltend macht. Es gab keinen Priesterstand, die vorgeschriebenen Opfer wurden vom Kaiser, seinen Beamten und den Familienhäuptern dargebracht.



Kung-fu-tse. (Nach einem chinesischen Original.)

An diesen einfachen Glauben, der kaum die Bezeichnung eines religiösen Lebens verdient, knüpfte Kung-fu-tse — eigentlich Kung-tse (551—480 v. Chr.) an, als er mit Hilfe der alten Erbweisheit des Volkes und mit Außerachtlassung aller theosophischen und mythologischen Spekulationen jenes »nationalökonomische« System der Ethik und Politik schuf, welches dem gesamten chinesischen Leben, dem geistigen, moralischen und praktischen, die Richtungslinie wies. Das Wesen der »großen Lehre« (Ta-hio) beruht also auf den Erfahrungen der Vergangenheit, die dadurch ihre Weihe erhielten, daß Kung-tse (Confucius) sie als vorbildlich für alle Zeiten hinstellte. Allem, was alt und erprobt, von schöpferischen Kaisern und weisen Männern den Vorfahren als Kulturgut geschenkt worden war, sollte die Bedeutung eines unwandelbaren Erbes zukommen. Um diese ethische Wiedergeburt an-

gang, und sicher würden sie auch der Herrschaft der Sung ein Ende gemacht haben, wenn nicht ein neuer mächtiger Feind einen vollkommenen Umsturz herbeigeführt hätte — die Mongolen. Im Jahre 1214 kamen sie ins Land, 1234 schlossen sie ein Bündnis mit dem Sung-Herrscher, warfen sich dann — ohne Mithilfe ihrer südlichen Verbündeten — auf die Mandschu, die sie unterjochten. Das südliche Reich wurde zunächst durch den Großchan Kublai (in dessen Diensten Marco Polo stand, S. 349) zur Tributpflicht verhalten, schließlich aber das dortige Herrscherhaus, als Kublai die mongolische Yüan-Dynastie begründete (1280—1367), gänzlich beseitigt. Residenz wurde Peking. (Die Residenz der Sung war Nanking.) Nachdem gegen die Fremdlinge unter Führung eines Mannes von niederer Herkunft — Dschuyüandschang — ein Aufstand mit der gänzlichen Vertreibung der Mongolen endete, wurde jener unter dem Namen Taitsu Stifter der Ming-Dynastie (1368—1644), der glänzendsten, welche über das Riesenreich je gebot. Im Norden lagen sich Mongolen und Mandschu noch geraume Zeit in den Haaren, wobei letztere wiederholt in das durch Hofintrigen und Rebellionen geschwächte chinesische Reich einfielen. Als schließlich ein Usurpator sich des Kaiserthrones in Peking bemächtigte, rief der letzte treue Heerführer der Ming-Dynastie die Mandschu zu Hilfe. Sie kamen, rissen aber nun selber die Herrschaft an sich, indem sie den achtjährigen Prinzen Schi-tsu unter dem Namen Schun-tschi auf den Thron setzten und damit die noch heute bestehende Thsing-Dynastie begründeten (1644).



Lao-tse. Chinesische Bronzegruppe. (Museum Cernuschi, Paris.)

zubahnen, mußte Confucius die Texte der altehrwürdigen Bücher in die entsprechende Fassung zu bringen und sie auf die Höhe eines unumstößlichen Kanons zu heben.[1])

Neben dieser vorwiegend utilitaristischen sittlichen Lebensordnung bestrebte sich ein älterer Zeitgenosse Kung-tses, Lao-tse, durch eine Art pantheistische Theosophie, der »Weg« (Tao) genannt, den mystischen Niederschlag der alten Naturreligion, auf die Volksseele zu wirken. Der Erfolg war, dank dem praktischen Sinn und der nüchternen Lebensauffassung unter der überwiegenden Mehrheit der Chinesen, gering. Der Taoismus hat weiter nichts zuwege gebracht als magisch-alchimistische Träumereien, welche in dem Sinne als schädlich sich erwiesen, daß sie dem Aberglauben in allen Formen Vorschub leisteten ... Der Buddhismus endlich, der etwa vom Jahre 60 n. Chr. an in China einzudringen begann, erschien anfangs als eine Gefahr für das gesamte chinesische Geistesleben, blieb aber im großen und ganzen gleichwohl wirkungslos. Im Volke schlug er allerdings Wurzeln, doch hat der Foismus, teils durch den Confucianismus, teils durch den kräftigen Nationalgeist der Chinesen, viele seiner ursprünglichen Extravaganzen abgeschliffen.[2])

Da die geistigen Kulturgüter der Chinesen bezüglich ihres Ursprunges in das graue Altertum zurückreichen, tritt auch die Erfindung der Schrift in das Bereich der Mythe zurück. Als deren Urheber wird der Begründer aller Gesittung im Reiche der Mitte, Fohi, genannt. Mit einiger Sicherheit läßt sich annehmen, daß die gegenwärtig im Gebrauche stehende Schrift mit Anlehnung an eine uralte Bilderschrift

[1]) Vgl. G. von der Gabelentz: »Confucius und seine Lehre«, Leipzig 1888. — Plath: »Confucius und seiner Schüler Lehren und Leben« (vier Bände). München 1867—1871. — Das Originalwerk »Kong-tse-kia-yu« Vertrauliche Gespräche des Confucius) sind von Harlez ins Französische übersetzt (Paris 1899).

[2]) Im Anfange des 6 Jahrhunderts soll es in China gegen 13.000 buddhistische Tempel und einige Tausend Klöster gegeben haben. Die Kaiser unterstützten teils den Buddhismus, teils verfolgten sie ihn. Durch das Einschleppen von Buddhabildern und Reliquien aus Indien wurde der den Chinesen bis dahin unbekannte Götzendienst eingebürgert. Dem Aberglauben und Zauberwesen kam vornehmlich der Taoismus fördernd entgegen. Im Jahre 954 ließ Kaiser Schi-tsung über 30.000 Pagoden sperren. An 260.000 buddhistische Mönche und Nonnen wurden zwangsweise dem bürgerlichen Leben zugeführt. Aber zur Zeit der Mongolenherrschaft wurde das Reich vom Buddhismus neuerdings infiltriert, so daß Ende des 10. Jahrhunderts wieder über 42.000 Tempel und Klöster mit mehr als 200.000 Lamas bestanden. Die Mandschu-Kaiser verhielten sich zwar dem Buddhismus gegenüber ablehnend, doch vermieden sie religiöse Reibereien und ließen die Lamas in Tibet und in der Mongolei frei schalten.

(Kü-wen) um 2650 v. Chr. von Thsan-ke, dem »Vormerker des gelben Kaisers«, erfunden worden ist. Die confucianischen Schriften nennen diesen Namen nicht; im »Schu-king« wird die Erfindung der Schrift auf die »heiligen Männer« zurückgeführt. Da der Vorgenannte den Beinamen »Tsin-sun«, d. i. »Verbreiter der religiösen Gesänge«, führt, dürfte er einem Priestergeschlechte angehört haben. Das Ko-teu, die sogenannte »Froschwürmerschrift«, soll noch über die Zeit des Thsan-ke hinausreichen, indem berichtet wird (im Buche »Kwan-yu-ki«), daß im Jahre 2278 v. Chr. der Kaiser Yu auf einem Berggipfel in der Nähe von Peking als Erinnerung an eine große verheerende Flut einen Denkstein vergraben habe lassen. Späterhin hat die Urschrift mancherlei Wandlungen und Spielarten erfahren, deren Besprechung hier zu weit führen würde. [1])

Das unter dem Kaiser Kan-hi im Jahre 1716 v. Chr. veröffentlichte Wörterbuch (Tso-tyan = Gesetz der Zeichen), welches noch gegenwärtig für alle amtlichen Schriften maßgebend ist, enthält 42.000 Schriftzeichen, umfaßt aber nicht alle Ausdrücke für Schönliterarisches und für die Kunstsprache der Gewerbe. Und in dieser kompliziertesten Sprache der Welt ist im Laufe der Jahrtausende eine Literatur aufgehäuft worden, die im gleichen Maße hervorragend ist durch ihr ehrwürdiges Alter, wie durch ihren gewaltigen Umfang. Das älteste Schrifttum sollte durch die drakonische Maßregel des ersten Kaisers der Thsin-Dynastie mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Damit sollte alle Erinnerung an die Vergangenheit ausgemerzt werden, um den Glanz der neuen Herrscher und deren Taten zu erhöhen. Der Besitz eines alten Buches kostete das Leben. Als aber die Han-Kaiser auf den Thron gelangten, kam gleichwohl eine große Zahl der auf den Index gesetzten Bücher zum Vorschein und diese gaben nun den Grundstock für das rasch aufblühende Schrifttum ab.

In China gehörte es seit jeher zu den obersten Regentenpflichten für reichdotierte kaiserliche Bibliotheken zu sorgen. Aber die fortgesetzten inneren Wirren, Thronstreitigkeiten, Kriege nach außen, Wechsel der Dynastien usw. — alles Dinge, welche sich mit der eingelebten Vorstellung von einer permanenten inneren Erstarrung des Chinesentums keineswegs decken — brachten den Bücher-



Altchinesische Inschrift.

[1]) Siehe hierüber: A. Pfitzmaier: »Zur Geschichte der Erfindung und des Gebrauches der chinesischen Schriftgattungen«, S. 6, 20, 40. — Wuttke: »Geschichte der Schrift und des Schrifttums«, S. 288. — J. Hager: »Monument de Ju, ou la plus ancienne inscription de la Chine«. Paris 1802. — Julius v. Klaproth: »Die Inschrift des Jü«. Halle 1811. — K. Faulmann: »Illustrierte Geschichte der Schrift«, S. 279—299.

schätzen immer wieder teilweise Vernichtung. Der zähen Ausdauer dieses Volkes, dem Fleiße der Gelehrten und dem allgemeinen Bildungstriebe verdankt man, daß das Verlorene immer wieder durch Abschriften, unterstützt durch einen nie erlahmenden Sammeleifer, ersetzt worden ist. Die Masse der vorhandenen Literatur auch nur zu überblicken, ohne in ihre Einzelheiten einzugehen, ist für den Nichtsinologen ein Ding der Unmöglichkeit. Schon deshalb nicht, weil nur ein verschwindender Bruchteil derselben durch Übersetzungen allgemein zugänglich gemacht ist.

Als fördernde Hilfsmittel des Schrifttums ist in erster Linie die Erfindung des Schreibepinsels und der Tusche zu nennen, welche in die Zeit des Büchersturmes unter dem Kaiser Hoang-ti (221—209 v. Chr.) fallen. Um dieselbe Zeit traten an Stelle der bis dahin üblichen Bambustäfelchen Textilstoffe, vornehmlich Seide. Im Jahre 120 v. Chr. erfand Tsai-lun die Bereitung des Papieres aus Rindenfaser, alten Fischernetzen und Lumpen, eine Kunst, die erst 14 Jahrhunderte später nach Deutschland gedrungen ist. Um die Wende des 6. nachchristlichen Jahrhunderts kam der Buchdruck (Holztafeldruck) auf, der um die Mitte des 11. Jahrhunderts durch die Erfindung der beweglichen Lettern durch den Grobschmied Pe-tsching eine Vervollkommnung erhielt, auf welche das Abendland noch vier Jahrhunderte warten mußte. Tatsache ist, daß die ältesten chinesischen Drucke den europäischen um 860 Jahre voraus sind.

Die Grundlage der chinesischen Literatur bilden die fünf kanonischen Bücher des Confucianismus: das Yi-king (Buch der Wandlungen), vermutlich das älteste und rätselhafteste aller chinesischen Schriftwerke; das Schi-king (Buch der Lieder), eine Sammlung von 311 Liedern aus der Zeit von 1765—600 v. Chr.; das Schu-king (Buch der Urkunden), ein Geschichtswerk, dessen noch erhaltene Teile vom 17. bis zum 7. vorchristlichen Jahrhundert reichen; das Li-ki, ein Ritualkodex, und das Tschün-thsieu (Frühling und Herbst). Das Hiao-king (Buch der Pietät). als dessen Verfasser Kung-tse angegeben wird, zählt zwar nicht zu den kanonischen Schriften, genießt aber fast das gleiche Ansehen wie diese.

»Der Baum der Poesie«, sagt ein chinesischer Schriftsteller, »trieb seine Wurzeln zur Zeit des Schi-king; die Schößlinge erscheinen mit Li-ling und Su-fu; unter der Dynastie der Han und der Wei gab es schon einen Überfluß an Laubwerk; aber unter den Tang ergötzte man sich an seinen Blüten und an seinen Früchten« . . . In der Tat bezeichnet diese Zeit (vom 7. bis ins 10. Jahrhundert) den Höhestand der chinesischen Literatur. Eine zweite Blütezeit fällt mit der Herrschaft der Sung-Dynastie (960—1280) zusammen. Aber an Stelle der eigentlichen Dichter waren die Philosophen getreten, welche auf die Ausbildung des schönen Stiles bedacht sind, im übrigen aber sich in die confucianische Weisheit vertiefen. Will man aber von der Kunst eines echt volkstümlichen Liedersängers hören, dann muß man bis zur Mitte des 8. nachchristlichen Jahrhunderts zurückgehen, um welche Zeit der größte chinesische Lyriker — Li-taï-pe (702—763) mit seinen genialen Liedern das Volk begeisterte: ein verlumptes Genie, Kneipbruder und Wüstling, nebenher pessimistisch angekränkelt, wie es eben die liederliche Lebensweise mit sich brachte . . .

Auf dem Gebiete der dramatischen Literatur haben die Chinesen — trotzdem man von einer »klassischen« Periode spricht und ruhmbekränzte Namen (Wang-schi-fu, Kuan-han-king, Kao-wen-sien u. a.) nennt — nichts Hervorragendes geleistet. Dem Chinesen mangelt angesichts seiner Nüchternheit der Sinn für das Pathos und die Leidenschaft. Witz, gute Laune, Scharfsinn fügen sich weit besser in seine Natur ein. Auch für das Genre des Sittenbildes bringt er Begabung und Verständnis mit und hier ist es vornehmlich Ma-tschi-yuen, dem als Charakterschilderer wohl der erste Platz in der schönen Literatur der Chinesen gebührt. Als Lustspieldichter glänzt Tsching-te-honi, ein genialer Kopf, voll phantastischer Ideen und freiem Schwung, der als glänzendster Vertreter des Intrigenstückes gelten darf.

Als ein uferloses Meer kennzeichnet sich die chinesische Erzählungsliteratur. Kein Sterblicher vermöchte diese auch im einzelnen in bezug auf den Umfang alle anderen Literaturen der Welt überragenden Schriftungetüme in sich aufzunehmen. Aber ein Gutes hat diese Romanliteratur: sie bildet eine vorzügliche Grundlage für das Studium der Volksseele, die, merkwürdig genug, trotz aller ererbten Nüchternheit und ungeachtet ihres praktischen Sinnes, mit breitem Behagen in diese Welt der Märchenwunder untertaucht. Allerdings ist nicht alles Sittenroman; auch der Geschichtsroman hat seinen Platz an der Sonne und er steht in hohen Ehren. Berühmt zumal ist Tschin-scheus Roman »Geschichte der drei Reiche« (San-kwo-tschi), der die Zeit des großen Bürgerkrieges von 168—265 behandelt. Noch umfangreicher ist der Roman »Geschichte der Flußufer« (Schui-hu-tschuen), der erste komische Roman der Chinesen, ein getreues Gemälde aus dem 12. Jahrhundert widerspiegelnd.[1])

Im großen und ganzen fehlt fast allen schönliterarischen Erzeugnissen der Chinesen der Enthusiasmus und der Schwung, wie sie bei anderen Kulturvölkern durch idealisierte Lebensauffassung hervorgerufen werden. Auch der Mangel eines durch Innerlichkeit sich auszeichnenden religiösen Lebens ist ein Hemmschuh gegenüber jeder idealen Spannkraft. Das Abstrakte ist dem Verständnisse des Chinesen völlig entrückt. Der häufig gemachte Vergleich mit den alten Ägyptern stimmt sonach nicht, mögen auch diese beiden ältesten Kulturstaaten in manchen Dingen — Agrarstaat par excellence, bureaukratisches Regiment, patriarchalische Sitten und Moralkodex — sich decken.

Auch in der sonst bewundernswerten Gelehrsamkeit zeigt sich der ideallose Sinn dieses Volkes. Die Denktätigkeit überschreitet niemals die Grenzen, welche das Formenwesen der geistigen Arbeit ein für

---

[1]) Behelfe zur schönen Literatur Chinas: V. v. Strauß: »Schi-king, das kanonische Liederbuch der Chinesen«. Heidelberg 1880. — W. Schott: »Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur«. Berlin 1854. — Helmke: »Über chinesische Sprache und Literatur«. Cleve 1840. — R. v. Gottschall: »Das Theater und Drama der Chinesen«. Breslau 1887. — J. L. Klein: »Geschichte des Dramas«. III, 373—498. Leipzig 1874. — Wollheim-Fonseca: »Die Nationalliteratur sämtlicher Völker des Orients«. II, 831—843. — A. Baumgartner: »Geschichte der Weltliteratur«. II, 475—552, dritte und vierte Auflage. Freiburg i. Br 1902. — J. Hart: »Geschichte der Weltliteratur«, I, 31—64. Neudamm 1894. — Josef Kürschner: »China«, S. 290—326. Leipzig (Ziegers Verlag. Ohne Jahreszahl).



Chinesischer Südanzeiger.

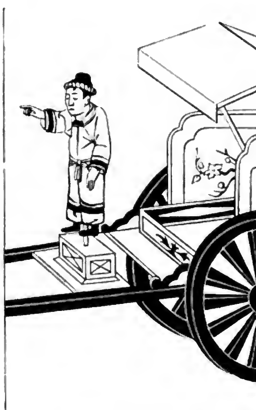
allemal gesteckt hat. Keine bahnbrechende Theorie, kein Erfassen der Dinge in ihren ursächlichen Wechselwirkungen, keine Intuition. Man hat mit Recht behauptet, daß der echte Denker der Einbildungskraft nicht entraten könne. Der kühle chinesische Rationalismus weiß nichts von jener schöpferischen Gedankenarbeit, die, von der Erscheinungswelt ausgehend, teils in die Tiefen aller Wesenheit eindringt, teils zu den luftigen Höhen der Erkenntnis sich aufschwingt.

Die chinesische Gelehrsamkeit ist völlig katalogisiert und schematisiert; sie ist ihrem Wesen nach rein enzyklopädisch. In diesem Sinne freilich hat sie Großartiges geleistet und eine Fülle von Material aufgestapelt wie kein zweites Kulturvolk der Welt. Wenn wir von den kanonischen und den klassischen Schriften ausgehen, finden wir, wie sich bereits an diese eine große Zahl von Kommentaren und Wörterbüchern angliedern. Den Hauptstock der Gelehrtenliteratur bilden aber Geschichte (Shé) und Philosophie (Tszé), die in eine Menge Unterabteilungen zerfallen. Die Geschichtswissenschaft umfaßt dynastische Geschichte, Reichsannalen, Biographien, Spezialberichte und Dokumente, aber auch Aktenverzeichnisse, Chronologie und Geographie. Noch weitläufiger ist der Begriff »Philosophie« aufgefaßt, denn außer den eigentlichen Philosophen, beziehungsweise deren Lebensbeschreibung (Joô-këa), gehören noch hierher: die Militärschriftsteller, die Juristen, die medizinischen Schriften, naturwissenschaftliche Sammelwerke, Mathematik und Astronomie, Schriften über Ackerbau und solche über Kunst. Der dritte Zweig der Gelehrtenliteratur — und dies erscheint besonders kennzeichnend — ist die schöne Literatur.

Wie wenig die angeblich eigensinnige Abgeschlossenheit des Reiches nach außen stichhältig ist und wie wenig es der Wahrheit entspricht, wenn man das Chinesentum als äußeren geistigen Einwirkungen unzugänglich hinstellt, beweist die Tätigkeit des Jesuitenordens vom 16. Jahrhundert ab. Durch diese Sendboten aus dem Westen wurde der Gesichtskreis der chinesischen Wissenschaft in bedeutsamer Weise erweitert. Abgesehen von ihren wissenschaftlichen Arbeiten am Kaiserhofe selbst (Mathematik und Astronomie), verstanden sie die Kunst, sich dem chinesischen Wesen anzupassen, durch Milde und Menschenfreundlichkeit ihre Mission zu fördern, Herkommen und nationales Schrifttum zu achten. Erst durch das Einströmen anderer Ordensbrüder (Franziskaner und Dominikaner), die, weniger gebildet, aber um so fanatischer und zu keinen Konzessionen bereit, dem Volke entgegentraten, wurden die Keime zu verhängnisvollen Spaltungen und Reibereien gelegt, welche in späteren Zeiten böse Früchte zur Reife bringen sollten.

Im Realwissen sind die Chinesen niemals sattelfest gewesen. Der bereits hervorgehobene Mangel an Intuition brachte es mit sich, daß auf naturwissenschaftlichem Gebiete so gut wie nichts geleistet wurde. Ursächliches Erfassen der Dinge kennt der chinesische Gelehrte nicht, und gibt er sich den Anschein hierzu, so wird die Sache phantastisch, dunkel, rätselhaft. Die meisten Erfindungen, an denen ja die Chinesen gewiß nicht arm sind, entsprangen dem praktischen Leben. Demselben Ursprung dürfte auch eine der wichtigsten Erfindungen zu verdanken sein, jene der Bussole. In einem Werke »Betrachtungen über alte und neue Dinge« von Thsui-pao (4. Jahrhundert n. Chr.) wird der Herrscher Hoang-ti als Erfinder eines Wagens genannt, der mit einem die Südrichtung anzeigenden Instrumente ausgerüstet war. Als Zeitpunkt dieser Erfindung wird das Jahr 2634 vor unserer Zeitrechnung angegeben. In einem anderen Werke, den historischen Memoiren des Szu-mathsi-an (2. Jahrhundert v. Chr.), wird die Erfindung des »Magnetischen Wagens« in das Jahr 1110 verlegt. Es gibt aber noch eine ältere Quelle, jene des Philosophen Han-feï-tsö (4. Jahrhundert v. Chr.), der in der Enzyklopädie »Ju-haï« als Gewährsmann angeführt wird. Das Zitat lautet: »Die alten Herrscher errichteten Südanzeiger (Sse-man), um Osten und Westen zu unterscheiden.« Der erwähnte Kommentator des genannten Philosophen setzt hinzu: »Sse-man ist der Wagen, um den Süden anzuzeigen.« (Die Chinesen betrachten nicht den Nordpol, sondern den Südpol als den Hauptpol.)

Der Südanzeiger, der an den magnetischen Wagen angebracht war, bestand aus einer menschlichen Figur am vorderen Ende der Wagenstange und war um eine vertikale Achse drehbar. Diese Wagen fanden auf Reisen und Heereszügen Verwendung. Die eigentliche Bussole benützten die Chinesen zur Bestimmung der Baulinie der Häuser und für nautische Zwecke. Die älteste Form dieses Instrumentes war die »Wasserbussole«, bei welcher die Magnetnadel durch Schilfrohr oder Holzstäbchen auf der Oberfläche eines mit Wasser gefüllten Gefäßes schwimmend erhalten wurde, und scheint sich diese Form bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts erhalten zu haben.


Magnetischer Wagen.

Außer der Bussole, aus welcher der Kompaß hervorging, dem wichtigsten Hilfsmittel der ozeanischen Schiffahrt (vgl. S. 498), verdankt Europa den mehr als billig verspotteten Zopfträgern des Ostens noch manche andere wichtige Erfindung. Ein knapper Überblick auf die hervorragendsten Zweige des chinesischen Kunstge-



Bronzene Tempelglocke mit Gold- und Silbereinlagen.

werbes wird dies bezeugen. In vorderster Reihe steht die Seide. Die erste chinesische Seidenraupenzüchterin der Welt soll die Kaiserin Si-Lingtschi (um 2700 v. Chr.) gewesen sein. Kein Wunder also, daß man sie zu den Göttern aufrücken ließ und alle nachfolgenden Kaiserinnen nebst allen Damen des Hofes ihr Augenmerk der Seidenraupenzucht widmeten ... Uralt ist ferner die Erfindung des Porzellans, welche in das Jahr 2350 v. Chr. zurückreicht. Es sind immer diese ungeheueren Entfernungen im zeitlichen Sinne, welche verblüffen ... Die Bronzetechnik ist mindestens 4600 Jahre alt; im Jahre 2220 v. Chr. war sie bereits so entwickelt, daß Gefäße mit bildlichen Darstellungen gegossen werden konnten, und anfangs des 12. vorchristlichen Jahrhunderts erhob sich diese Technik zu einem Kunstzweige ... Auch der Kunstzweig der Steinschneiderei (in Nephrit) hat sich frühzeitig entwickelt, etwas später die Lackkunst, das Schmelzemail, die Holz- und Elfenbeinschnitzerei.

Das chinesische Kunstgewerbe leitet zur eigentlichen Kunst hinüber. Da das chinesische Wesen sich vornehmlich dem Praktischen zuwendet und die Tätigkeit des einzelnen anregt, begreift man, daß die Kleinkunst weitaus den größeren Bereich alles Kunstschaffens einnimmt. Merkwürdig: den alten Indern fehlte völlig der geschichtliche Sinn, während der monumentale sich in großartiger Weise entwickelte; bei den Chinesen ist das Umgekehrte der Fall. Es ist eines jener Antithesenspiele, in welchen sich der menschliche Geist gefällt. Die chinesische Architektur ist gänzlich belanglos; aus dem Holzbau erwachsen, behielt sie dessen Formen dauernd bei. Der Pagodenbau führt auf den Buddhismus zurück und der nationale Geist gibt ihm die äußere Ausgestaltung, wie sie ihm seit jeher geläufig: geschweifte Dachformen, zopfiges Ornament, Überladung mit kunstvoll durchgearbeitetem Kleinkram, viel spielende Erfindungsgabe, kein ins Große gestaltender Gedanke.

So wenig der Monumentalbau sich entwickelt hat, so bedeutend sind die Nutzbauten. Kein Volk, nicht einmal die Ägypter, hat ein

Werk zu verzeichnen, wie es die berühmte »große Mauer« ist; in der ganzen Welt gibt es keine künstliche Wasserstraße, wie den »Kaiserkanal«, der, 1100 *km* lang (und bis 100 *m* breit), lang genug wäre, um die Nordsee mit der Adria zwischen Hamburg und Triest, oder die Donau bei Wien mit dem Ägäischen Meere bei Salonik zu verbinden. Die Anfänge jener fortifikatorischen Anlagen, welche man die »Große Mauer« nennt, reichen in das Jahr 214 v. Chr. zurück, in welcher Zeit der Kaiser Shy-huang-ti der Tsin-Dynastie die ersten Schutzwehren gegen die Tataren aufführen ließ. Diese Anlagen wurden vom 5. zum 6. Jahrhundert verstärkt, verloren aber nach der Invasion der Mongolen ihre ehemalige Bedeutung. Seit der Herrschaft der Ming-Kaiser (Mitte des 14. Jahrhunderts) wurde die Frage des wirksamen Grenzschutzes gegen die mittlerweile vertriebenen Mongolen mit außergewöhnlicher Energie und mit einem Menschenaufgebote in Angriff genommen, der in der Geschichte ohne Beispiel ist. Allerdings war dies auch in früheren Zeiten der Fall, beispielsweise im Jahre 555, in welchem über 1½ Millionen Menschen, und 607, wo 1 Million Menschen mit dem Bau beschäftigt waren. Im Jahre 1474 hatte ein halbes Hunderttausend Menschen innerhalb weniger Monate nicht weniger als 800 *km* Mauerwerk, 11 Festungen, über 800 Warten und 100 Verteidigungstürme aufgeführt. Die unter den Ming-Kaisern aufgeführten sind die noch jetzt vorhandenen. Sie erstrecken sich (zum Teil in doppeltem Zuge) von der Provinz Kansu bis zum Golfe von Petsch-ili in einer Länge von 3000 *km*. Nach Europa verlegt, würde sie von Bayonne am Nordfuße der Pyrenäen bis über St. Petersburg hinaus reichen.



Chinesischer Bronzespiegel. (Aus dem 4. Jahrhundert.)



Ein Teil der Großen Mauer. (Blick in den Nankau-Paß.)

Die chinesische Malerei hat, obwohl auch sie sich eines ehrwürdigen Alters erfreut, nie den graphischen Charakter abgestreift. Es ist eine Kunst, die sich mit der Kalligraphie, für welche die chinesischen Schriftzeichen und der Schreibpinsel sich so vorzüglich eignen, deckt. Diese Art Kunst ist vorbildlich für die japanische geworden, in der sie ihre höchste Entwicklung fand. Wandmalereien reichen in China bis ins 1. vorchristliche Jahrtausend zurück; die Bildnismalerei rückt zwar um mehrere Jahrhunderte herab, steht aber im 2. vorchristlichen Jahrhundert bereits in der Blüte. In der ersten Zeit gaben Bambusplatten und Seide den Malgrund, nach der Erfindung des Papieres kam dieses immer mehr in Aufschwung. Mit dem Buddhismus kamen indische und persische Einflüsse ins Land. Malerschulen, die sich in eine mehr naturalistische und in eine mehr akademische schieden, gab es wiederholt. Als die größten Meister werden der Landschaftsmaler Wu-tao-hi-wang (um 720 v. Chr.) und der Bildnismaler Sse-ma-kwang (1009—1086) genannt. Unter der Ming-Dynastie erlebte die Malerei eine zweite Blüteperiode, geriet aber späterhin allmählich in Verfall.

Die chinesische Skulptur führt ihren Ursprung auf buddhistischen Einfluß zurück. Im übrigen wurde sie schon vor alters als Hilfskunst der Architektur — vornehmlich des Grabmalbaues — geübt, doch hat sie nie eine wirklich künstlerische Ausbildung erlangt. Den Chinesen scheint das Formgefühl bei Bewältigung größerer Objekte abzugehen. Anderseits betätigt sich auch hier die Vorliebe für das Kleine und Zierliche, für die Werke der Kleinkunst, wobei jedoch die Darstellungsweise in phantastische Willkürlichkeiten ausartet, womit sie das mangelnde Formgefühl verdeckt.

Angesichts des nüchternen, vornehmlich auf das Praktische gerichteten Chinesentums ist es in hohem Grade auffällig, daß die geistige Ausbildung unter diesem Volke jener Grundlage entbehrt, welche das Studium praktischen Zwecken dienstbar macht. Das ganze Reich ist eine einzige riesige Bibliothek, aber es gibt kein geregeltes Schulwesen. Der Bildungstrieb des Volkes überbrückt allerdings diesen Mangel. Berufswissenschaften im abendländischen Sinne gibt es nicht und kann es nicht geben, da der Hochmut der Gelehrten den Wert unserer gesamten wissenschaftlichen Arbeit absolut leugnet. Ihnen gilt eine einzige Maxime des Kung-tse, ein einziges unklares Gedicht aus dem Schi-king mehr als das gesamte Universalwissen Europas.

In demselben Geiste ist das leitende wissenschaftliche Collegium organisiert, die Hanlin-Akademie; ihre Gründung reicht etwa zwölfhundert Jahre zurück, sie ist die älteste und exklusivste Gelehrtengesellschaft der Welt. Und ihre Tätigkeit? Die Mitglieder dieser »Akademie der Wissenschaften« sind die berufenen Verfasser von Gebeten für den Kaiser, von Inschriften für die Tempel, sie sind die Examinatoren jener bedauernswerten Musensöhne, die ihr Gehirn mit einem erstaunlichen Ballast von unnützen Dingen vollstopfen müssen, bei all dem aber kaum einen vernünftigen Brieftext zustande bringen. Die Akademiker sind ferner Hofdichter, Reichshistoriographen, sie redigieren Wörterbücher und Enzyklopädien. Von wirklicher Wissenschaft haben sie keinen Begriff.

Will man dieses Gebrechen richtig einschätzen, so muß man sich den ganzen, mehrtausendjährigen Entwicklungsgang des Volkes vor Augen halten. Hier ist wirklicher Stillstand, sehr im Gegensatz zu den politischen und sozialen Erschütterungen, welche das Reich immer wieder durch lange Zeitläufe vor völliger Lethargie bewahrten. Dazu kommt, daß die Ausreifung wissenschaftlicher Erkenntnis, auf welche das Abendland so stolz ist, hier einen langen Werdegang hinter sich hat und sich noch in den letzten Jahrhunderten aus den Dickichten grotesker Irrlehren losringen mußte, um die sonnenheitere Höhe, auf der sie jetzt steht, zu erreichen. Die Wissenschaft des Abendlandes im Mittelalter war zum Teil die würdige Schwester der chinesischen, nur mit dem Unterschiede, daß diese auf einheitlichen, einheimischen Überlieferungen fußte, während der Wissensschatz Europas sich als die geistige Rumpelkammer verschiedener Völker und verschiedener Kulturperioden darstellt.



Chinesische Malerei auf Reispapier. (Unterkleid grau mit roten Bändern und buntfarbiger Bordure, Oberkleid rosa mit blau-roten Borduren, Schultermäntelchen lichtblau.)



Chinesische Malerei auf Reispapier. (Kleid krapprot, Mütze schwarz, Glocke gelb.)

Um die chinesische Kultur richtig einzuschätzen, sind die Erkenntnisschätze von ganz nebensächlicher Bedeutung gegenüber dem erstaunlichen Vorsprung, den dieses Volk in seiner politischen und wirtschaftlichen Organisation, in seiner sittlichen Erziehung und in seinen auf patriarchalischer Grundlage ruhenden sozialen Einrichtungen vor dem Abendland hatte. In der Zeit, wo in diesen Papst und Kaiser um die »Weltherrschaft« rangen — im Jahre 1069 — ließ der menschenfreundliche Kaiser Shen-tsung durch seinen Minister Wang-ngan-sche staatliche Wohlfahrtseinrichtungen organisieren, deren Wichtigkeit in Europa erst in allerletzter Zeit aufgedämmert ist. Der Staat überwachte den Ackerbau, befreite die Armen von jeder Steuer und übertrug sie auf die Reichen; er bestimmte die Lebensmittelpreise und hatte entsprechende Vorsorge zu treffen, daß bei ungünstigen Ernteergebnissen in dem einen Gebiete die Überschüsse der anderen zur Erzielung des Ausgleiches herangezogen würden.

Als die Mongolen das Reich an sich rissen, griff nicht etwa die nackte Barbarei Platz, sondern die Eroberer bauten vielmehr auf den verschiedenen Einrichtungen weiter auf. Mit Erstaunen liest man in Marco Polos Schilderungen (vgl. S. 349) von der Verwaltungskunst des Großchans Kublai, seiner väterlichen Fürsorge gegenüber dem ganzen Volke und seiner Weisheit als Regent. Man erfährt aus diesen Schilderungen von steingepflasterten, mit Bäumen bepflanzten Straßen, welche das ganze Land durchzogen, von einer wohlorganisierten Staatspost, von Jagdgesetzen und Fremdenbüchern, von staatlichen Kornmagazinen (wie die Bibel sie dem Pharao zuschreibt), von einer großartig organisierten Armenpflege, kraft welcher in der Residenzstadt allein täglich etwa 30.000 Personen durch die Fürsorge der Hofhaltung vor Hunger bewahrt wurden. Es gab eine amtliche Volkszählung, die Finanzverwaltung stützte sich auf ein streng geregeltes Münz- und Banknotenwesen usw.

Nach chinesischen Begriffen sind Familie und Staat eines. Auf diesem Sachverhalt beruht die gesamte Kultur dieses Volkes. Gewisse Beschränktheiten und Einseitigkeiten, die der Entwicklung im Wege standen, sind auch bei anderen Kulturvölkern zu verzeichnen. Unter Verhältnissen, die sich nicht in ein dogmatisches Kulturschema einordnen lassen, einer eigenartigen Entwicklung unterworfen, hat das chinesische Volk, das der Zahl nach ein volles Drittel der Menschheit vertritt, seine Rolle als Kulturträger des gesamten Ostens und Südostens von Asien offenbar in menschenwürdigerer Weise gespielt als

上天眷命
皇帝聖旨諭中外百司官吏人等孔子
之道垂憲萬世有國家者所當崇奉曲
阜林廟上都大都諸路府州縣邑應
設廟學書院照依

Tibetisch-chinesische Inschrift Kublai-Chans.

beispielsweise die glorreiche Konquista auf dem Boden der Neuen Welt . . .

* * *

Indochina.

An den chinesischen Kulturkreis gliedern sich östlich Korea und Japan, südlich das hinterindische Reich Annam (Cochinchina); an letzteres schließen nach Westen die beiden Reiche Siam (mit Kambodscha) und Birma, welche zum indischen Kulturkreis gehören. Hinterindien — Indochina, Indonesien, »der goldene Chersones« — bildet also gewissermaßen das Bindeglied zwischen zwei Welten: der mongolischen und der arischen. Der äußerste südliche keulenartige Ausläufer, die Halbinsel Malacca, die mit ihrer Südspitze fast bis zum Äquator reicht, wird vorzugsweise von Malaien bewohnt. Von den letzteren abgesehen, gehören die Völker Hinterindiens, wenn auch von zwei verschiedenen Richtungen her kulturell beeinflußt, in ethnischer Beziehung einer gemeinsamen Rasse an. Diese Gemeinsamkeit kennzeichnet sich neben anderem vornehmlich durch die einsilbigen Sprachen, welche diese Völker reden. Es sind der Hauptsache nach die Birmanen und Lohitavölker, die Thai- oder Schanvölker und die Annamiten.[1])

Die Gesittung, welche diese Völker sich angeeignet haben, und die im Westen etwas früher als im Osten Platz griff, verdanken sie vorzugsweise religiösen Einflüssen: im Westen dem Buddhismus, im Osten dem Confucianismus. Dort hat auch der Brahmanismus starke Wirkungen geäußert, wie dies vornehmlich im östlichen Siam (Kambodscha) in den

[1]) Die Spezialisierung dieser Völker bringt in die Gesamtheit der Bewohnerschaft Hinterindiens eine Buntheit von Stämmen, wie sie auch sonst vielen Gebieten Asiens eigentümlich ist. Im allgemeinen und vom kulturgeschichtlichen Standpunkte hat man zwischen den zivilisierten Hauptvölkern, welche den Grundstock der historischen hinterindischen Reiche bilden, und den Bergstämmen des Nordens mit ihrer primitiven Gesittung wohl zu unterscheiden. Vom Standpunkte der Rasse erwachsen der Klassifikation da und dort mitunter Schwierigkeiten. Die Birmanen rechnet Oskar Peschel beispielsweise zum malaio-chinesischen Stamm, wodurch ihnen die Bedeutung einer Mischrasse zukäme. Die Bezeichnung »mongolenähnliche« Völker desselben Gelehrten, sagt im Grunde genommen nichts. In zahlreiche Stämme zersplittert sind die Lohitavölker, zu welchen auch die Lolo — die Ureinwohner der chinesischen Grenzprovinz Yün-nan, zu zählen sind. Das ansehnlichste Volk dieser Gruppe sind indes die Karen, welche in den Bergen von Arakan, in Pegu und im südlichsten Birma, ferner in den Tälern des Irawaddy und Salwen, sowie sporadisch bis an den Menam wohnen. Neben den Birmanen und Karen wohnen in Pegu din Talaing (Mon), deren Sprache mit dem Birmanischen keinerlei Verwandtschaft aufweist. Sie selbst halten sich für dasjenige Volk, das ursprünglich in Südbirma das herrschende war. Zu den Thaivölkern (Siam) zählen die Lao, Ahom, Khassia und Khamti, von welchen den erstgenannten geschichtlich und kulturgeschichtlich eine gewisse Rolle zukommt. Bemerkenswert ist, daß die Sprache der Ahom zur Zeit ein totes Idiom ist. Zu den Thaivölkern sind auch die Stämme der Miau-sti- (Miao-ste) — d. i. »Söhne der Erde« — zu rechnen, die Urbewohner der südlichen Grenzprovinzen von China, wahrscheinlich tibetischen Ursprunges. Daß die Lao und die Annamiten zwei Abzweigungen der chinesischen Urbevölkerung seien, wie einige Ethnographen annehmen, läßt sich nicht entscheiden. Schließlich hat man auch zwischen den Annamiten und den Tongkinesen zu unterscheiden, welch letztere keineswegs ein einheitliches Gepräge aufweisen. Ihrer Sprache nach zu urteilen, hängen sie mit den benachbarten Miau-tsi zusammen und stehen in einem ethnischen Gegensatz zu den Annamiten.

großartigen Ruinen — Zeugen einer längst verschollenen Kultur — und im nationalen Schrifttum zum Ausdrucke kommt. In diesen Ländern faßte der Buddhismus etwa in der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts Fuß und er gab von da ab die Grundlage für das, von kriegerischen und politischen Umwälzungen kaum berührte religiöse und geistige Leben. Bemerkenswert ist, daß die größte Sammlung von Pali-Handschriften aus Birma stammt. Diese Schriften kamen aber in



Buddhistische Felsenskulptur zu Thaton (Süd-Birma).

relativ später Zeit in das Land, in der ersten Hälfte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts, und zwar durch Vermittlung des früheren Brahmanen Buddhagoscha. In der Folge gelangte der Buddhismus in Birma zu einer sehr festen hierarchischen Gestaltung, was eine allmähliche Erstarrung des ersteren zur Folge hatte. Einige aus dem Sanskrit stammende Werke (die Rama-Geschichte, die Fabelsammlung Hitopadesa und ein Rechtsbuch), wurden geistiges Gemeingut der Birmanen. Anregung zu neuem selbständigem Schaffen haben diese Bruchstücke brahmanischer Literatur nicht gegeben.

In der Lebensbeschreibung des alten Ministers Aporaza (Aporazon), der dem Könige allerlei weise Lehren gibt, wobei macchiavellistische Grundsätze besonders scharf hervortreten, wird dem Herrscher unter anderem auch empfohlen, im Kriege des Feindes nicht zu schonen. Kein Wunder also, daß auf diesem üppigen Boden und in der heißen tropischen Luft die Tyrannenherrschaft an der Tagesordnung war. Die Herrscher Birmas zählen zu den gefährlichsten unter den gekrönten Spaßmachern der Welt. Es ist in der Tat in ihnen ein Stück römischer Kaisergeschichte wieder lebendig geworden. Haben auch die Namen dieser Könige nicht den Wohllaut gleich denen eines Tiberius, Caligula, Nero, Domitian usw., so erscheinen gleichwohl in jenen Namen alle Greuel des cäsarischen Wahnwitzes verkörpert. Dieses Schauspiel setzte sich bis in die letzten Jahrzehnte fort, bis Großbritannien sich veranlaßt sah, den größten Teil des Reiches an sich zu reißen, zuerst das Reich Pegu (im Mündungsgebiet des Irawaddy), später das birmanische Stammland Ava, das im großen und ganzen die Talweitung des Riesenstromes einnimmt.

Pegu ist der heilige Boden des Buddhismus in Hinterindien. In Rangun, der Hauptstadt dieses Gebietes, erhebt sich der Wunderbau der »goldenen Pagode«, vielleicht das größte Gebäude der Welt. Das ganze Gebäude ist mit Blattgold bedeckt. Zahllose Buddhastatuen füllen das Innere. Eine der kostbarsten Reliquien des Buddhismus hat hier eine bleibende Stätte gefunden — die »sieben Haare« Gautamas. Eine andere buddhistische Herrlichkeit ist das ungeheuere Steinbild des schlummernden Meisters; alsdann das Höhlenkloster von Koyun, an der Mündung des zweiten großen birmanischen Stromes, des Salwen, die Felsenskulpturen zu Thaton usw.... Im Innern des Landes stößt man zunächst auf die Trümmerstätte von Paghan, einst das »Rom« von Indochina: ein wildes Gewirre von uralten Trümmern, die traurigen Zeichen erloschenen Glanzes, den Marco Polo noch geschaut hat... Verfallener noch ist das weiter nördlich gelegene Ava, die einstige Residenz, welche dem birmanischen Reiche den Namen gegeben hat. Zwischen den Resten der einstigen »Juwelenstadt« hat sich der Wald eingenistet; im Schatten mächtiger Bäume, zwischen Tempeltrümmern ergehen sich wildfremde Diener Buddhas den erlösenden Betrachtungen von der Nichtigkeit des irdischen Seins.

An den Tempeln von Paghan tritt uns die birmanische Kunst in überwältigender Fülle vor Augen. Das Ruinenfeld erstreckt sich 13 *km* in der Länge, über 3 *km* in der Breite. Achthundert bis tausend Tempel bedecken diesen Raum. An dem größten und merkwürdigsten



Architektur aus der Felsenhöhle von Koyun an der Salwenmündung (Süd-Birma).

dieser Tempel, der den Namen des Lieblingsschülers Buddhas, Ananda[1], trägt, kann man kunstvolle Holzskulpturen — Krieger, Tänzer, Genien, Ungeheuer, phantastisch-wilde Höllenbilder — bewundern, an der Pagode Gauda Palen einen Wald von Türmchen und Pyramiden — ein bud-

[1]) Siehe Bd. I, S. 392.



Kolossalsteinbild eines ruhenden Buddha zu Pegu (Süd-Birma).

dhistischer »Mailänder Dom« im fernen Osten. Merkwürdig ist, daß an allen diesen Denkmälern der — Spitzbogen auftritt. Reisende berichten, daß sie von der Ähnlichkeit mancher baulicher Elemente mit den römi-



Buddhistischer Tempel in Mandalay (Birma).

schen im hohen Grade überrascht waren. Andere erzählen von Schloßruinen, die so anheimelnd europäisch aussehen, daß man sie ohne weiteres an den Rhein oder in das schottische Hochland versetzt denken könnte. Die künstlerische Veranlagung dieses Volkes ist unleugbar. Es ist, als ob in ihm die geistige Begabung des Hindu und der Fleiß und die Geschicklichkeit des Chinesen sich vereinigten.

Aber alles das ist — gewesen. Was auf hinterindischem Boden von Bedeutung ist, gehört der Vergangenheit an. Die Glanzzeit birmanischer Kultur fällt in das 11. nachchristliche Jahrhundert. Damals war Paghan die Residenz des Reiches und entstanden die Prachtbauten, von welchen vorstehend andeutungsweise die Rede war. Um das Jahr 1500 zerfiel das Reich in vier kleinere Herrschaftsgebiete, deren wichtigste Pegu und Ava waren. Den Höhepunkt erreichte die birmanische Macht unter der Tongu-Dynastie von Pegu, vornehmlich unter König Tschenbin-myayen, der 1554 Ava eroberte. Das Reich dehnte sich damals bis an den Mekhongfluß aus, umfaßte also auch Siam. Diese Eroberung ging allerdings verloren, aber das Reich gelangte gegen Mitte des 17. Jahrhunderts unter Ampora — den Begründer der letzten Dynastie — zu neuer Machtfülle, die erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durch das Eingreifen der Engländer für immer gebrochen wurde.

Eine Märchenwelt, die wie in einen Zauberschlaf versunken scheint — weit großartiger noch als die von Paghan — knüpft sich an den Namen Angkor. Es ist dies eine Trümmerstätte im äußersten Osten von Siam, nördlich des Sees Tuli-Sap, unfern der Grenze des Königreiches Kambodscha, dem heutigen »Schutzstaate« Frankreichs. Was die indischen Tempelburgen uns bieten, ist klein und unbedeutend im Vergleich zu den ungeheueren Domen, Hallen, Terrassen usw. des Tempels von Angkor Wat und Angkor Tom, der Stadt. 16 *km* lang ist die Umfassungsmauer des Palastes. Und kein Stein in diesem Pompeji des Ostens, keine Mauer, keine Säule, die nicht im Schmucke herrlicher Reliefs und Ornamentenmuster prangte. Reich vertreten sind auch Tierbilder. Bewunderungswürdig aber vor allem sind die Reliefdarstellungen von Angkor Wat, Szenen aus dem »Ramayana« und dem »Mahabharata« vorführend. In einer Ausdehnung von $2^1/_2$ *km* (!) entfaltet sich vor den Blicken des staunenden Besuchers der endlose groteske Zug von Kriegern, den Affenscharen Hanumats, Kriegswagen, ein Gewirr von ineinanderverschlungenen Leibern, fabelhafte Bestien, groteske Zwerge, tanzende Göttinnen, Millionen von Figuren, welche der Zahn der Zeit kaum berührt hat.

Diese kolossalste Ruinenstätte der Erde gehört der Khmer-Kultur an, nach der gleichnamigen kambodschanischen Dynastie so benannt. Von den Inschriften, die von ihr Kunde geben könnten, ist noch wenig entziffert. Ihre Herrschaft wird zurzeit annäherungsweise in das Jahrtausend vom 5. vorchristlichen bis zum 5. nachchristlichen Jahrhundert verlegt. Alles andere ist ein Buch mit sieben Siegeln. Mitten im Urwald, der von den alten Wunderbauten längst Besitz ergriffen hat, liegt ein Stück tropischer Renaissance verschollen und vergessen. Etwa hundert buddhistische Priester hausen in dieser romantischen Wildnis, in der die großartigsten Kunstdenkmäler mit der überquellenden Lebensfülle der Natur ringen, doch wissen sie nichts von der Vergangenheit. In ihrer stumpfen Beschaulichkeit haben sie kein Verständnis für jenes Spiel der Einbildungskraft, welche die toten Schaustücke mit Gestalten und Geschehnissen belebt und solcherart den Dingen der Vorzeit ein visionäres Scheinleben einhaucht.



Aus den Ruinen von Angkor Wat. (Die große Terasse.)

In der Nähe dieser Trümmerstätte finden sich die Reste einer zweiten monumentalen Stadt — Patentaphrom — mit dem »Kleinodienpalast« Prasat-Keoh — beide Örtlichkeiten so dicht vom tropischen Urwald umschlungen und durchwuchert, daß jeder Besucher sich erst den Zugang bahnen müßte. Auch hier ist es ein Gewirr von Hallen, reich mit Skulpturen geschmückt, doch tragen diese vielfach den Stempel des Verfalles. Offenbar handelt es sich hier um eine Anlage aus späterer Zeit. Geschichtliche Zeugnisse fehlen . . . Spuren der Khmer-Kultur finden sich auch am mittleren Megkhong, bei Bassac, etwa 250 *km* in der Luftlinie im Nordosten von Angkor. Es ist die »Pagode des Berges« (Wat Phu): eine Terrasse mit Pflasterweg, Treppen, Standbildern usw. Die Skulpturen schließen sich dem Vollendetsten, was die Khmer-Kunst geschaffen hat, würdig an. Besonders lebensvoll sind die szenischen Darstellungen: Himmel und Hölle, häusliches Leben, Kriegsbilder usw.



Aus den Ruinen von Angkor Tom.

In kultureller Beziehung stand Siam von alters her unter indischem Einflusse, und zwar durch Vermittlung der Birmanen. Die Schrift hat sich aus dem Pali entwickelt, der Wortschatz ist reichlich mit Sanskritwörtern durchsetzt. Die herrschende Religion war zwar seit jeher der Buddhismus, doch begünstigten die Herrscher bei ihrer Vorliebe für orientalisches Fürstengepränge vielfach die Brahmanen, welche als Gelehrte, Hofastrologen, Zeremonienmeister usw. dem höfischen Leben den Stempel aufdrückten und der Religion eine dem wahren Buddhismus fremdartige Beimischung verliehen, die im Kult ihren Ausdruck fand. Auf brahmanischen Einfluß ist auch die reiche Profanliteratur der Siamesen zurückzuführen.

Als letztes Glied der hinterindischen Völkergruppe tritt uns historisch und kulturgeschichtlich bedeutsam das Volk der Annamiten entgegen. Es scheidet sich strenge von den westlichen Nachbarn und schließt sich in Religion und Sitten an die Chinesen an. Ihr Land gelangte bereits in früher Zeit (234 v. Chr.) unter chinesische Herrschaft, unter der es, trotz wiederholter Unabhängigkeitsbestrebungen, bis 1418 n. Chr. verblieb, um welche Zeit eine einheimische Dynastie und damit ein leidlich unabhängiges Reich begründet wurde. China hat seine Ansprüche auf Annam niemals aufgegeben, wie denn auch die späteren annamitischen Kaiser in Zeiten der Bedrängnis, um stärkeren Rückhalt zu finden, den Lehensbrief von den chinesischen Kaisern einholten.

Dieser geschichtlichen Vergangenheit entsprechend, haben Religion und Wissenschaft in Annam völlig chinesischen Zuschnitt. Der Buddhismus — in der chinesischen Fassung als »Foismus« — hat niemals tiefere Wurzeln geschlagen; die mit chinesischer Bildung und Gelehrsamkeit ins Land gekommene Lehre des Kung-tse war niemals volkstümlich, sondern lediglich geistiges Gut der Gelehrten. Die eigentliche Volksreligion ist der Kult der Schutzgeister (Nats), eine über alle Maßen groteske Dämonologie, verbunden mit einer rohen Idololatrie. Welcher





Faksimile einer Seite aus einer siamesischen Handschrift astrologischen Inhalts. (Pariser Nationalbibliothek.)

Art diese zahlreichen Geister sind, erkennt man am besten daraus, daß ihr oberster Herr der Kaiser selbst ist, der je nach der Wirksamkeit der Schutzkraft, die sie zum Guten oder Bösen äußern, sie bestraft (Durchprügeln ihrer Thronsitze) oder belohnt (Rangerhöhung mittels kaiserlicher Dekrete) — ein Possenspiel für große Kinder, wie es auch in China noch allenthalben in Blüte steht.

* * *

Japan.

Vor etwa 2500 Jahren — in der Zeit, da im ältesten Rom Tarquinius Priscus den Königsthron einnahm, in der griechischen Welt das erste Licht philosophischen Denkens von Thales von Milet und Anaximander ausging und Ninive dem Medersturme unter Kyaxares erlag — drang aus dem Süden des japanischen Archipels ein gewaltiger Held nordwärts vor und brachte den größten Teil der Hauptinsel Nippon in seine Gewalt. Die Mythe nennt ihn Zimnu Tenno (Jimmu Tenno). Das Kunststück war nicht groß, denn es handelte sich um die Bezwingung einer wenig zahlreichen und friedlichen Bewohnerschaft, die sich im bedürfnislosen Naturzustand befand, und, vorzugsweise an den Küsten hausend, mit dem Fischfange ihr Dasein fristete.

Wer diese Urbewohner des Inselreiches waren, ist nicht bekannt. Man vermutet in dem jetzigen Völkchen der Aino (Ainu), welches die nördlichste Insel des Archipels, Jesso, bewohnt und sich durch Freundlichkeit und Redlichkeit auszeichnet, aber als ausschließliches Jäger- und Fischervolk noch heute auf der untersten Stufe der Gesittung steht, den Rest jener Urbevölkerung, welche in der Vorzeit Nippon bewohnte. Man hält sie bald für mongolischen Stammes (Dönitz, Hilgendorf), bald für ein Volk hyperboreischer Rasse (Friedr. Müller). Ihre nahe Verwandtschaft zu den Giljaken auf Sacchalin und im südlichen Amurgebiet ist bezeugt. Auch die Bewohner der Kurilen — der Inselschnur zwischen Jesso und Kamtschatka — werden demselben Stamme zugesellt.

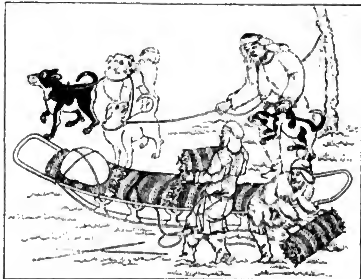
Die japanische Geschichte nennt die autochthone Bevölkerung Emishi. Lange bevor Zimnu seinen Eroberungszug in Szene setzte, hatten sich über Korea ins Land eingedrungene Einwanderer mongolischen Stammes im Süden des Archipels eingenistet, und einen Teil der Urbevölkerung sich assimiliert, wobei wohl auch eine Verdrängung derselben nach Norden Platz griff. Es sprechen aber mancherlei Anzeichen dafür, daß noch eine dritte Rasse an der Urgeschichte Japans Anteil hatte. Nach ihrem Heimsitze, der Insel Kiushiu, welche die südlichste des Archipels ist, zu urteilen, und an der Hand gewisser Rassenkennzeichen, hat zuerst Dönitz die Vermutung ausgesprochen, daß es sich hier um Malaien, oder doch um einen malaienähnlichen Stamm handelt.

Dieser südlichste Stamm, kriegerisch und seetüchtig, dürfte als der eigentliche Eroberer des Inselreiches gelten. Danach wäre Zimnu eigentlich ein Malaie und die mongolische Glorie des Japanertums fiele aus dem Rahmen der Nationalgeschichte. Gewiß nicht zu ihrem Nachteile. Denn das südliche Blut, die Seetüchtigkeit, die Kampf- und Abenteuerlust jener pacifischen Rasse waren die treibenden Faktoren einer impulsiven

Entwicklungsgeschichte, die sich in dem Inselreiche von Anbeginn her geltend machten. Daß die Rassenmischung in diesem Sinne nur förderlich sein konnte, liegt auf der Hand. Die geistige Beeinflussung allerdings weist nach Korea und China. Die japanische Kultur ist nichts anderes als ein Ableger der chinesischen. Als das »Reich der Mitte« längst im Stadium der Vollkultur sich befand, herrschten auf den östlichen Inseln noch Verhältnisse, die sich auffälligerweise unendlich langsam aus ihrem Urzustande loslösten, wie denn auch die chinesische Gesittung erst ein Jahrtausend nach dem Auftauchen des mythischen Staatengründers Zimnu, dauernd unter den Japanern Fuß faßte.

Der Name »Japan« (sprich: Dschapan) entstammt dem chinesischen »dschi-pen« (Osten), eine Bezeichnung, welche erst seit Ende des 7. nachchristlichen Jahrhunderts in den chinesischen Annalen vorkommt. Marco Polos »Zipangu« entspricht dem chinesischen »Dschi-pen-kue«, d. i. Reich des Ostens. Dschi-pen sprachen die Japaner »Ni-fon« aus, daher »Nippon« als Name der größten Insel und zugleich als Bezeichnung des ganzen Reiches. Die einheimische Bezeichnung für Japan lautet »Akizu-no-sima«, Insel der Wassersümpfe (Drachenfliege). Der älteste einheimische Name für das Land ist »Jamato«. Zimnu war der erste »Mikado« (mi = groß, kado = äußere Tür, also etwa »erhabene Pforte«), der Gründer einer Dynastie, die noch heute besteht, der ältesten, welche die Menschengeschichte kennt. Er ist zugleich der Stifter der Nationalreligion, des Kami-Sinto-Dienstes, einer Verschmelzung der Religionsbegriffe der Ahnen dieses Fürsten mit dem früheren Kultus seiner Unterworfenen.

Über den Stand der Gesittung der Japaner im grauen Altertum wissen wir nichts, da die eigentliche Geschichte des Reiches erst in den ersten Jahrhunderten n. Chr. einsetzt. Chinesische Geschichtswerke legen großes Gewicht darauf, den Japanern in relativ früher Zeit die ersten Früchte einer höheren Gesittung übermittelt zu haben. Sie greifen hierbei bis in das 3. vorchristliche Jahrhundert zurück — wobei der Arzt Zjofuku die Rolle des Zivilisators übernimmt — widersprechen sich aber insoferne, als sie anderseits berichten, erst im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit den Japanern bekannt geworden zu sein, zu welchem Zeitpunkte diese noch tief in der Barbarei steckten. Im Jahre 193 n. Chr. soll ein Nachkomme des Kaisers Schi-huang-ti nach Japan gekommen sein. Damals war der südliche Teil des Landes noch der Tummelplatz des kriegerischen Stammes der Kumaoso (auf Kiushiu), dem Herde aller späteren kriegerischen Unternehmungen.



Aino mit Hundeschlitten. (Nach einem japanischen Original.)

Die erste dieser Taten, die von großer Tragweite wurde, knüpft sich an den Namen der berühmten Heldin Zingu, welche im Jahre 201 n. Chr. den ersten Kriegszug außer Landes unternahm. Das Ziel desselben war Korea, mit dem Japan fortan in beständiger Berührung blieb.[1]) In den Jahren 249 und 262 n. Chr. wiederholten sich Unternehmungen gegen das Nachbarland, und es ist bezeichnend, daß der Zivilisation durch das Schwert Bahn gebrochen wurde; denn bald hierauf erscheint von »Kudara« (Korea) her der chinesische Philosoph Wang-in (Wani) am japanischen Hof, erteilt den ersten Unterricht in der chinesischen Literatur und bringt die Bücher des Kung-tse und seiner Schule mit.

Von dieser Zeit an griff ein lebhafter Verkehr mit Korea Platz, dem bald ein solcher mit dem benachbarten Teile von China folgte. In das Jahr 463 fällt die Einführung des Seidenbaues, der ausschließlich von Chinesen betrieben wurde. Im Jahre 540 zählte man im japanischen Reiche bereits über 7000 Familien von chinesischer Herkunft. Nur wenige Jahre später griff eine geistige Strömung auf das Inselreich über, welche von den nachhaltigsten Folgen werden sollte, und zwar vorzugsweise im schlimmen Sinne — der Buddhismus. Auch er war ein Geschenk Koreas. In einem Briefe des Königs von Kudara an den Mikado Kinmei, der von einem Geschenke — eine eherne Statue des Buddha — begleitet war, heißt es: »Diese Lehre ist die beste von allen; was selbst einem Kung-tse Rätsel und Geheimnis war, wird durch sie geoffenbart. Sie verschafft uns Glückseligkeit und Vergeltung ohne Maß und ohne Grenze und macht uns endlich zu einem unübertrefflichen Boddhi« usw.

---

[1]) Die Bewohner von Korea, das bis kurz vor den letzten folgenreichen politischen und kriegerischen Ereignissen im fernen Osten von der Außenwelt völlig abgeschlossen war, sind ein Mischvolk, an welchem die Sien-pi den Hauptanteil nehmen. Es ist ein in der Geschichte Hochasiens häufig genanntes Volk, das von Norden her in die Halbinsel einbrach, während im Süden derselben die San-pan ansässig waren. Etwa im 2. vorchristlichen Jahrhundert drangen von Norden die Kao-li als Eroberer in das Land und brachten es unter ihre Herrschaft. Aus dieser dreifachen Mischung entwickelten sich Nationalität und Sprache der Koreer. Es wird berichtet, sieben Koreer hätten große Reisen nach Indien unternommen, teils zur See, teils über Land, von welchen jedoch drei unterwegs starben. Von Indien her scheint also die Schrift der Koreer beeinflußt worden zu sein. Als ihr Erfinder gilt Syei-tschong-i, ein Gelehrter, der unter der Regierung des 31. Königs des Landes, Sin-mun-wang (681—692) lebte und großes Ansehen genoß. Eigenart von Sprache und Schrift (die erstere ist, gleich der japanischen, eine mehrsilbige) haben nicht vermocht, den Einfluß der chinesischen Sprache und Literatur zurückzudrängen. Von letzterer ist übrigens sehr wenig bekannt. Nach japanischen Quellen kam im Jahre 372 v. Chr. ein buddhistischer Gelehrter namens Schua-tao nach »Kokorye« (Korea), um hier eine Schule für die neue Lehre zu gründen. Sie war bereits götzendienerisch entartet und in dieser Form, von krassem Aberglauben durchrankt, kam sie nach Japan. Herrschend blieben chinesische Art und chinesisches Geistesleben. Kein Wunder also, daß die gesamte koreische wissenschaftliche Literatur in chinesischer Sprache abgefaßt ist. Das Volk, das keinen Anteil an diesen, meist auf dem Confucianismus fußenden Geistesschätzen hat, ist in der Gesittung weit hinter den Chinesen und den Japanern zurückgeblieben und in bezug auf das religiöse Leben steht es kaum über dem Niveau ganz wilder Völkerschaften. Dies hat seinen Grund vornehmlich darin, daß die Bonzen eine verachtete Menschenklasse sind, welche tief unter dem gemeinen Volke steht und sich in einem Zustande der Verkommenheit und Verwilderung befindet, wie man sie nirgends sonstwo findet. Die Koreer haben keine Tempel, ja nicht einmal Götzenhäuser. Neben all dem besteht ein übermütiger und tyrannischer Erbadel, dem bis zu dem Wandel der Dinge, welchen die japanische Okkupation gebracht hat, alle Mißbräuche zuzuschreiben sind.

Diese »beste der Lehren« hat über Japan zuzeiten großes Unheil gebracht. Im Jahre 584 faßte der Buddhismus im Lande festen Fuß und von da ab wurde es bald von Mönchen und Nonnen überschwemmt. Die neue Lehre brachte zwar allerlei »Bücherweisheit« ins Land, sie verdrängte aber den schlichten Kamidienst, sie beeinflußte in ungünstiger Weise das öffentliche Leben, die Mönche mengten sich in die Kriegsangelegenheiten und drängten sich immer dreister an den Hof heran. Um leichteres Spiel zu haben, erklärten sie die japanische Sonnengottheit für indischen Ursprunges, die sich auch in China (hier in weiblicher





Das »Vater Unser« in japanischer Firakanna-Schrift.

Form) eingebürgert habe, worauf den Mönchen gestattet wurde, dieser »Sonnengöttin« einen Tempel zu errichten. So wanderten die Kamis, die vergötterten Ahnen, nach und nach in die buddhistischen Tempel und dem alten Volksglauben drohte Vernichtung. Allenthalben erhoben sich Klöster und Heiligtümer. Da begann man die Gefahr, die von dieser Seite drohte, zu ahnen. Im Jahre 783 erließ der Mikado Kwanmu ein Verbot gegen alle weiteren Tempelbauten.

Das Volk verharrte ohnedies standhaft bei seinem alten Geisterglauben. Anderseits hatten die Lehren des Kung-tse sichtlichen Erfolg im Sinne sittlicher Bildung und als Quelle geistigen Fortschrittes. Mit dem Gewerbefleiße und dem religiösen Sinn des Volkes gingen nun Künste und Wissenschaften Hand in Hand. Der Kulturzustand des

japanischen Volkes bis zur Wende des ersten Jahrtausendes spiegelt sich in einem rapid aufblühenden Geistesleben. Bereits in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts waren chinesische Gedichte in Aufnahme gekommen; in den ersten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts erschienen das »Buch der Annalen« (Kodschiki) und das »Fudoki« (Topographie, Naturgeschichte, Sagen), im dritten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts die Liedersammlung (20 Bände) »Koi Koku sju«. Neben der älteren Syllabarschrift des Gelehrten Kibi (gest. 175) — das sogenannte »Katakanna« — schuf Kobo (774—835) das »Hirakanna«, der bis auf den heutigen Tag unverändert gebliebenen Silbenschrift, in welcher sich eine reiche Literatur in der alten reinen Sprache erhalten hat.

Alle Wissensschätze und nicht minder die Kunst waren im ersten Jahrtausend der japanischen Entwicklung chinesischer Import. So die Philosophie — auf buddhistischer Spitzfindigkeit fußend — die Astronomie (der erste chinesische Kalender ward um 600 n. Chr. von der Kaiserin Suiko eingeführt) und die Medizin. In derselben Zeit, als in Deutschland durch den hl. Bonifazius das Kloster Fulda gegründet wurde, trat in Japan durch das Wirken zweier hochgestellten Frauen (Miyako und Komyoshi) das erste Freihospital zu Kyoto ins Leben. Mit großem Fleiße und Geschick wurden Malerei und Zeichenkunst nach chinesischen Vorlagen betrieben, die Architektur fand starke Anregung in den bis dahin fremdartigen Bau- und Zierformen des buddhistischen Tempelstiles, doch entfalteten die japanischen Meister bald größere Zierlichkeit mit Zugrundelegung leichterer Bauformen.

Auch die materielle Kultur nahm in diesem Zeitabschnitte jene Formen an, auf deren Grundlage sie sich weiterhin entwickelte. In erster Linie wurde dem Ackerbau große Aufmerksamkeit zugewendet und auf eine rationelle Bodenausnützung Gewicht gelegt, wozu die Einführung der Kanalisierung eines der fördernden Mittel abgab. Von einem Sohne des Kaisers Kwanmu — Zeitgenosse Karls d. Gr. — heißt es, daß er das Wasserschöpfrad erfunden habe. Um dieselbe Zeit kam der Teestrauch von China nach Japan, alsdann der Lacksumach, eine Baumgattung, welche das Material zu den damals in China bereits in Blüte stehenden Lackarbeiten, worin aber die Japaner späterhin ihre Lehrmeister übertrafen, lieferte. Mitte des 8. Jahrhunderts wurden Lager von Edelmetall entdeckt, deren Ausnützung den beschwerlichen Tauschhandel erleichterte. Die Drehscheibe für Töpferwaren, die Drehbank, Schleifsteine und Reismühlen wurden aus China importiert. Der Bronzeguß entwickelte sich rasch, die Schwertfegerei, von alters her vortrefflich geschult, nahm einen glänzenden Aufschwung. Dagegen unterband der Buddhismus durch seine extremen Anschauungen die Viehzucht; Hauptnahrung waren Vegetabilien, Saké (Reiswein) war früh bekannt, wurde aber seit Anfang des 9. Jahrhunderts vielfach durch den Tee verdrängt.

Auch die Sitten erhielten ein durchaus chinesisches Gepräge, wodurch viele der früheren barbarischen Einrichtungen und Gebräuche in Wegfall kamen, z. B. der Verkauf der jüngeren Brüder durch die älteren, gewisse Härten im Familienleben, die Regelung der Ehe usw. Auch die berühmte japanische Höflichkeit ist chinesischer Import. Ferner die

gesamte Staatsverfassung, die Organisation des Heeres, leider auch die barbarische Rechtspflege, die aber mit der Zeit mehr und mehr ihre ursprünglichen Härten abstreifte. Das älteste Gesetzbuch stammte aus der Mitte des 7. Jahrhunderts, dem zu Beginn des 8. Jahrhunderts der sogenannte »Taiho-Kodex« folgte.



Japanischer Krieger. (Nach einem japanischen Original.)

Eine der bedeutsamsten Wandlungen in der staatlichen Entwicklung Japans griff bezüglich der Grundrechte zur Zeit der Kaiserin Kokyoku (642—645) platz, welche alles Land für Staatseigentum erklärte. Damit war die Grundlage für das spätere Lehenswesen geschaffen, als deren Vorstufe sich die schrittweise Entwicklung des Großgrundbesitzes durch Landkauf erweist. Die Masse der Bevölkerung lebte in einem ausgesprochen sklavischen Verhältnisse zu den Beamten und Vornehmen, welch erstere zu wachsender Macht gelangten. Freizügigkeit war unbekannt und selbst der Verkehr durch Paßzwang und andere Formalitäten außerordentlich behindert, wozu noch die Unwegsamkeit des Landes kam.

In der Zeit von der Mitte des 9. Jahrhunderts bis kurz vor dem Ausgang des 12. Jahrhunderts spiegelt sich die japanische Kultur in den immer schärfer hervortretenden Gegensätzen zwischen der herrschenden Beamtenhierarchie und der Masse des Volkes, in dem allmählichen Übergewicht, welches die erstere über den Hof gewinnt, und in den ungünstigen Einflüssen auf das staatliche Leben durch die Entfaltung von Pracht und Luxus seitens der Großen und Vornehmen des Reiches. Der Adel war unversehens zu einer Macht emporgewachsen, die schwer auf die kaiserliche Autorität drückte. Glanz und Reichtum dieses Adels würden indes an sich nicht ausgereicht haben, dessen führende Rolle zu rechtfertigen; das treibende Element war ein anderes: das Kraftbewußtsein der Geschlechter, ihre Herrschaftsgelüste und der kriegerische Geist, der sie beseelte.

So entwickelte sich innerhalb kurzer Zeit eine Kriegerkaste, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den indischen Kschatryas nicht verkennen läßt. Es war im vollen Sinne des Wortes ein Kriegsadel. Seine materielle Stütze fand er zunächst im Großgrundbesitz, sodann in der Anwerbung von Soldaten, um diesen Besitz zu verteidigen. Der Ritter

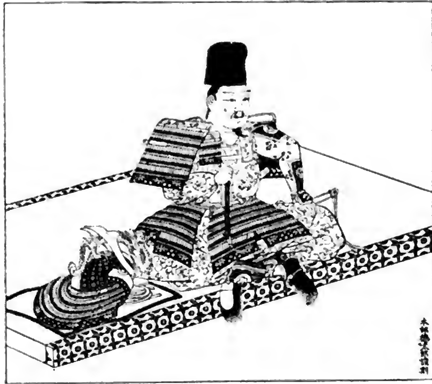


Japanische Daimyo-Rüstung. (Nach Ph. Fr. v. Siebold: »Nippon«.)

(Daimyo) umgab sich mit Vasallen (Samurais), maßte sich Hoheitsrechte an und hielt zum Kaiser oder nicht, wie es ihm beliebte, oder wie es die Umstände erheischten. Das Waffenhandwerk kam zu Ehren, der gepanzerte Krieger spielte wie sein abendländischer Vetter in derselben Periode die erste Rolle im Reiche, feste Burgen gewährten ihm und seinem Herrn Schutz. Gab es ausnahmsweise keine Kämpfe, so füllten Waffenspiele und ritterliche Übungen die Zeit aus. Nur in zwei Dingen unterschied sich der japanische Ritterstand vom europäischen: er kannte keinen Frauendienst und der Priesterstand war nicht sein Verbündeter.

So war die kaiserliche Macht zu einer Scheinherrschaft herabgesunken. In den Kämpfen, welche die sich gegenseitig bekriegenden Daimyos für und wider den Kaiser oder seinen Anhang führten, gelangte im Jahre 1193 Yoritomo zu außergewöhnlicher Macht. Er war tatsächlich Herr des Reiches und zeigte nicht üble Lust, die Herrschaft in aller Form an sich zu reißen. Seine Ratgeber waren dagegen und so begnügte er sich mit dem Titel eines »Reichsfeldmarschalls«, den ihm Kaiser Gotoba verlieh. Damit war das Sjogunat — der Feudalstaat in seiner ausgeprägtesten Form — geschaffen. Bis zum Jahre 1868, wo die große politische und kulturelle Umwälzung im Sonnenaufgangsreiche Platz griff und der Mikado die Alleinherrschaft an sich riß, dauerte diese Hegemonie, in welcher der Sjogun, eine Art weltlicher Herrscher, neben dem Mikado, dem legitimen Vertreter des alten Gottesstaates, die Staatsgewalt verkörperte. Die wirkliche Macht lag in den Händen des Sjogun, wenn nicht vollends in denen seines ersten Ministers (Sitsken), deren einer tatsächlich dem ersten Sjogunat den Hals brach und Ursache jener Umwälzung war, aus welcher die zweite Sjogun-Herrschaft hervorging.

Kein Kulturstaat der Welt hat ähnliche Kämpfe in seinem inneren politischen Leben durchgemacht, wie Japan vom 12. Jahrhundert ab. Es waren Kämpfe um die Reichsgewalt, an welchen die mehr oder



Feldmarschall Yoritomo. (Nach einem japanischen Holzschnitt. J. Lauterer: »Japan«.)

weniger berufenen Faktoren erbitterten Anteil nahmen. Das ganze Reich war durch lange Zeitläufe ein Kriegslager. Besonders anmaßend traten die Sitsken auf, die selbst vor der göttlichen Autorität des Mikado sich nicht beugten. Hier war es wieder der jeweilige Reichskanzler (Kwambaku), der die Macht in den Händen hatte. Die Oberpriester der buddhistischen Priester intrigierten und mischten sich in Staatsangelegenheiten, hielten bald zum Sjogun, bald zum Mikado und dieser Taktik schlossen sich die zurückgesetzten hohen Staatsbeamten und wie nicht anders zu denken, die stets fehdelustigen Daimyos mit ihren Vasallen, die vom Kriege und für den Krieg lebten, brüderlich an.

In diesen Wirrnissen ging das erste Sjogunat unter und, ward im Jahre 1338 durch Ashikaga Taka-udsi die zweite Sjogun-Dynastie begründet. Zwischen Sjogun und Mikado griffen leidliche Verhältnisse platz, während die Fehden zwischen den Landesfürsten ungeschwächt fortdauerten. Auch das alte Erbübel, die Herrschsucht und der Ehrgeiz der ersten Minister, kam wieder zum Durchbruche. Es gab eine Zeit, in der nicht nur der Mikado, sondern auch der Sjogun sich dem Willen der obersten Würdenträger fügen mußte. Glanz, Reichtum und Ansehen der Herrscher gingen derart zurück, daß die ärmlichsten Verhältnisse Platz griffen. Ehemalige Würdenträger lebten von Almosen, und es kam sogar der Fall vor, daß ein Mikado nicht beerdigt werden konnte, weil es an Mitteln zu einem feierlichen Leichenbegängnisse fehlte, oder daß ein Krönungsfest so lange verschoben werden mußte, bis sich ein befreundeter Fürst fand, der die Kosten hierfür bestritt.

Zur Zeit, als Kublai-Chan den Thron von China einnahm, drohte dem japanischen Reiche von dieser Seite große Gefahr. Der mächtige Mongolenkaiser hatte kurzweg Unterwerfung gefordert. Als nun der letzte von jenen Abgesandten, die zu diesem Zwecke von Peking nach Japan gekommen waren, ermordet wurde, rüstete Kublai eine mächtige Flotte aus — eine andere »Armada«, die ein furchtbarer Orkan an den Felsen der Insel Jki zerschellte. Die Gefahr, daß Japan eine chine-

sische Provinz würde, konnte mit dieser Katastrophe als beseitigt angesehen werden. Dafür war es zwei Jahrhunderte später auf dem besten Wege, ein christlicher Staat zu werden. Bekanntlich wurde Japan Mitte des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt. Im Jahre 1565 wurden die ersten christlichen Glaubensboten am Hofe des Sjogun zugelassen [1]), und unter dem mächtigen Sjogun Nobunaga war das Christentum bereits zu einem bedeutsamen staatlichen Faktor emporgewachsen. Ein gewaltiger Eroberer, in Glaubenssachen jedoch indifferent (»er erkannte nur einen Gott: sein Schwert«), hegten die Jesuiten, die seinen mächtigen Schutz genossen, die Hoffnung, auch die feste Burg zu brechen, als Nobunaga durch Verrat, erst 49 Jahre alt, fiel. Mit ihm erlosch das Licht der Aufklärung, welches einen Augenblick in Japan aufgeflackert hatte.

Als ein anderer Mächtiger — Taikosama, früherer General des Nobunaga — als »Regent« ans Ruder gelangte, hatte es den Anschein, daß das Christentum durchdringen werde. In Nagasaki, dem Sitze des portugiesischen Adels, lebten über 30.000 Christen. Die tüchtigsten Generale Taikos, der Admiral, einige Statthalter, mehrere Fürsten von Kiushiu waren Christen, einige Daimyos hatten ihre Länder fast zu christlichen Staaten umgeschaffen und eine Gesandtschaft an Papst Gregor XIII. entsendet. [2]) Es gab eigene Schulen für junge Adelige, in welcher die christliche Religion gelehrt wurde. Feldherrn und Staatsmänner gingen aus dieser Schule hervor, aber die wichtigste Voraussetzung zu einem Siege des Christentums fehlte — die Bekehrung des Sjogun. Dieser, von der Ansicht ausgehend, daß er seine Oberherrschaft und die seiner Nachkommen nur auf Basis der Mikado-Suprematie — also des alten Gottesstaates — begründen und erhalten könne, änderte plötzlich seine Gesinnung. [2])

Zunächst freilich konnte Taiko den Stand der Dinge nicht ändern. Seine besten Generale waren ja Christen und ein großer Teil des Heeres gleichfalls. Es hieß also warten. Da kam es zu einem Konflikte mit Korea, und Taiko ließ sich zu einem abenteuerlichen Kriege verleiten, zu welchem er 156.000 Mann und eine gewaltige Flotte ausrüstete (1592). Den Kampf sollten die christlichen Generale eröffnen, christliche Offiziere in möglichst großer Zahl dem Avantgardekorps beigegeben werden. Die Japaner verrichteten Wunder der Tapferkeit, konnten aber erst dann nennenswerte Erfolge erzielen, als immer wieder frische Truppen (1593) nach Korea geworfen wurden. Die Absicht Taikos war, seine christlichen Offiziere in diesen erbitterten Kämpfen zu opfern. Die Absicht mißlang. Nach dem Friedensschlusse griffen in der Familie des Sjogun widrige Familienverhältnisse Platz, die mit Mordtaten seitens Taikos endeten. Es kam zu einem zweiten Kriege mit Korea (1596), in welchem die Japaner siegreich blieben. Zwei Jahre später segnete Taiko, der die christliche Religion aus Überzeugung achtete, aber die Glaubensboten und ihren Anhang aus Politik verfolgte, das Zeitliche . . .

---

[1]) Der erste Glaubensbote, der japanischen Boden betrat (1548) war Franciscus Xaverius.

[2]) Ph. Fr. v. Siebold: »Nippon«. Zweite Auflage (Würzburg 1897), I. 390.



Sjogun Ijejasu, Begründer der Tokugawa-Dynastie. (Nach einem japanischen Holzschnitte. J. Lauterer: »Japan«.)

Mit dem Jahre 1600 schließt die Reichsgeschichte (Nippon wodai itsiran) von Japan. Im Schlußsatze heißt es: »Im neunten Monat des fünften Jahres von Kei (Oktober 1600) führte Ijejasu Krieg gegen die Aufständischen und besiegte sie. Seit dieser Zeit genießt das Reich Nippon Frieden, und der Name von Ijejasu hallt im ganzen Lande wider. Sein Name und der seiner Abkömmlinge ist auf immer segenvoll, und ihr Reich wird dauern, so lange wie Himmel und Erde« ... Es dauerte gleichwohl nur 267 Jahre. Der genannte Ijejasu aus der Familie Tokugawa war eine jener Kraftnaturen, deren das Reich so nötig hatte, um in dem fast permanent herrschenden Chaos Ordnung zu schaffen. Ijejasu riß nach dem Tode Taikos die Macht an sich und begründete die absolute Herrschaft der Tokugawa-Sjogune, welche mit dem letzten derselben, Yoshinobo, im Jahre 1867, kurz vor der Neugestaltung der Dinge im Sonnenaufgangsreiche, durch Resignation des Genannten, erlosch.

Das Jahr 1600 ist aber auch noch in anderer Beziehung bedeutungsvoll. Es bezeichnet den Ausgangspunkt planmäßig und mit größter Grausamkeit durchgeführter Christenverfolgungen, welche über vier Jahrzehnte dauerten und ihren Höhepunkt merkwürdigerweise gerade in derselben Zeit erreichten, in welcher auf deutschem Boden die Greuel des Dreißigjährigen Krieges den Namen des wahren Christentums schändeten. Der Urheber der Christenmetzeleien in Japan war ein Engländer William Adams, der als Steuermann einem holländischen Schiff angehörte, das vom Sturme an die japanische Küste verschlagen wurde. Die Mannschaft wurde gefangen gesetzt, Adams vor Ijejasu nach Yeddo, das letzterer zu seiner Residenz gewählt hatte, gebracht. Der Sjogun fand an dem sprachenkundigen Nautiker Gefallen, nahm ihn als Dolmetscher und Schiffbaumeister in seine Dienste bei gleichzeitiger Verleihung des Samurairanges.

Adams, der natürlich Protestant war, die Katholiken verabscheute und die Spanier, die sich wenige Jahre vorher vermessen hatten, England zur See anzugreifen, deren gewaltige »Armada« aber vom Sturme vernichtet worden war, glühend haßte, hetzte gegen diese (mit Einschluß der Portugiesen) und somit gegen die Christen überhaupt, denn es gab

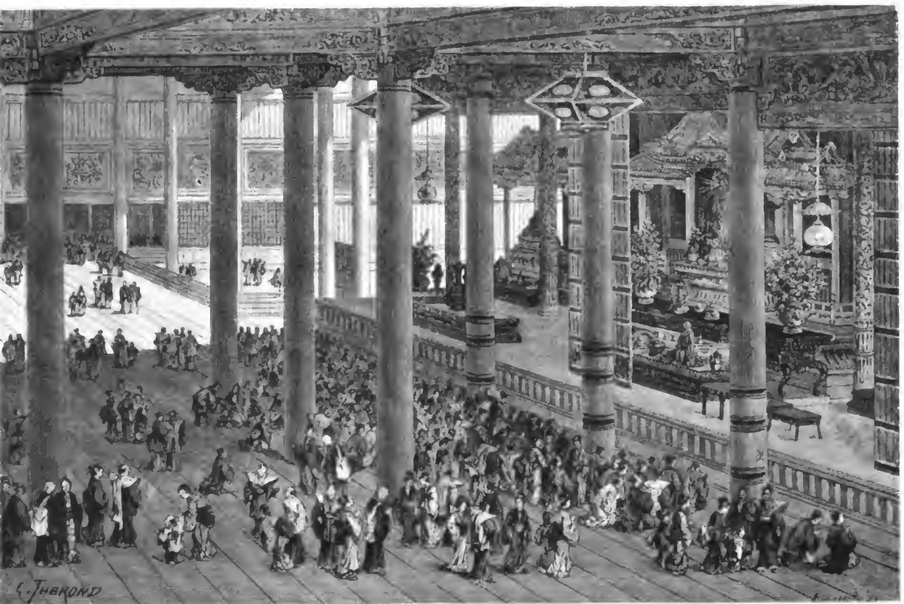
in Japan damals nur katholische. Diese Hetze kam den Holländern zugute, deren Interessen Adams beim Sjogun nachdrücklich vertrat und denen verschiedene Handelsbegünstigungen zugestanden wurden. Es würde zu weit führen, jener scheußlichen Vorfallenheiten zu gedenken, die sich Jahrzehnte hindurch abspielten und der christlichen Mission in Japan für immer ein Ende mit Schrecken bereiteten. Kreuz, Scheiterhaufen und auserlesene Torturen gegen einheimische und fremde Christen (man schätzte die Zahl der ersteren auf 600.000 Köpfe) taten ihre Schuldigkeit. Es ist ergreifend zu sehen, wie immer wieder neue Sendboten ins Land kommen, ihres schrecklichen Schicksales gewiß, um das Evangelium zu verkünden. Und nicht minder erstaunlich ist die Standhaftigkeit, mit der die einheimischen Christen allen Schrecken einer barbarisch-wilden Grausamkeit trotzen und die Apostasie verschmähen.

Im Jahre 1646, also fast genau mit dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges, nahmen die Metzeleien ein Ende. Man begnügte sich von da ab mit Drangsalierungen und harter Gefangenschaft. Drei Sjogune waren an diesen Greueln beteiligt: Ijejasu, Hidetada und Jemitsu.... Das Inselreich war nun endgültig von der Außenwelt abgeschlossen und blieb es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit verschiedene Zwischenfälle den europäischen Mächten wiederholt Anlaß zum Einschreiten gaben. Der neue Kurs bedeutete einen entschiedenen Rückschritt in allem und jedem. Der Handel wurde lahm gelegt, das Volk, durch die erschütternden Vorfallenheiten in seinem religiösen Bewußtsein beirrt, neigte zum Unglauben, die Wissenschaften verfielen, die Schulen verödeten und nur die Kunst, von den Sjogunen bevorzugt, fand Pflege. Die Holländer, in deren Händen der Handel lag, waren verachtet und lebten auf der Insel Deshima wie Gefangene. Den japanischen Kaufleuten und Beamten war jeder Verkehr mit ihnen verboten.

So verlief das 17. Jahrhundert. Ein Schleier breitete sich um das Land. Auch die Schiffbautechnik ging zurück und die Fahrzeuge, welche nun den Verkehr vermittelten, waren armselige Kähne gegenüber den großen Handelsschiffen, welche mit Hilfe Adams unter dem Sjogun Ijejasu gebaut worden waren und bis nach Indien, ja nach Südamerika und Mexiko segelten.[1]) Um so größeres Augenmerk wandten die Machthaber dem Kriegswesen zu. Eine gewaltige Armee war stets bereit, den Kampf gegen innere und äußere Feinde aufzunehmen. Der Sjogun selbst konnte 100.000 Mann zu Fuß und 10.000 Reiter auf die Beine bringen, die Daimyos waren verpflichtet — 300.000 Fußsoldaten und gegen 40.000 Reiter beizustellen. Ausrüstung und Bewaffnung waren vorzüglich, die Organisation stramm, der Geist der Truppen ein tadelloser.

Während sich so der Sjogun mit einer imposanten Militärmacht umgab und Scharen dieser wilden Krieger die unermeßliche Holzstadt Jedo durchschwärmten, thronte in klösterlicher Vereinsamung zu Kyoto der Mikado als Popanz einer theokratischen Idee, der jeder Hauch von Lebensluft fehlte. Der Mikado war jetzt nicht mehr der »Himmelskönig«,

[1]) J. Lauterer: »Japan«. S. 156.



Inneres eines buddhistischen Tempels in Tokyo. (In den letzten Jahren des Sjogunats.)

sondern das »Himmelskind«. Seine Staatspflichten bestanden darin, daß er durch etliche Morgenstunden idolenhaft starr auf seinem Throne saß, umgeben von devoten Höflingen, die nicht wagten, die Augen aufzuschlagen. Da aber jede Bewegung, welche der Gott-Kaiser vollführte, dem Reiche Unheil bringen konnte, begnügte man sich späterhin damit, lediglich die Krone auf den Thronsessel zu legen. Die Person des Mikado galt für so heilig, daß beispielsweise das Scheren der Haare und das Schneiden der Nägel nur dann vorgenommen werden durfte, wenn das Himmelskind schlief, oder richtiger: sich zu diesem unheiligen Geschäfte schlafend stellte.

Die Daimyos hatte schon Ijejasu gebändigt und der Institution des Erbreichsadels eine neue Grundlage gegeben. Sie umfaßte alles in allem 216 Familien, während der niedere Adel — die Samurais — 400.000 Familien zählte. Der Kriegerkaste zunächst stand der Bauernstand, diesem folgten im Range die Kaufleute. Die Totengräber und merkwürdigerweise auch die Gerber und Lederarbeiter zählten zu den »Ausgeworfenen«. Während das geistige Leben auf der ganzen Linie stecken blieb, blühte das Gewerbe auf und die Kunst fand um diese Zeit ihre glänzendsten Vertreter. Durch Vermittlung der Holländer kamen europäische Fabrikate ins Land, man lernte die Samtweberei und den Gebrauch der Uhren kennen, mit Beginn des 19. Jahrhunderts wurden Hochöfen angelegt, man konstruierte Dampfmaschinen und baute Mühlen.[1])

Wenn wir ein zusammenfassendes Urteil über die japanische Kultur mit einigermaßen richtiger Bewertung ihrer Bedeutung innerhalb der ostasiatischen Welt abgeben sollen, empfiehlt sich die vergleichende Betrachtung. Wir müssen das heutige Japan als das Endprodukt einer ethnischen Entwicklungsgeschichte zum Ausgangspunkte wählen und jene Fäden des nationalen Lebens festhalten, welche das Gewordene mit dem Werdenden und dem Ursprünglichen verknüpfen. Im einzelnen allerdings können wir allen Spuren nicht folgen, da zur Bewältung des überreichen Stoffes ein kurzes Kapitel nicht reicht. Die Grundzüge des japanischen Wesens sind Reinlichkeit, Zierlichkeit, Gefühl für Schicklichkeit und Maß, unverkennbare Würde und Selbstachtung. Ritterlicher Sinn und Vaterlandsliebe haben sich durch alle Zeitläufe bewährt. Gleich dem Chinesen ist der Japaner arbeitsam und bedürfnislos, leichtlebig und abgehärtet; was ihn aber von jenem vorteilhaft unterscheidet, ist ein offenes Wesen und eine beispiellose Schmiegsamkeit, welche ihn befähigt, sich den Einflüssen, die auf ihn einwirken, rasch und dauernd anzupassen.

Zu den liebenswürdigen Charakterzügen des japanischen Wesens zählen: Liebe zur Natur und im Zusammenhange damit der Geschmack an landschaftlichen Schönheiten, Blumenliebhaberei, künstlerisches Gefühl, Kindlichkeit des weiblichen Geschlechtes, Heiterkeit, Harmlosigkeit und Zutraulichkeit. Im allgemeinen lenksam und höflich, fehlt es dem Japaner gleichwohl nicht an Verschlagenheit, und seine in allen Lebenslagen zur Schau getragene Selbstbeherrschung maskiert häufig genug hochmütige Überhebung. Ein Kenner des Volkes[2]) nennt es gutmütig

---

[1]) J. Lauterer, a. a. O. S. 165.

[2]) J. J. Rein, »Japan«, Leipzig 1881, I, S. 455ff.

und freundlich, aufrichtig und gerecht, ehrlich und treu, daneben freilich auch argwöhnisch, abergläubisch und sinnlich. Bei allem Fleiß und der Fähigkeit, Fremdartiges rasch aufzunehmen, fehlt es dem Japaner an Ausdauer und Stetigkeit. So rasch er sich für eine Sache begeistert, so rasch kann er derselben überdrüssig werden; aber er fügt sich in alles, Leiden und Tod sind ihm Dinge, die gar nicht in Betracht kommen, Ruhe und Zufriedenheit die wirksamsten Mittel für das Gedeihen der Familie und für die Bewältigung jeder Arbeit.

Man nennt das Land im Sonnenaufgang ein Paradies der Frauen und Kinder. Gewiß ein sonniges Paradies mit allerlei seltsamen Blumen, eine Welt voll niedlicher Nippes und vertrackter Wunderlichkeiten. Vor allem aber voll Sonne und Blumen. Von der Sonne stammt die herrschende Dynastie ab, und die Sonne — Amaterasu — ist die oberste Gottheit des Sintokultes. In der Stadt Yamada steht ihr Tempel und darin jene vergoldete und von einem kostbaren Seidenstoffe verhüllte Kiste, worin seit undenklichen Zeiten jener Spiegel verwahrt wird, womit einst die »himmlische Lärmfrau« die Sonne aus der Höhle hervorlockte. Die Sonne war ursprünglich das Wappen der japanischen Herrscher. Jetzt ist es das Chrysanthemum — *Kiku no hana mon*, d. i. »Blumenwappen«. Die Japaner sind so sehr mit der Sonne verwachsen, daß sie aus ihrer Nationalfahne, auf der ursprünglich nach chinesischem Vorbilde Sonne, Mond und Sterne dargestellt waren, die »kleinen Himmelslichter« entfernten und nur die Sonne stehen ließen.

Die Blumen Japans prägen dem Leben seinen Stempel auf. Nicht nur in den Gärten prunken sie in buntester Farbenschönheit, auch die Kunst und Kunstindustrie bedient sich der Kinder Florens mit Vorliebe als Ornament. Eine gemalte japanische Landschaft ohne blühende Kirsch- oder Pflaumenbäume, oder wenigstens deren Zweige, ohne die liebliche *Wistaria*, oder die feuerfarbene große Lichtnelke, kann man sich gar nicht vorstellen. Dieses Blühen ist sozusagen allgegenwärtig: auf den bekannten Kakemonos (Hängebildern), auf Porzellan und Kunstgegenständen jeder Art. In der Natur haben die Blumen selbst von den Bäumen Besitz ergriffen. In den feierlichsten aller Wälder der Erde, den berühmten Zedern von Hakone und Nikko, sind die Schirmäste von Baumorchideen durchrankt, die Stämme von kletternden Hortensien umschlungen. Die roten Früchte des Spindelstrauches leuchten aus den dunklen Zweigen. Die Luft ist von dem süßen Ananasduft der Magnolien durchtränkt.

Man hat von den Japanern gesagt, sie wären groß in kleinen Dingen, und umgekehrt. Das letztere war, wie alle Welt weiß, ein gewaltiger Irrtum. Das erstere trifft im wesentlichen zu. So hat beispielsweise die japanische Gartenkunst es verstanden, unglaubliche Zwerggebilde zu schaffen. Man nennt dies »Nanisation«. Das Wachstum wird künstlich gehemmt. Eine Schirmtanne, die in der Natur zum Riesen aufschießen würde, wird im Kübel kaum meterhoch, erhält sich aber in dieser Verkrüppelung hundert, ja zweihundert Jahre. Dem Japaner ist der Garten ein Spielzeug. Er zaubert Flüßchen aus Silberpapier auf den Boden und schlägt darüber Brücken, die kaum dem Tritte eines einjährigen Kindes widerstehen würden; er türmt Felspartien auf und bepflanzt sie mit allen möglichen kuriosen Bäumchen und Gräsern, Miniatur-



Japanischer Farbenholzschnitt. (Mittelwand gelb, Hintergrund graublau, Vordergrund krapprot, linke Figur vorwiegend lichtblau, rechte Figur lichtblau, karminrot und gelb; Stelzen gelb. — Umschlag zu einem Roman.)

gebüsch und mit Goldflitter beklebten Holzpavillons. Wo fließendes Wasser zur Verfügung steht, verrichtet die bildende Hand kleine Wunder. In Silberfäden rinnen die Kaskaden über bemooste Steine, über winzige Bächlein neigt sich die zartbefiederte *Nandina* oder die blaue *Hosta caerulea*; in Miniaturweihern schwimmen träge zwei- und vierflossige Goldfische, über den flimmernden Sand kriechen Schildkröten.

Von der Kleinheit und Zierlichkeit der Frauen und Mädchen — die ganze Rasse steht unter dem Mittelmaß — sind alle Reisebeschreibungen voll. Selbst die Matronen gleichen Kindern, allerdings verschrumpften. Schon vor mehr als zweihundert Jahren fand der Reisende Van Butenheim die kleinen, geschmückten Puppen gleichenden Frauen des Inselreiches in ihrer rührenden Kindlichkeit einfach »entzückend«. Aber wie die kleinen Männer große Dinge vollbracht haben, ebenso nennt die Geschichte viele Namen von hervorragenden Frauen. Nicht weniger als neun »Mikadessen« (Kaiserinnen) haben mit ihren kleinen Händen das Steuerruder des Staatsschiffes geleitet. Von einer derselben, Suiko, die im ersten Drittel des 7. nachchristlichen Jahrhunderts herrschte, rührt der Ausspruch: »Ihr könnet alle 500 Jahre einen klugen Mann, aber alle tausend Jahre einen wirklichen Weisen finden« ... Andere berühmte Kaiserinnen waren Kokyoku, Samei, Jito, Gemmyo, Genscho, Schototoku u. a. Sie gehören dem Zeitabschnitte bis zum Abschluß des 8. Jahrhunderts an. Frauenbilder aus einer etwas späteren Zeit (11. Jahrhundert) kennt man von dem damaligen Maler Takuma Tamenji.[1]) Würde man diese Gestalten mitten in das heutige japa-

[1]) Die ältesten und erhalten gebliebenen Gemälde sind die an den Wänden des von Prinz Schotoku gegründeten Tempels Horyuchi, 50 Kilometer von Nara. Sie stammen aus dem Jahre 604. Nach dem Urteile eines Kenners (J. Lauterer: »Japan«, 42) übertreffen sie alles, was von späteren japanischen Malern geschaffen worden ist. Aber der Meister war kein Japaner, sondern ein koreanischer Priester. Etwas später setzt die heimatliche Kunst ein. Selbstverständlich wurde nach chinesischen Vorbildern gearbeitet. Vom 9. bis zum 12. Jahrhundert entwickelte sich in Kamakura ein spezifisch japanischer Stil, der von Tsunetoke (Tosa) um 1200 angebahnt wurde, wobei er an die Traditionen von Fujiwara Motomitsu (um das Jahr 1000) anknüpft. Aber erst 1465 wurde die »Tosaschule« tatsächlich begründet, und zwar durch Mitsunobo, einem Abkömmling des Erstgenannten. Diese Schule ist vornehm exklusiv, die Darstellung zart und miniaturenhaft, die koloristische Wirkung von eigenartigem Reiz. Gegenüber Tsunetoke macht sich bereits eine strengere, ideale Richtung bemerkbar. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts gelangen Mitsuhiye, ein Sohn Mitsunobos, und Iwasa Matahei (ein Zeitgenosse Albrecht Dürers) zu Ruhm. Sesshiu, der 87 Jahre alt wurde, ging eigens nach China, um dort seine Ausbildung zu finden. Als er in sein Vaterland zurückkehrte, begab er sich in ein Kloster und malte Tiere, Blumen und Landschaften. Er starb 1507. Die Buddhistenschule war durch Mincho Chodensu vertreten, welcher Götter und Heilige malte und 1427 im Alter von 76 Jahren starb. Um dieselbe Zeit blühte in Yeddo, unter dem Schutze der Sjogune, die sogenannte »Kanoschule«, die in drei Generationen gedieh: Kano Oyenosuke, dessen Sohn Kano Mosanobu und Kano Motonobu, der Sohn des letzteren. Durch planmäßige Verschmelzung japanischer und chinesischer Kunstprinzipien, deren sich Motonobu befleißigte, muß letzterer als der eigentliche Begründer der Kanoschule angesehen werden. Er genießt in Japan einen ähnlichen Ruf wie bei uns Raffael. Merkwürdigerweise gehören beide fast derselben Zeit an; Motonobu ist 1435, Raffael 1483 geboren. Im Ausgange des 17. Jahrhunderts verschmelzen die beiden Schulen (Tosa und Kano); die hervorragendsten Vertreter der neuen Richtung sind: Korin, Itshio, Okyo, Goshin und Sosen. Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich die letzte, die realistische Schule, als deren Sterne Utamaro, Teïsaï und Hokusaï gelten. Aus der Übergangszeit ist Okyo der bedeutendste Meister und der eigentliche Begründer der »Schijoschule«. Hokusaï (1760—1849) ist der »japanische Menzel«. Die von ihm gegebene Anregung — frischer, lebendiger Naturalismus — brachte die realistische Schule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer letzten Blüte, vertreten durch Hokkeï, Koïsaï, Hiroshige, Kunisada und Kunioshi. Der letzte Meister der alten klassischen Schule ist Yosaï (gest. 1878), der die Errungenschaften der Tosa- und Kanoschule bis zum Schlusse treu bewahrte. — Neben der Malerei und ihren Zwecken dienend entwickelte sich in eigenartiger Weise der Holzschnitt, beziehungsweise der Farbenholzschnitt, und zwar vornehmlich vom 17. Jahrhundert ab, vor-

nische Leben hineinstellen, so fände man schwer einen Unterschied heraus. Nennt man die berühmtesten weiblichen Namen des Sonnenaufgangsreiches darf man der Yodogimi, der Lieblingsfrau Hideyoschis (Taiko, S. 590), den man den Napoleon der Japaner nennen möchte (geb. 1536), die Kaiserin-Mutter Miyako, deren Sohn Schomu der Urheber des »Lichtbuddahs« im Daibuttempel zu Nara war, der ältesten riesigen Erzfigur dieser Art, nicht vergessen. Der Erleuchtete sitzt mit gekreuzten Beinen in der Lotosblume, deren Blätter mit eingravierten Buddhistengöttern und dem Berge »Schumisen«, dem Mittelpunkte der Welt, geziert sind. Offenbar der Berg Meru, der auf das Wunderland Indien herabschaut. Das ist ein weitgedehnter Gesichtskreis: vom Fuji Jama bis zu den Eisfeldern des Himalaya ... Wo aber die Sonne aus dem großen Wasser aufsteigt, saß einst die japanische Liebesgöttin Benten und lehrte die Mädchen Koto und Samiseng (Leier und Gitarre) spielen. Seitdem gibt es keine kleine schlitzäugige Schöne im Lande der Drachenfliege, die diese Instrumente nicht meisterte....

Nachdem Japan das Wichtigste seiner ganzen Entwicklung dem Vorbilde China verdankt, wird man selbstverständlich auch auf dem Gebiete der Kunst und Literatur des ersteren keine ausgeprägte Eigenart suchen dürfen. Allerdings handelt es sich hierbei vielfach um Anregungen, die im Insellande bis zu einem gewissen Grade eine selbständige, vom nationalen Geiste getragene Fortentwicklung fanden. Das ist gewiß kein Gebrechen. Auch die römische Kunst hat solche Anregungen in hellenischen Vorbildern gefunden und die ganze Renaissance wäre nicht gewesen, wenn die erwachten Geister nicht auf die Antike zurückgegriffen hätten. Zeitweilig breiten sich dichte Schleier über die Vergangenheit und es kommen Jahrhunderte, in welchen die Völker die Geistestaten ihrer Vorfahren vergessen haben. Im tiefsten Mittelalter wußte man nichts von Humanismus und das Andenken an die assyrische Großmacht konnte so spurlos verschwinden, daß Alexander der Große, als er die Schlacht von Gaugamela schlug, keine Ahnung von Ninive hatte, das in derselben Gegend im Boden versunken war.

Der chinesische Einfluß auf die japanische Kunst zeigt sich vornehmlich in der Architektur. Eigentlich kann man nur von einer Tempelarchitektur sprechen, wie sie in ziemlich einfacher Form an den Heiligtümern des Sintokultes (Mija) und in etwas reicherer Ausgestaltung an den buddhistischen Tempeln (Tera) zum Ausdrucke kommt. Das dekorative Element, vornehmlich die Holzschnitzerei, überwiegt. Die charakteristisch geschweiften Dächer, die Pforten und Pavillons sind von China her bekannt, wohin sie ohnedies vom Buddhismus aus Indien verpflanzt worden sind. Das Material (Holz) gab die Richtschnur; aber auch wo in Stein gearbeitet wurde, verblieb man bei den überkommenen Formen. Ebenso in der Skulptur. Hier allerdings griff der Erzguß ein, und angesichts des Reichtums an Kupfer brauchte man nicht in Verlegenheit zu kommen, um monumentale Buddhastatuen, wie sie zu Kamakura und Nera erstanden, zu schaffen. Am originellsten und reich-

erst durch Moronobu künstlerisch verfeinert, später durch Harunobu und Schiuasho zu höherer Entfaltung gebracht. Der Holzschnitt fand sowohl für Einzelbilder als zur Illustrierung von Büchern Verwendung.





Die Dichterin Onomo Komachi. (Nach einem japanischen Original.)

haltigsten und sichtbar vom nationalen Geiste inspiriert, hat sich die japanische Plastik in der Kleinkunst entwickelt: in der Waffentechnik die feinen Ziselierungen, Tauschierungen und Metalleinlagen, in der Bronzetechnik die vielen zierlichen und künstlerisch durchgebildeten Gebrauchsgegenstände, in den herrlichen Lackarbeiten und in der Keramik, zumal in der Porzellanmanufaktur. Sie verdankt ihre Einbürgerung in Japan einem gewissen Gorodayu Shomui, der im Jahre 1513 aus China in seine Heimat zurückkam und hier die Porzellanbrennerei begründete. Nachmals brachten die Japaner auf diesem Gebiete Wunder der Kunst hervor. Sie hatten ihre chinesischen Meister übertroffen.

Der Nachahmungstrieb der Japaner betätigt sich auch in der schönen Literatur.[1]) Indes griff hier ein Umstand fördernd ein: die mehrsilbige, wohlklingende Sprache, was zur Folge hatte, daß die poetischen Schöpfungen ein ganz anderes Gepräge erhielten als die chinesischen Vorbilder. Es ist übrigens schwer zu erkennen, welchen Entwicklungsgang die japanische Lyrik genommen hat. An den angeblichen Erfinder der sogenannten »Uta«, einer metrischen Form, die an das Distichon erinnert, den mythischen Dichter Sosano Onomikoto, der im 7. vorchristlichen Jahrhundert, also zur Zeit des ältesten japanischen Nationalheros Zimnu lebte, braucht man natürlich nicht zu glauben. Die

[1]) Vgl.: B. H. Chamberlain: »The classical poetry of the Japanese«. London 1880. — S. L. A. Rozny: »Anthologie Japonaise«. Poésies anciennes et modernes Paris 1871 (Übersetzung des japanischen Originals »Si-ka-zen-yo«). — A. Gramatzky: »Altjapanische Winterlieder etc.« Leiden 1892. — V. Florenz: »Dichtergrüße aus dem Osten«. (In japanischer Ausstattung.) 6. Aufl. Tokyo-Leipzig 1900.



Aus einem japanischen Roman.

ältesten Poesien sind in der Sammlung »Man-Yoshu« enthalten, die dem Dichter Yakamotsi (8. Jahrhundert n. Ch.) zugeschrieben wird.[1]) Was die bedeutenderen Dichter vom 8. bis 12. Jahrhundert gesungen haben, befindet sich in der Sammlung: »Hiaku-nin-is-syu«, wohl der verbreitetsten Anthologie in Japan, die man fast in jeder Hütte findet. Ihr Hauptvertreter ist Hitomaro (gest. 737), ihm zunächst steht Akahito. Als »Königin der Dichterinnen« lebt die schöne und talentierte Onomo Komachi (834—880) in den Erinnerungen des Volkes.

Die japanische Lyrik entbehrt der erotischen Poesie und wohl auch der naiven Liebeslyrik. Der erstere Mangel wird dafür ab und zu im Roman, weniger im Drama ersetzt. Im allgemeinen kennt man nur heroische Dramen oder Komödien. Von einer Volkssängerin aus früherer Zeit, O-Kuni, weiß man, daß sie, erst Priesterin in dem großen Tempel zu Kitsuki, sich in den Raufbold Nagoya Sanza verliebte und mit ihm nach Kyoto floh, wo sie sich und ihn mit Tanzen, Singen und mimischen Darstellungen fortbrachte. Stets verfolgt von dem Schatten eines anderen Samurai, den Sanza einst aus Eifersucht vor ihren Augen getötet hatte, schor sie sich später das Haar und baute dem Unglücklichen, dem ihre Schönheit das Leben gekostet hatte, einen Tempel.

[1]) Okasaki, Tomitsu: »Das Man-Yoshu. Eine kritisch-ästhetische Studie.« Leipzig 1898.

Solche romantische Züge sind vereinzelt. Auch im Roman, in welchem das wilde Samuraiwesen überwiegt. Es gibt aber auch in Japan böse Stiefmütter, aus deren Gewalt schöne Märtyrerinnen befreit werden, wie jene reizende Sumiyoschi, die nach langer Qual von einem kühnen Freier erobert wird. Oder die Liebe jenes tapferen Kavaliers, der sein Mädchen aus einem Verlies, wohin es von der tyrannischen Stiefmutter gebracht wurde, befreit. Die Dichterin Murasaki Shikibu schildert in ihrem berühmten »Gendshi«-Roman, wie der Sohn einer kaiserlichen Favoritin nacheinander 54 Damen huldigt und die 54 Kapitel dieses Liebeszyklus führen die Namen dieser Huldinnen. Sensationelles aber würde man in dieser Dichtung vergeblich suchen: Konventialismus, die Schere des japanischen Gartenkünstlers, auf das Liebesleben angewandt. Der ältere Liebesroman — Mindsho-Bon — zeichnet sich dadurch aus, daß die edlen Samurai stets bereit sind, mit einem ihrer beiden Schwerter sich den Hals abzuschneiden, oder das noch unangenehmere »Harakiri« vorzunehmen. In den meisten Liebesromanen ist die Luft nicht rein. Geishas (Sängerinnen), Geikos (Tänzerinnen) und noch verdächtigere Huldinnen plätschern mit bewundernswerter Behaglichkeit in Pfützen und Lachen. Die Ausführung ist meist besser als das Milieu; aber es ist noch genug des Schlimmen dabei.



Aus einem japanischen Roman.

Das große Ereignis, welches im Jahre 1868 Japan mit einem Rucke in den Kreis der abendländischen Kulturwelt hineinzog, hat im wesentlichen eine Beurteilung gefunden, die dahin geht, daß auch diesmal der Nachahmungstrieb das treibende Agens war. Nachahmungen dieser Art liegen im Wesen jeder Kultur, vornehmlich der modernen, von deren Errungenschaften man so übermäßiges Aufheben macht. Die hellenische Kultur ist vom Oriente her befruchtet worden,

die römische von Hellas, das Mittelalter hat sich durch eine Mischkultur durchgerungen und die geistige Wiedergeburt an der Schwelle der sogenannten »Neuen Zeit« mußte auf recht alte Dinge zurückgreifen, um festen Boden unter den Füßen zu bekommen. Dazu kommt, daß der naturwissenschaftlich-technische Charakter unserer modernen Kultur etwas rein Äußerliches ist, also sich ohne weiteres auch auf eine uralte exotische Zivilisation aufpfropfen läßt. Um das bunteste Gewand eines indischen Nabob mit einem melancholischen schwarzen Schwalbenschwanz der europäischen Salontoilette zu vertauschen, bedarf es weiter nichts, als eines Ganges zum Kleiderkünstler.

Da kommt uns ganz ungewungen ein Gedanke. Nicht einer allein, sondern eine ganze Kette von Tatsachen, die sich zu eigenartigen Vorstellungen verschlingen. Es ist der Parallelismus von Erscheinungen und Entwicklungsphasen, wie er sich fast gleichzeitig im fernen Osten und im fernen Westen abspielt ... Als in Japan der große Kaiser Kwanmu das Sonnenaufgangsreich beherrscht, gebietet in der Pfalz zu Aachen Karl d. Gr., im Chalifenpalast zu Bagdad Harun er Raschid. Sie alle sind »Väter« ihres Volkes; jeder in seiner Weise, im guten Glauben an ihre göttliche Mission. Von der Mitte des 6. bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts herrscht in Japan die sogenannte »Patriachalische Zeit«. In Europa reichen die gleichen Marken von Kaiser Justinian bis zum Teilungsvertrage von Verdun. Da und dort tritt die Ohnmacht der Kaiser ein, ab und zu unterbrochen von den Anstrengungen eines großen Geistes, der der Wirrnis Herr werden will.

Von der Mitte des 9. Jahrhunderts bis zum Ausgange des 12. Jahrhunderts greift in Japan die Kriegerherrschaft Platz. Wir stehen in der Zeit der Kreuzzüge. Die Ritterorden treten in den Vordergrund, auf den Sonneninseln kommen »die großen Familien« (Fujwara, Taira, Minamoto) zu Wort. Auf beiden Seiten bestimmt das Feudalsystem das Staats- und Gesellschaftsleben. Während Kaiser Heinrich IV. mit Papst Gregor VII. ringt, jagt der Kaiser Schirakawa die Klostersoldaten auseinander und bricht den Trotz der Mönche ... Es kommt die Zeit unseres späten Mittelalters, das Ritterwesen und der Minnesang, die Normannen erobern England. Während Venedig erblüht und die Schätze des Orients nach dem Abendlande strömen, gelangen in Kamakura Gewerbe und Kunst zu hoher Blüte und die Dichter singen Liebeslieder, gleich den fahrenden Sängern Ulrich von Liechtenstein und Oswald von Wolkenstein.

Das Lehenswesen zerrüttet da und dort das staatliche Leben, es hebt seine Einheit auf, bei dem Starken liegt das Recht. Der Daymiotrotz bringt Gesetzlosigkeit, Räuberunwesen, der Raubadel brandschatzt von seinen Burgen aus das ohnmächtige Volk. Wie die Normannen auf der See herumschwärmen, segeln ganze Piratenflotten der Japaner nach China, überfallen Städte, brennen, morden und rauben ... Da geht ein Schein der Wiedergeburt geistigen Strebens, der Kunst und des gesellschaftlichen Lebens von den italienischen Städten aus. Neben den Mediceern, den Visconti, den Scaligern u. a. genießen die Ashikaga-Sjogune den Ruhm, Künste und Wissenschaften zu fördern und das Mäcenatentum in großartiger Weise zu vertreten. Raffael und der größte japanische Maler — Motonobu — leben fast zu gleicher Zeit. — Dann



Japanischer Postläufer in früherer Zeit. (Nach einem japanischen Farbenholzschnitte.)

ist es wieder ein Gewaltiger, der das Sonnenaufgangsreich beherrscht — Nobunaga — ein Zeitgenosse Sultan Suleimans II. und Karls V.

Es kommen die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges hier, die grauenvollen Christenverfolgungen dort. Bill Adams, der diese Greuel angestiftet, belehrt den Sjogune, im Abendlande gebe es eine Institution die man »Inquisition« nennt, man foltere Unschuldige und verbrenne vermeintliche Zauberinnen — es sei also da und dort dasselbe. Wenn man die Christen unzählige Male ins Wasser tauche, um sie in qualvoller Weise durch Erschöpfung zu Tode zu martern, kann Adams vom sogenannten »Schwedischen Trunk« erzählen. Wie man weiß, bestand diese menschenfreundliche Behandlung darin, daß die Schweden deutschen Bauern gewaltsam Jauche einflößten und dann auf den aufgedunsenen Bäuchen tanzten, bis diese sprangen. Wir meinen, zuzeiten unterschied sich die arische Bestie in nichts von der semitischen und mongolischen.

Trotzdem haben wir es zu unserer jetzigen hohen Kultur gebracht, und weil die Schlitzäugigen aus dem Osten die ihnen gewaltsam aufgedrungenen Segnungen der modernen Zivilisation angenommen haben, machen wir uns über die »Nachäfferei« lustig, wittern aber gleichzeitig mit einem Anflug von leisem Gruseln eine »gelbe Gefahr«. Wer hat sie — wenn sie überhaupt Sinn hat — zu fürchten? Doch wohl dieselben Kulturträger, welche mit den modernen Mitteln der Zivilisation Schacher treiben, um den Geldsack zu füllen, sich mit einer Unverfrorenheit sondergleichen in die Angelegenheiten uralter Kulturvölker mengen und sie aus Lebensverhältnissen, mit welchen sie durch Jahrtausende sich

zum mindesten so gut abfanden wie die Westländer mit den ihren, herausreißen.

Und das alles spiegelt sich in dem goldenen Lichte der »Freiheit«, in der wir es so weit gebracht haben! Was hat diese gelbe Rasse eigentlich geleistet? Kann eine Moral, die aus so unsinnigen religiösen Vorstellungen hervorgegangen ist, etwas taugen? Hat sie, trotz ihrer Millionen Bücher, eine Wissenschaft? Hat sie große Dichter und Künstler, die sich mit unseren olympischen Heroen messen können? Nein, sie hat von all dem nichts. Auch in materiellen Dingen ist sie über alle Maßen rückständig ... Man springt ihr also bei. Und im Wiederhall des Kanonendonners von der Tsushimastraße verkündet ein fernes Echo, wie gelehrig sich die dehmütigen Schüler ihren westländischen Lehrmeistern erwiesen haben ...

* * *

Die Malaien.

Wie die Mongolen die kontinentale Rasse der pacifischen Welt repräsentieren, so die Malaien die ozeanische. Die Bezeichnung »archipelagische« Rasse wäre zutreffender; denn das ungeheure Verbreitungsgebiet derselben von Madagaskar im Westen bis zur fernen Osterinsel im Osten ist gleichbedeutend mit der südasiatisch-pacifischen Inselwelt und von einer räumlichen Ausdehnung, wie sie keiner anderen Rasse zukommt. Erwägt man letzteren Sachverhalt und die räumliche Trennung der über die unermeßliche Wasserfläche des Stillen Ozeans verstreuten Gruppen von Inseln und Eilanden, so muß es überraschen, daß unter allen diesen Insulanern dunkle Überlieferungen, zum Teile in übereinstimmende Sagen gekleidet, bestehen, welche auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisen. Bezeugt wird diese Gemeinsamkeit zudem durch die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen.

Da nun jene Überlieferungen, die ausgedehnten Wanderungen des Volkes zur See und die allmähliche Verbreitung über die zahlreichen Inselgruppen zur Unterlage haben, stellt sich zunächst zwingender Weise die Frage ein, in welcher Richtung diese Wanderung stattgefunden hat: von Westen nach Osten, oder umgekehrt? Und weiter: Ob die Rasse überhaupt von Anbeginn her eine archipelagische war. Die erstgestellte Frage findet ihre Beantwortung in dem Umstande, daß unter den Polynesiern, also den pacifischen Malaien, Erinnerungen fortleben, welche sich auf Wanderungen, d. h. Seezüge von Westen her beziehen, während keine einzige Überlieferung erhalten ist, welche für einen Zug in entgegengesetzter Richtung spräche. Dazu kommt, daß die polynesischen Idiome altertümlicher sind als jene der Sunda-Inseln und wir sonach in den malaiischen Sprachen der letzteren eine höhere Stufe der Entwicklung vor uns haben, wie die nicht unbedeutende Literatur bekundet. Diese Literatur hat mit dem Buddhismus indische, mit dem Islam arabische Elemente in sich aufgenommen, vermöge welchen eben jene Ausgestaltung im linguistischen Sinne Platz griff. Damit im Zusammenhange steht die höhere Kultur und Gesittung der West-Malaien, im Gegensatze zu den Polynesiern, welche — soweit sie

nicht christianisiert sind — in einer Entwicklungsphase stecken geblieben sind, die in gleicher Linie mit der neolithischen Periode Europas steht.

Die nächste Frage ist die, wohin wir den Ursitz der Malaien zu verlegen haben. Die Ethnologen im allgemeinen sind dafür, den Südosten von Asien als diesen Ursitz zu erkennen. Von hier wären die Malaien durch den Andrang der mongolischen Rasse, die stetig und mit numerischer Überlegenheit die hinterindische Halbinsel überschwemmte, auf die Inseln des Sunda-Archipels abgedrängt wurden. In der Überlieferung findet diese Annahme keine Stütze. Verwundern kann dies nicht; denn unter den veränderten Lebensverhältnissen der Malaien auf den Inseln einerseits und in Betracht der großen Assimilationsfähigkeit der mongolischen Rasse anderseits, ist man ohne weiteres zu dem Schlusse berechtigt, daß die Dränger die Bedrängten aufgesogen hätten, so daß nachmals jede Erinnerung an den einstigen Stand der Dinge verloren gehen mußte.

Unter den Polynesiern gehen Überlieferungen im Schwange, welche unzweifelhaft auf eine Besiedelung von Insel zu Insel hinweisen. Manche dieser Überlieferungen wäre ein Rätsel geblieben, hätte nicht die linguistische Forschungsmethode Klarheit gebracht. Auf welche Weise dies geschah, werden einige Beispiele beleuchten ... Unter den Marquesas-Insulanern lebt die Vorstellung, daß ihr Land aus dem Reiche der Geister (Havaiki) emporgetaucht sei. Nun ist aber der Name »Havaiki« nichts anderes, als der sprachgemäß veränderte Name der Samoa-Insel »Savaii«, der seinerseits wieder auf das Eiland Hawaii der Sandwich-Gruppe hinweist. In der Tat bewahren die Bewohner dieses Archipels eine Erinnerung bezüglich dessen Besiedelung von Savaii aus. Damit stimmt auch der Name »Upolu«, der in beiden Gruppen vorkommt, überein. Ähnliche Beziehungen bestehen zwischen den vorgenannten Inselgruppen und jenen von Tahiti und Tonga. Auf Rarotonga bezeichnet die Sage Avaiki (wohl dasselbe wie Havaiki) als jenes Stück Erde, wo der erste Mensch ans Land stieg. Zwei Häuptlinge leben als Kolonisatoren in der Erinnerung fort: Karika und Tangiia; ersterer kam »von Westen her«, letzterer von Tahiti.

Auf diese Übereinstimmung im Sinne der Überlieferung stützt sich die Annahme, in den Samoa- und Tonga-Inseln den Ursitz der Polynesier zu erkennen. »Havaiki« (Savaiki, Avaiki) wäre sonach nichts anderes, als das polynesische Eden. In diesem Namen verkörpert sich der sorgenfreie Traum der Kindheit, eine Art goldenes Zeitalter, an welche Vorstellung sich des weiteren die Sage von einer großen Insel im Westen knüpft, von der einst die polynesische Menschheit ausgegangen ist und welcher nachmals ein Wohnort der Seligen wurde.

Auf dem Wege der linguistischen Untersuchung, deren Besprechung hier zu weit führen würde, hat man herausgefunden, daß die Sprachen der West-Malaien in bezug auf die Phase ihrer Entwicklung zur Zeit des Beginnes der christlichen Ära eben ein Jahrtausend benötigt hätten. Da nun die polynesischen Sprachen keine Spur einer solchen Entwicklung zeigen, muß die Trennung etwa in das erste vorchristliche Jahrtausend verlegt werden. Die Spaltung der Wanderstämme von

Inselgruppe zu Inselgruppe muß innerhalb kürzerer Zeitabschnitte erfolgt sein; hierfür zeugen sprachliche Verwandtschaft und annähernde Gleichartigkeit der Sitten. Diese Spaltung hat, wie wir gehört haben, von den Samoa- und den Tonga-Inseln ihren Ausgang genommen, welche Gruppen sonach zunächst besiedelt wurden. Bis dahin dürfte etwa ein Jahrtausend verstrichen sein, so daß die Ausbreitung über die polynesische Inselwelt nicht über das erste nachchristliche Jahrhundert zurückzuverlegen ist.

Die polynesischen Seezüge — von der Sundasee im Westen bis zur Osterinsel im Osten, vom Sandwich-Archipel im Norden bis Neuseeland im Süden — ist eine Erscheinung, die in der Völkergeschichte ihresgleichen nicht hat. Erstaunlich vor allem ist die räumliche Erstreckung dieser Besiedelung, alsdann die Kühnheit der Seefahrer angesichts ihrer primitiven nautischen Mittel. Ob die dieser Invasion anheimgefallenen Inseln unbewohnt waren oder eine aboriginische Bevölkerung beherbergten, welche von den Einwanderern ausgerottet wurde, wird wohl nie aufgeklärt werden. Auf der Osterinsel haben sich riesenhafte Steinbilder von grotesker Gestaltung erhalten — Zeugen unbekannter, spurlos verschwundener Erdenbewohner.

Anders steht die Sache im Westen der pacifischen Inselwelt. Hier haust überall in Gemeinschaft mit den olivengelben und schlichthaarigen Malaien eine dunkelhäutige und kraushaarige Rasse — die Papua — diese im Innern der großen Inseln, jene an den Küsten und auf den Eilanden. An dieser dunklen Urrasse müssen sich die Seezüge der Malaien vorbeigeschoben haben. Anthropologisch zu den Papua, ethnologisch aber zu den Polynesiern gehören die dunkelfarbigen Melanesier, die man ab und zu auch als eine einheitliche, ungemischte Rasse angesprochen hat (Gerland). Die Melanesier sind also Papua, teilweise mit malaiischem Volkstume, und stehen sprachlich zwischen den Malaien und Polynesiern in der Mitte. Die Mikronesier sind gleichfalls Mischlinge von Polynesiern und Papua, jedoch mit vorherrschendem polynesischen Typus. Sie anthropologisch als eine besondere Gruppe anzusprechen ist unstatthaft. [1])



Steindenkmäler auf der Osterinsel. (Nach einem alten Kupferstiche.)

[1]) Bezüglich der mitunter sehr entgegengesetzten Ansichten über die malaio-polynesische Rassenfrage, beziehungsweise das in sie eingreifende

Die westliche Gruppe der Malaien — die Malaien im engeren Sinne — deren Gebiet von Sumatra bis Formosa reicht (die mehrfachen Lücken im Osten ungerechnet), ist deshalb bemerkenswert, weil diese Malaien ohne kulturell eine nennenswerte Stufe einzunehmen, durch Aneignung indischen und arabischen Literaturgutes sich über das Niveau der Nachbarvölker erhoben haben. Die ersten geistlichen Schätze vermittelten — wahrscheinlich im 5. oder 6. nachchristlichen Jahrhundert — Brahmanen, und zwar zunächst auf der Insel Bali, dann auf Java. Hier erhielt denn auch das Malaiische durch Einflußnahme des Sanskrit jene Bereicherung und Ausgestaltung, die sie erst befähigten, den aufgenommenen Literaturschatz fortzubilden.

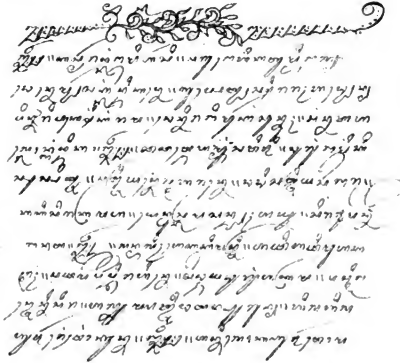
Dieses Alt-Javanische oder die Kawi-Sprache unterscheidet sich vom Javanischen sowie dieses vom Malaiischen und der Makassar- und Bugi-Sprache auf Celebes. Die Kawi-Sprache ist die eigentliche Dichtersprache, das Idiom, in welchem das indische Element die führende Rolle erhielt. Die Veden, die Heldenepen, beziehungsweise Teile derselben u. a. fanden auf diesem Wege Eingang unter den Malaien. Später, als das Kawi mehr und mehr außer Gebrauch kam, übernahm die javanische Sprache die geistige Führerschaft. Selbstverständlich ging es auch hier nicht ohne Umbildungen und Kürzungen, beziehungsweise Vermengungen mit einheimischen Überlieferungen und Sagen ab.

Ein neues Element erwuchs der javanischen Literatur durch den Islam, der etwa gegen Ende des 14. Jahrhunderts in die sundanesische Inselwelt einzudringen begann. Um diese Zeit trat die malaiische Sprache in bemerkenswerter Weise hervor. Vorher auf die Halbinsel Malakka und Sumatra beschränkt, begann sie bereits im 13. Jahrhundert als allgemeine Verkehrssprache an Ausdehnung zu gewinnen und sie wurde mit Begründung moslimischer Staaten das herrschende Idiom im Archipel, mit einer Literatur, in welcher indische und islamitische Elemente eine seltsame Mischung eingingen. Im allgemeinen reichte der indische Einfluß nicht tief. Ein seetüchtiges Volk, kriegerischen Geistes und der Piraterie in allen Formen ergeben, erstarkten die Malaien unter der Einwirkung des islamitischen Geistes, der ihrem Charakter besser sich anpaßte, als der abstrakte mythologische Apparat

---

Papua-Element, siehe: J. D. E. Schmeltz und Dr. R. Krause: »Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museums Godeffroy in Hamburg« (Hamburg 1881), S. 545—580. — Ch. Pickering: »The Races of Man«, S. 52 ff. — Friedr. Müller: »Allgemeine Ethnographie«, II. Aufl. (Wien 1879), S. 315 ff. — Alfred Russel Wallace: »Austral-Asia« (London 1879), S. 611. — Max Buchner: »Reise durch den Stillen Ozean« (Breslau 1878), S. 227. — A. Lesson: »Les Polynésiens« (Paris 1880), I Band, S. 6. — Hugo Zöller: »Rund um die Erde« (Köln 1881), I. Band, S. 100 ff. — Während der Polynesier, der seit seiner Berührung mit der Kultur auf den Aussterbeetat gesetzt ist, im allgemeinen überwiegend sympathische Züge aufweist (Tahitier, Samoaner), gilt der Papua »als eine Bestie, und, was wir mit Entsetzen erkennen, eine äußerst begabte, intelligente, selbst künstlerischer Leistungen fähige Bestie« (Friedr. v. Hellwald: »Naturgeschichte des Menschen« [Stuttgart, ohne Jahreszahl], I. Band, S. 73). Die Papua »Brüder« zu nennen, sei eine ärgere Zumutung, als zu einem — Tschimpanse »Vetter« zu sagen . . . Es ist eben nicht die Intelligenz, welche Mensch und Tier unterscheidet, sondern es sind unsere sittlichen Regungen, die der Papua nicht kennt, welche die große Kluft zwischen beiden bilden. Die sittlichen Regungen sind aber kein natürlicher Zustand, sondern etwas Erworbenes, also ein Kulturprodukt. Daß der Papua sich nicht als kulturfähig erweist, ist ein Beweis für den tierähnlichen Zustand, in dessem Banne er steht.






Faksimile einer Seite aus einem religiösen Traktat der Javanen. (Pariser Nationalbibliothek.)

der Inder, deren geistiger Ballast auf dem Gebiete der religiösen und profanen Literatur. Der Islam beherrschte von da ab auch die Rechtsverhältnisse und Sitten, ohne übrigens mit dem Alten aufzuräumen, wie beispielsweise mit dem Seerecht, daß durch die moslimische Invasion nicht berührt wurde.

Der neue Kurs ging von den islamitischen Fürstenhöfen aus. Es entstanden Chroniken, Heldenerinnerungen wurden aufgefrischt, indem man sagenhafte Geschehnisse in das romantische Kleid arabischer und

persischer Abenteuer hüllte. Piratenzüge und Seekriege erhielten durch den Einschlag von allerlei Fabeleien ein nationales Gepräge, in üppigen Lebensgenuß versunkene Sultane schicken sich in die Rolle von Märchenfürsten. Daher die vielen kleinen Epen und Erzählungen, in welchen die Einbildungskraft der Dichter bis zu einem gewissen Grade bescheidenen Anforderungen der Kunst Genüge leistet. Auch eine volkstümliche Lyrik entwickelte sich, in welcher naive Kindlichkeit und eine derbsinnliche Erotik eine wenig erfreuliche Vereinigung gefunden haben.

Den Malaien beherrscht eine ausgesprochene Lust, alle möglichen Begebenheiten in Verse zu bringen. Sie greifen hierbei bis auf Ereignisse in der Gegenwart herab, ein Interesse, das sie fremden Bildungselementen gegenüber nur in sehr mäßigem Grade betätigen. Kriegerischer Luxus blendet sie, die prunklosen Künste des Friedens lassen sie kalt. Wissenschaftliche Neigungen hat man an den Fürstenhöfen — entgegen den Herrschern in anderen islamitischen Staaten — nie verspürt. Nicht nur der indische, auch der moslimisch-arabische Wissensschatz ist ins Malaientum niemals eingedrungen. Immerhin sind Kenner des Volkes der Ansicht, daß dessen Anlagen ihn zweifellos zu einer edleren und höheren Bildung befähigten, die egoistische Kolonialpolitik der Europäer aber interesselos an jeder erzieherischen Aufgabe sich vorbeidrücke. Daher macht auch das Christentum keinerlei Fortschritte. Von den 36 Millionen Einwohnern, welche den Sunda-Archipel bevölkern, sind zur Zeit nur einige Tausende der christlichen Zivilisation gewonnen worden. Und auch diesen Zuwachs wird man nicht sonderlich hoch anzuschlagen haben.

Die Makassar und die Buginesen auf Celebes zählen zu den begabtesten und tapfersten unter den malaiischen Stämmen. Von Indien aus so gut wie gar nicht beeinflußt, haben diese Völker mit der Annahme des Islam, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf der Insel Fuß faßte, auch die arabische Sprache sich angeeignet und dementsprechend ihre Literatur entwickelt. Allerdings hat der Koran die alten heidnischen Götter nicht völlig verdrängt und die einheimischen Heldengeschichten wurden weit weniger durch arabische Zutaten abgeschliffen, wie bei den Javanen und den Malaien auf Sumatra. In der Lyrik genießen die Buginesen im ganzen Archipel eine gewisse Berühmtheit. Auch die Erzählungen, teils indischen, teils arabischen Ursprunges, erfreuen sich großer Beliebtheit. Das Hauptwerk der Bugi-Literatur ist die älteste Heldensage (»La Galigo«) des Volkes, in Verbindung mit der alten heidnischen Götterwelt.[1])

In dem unermeßlichen Inselmeer der Südsee, in welchem die abendländische Zivilisation allenthalben Fuß gefaßt hat, ohne den damit be-

[1]) Über javanische und malaiische Literatur vergleiche vor allem Wilhelm v. Humboldts berühmtes dreibändiges Werk: »Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java« (Berlin 1836—1839). — Ferner: A. Weber: »Indische Studien«, II, 133 ff. — A. Bastian: »Lose Blätter aus Indien« (Batavia 1897). — Wollheim-Fonseca: »Die National-Literatur sämtlicher Völker des Orients«, I, 582 ff. — R. Brandstetter: »Malaio-Polynesische Forschungen«, I (Luzern 1893). — A. v. Chamisso: »Über malaiische Volkslieder«. — Ausführliche Angaben über einzelne Dichtungen, Bearbeitungen etc. in Alexander Baumgartners »Geschichte der Weltliteratur«, III. und IV. Aufl (Freiburg i. B. 1902), II. Band, S. 605—637.

dachten Insulanern Glück und Gedeihen gebracht zu haben, schwinden die erbgesessenen Stämme dahin und mit ihnen die uralten Sagen und religiösen Lieder. Was sich noch erhalten hat, ist nicht ohne Interesse. So jenes höchste Wesen — »Tangaro« oder »Kanoloa« — das zumeist in Gestalt eines Meergottes auftritt. Seine Schöpferkraft weilt auf Reiatea in einer Muschel; andernorts tritt er als Schildkröte auf und erneuert sich durch Abwerfen der Schale; oder er schwebt in einem vom Winde umhergetriebenen Ei. Die Schiffszimmerleute von Tonga, deren Schutzgott er (vor der Christianisierung) war, übertrugen auf ihren Seefahrten seinen Kult an andere Küsten. In Neuseeland schreitet er als »großer Geist« über die Wogen. Seine schöpferische Tätigkeit auf den Marquesas schildert eine Art Hymnus, in welchem es heißt:

»Im Anfang der Raum und Gefährte.
Der Raum in des Himmels Höhe
Tanaoa erfüllte, durchwallet den Himmel
Und Mutuhei schlingt darüber sich hin.
Keine Stimme damals, kein Laut noch war,
Nichts Lebendes in Bewegung.
Noch war kein Tag, und nicht war das Licht.
Eine finstere, schwarzdunkle Nacht.
Tanaoa wars, der die Nacht beherrschte,
Aus Tanaoa hervor Atea (das Licht) entsprang,
In Lebenskraft schwellend, mächtig und stark.
Atea war es, der nun den Tag beherrschte.« Usw.



Kampf zwischen altmexikanischen Gottheiten. (Kodex Féjerváry-Mayer, Liverpooler Museum.)



Frühlingsfest. Nach dem Gemälde von Sandro Botticelli (Florenz).

Viertes Kapitel.

Das Werden der Universalkultur.

Eine Schilderung der Entwicklungsphasen der Kultur, die sich auf »Werden und Vergehen im Völkerleben« stützt, findet ihren natürlichen Abschluß mit dem Ausgang des Mittelalters. Nur bis dahin kann von einem Wandel der Dinge in seiner einschneidenden Bedeutung als Resultat des Kampfes der einen Kultur gegen die andere, der einen Weltanschauung gegen die andere die Rede sein. Der Niedergang, der Verfall auf der einen Seite, die neue Triebkraft, der Aufstieg auf der anderen Seite bestimmen den Fortschritt der Menschheit. Es ist kein gegenseitiges Vernichten, sondern ein schichtweises Aufbauen. Mögen auch die alten chamitischen und semitischen Kulturen spurlos untergegangen sein, so haben sie dennoch die geistigen und materiellen Werte, die sie geschaffen, an ihre Nachfolger weitergegeben, wie denn auch die klassische Kulturperiode nicht als fertiges Produkt vom Himmel gefallen ist.

Jahrtausende hat der Mensch gebraucht, um zu den einfachsten Lebenseinrichtungen zu gelangen, weitere Jahrtausende waren nötig,

ehe er die einfachsten sittlichen Ideen zu fassen begann. Von da ab rang er sich durch lange Zeitläufe auf jene Entwicklungsstufe empor, welche nur im Sinne der Vervollkommnung ererbter Kulturgüter erreichbar war — also wieder ein Aufbauen und nicht eine spontane Neuschöpfung, ohne gegebene Grundlage und ohne jenen physiognomischen Zügen, die auf die harte Arbeit einer mehr oder weniger weit zurückreichenden Vergangenheit hinweisen.

Alle Kultur ist kein Nacheinander, sondern ein Nebeneinander. Manche Glieder der menschlichen Gemeinschaft lebten im Urzustande, als der hellenische Geist sich über das Mittelmeer zu verbreiten begann; sie verharrten auf dieser Stufe, als eine neue Weltanschauung von Golgatha ausging, welche die Geschicke der Menschheit in andere Bahnen lenkte; sie nehmen noch heute jene tiefe Stufe der Gesittung ein, nachdem die christliche Kultur längst sich zu einer Vollkultur in der universellen Bedeutung des Wortes ausgestaltet und von unserem Planeten bis in seine verborgensten Winkel Besitz ergriffen hat. Der Australier von heute unterscheidet sich wohl kaum wesentlich vom Menschen der älteren Steinzeit; der Papua — der die nächsthöhere Stufe einnimmt — rückt im vergleichenden Bilde in die jüngere Steinzeit vor, in der wohl auch der Malaio-Polynesier, wenn auch unvergleichlich besser veranlangt als jener, mit ihm Schulter an Schulter steht. Auf einer höheren Staffel stehen die Nomadenvölker der hochasiatischen Rasse, welche es, wenn auch von fortgeschrittenen Völkern umgeben, zur Seßhaftigkeit nicht gebracht haben. Noch höher als diese ist die Urbevölkerung von Amerika zu bewerten, die zwar dem Untergange verfallen ist, aber in ihren alten Kulturstaaten die Ansätze zu fortschreitender Entwicklung bezeugt hat.

Die drei großen Etappen im Aufstiege der Menschheit sind durch drei Rassen bezeichnet: die chamitische, die semitische und die arische. Man spricht von einer christlichen Universalkultur, doch könnte man ebenso gut von einer arischen sprechen. Es ist jene Edelrasse, welche sich am reinsten im germanischen Typus erhalten hat. Das slavische Osteuropa hat noch die Reinigung von den mongolischen Einflüssen durchzumachen, die Romanen haben ihre enge Fühlung mit dem semitischen Orient, der ihren ganzen Entwicklungsgang beeinflußt hat, niemals völlig überwunden. Dagegen hat das Germanentum in seinen Auszweigungen als Briten und Deutsche die zwei Hauptfaktoren der Universalkultur in festen Händen behalten: die Tatkraft des einen Zweiges und die geistige Suprematie des anderen.

Wir haben eingangs hervorgehoben, daß eine kulturgeschichtliche Betrachtung mit ethnologischer Grundlage mit dem Mittelalter abzuschließen hat. Die großen Neugestaltungen, welche in den nächstfolgenden Jahrhunderten die europäische Menschheit auf der Bahn des Fortschrittes weitergeführt haben, sind keine Phasen im evolutionistischen Sinne, sondern Etappen der Anpassung und Auslese. Die Renaissance baute keine Kartenhäuser, sondern hatte den festen Grund der Antike unter sich. Alter Wein in neuem Gefäß. Der Trank hatte an Güte nichts verloren. Der Humanismus holte sich in ihm jene Belebung, die notwendig war, um die vielen Schlacken, die am Geiste des Mittelalters

hafteten, abzustreifen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß der geistige Inhalt dessen, was wir als »Renaissance« bezeichnen, nicht so sehr auf der Antike, als auf jenen Elementen ruht, welche die christliche Erziehung des Mittelalters geschaffen hat.

Wenn Ranke in seiner »Weltgeschichte« sagt, das wichtigste und folgenreichste Wort Jesu sei die Weisung gewesen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes, so knüpft dieser Ausspruch offenbar an die bedeutsamste Erscheinung des Mittelalters an: an die Unabhängigkeit und jene Art höhere Freiheit, welche sich die Kirche erkämpft hatte, um damit den Weg für die Freiheit Aller vorzuzeichnen. Kraft gegen Kraft, Widerstand gegen Widerstand hat jene Eruption zur Folge gehabt, die zur Befreiung der Geister führte. Den stärksten Antrieb hierzu gab jenes Element, welches man germanisches »Barbarentum« nennt. Ohne dieses, mit seinem unbändigen Freiheitsdrang, wäre aus unserem Erdteile ein europäisches Tibet geworden.

Der neue Christenmensch und mit ihm der Träger der Universalkultur ist im Mittelalter für seine Mission vorgebildet worden. Wir dürfen auch die Renaissance auf diesen Sachverhalt zurückführen. Dante, der sie einleitet, ist vom antiken Geiste so weit weg als nur immer möglich. Alles in ihm ist Reflexion: Einsamkeitsgefühl, Sehnsucht, der Dunstkreis des Vergänglichen, Unendlichen, Grenzenlosen. Die Saiten, die in der Tiefe dieser Seele erklingen, kommen nicht vom Kythäron. Sie sind in der Klosterstimmung zu neuem Leben erwacht. Es ist wie ein unruhiges Ahnen, wie das Vorgefühl einer großen Zukunft, die noch hinter wehenden Schleiern liegt, gleich dem goldenen Nebel vor Sonnenaufgang. Beherrscht etwa das Quattrocento der antike Geist? Sind die Gestalten eines Lionardo oder Raffael, ist der mächtige Schöpferdrang eines Michelangelo, sind all das Leben und Weben auf den Kunststätten Italiens — vom Norden und Nordwesten Europas nicht zu reden — dem Borne der böotischen Charitinnen entsprungen? Oder spricht aus ihnen nicht vielmehr der Geist des Mittelalters, der mit der »Vita Nuova« Dantes zugleich der Kunst und der Wissenschaft neue Pfade wies? Beides sind wohl antikes Erbe, aber ihre Ausreifung im Geiste einer anderen Zeit hat mit der Antike wahrlich nichts zu schaffen.

Dazu kommt noch ein anderes. Hält man sich die Pfadfinder der Renaissance vor Augen, so ergibt sich scheinbar ganz ungezwungen die Anknüpfung an den Romanismus. Die Italiener als Nachkommen der Römer, ihres Wesens und ihres Geistes, ihrer Kultur und ihrer Gesittung müssen folgerichtig als das Gefäß der geistigen Neugeburt an der Schwelle von Mittelalter und Neuzeit gelten. Das müssen sie nun nicht, und daß dem nicht so ist, weiß man, seitdem vage Vorstellungen durch den Forschereifer und den Spürsinn eines deutschen Gelehrten von konkreten Tatsachen verdrängt worden sind. Der unterrichtete Leser weiß, daß hier auf Woltmann angespielt wird. Auf Grund seiner eingehenden Studien in anthropologischer, genealogischer, ikonologischer und historischer Richtung ist der Genannte zu dem Ergebnisse gekommen, daß mindestens 85 bis 90 Prozent der italieni-

schen Genies der Renaissancezeit ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zugeschrieben werden müssen.[1])

Es sind keine vagen Hypothesen, keine anfechtbaren Analogieschlüsse, keine nationale Eitelkeit oder vorgefaßte Meinung, welche Woltmann zu dieser Erkenntnis geführt haben, sondern unbestreitbare Tatsachen. Sie ergeben sich von selbst, wenn man sich das »Material« vor Augen hält, das jene Genies als einheimische Auslese hervorgebracht haben soll. Der »Römer« des frühen Mittelalters war dekadent bis in die Fingerspitzen. Schon der Gotensturm bedeutete eine völlige Vernichtung des altrömischen Wesens. Von tiefgreifenderer Bedeutung aber wurde die Invasion der Langobarden. Als diese den größten Teil von Italien eroberten, setzten sie sich in den Besitz der römischen Kultur und brachten das Volk in knechtische Abhängigkeit. Sie widmeten sich dem Kunsthandwerk, schenkten dem Handel Aufmerksamkeit und brachten mit einer neuen Gesellschaftsordnung eine schärfere Betonung des Individualismus, der auf dem stark entwickelten Familien- und Sippenbewußtsein fußte. Vor allem aber hielten sie an ihrem angestammten Recht mit großer Zähigkeit fest.

Aus dem freien und selbständigen Wesen der Germanen entwickelte sich nachmals, als die Langobarden ihre germanische Eigenart in Bezug auf Sprache, Tracht und Sitten aufgegeben hatten, jene typische Adelsherrschaft in den italienischen Städten, welche zu den bekannten erbitterten Kämpfen zwischen den einzelnen Geschlechtern führte. Schon daraus ergibt sich der Schluß, daß jene Adelsfamilien germanischen Ursprunges waren. Die Verfassung der Städte war offenbar ein Werk der eingewanderten Germanen. Außer dem langobardischen Rechte, stand auch das fränkische, sächsische und gotische Recht im Gebrauche. Germanisches Kraftbewußtsein leitete dann zu dem Individualismus in Kunst und Wissenschaft hinüber und damit ist, besser als durch irgend etwas anderes, das eigentliche belebende Element in jener Erscheinung, welche wir als Renaissance bezeichnen, gekennzeichnet. Bei zahlreichen Geschlechtern, welche im 13. und 14. Jahrhundert in Florenz eine Rolle spielten, lassen sich altdeutsche Familiennamen nachweisen. Dasselbe gilt von den vielen hervorragenden Männern auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Schließlich ist nicht zu übersehen daß bei der Besitzergreifung Roms durch die Germanen die römische Kirche germanisiert wurde.[2])

[1]) Ludwig Woltmann: »Die Germanen und die Renaissance in Italien«. Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener. Leipzig 1905 — Vgl. auch Hartmann: »Geschichte Italiens im Mittelalter«. 1900. — W. Bruckner: »Die Sprache der Langobarden«. 1895. — C. Meyer: »Sprache und Sprachdenkmäler der Langobarden«. 1877.

[2]) Anderer Meinung ist H. St. Chamberlain, der die germanische Kirche eine antigermanische Institution nennt und in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst den fundamentalen Gegensatz zwischen der romanischen und der germanischen Rasse erkennt. . . . A. Schönbeck, (»Walter von der Vogelweide«, S. 11) betont den germanischen Ursprung des Papsttums und erkennt diese Institution für eine Schöpfung, »durch welche eine notwendige Einrichtung der kirchlichen Administration zu einer weltgeschichtlichen Höhe emporgehoben wurde.« Wenn aber auf diesen Sachverhalt hin ein japanischer Professor erklärt, das Christentum sei ein Gemenge von ägyptischer Askese, griechischer Erhabenheit, römischer Überhebung und teutonischem Aberglaubens und die Folge der Germanisierung des Papsttums hätte zu den Scheußlichkeiten der Hexen-



Michelangelo. (Selbstbildnis. Galleria Capitolina, Rom.)

Die Bedeutung der Renaissance für die nachmalige Gestaltung der europäischen Zivilisation zu erörtern, ist hier nicht der Platz. Jeder Gebildete weiß, daß selbst modernes Empfinden und Denken sich von den farbenreichen Bildern einer Vergangenheit, die im wesentlichen den ganzen geistigen Inhalt der letzten Jahrhunderte geformt hat, nicht losreißen kann. Es gibt hier nichts zu erklären, nichts zu kritisieren; denn die Fernwirkung einer farbenglühenden Fata morgana, die das Kommende — die Eroberungen der christlichen universellen Kultur — ankündet, genügt. Es bedarf in der Nährung solcher reflexionärer Stimmung weiter nichts, als die Dinge ihrer Klassifizierung und verstandesmäßigen Definition zu entkleiden und das lebentreibende Element, ohne Bezug auf Zeit und Persönlichkeiten, auf sich einwirken zu lassen.

Diese Auffassung deckt sich mit jener Erscheinung, welche wir Humanismus nennen. In ihm tritt die Überzeugung hervor, daß alles, was je gedacht oder empfunden worden, seine Lebenskraft bewahrt. Ein Pico della Mirandola konnte alle Geheimnisse der alten Philosophie in sich aufnehmen und dennoch bei der Einfalt des Kinderglaubens beharren. Er ist Universalist und stellt den Menschen mitten in die Welt als Ebenbild Gottes, ist aber voll Hingabe an die Phantasiegestalten der alten Heidenwelt, die sein Empfinden mächtig beeinflussen. Die Wissenschaft wird noch nicht vom Erkenntnisdrang gegängelt, sondern von Deutungen und Vergleichen sie sucht mehr die Form zu gestalten, als den Inhalt zu vertiefen, die Ordnung der Dinge und die Schönheit gehen ihr über Wissen und Forscherernst.

Als die ausdruckvollste Verkörperung dieses Zeitgeistes, mit einem Einschlag von sehnsuchtsvoller Schwermut, erscheint uns Sandro Botticelli, der Vertreter einer Lebensauffassung, die nach neuen Idealen strebt, aber vom Geiste der Antike befangen ist. Es ist wie der Gang eines Unentschlossenen. Seine Stimmung schwankt zwischen dem Kommenden und Gewesenen. Mehr Traum als Wirklichkeit, mehr individuelles Empfinden, als objektive Kunst. Auch der Plastiker Lucca della Robbia schafft in diesem geistigen Zwielicht. Er ist immer Vergangenheit und Gegenwart zugleich. Die seelische Belebung der Form ist der tastende Ausdruck des Werdenden.

---

prozesse geführt, darf man wohl fragen: welche Religion und welches Volk sei frei von Aberglauben? Hat doch der Buddhismus — und zwar vornehmlich dessen nördlicher Zweig, der ja auch unter den Japanern zu großem Einfluß gelangte — den Dämonenkult und das Zauberwesen zum Kern der Religion gemacht und einen unglaublichen Wust von schamanistischem Unsinn aufgehäuft!







Lionardo da Vinci. (Selbstbildnis. Pinacoteca nationale, Turin.)

Ein Heros in diesem Kreise, der mit solch leisem Tasten sein Auskommen nicht findet, ist Michelangelo. Er ist der größte Stürmer der italienischen Renaissance, der Mann der leidenschaftlichen Erregung, eine impulsive Kraft, die der Realität der Dinge zustrebt — jeder Gedanke das Vorspiel eines Schöpfungsaktes. Ihm geht die Natur über die sentimentale Empfindelei, er umfängt ihre erhabene Ruhe, ihre stürmische Leidenschaft. Das ist der volle Drang in das Neue hinein, das Ringen nach Wahrheit. Mehr noch als in seinen Kunstwerken, erkennt man diesen Zug in Michelangelos schriftstellerischen Werken. Es ist immer das Sehnen nach innerer Klarheit, das Bedenken, die seelische

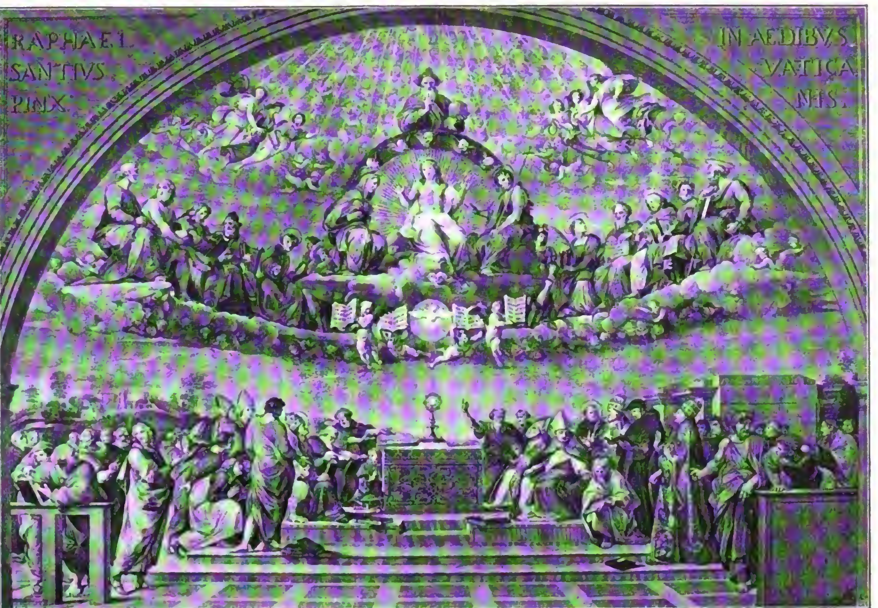
Schönheit, welche das Mittelalter gezeitigt hat, mit der körperlichen Schönheit, dem Erbteil der Antike, in Einklang zu bringen. In Michelangelo hat sich die Trennung der beiden Weltanschauungen noch nicht vollzogen.

Auch noch nicht bei dem höchstentwickelten Typus dieser Zeit, Lionardo da Vinci.[1]) Sein Erkenntnisdrang greift weit über das Kunstgebiet hinaus. Er sieht den allgegenwärtigen Geist in der Natur und sucht die Natur im Geistigen. Er ist der Mann, der die flüchtigsten Dinge dieser Welt zum Gegenstande ernstester Beobachtung gemacht hat: die Bewegungen des Wassers und das — Lächeln des Weibes. Wer denkt hierbei nicht sofort an die »Gioconda«? Anatom, Ingenieur, Flugtechniker, Physiker, die Kunstfertigkeit im Kleinen und das Größte in der Kunst, Gemütserregungen der subtilsten Art und anstrengende Geistesgymnastik — eine über menschliches Maß weit hinausragende Größe! Er enträtselt das Geheimnis der Jahresringe der Bäume und ahnt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Auch dem »Drachenflieger« unserer Flugtechniker ist er auf der Spur. Evolution, kosmische Gesetze, Tauchprobleme — die vielseitigste Bahnbrechernatur, die je gelebt. Und ein Eroberer der Menschen, kraft des persönlichen Zaubers, der von ihm ausging. Der Kunstgenius endlich gibt dieser Vollnatur die höhere Weihe....

Von Raffael Santi, dem aus der Umbrischen Malerschule hervorgegangenen Meister, sagt Goethe: »Wo man auf eine Arbeit Raffaels trifft, ist man gleich geheilt und froh«... Es ist die Weihe, die auf allen Werken dieses Künstlers liegt, welcher solche Wirkung zukommt. Die Anmut seiner Madonnenbilder ist der Reflex geadelter Weiblichkeit, die frei von aller Überschwänglichkeit sich hält. An den Heiligen in den berühmten Visionsbildern hat das Heilige nichts Ekstatisches. Als vollwertiger Renaissancekünstler aber tritt uns Raffael in den »Stanzen« entgegen, in deren berühmten Fresken er dem großen Gedanken, durch Handlung aus den Allegorien lebensvolle Bilder zu gestalten, zu siegreicher Verkörperung führt. In der »Disputa« verherrlicht er die theologische Gelehrsamkeit seiner Zeit, in der »Schule von Athen« die Weisheit der Griechen. Aber einem Manne wie dem Papste Julius II., mußte vor allem um die Verherrlichung der Kirche zu tun sein. So kann es nicht wundernehmen, wenn in der Stanza d'Eliodoro Gott die Feinde der Kirche zerschmettert und anderseits das Wunder von Bolsena — die Bekehrung eines ungläubigen Priesters — sowie das Prachtstück der »Befreiung Petris« diesem Zwecke dienen, nebenbei aber der Kunst großartige Aufgaben stellen.

---

[1]) Der Geburtsort Lionardos ist ein altes Kastell, nördlich von Empoli, dessen Name offenbar von einem germanischen Ritter »Vinco« (Winke, Vincke) herstammt. Später war die Burg im Besitze der Adimari, abermals ein Name deutschen Ursprunges, Hadimar.... In den Tälern und an den Abhängen des von der großen Verkehrsstraße abgelegenen Monte Albano, eine Stunde nördlich von Vinci, einem Landstrich, der einst von Germanen besiedelt worden war, findet man in der Bauernbevölkerung noch viele blonde und blauäugige Menschen, wahrscheinlich Reste des gotischen Stammes (L. Woltmann, a. a. O., S. 83ff.). Lionardos Bart und Haare waren goldblond und erregten die Bewunderung seines Zeitalters.... Nach derselben Quelle wäre auch der Name Botticellis althochdeutschen Ursprunges: Botta, Bodico, Bottico, neuhochdeutsch Bott, Bottlen, Bodreck.



Die Disputa. (Gemälde von Raffael im Vatikan.)



Iugendbildnis Raffael Santis. (Gemalt von Pintoricchio in der Libreria des Domes zu Siena.)

In umfangreichen Werken ist die schwerwiegende Frage behandelt worden, ob die großen Ereignisse, welche sich an der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit abspielten, die Bildung der europäischen Menschheit in der Tat bis in die tiefsten Tiefen umgestaltet hätten. Rom hatte die Völker zu unwürdiger Sklaverei herabgedrückt, die Sturm- und Drangzeit des Mittelalters die Gesetzlosigkeit und Willkür entfesselt; erst die nachfolgenden Jahrhunderte lenkten allmählig in die Bahnen der Ordnung, der Ruhe mit Tätigkeit, der ausgleichenden Harmonie bei aller Mannigfaltigkeit der Lebensäußerungen. Nach Mucaulay gibt es ein Reich, das von allen natürlichen Ursachen des Verfallens frei ist: das Reich unserer Künste, unserer Sittlichkeit, unserer Literatur und unserer Gesetze. Der größte Triumph der Menschheit sei der friedliche Sieg der Vernunft über die Barbarei.

Aber es ist noch ein anderes dabei. Tiefgehende Veränderungen können nur dann Platz greifen, wenn die wirkende Kraft sich im Bunde mit dem Zeitgeiste befindet. In diesem Sinne war die Renaissance bahnbrechend. Es war die Zeit, wo das Prinzip des Individualismus die höchsten Triumphe feierte. Ein Geschlecht von Heroen jeder Art — in der Geisteswelt und im politischen Leben — gab die Richtschnur an. Kraftmenschen, an denen sich die Klarheit des Willens mit unbeugsamer Energie, Tatenlust mit Schöpferkraft vereinigte. Nur unter solchen Menschen konnte ein Macchiavelli erstehen, der eine Politik der Gewalt verkündete; oder ein Cortez, der mit einem Häuflein zügelloser Abenteurer einen festgefügten Kulturstaat zu Boden wirft; oder jene Reformatoren, welche, wie Luther, Zwingli und Calvin, die Gewissensfreiheit fordern, das Recht der Vorherrschaft aber nicht missen mögen. Immer steht Gewalt gegen Gewalt. Ein allumfassender Drang möchte die Gegensätze ebnen, schürt aber den Widerstand im eigenen Fleische. Giordano Bruno, der den alten Glauben in einen schwärmerischen Phantheismus auflöst, und Savonarola, der eine Reaktion gegen die Antike und ihren angeblich verderblichen Geist ins Leben ruft, enden auf dem Scheiterhaufen.

Immer aber ist es die große Forderung, die alle Welt bewegt: die Befreiung und Freiheit des Individuums, die Selbstverantwortlichkeit, das volle Mannestum im Gegensatze zur bloßen Autorität. In diesem Ringen stößt der Humanismus mit seiner eklektischen Bücherweisheit mit der Reformation zusammen. Es ist zugleich ein Zusammenstoß des romanischen Geistes — dem der Humanismus entsprang — mit dem germanischen, der sich der Herrschaft Roms entziehen will. Durch Luther wird die theoretische Freiheit, die auf die Gelehrtenstuben be-

schränkt blieb, in praktische Freiheit umgewertet. Die Bedeutung dieses Kampfes liegt aber nicht in dem Widerstande, den der große Reformator vertritt, sondern in der daraus erwachsenden Verschmelzung des antiken und romanischen Rationalismus mit der christlich-mittelalterlichen und germanischen Gemütstiefe. Die Stubengelehrsamkeit wird volkstümlich, sie durchdringt immer weitere Kreise und beeinflußt das gesamte Leben. Was Luther aus rein religiösem Antrieb anbahnt, vergeistigt das glänzende Genie eines Erasmus von Rotterdam, des Ritters Georg im Kampfe gegen die Scholastik, des scharfen kritischen Geistes, der den philosophischen Dilettantismus der italienischen Humanisten die Theologie im Sinne einer geläuterten Wissenschaft entgegenstellt und in der religiösen Erziehung die Gewähr einer tüchtigen volkstümlichen Gesinnung erkennt.

Man sieht, wohin die neue Richtungslinie führen muß. Der tatkräftige Individualismus der Renaissancemenschheit war von zu elementarer Wirkung, um auf Dauer rechnen zu können. Er war die Revolution in Permanenz. Ein Stürmen und Drängen ohne Ende. Das Maß der Dinge ging verloren, in dem hochentwickelten Ich-Bewußtsein so vieler Einzelner verkümmerte das Verständnis der Allgemeinheit für das wahrhaft Große. Ermattung und Ruhebedürfnis stellten sich ein und damit hatte die Reaktion festen Boden unter den Füßen. So folgte auf die Freiheit des Christenmenschen im 16. Jahrhundert die Knechtschaft des 17. Jahrhunderts. Der Autoritätsglaube ist wieder am Ruder, das Leben wird zu einem Traume, denn nichts, was der Mensch tut oder anstrebt, entspringt seinem inneren Leben, sondern geschieht durch göttlichen Antrieb.... Es ist die Zeit der »geistigen Epidemien«, des Teufelsglaubens und der Hexenprozesse. Da eine Autorität nicht genügte, fand sich Raum für zwei Autoritäten: Staat und Kirche teilten sich in die Macht. Was die Urheber des Dreißigjährigen Krieges verbrochen haben, in welche Schmach das Deutschtum durch die unerhörten Greuel dieses Religionskrieges versank, weiß jeder Geschichtskundige.

Erst um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert vollzieht sich der große Wandel. Er geht von England aus, wo sich dem Autoritativismus der Gedanke der freien Staatsverfassung entgegenstellt. Das »Volk« will gehört sein. Nicht der zügellose Haufen, der souveräne Pöbel, in welchem der Begriff des Volkes so wenig verkörpert ist, wie in der Tonne des Diogenes der Mensch des Plato. Ein bis dahin unbekanntes Ding: das politische Leben, erwacht. Wenn Ranke erklärt: »Nicht von ursächlichen Bewegungen, sondern von großen Gefühlen werden die Völker geleitet«, so will dies so viel sagen, daß passive Völker aus dem Buche der Geschichte gestrichen sind.

Als erster Bahnbrecher der neuen Gedankenwelt tritt John Locke (1632—1704) auf. Er ist es, der die Saat der humanitären Weltanschauung des 18. und 19. Jahrhunderts ausstreut. Duldung, Gleichheit, bürgerliche Rechte sind die verheißungsvollen Blüten, welche diesem Samen entsprießen. Deismus und Moralphilosophie beherrschen die geistige Welt jener Übergangszeit. Als erster Sturmläufer gegen das Bollwerk des Despotismus erscheint Montesquieu (1689—1755) mit seinen »Persischen Briefen« und dem »Geist der Gesetze«. Viktor Hugo

freilich meint, den Namen Voltaire nennen, heißt das ganze 18. Jahrhundert charakterisieren«. Aber der Zeit Voltaires, wie jener Ludwigs XIV. fehlt der Sinn für die Natur und die natürliche Entwicklung. Noch schlimmer aber steht es mit Deutschland, das unter dem Drucke einer jämmerlichen Gewaltherrschaft, politisch zersplittert und wirtschaftlich zerrüttet, seine geistige Anregung aus welschen Literaturprodukten sich holt und damit die gesellschaftlichen Zustände zu einem Zerrbilde gestaltet.[1])

Unterdessen holt sich in England und Frankreich der Liberalismus neue Lebensluft. Sie ist dort und da nicht dieselbe: der englische Liberalismus triumphiert in dem Befreiungskriege der Nordamerikaner; der französische tobt sich vorübergehend in der großen Revolution aus, welcher die Reaktion folgt, weil das Bürgertum, also die eigentliche treibende Kraft in dieser Emanzipationsbewegung, hinterher mit Schrecken die Gefährdung seiner innersten Lebensinteressen erkennt. Der politischen Ideologie, als welche sich die große Revolution erweist, steht die »Aufklärungsliteratur« dieser Zeit zur Seite: der wissenschaftliche Triumph des Materialismus, vertreten durch die »Enzyklopädisten«, welche mit dem Deismus aufräumen und die Natur an dessen Stelle setzen.

Die französische Revolution ist eine von jenen großen »Krisen«, durch welche sich die Menschheit hindurchzuarbeiten hat, um die nächst höhere Staffel ihrer Entwicklung zu erklimmen. Aber immer ist es wieder eine bedeutsame Individualität, welche des Wirrwarrs Herr wird, seis ein Heros des Geistes, ein kluger Staatsmann, oder ein genialer Soldat. An der Schwelle des 19. Jahrhunderts steht der Repräsentant der »großen Legende« des neugallischen Volkes, das blendende Licht der nationalen »Gloire« — Buonaparte. Über die bürgerlichen

[1]) Dies gilt selbstverständlich nur von jener gesellschaftlichen Sphäre, welche das herrschende Element vertrat und mit leichtlebiger Naschhaftigkeit an dem üppig-sinnlichen Getändel, dem Luxus und dem hohlen Getue in den »bureaux déspiit« Gefallen fand. Eine Geisteswelt von ganz anderem Gepräge stand jenem seichten Schwätzertum in der wissenschaftlichen Phalanx entgegen, welche die deutsche Forscherarbeit zu so hohem Ansehen brachte und nachmals, dem Satze von dem »Volke der Dichter und Denker« gemäß, sich auf das gesamte nationale Leben übertrug. Allerdings fehlte es auch in Frankreich nicht an ähnlichen Köpfen. Die »Cartesianer« und »Gassendisten« hatten der aristotelischen Philosophie das Genick gebrochen und auf theologischem Gebiete waren die »Jansenisten« ihrem Beispiele gefolgt. In Deutschland handelte es sich zunächst nicht um den Kampf gegen das Alte, sondern um eine völlig neue Weltanschauung, welche die naturwissenschaftliche Richtung Newtons eröffnet hatte. Von Kant rührt denn auch der bemerkenswerte Satz: »Zwei Dinge sind es, die das Gemüt immer mit neuer und zunehmender Bewunderung in Ehrfurcht erfüllen, je öfter und je anhaltender sich der Geist mit ihnen beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das ethische Gesetz in mir.« Der Mann des »kategorischen Imperativs« ist es denn auch, der neben sittlicher Strenge und peinlichster Pflichttreue dem Atheismus der Enzyklopädisten seine Postulate: die Willensfreiheit, die Existenz eines Gottes und den Ausgleich von Ungerechtigkeiten dieses Lebens nach dem Tode, entgegenhält. Der subjektive Idealismus eines Fichte leitet allerdings wieder in einen objektiven Pantheismus hinüber, d. h. zum absoluten Sein, also zur abstrakten Gottheit. . . . . Dem deutschen Volke ist auch der größte Polyhistor an der Schwelle des »naturwissenschaftlichen« Jahrhunderts, Alex. v. Humboldt, entsprungen. Als ein anderer Aristoteles faßte er in seinem »Kosmos« das ganze Wissen seiner Zeit über die Natur zusammen, ein großartiges Naturgemälde, das zwar nicht unmittelbar im Sinne einer theistischen Weltanschauung abgefaßt ist, aber durch fortwährende Betonung der in der Natur herrschenden Ordnung und Harmonie im theistischem Sinne wirkt.

Schlafmützen hinweg bestimmt er den Gang der Dinge für eine Spanne Zeit, um dann in der Versenkung zu verschwinden, wie Größere vor ihm verschwunden sind — Alexander, Hannibal, Cäsar — die großen »Macher« im Totentanze der Menschengeschichte. . . .

Wie bekannt, hatte Rousseau in zwei Preisschriften die gestellten Fragen: ob die Neuerweckung der Wissenschaften und Künste zur Sittenreinigung beigetragen haben, und weiter: worin der »Ursprung der Ungleichheit der Menschen« zu suchen sei, mit einem entschiedenen »Nein« beantwortet, beziehungsweise Egoismus und Eigentum als die Wurzeln alles Übels, als die Ursache der Kriege, der Verbrechen und des sozialen Elends bezeichnet. Das Wesen dieses Übels aber liegt tiefer: in dem Gegensatze, der zwischen der höchsten Wohlfahrt der Gemeinschaft und der das größtmögliche persönliche Glück verbürgenden Unabhängigkeit des Einzelnen besteht. Mit der fortschreitenden Kultur, welche Arbeitsteilung in steigendem Maße erfordert und in dem Bestreben wurzelt, der Natur ihre Kräfte und Produkte abzuringen, hat sich dieser Gegensatz abgeschliffen.

Damit stehen wir an der Schwelle unserer Zeit, dem »naturwissenschaftlichen« Jahrhundert. Ob die Technik tatsächlich eine Kulturmacht ist, muß zur Zeit noch als ein ungelöstes Problem angesehen werden. Über die rein mechanische Wirkung der Kräfte geht der geistige Ausblick, der vorerst noch einen uferlosen Gesichtskreis überschaut. Hinter diesen verschleierten Weiten liegt die Zukunft. Unseres Erachtens liegt die Lösung, welche das menschliche Leben in harmonischen Fluß bringen und erhalten soll in dem Erfassen eines Phänomens, das viel komplizierter als irgend eine Maschine ist: in der Volksseele. Die Technik kann daher nicht der Abschluß aller Entwicklung sein. Es muß ein Höheres dahinterliegen. Ist es auch nicht das verschleierte Bild von Saïs, so ist es gleichwohl ein großes Etwas, vor dem die nachkommende Menschheit einst erwartungsvoll stehen wird.



Kaiserlicher Sommerpalast bei Peking.



Das Zeitalter der Reformation. (Gemälde von Wilhelm von Kaulbach im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin.)

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Buch.

Rom.

Erstes Kapitel: Italiker — Etrusker — Veneter.

Zweites Kapitel: Die Römer.

Drittes Kapitel: Römische Kulturverhältnisse.

Viertes Kapitel: Der Untergang der antiken Kultur.

Zweites Buch.

Das Mittelalter.

Erstes Kapitel: Der Islam.

Zweites Kapitel: Morgenland und Abendland.

Drittes Kapitel: Die Zeit der Staatengründungen in Europa.

Viertes Kapitel: Die Kultur des Mittelalters.

Drittes Buch.

Die neue Zeit.

Erstes Kapitel: Das Zeitalter der Entdeckungen.

Zweites Kapitel: Die Kulturvölker Amerikas.

Drittes Kapitel: Der Pacifische Kulturkreis.

Viertes Kapitel: Das Werden der Universalkultur.

Verzeichnis der Tafeln.

Abbildungen im Texte.

Erster Band.

Zweiter Band.

Register.

I = erster Band; II = zweiter Band; A = Abbildung; K = Kärtchen.

A.

B.

C.

D.

E.

I.

J.

K.

L.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.